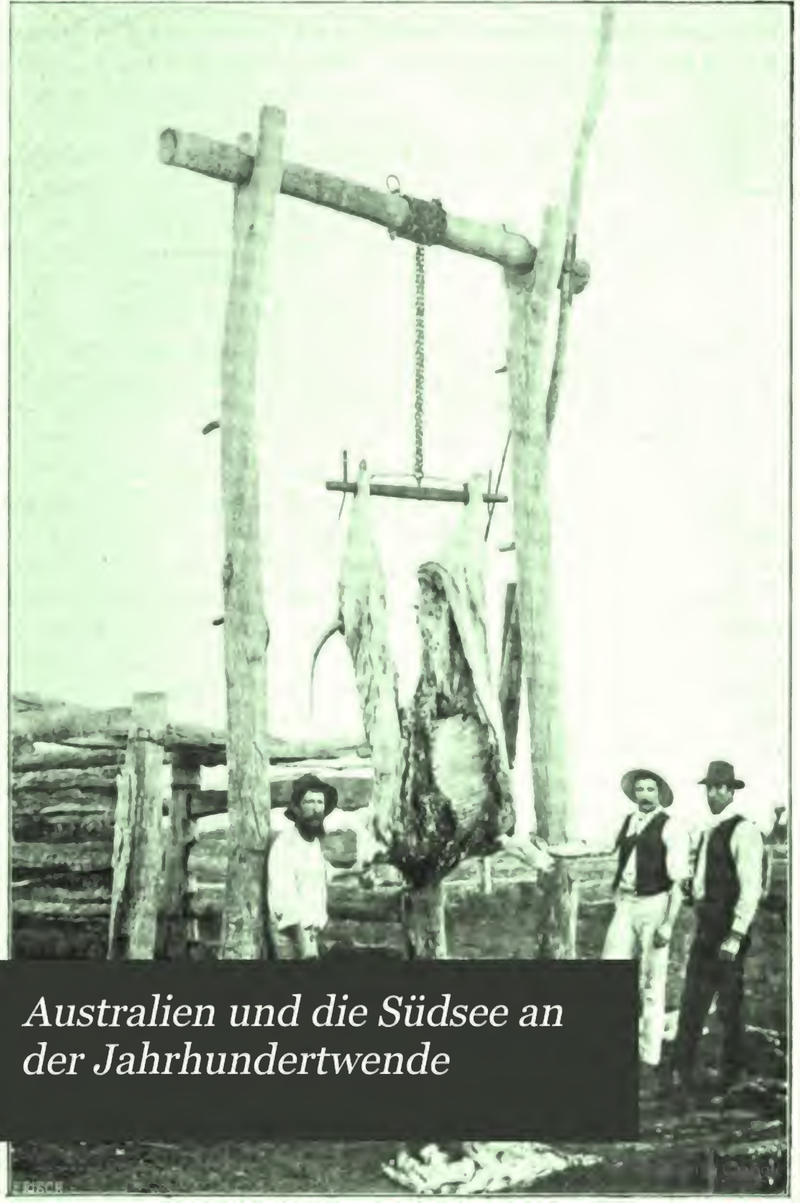
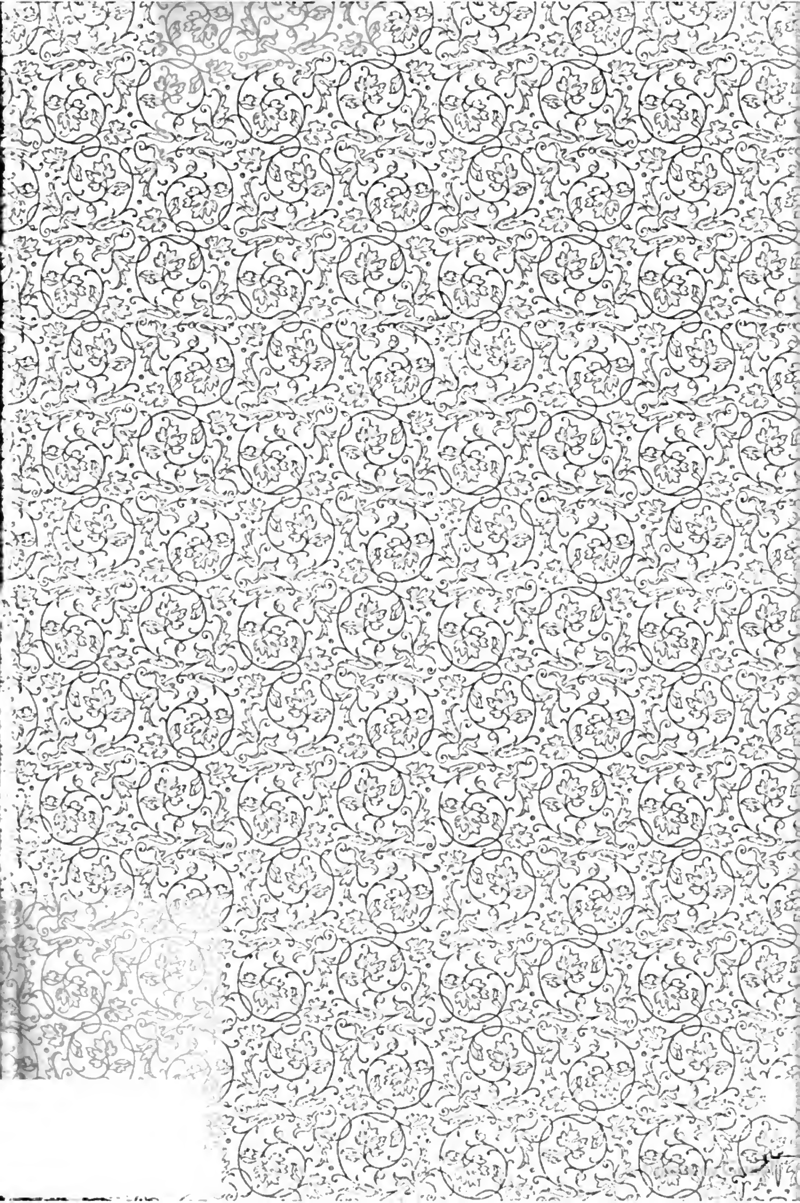


Australien und die Südsee an der Jahrhundertwende





Halls Arm. Westküsten-Fjords von Neuseeland.

Australien und die Südsee

an der

Jahrhundertwende.

Kolonialstudien

von

Moritz Schanz.

Berlin.
Wilhelm Süsserott Verlagsbuchhandlung.
1901.

Inhaltsverzeichnis:



Prinzessin Anaziene von Tonga.

Australien.

„Die „Terra Australis“ ist das südlichste aller Länder, östlich von Neuguinea gelegen, und, wie Einige behaupten, von so großer Ausdehnung, daß es sich bei gründlicher Erforschung als ein 5. Weltteil erweisen würde.“

So schrieb ein holländischer Geograph noch im Jahre 1598 auf Grund sagenhafter Berichte von Seefahrern, aber Niemand hatte damals eine sichere Kenntnis von Australien, dessen Existenz Gelehrte allerdings als notwendiges Gegengewicht zu den nördlichen Kontinenten voraussetzten, und von der Andere überzeugt waren, weil von ihrem Kurse abgetriebene Schiffe die Ufer dieses nebelhaften Gebietes berührt hatten. Die älteste kartographische Darstellung Australiens ist diejenige auf dem 1492 hergestellten Globus von Martin Behaim, welcher an der Stelle Australiens ein großes Land mit unbestimmten Umrissen als „Java major“ aufweist. Unter den Portugiesen, den erfolgreichsten Entdeckern jener Zeit, gingen zwar Gerüchte über Goldfunde an der Westküste dieses von ihnen „Terra Aurifera“ genannten Landes; aber Schiffer, welche dort angelegt hatten, waren, wie es scheint, nicht fähig, diese Ufer wiederzufinden, oder sie hielten das, was sie sahen, aus Handelsinteressen streng geheim, und so blieb das Land noch über 100 Jahre in geheimnisvolle Schleier eingehüllt, die „Terra australis incognita“, nachdem Amerika von Kolumbus entdeckt und das Kap der Stürme von Vasco de Gama umschifft worden war. Der Verkehr, welcher sich zwischen den Westküsten Südamerikas und Mexikos einerseits und den Philippinen andererseits allmählich entwickelte, führte im 16. Jahrhundert wohl zur Auffindung der meisten Südsee-Inselgruppen, und im Jahre 1527 wurde der Portugiese Jorge de Menezes auch an die Nordküste von Neuguinea verschlagen, welche auch in der Folgezeit häufiger gesehen wurde, aber der australische Kontinent blieb unerforscht. Die Franzosen wollen allerdings um 1540 seine Küsten entdeckt haben, denn auf der 1542 von Jean Rotz veröffentlichten Karte befinden sich Angaben über die Westküste Australiens bis zum 35.° südlicher Breite, doch fehlen dazu die schriftlichen Nachrichten. Zu dem speziellen Zwecke, den 5. Weltteil zu finden und zu kolonisieren, segelte im Jahre 1605 der spanische Lieutenant Torres von Südamerika nach Westen, wurde aber bei den Neuen Hebriden von seiner meuternden

Mannschaft verlassen und setzte nun mit einem einzigen kleinen Schiffe die Fahrt nach den Louisiaden, der Südostküste Neu-Guineas und durch die nach ihm benannte Torresstraße nach den Philippinen fort; bei dieser Gelegenheit sah er auch die Berge der York-Halbinsel. Die Durchfahrt der Torresstraße im Jahre 1606 bildete eine der größten bisherigen Entdeckungen in Ozeanien, weil sie die Inselnatur Neuguineas bestätigte, sie wurde jedoch von den Spaniern verheimlicht und erst 1762 bei Gelegenheit der Eroberung Manilas durch die Engländer und der Durchsicht der dortigen Archive bekannt; wiederholt wurde die Durchfahrt erst 1770 durch Cook.

Spaniens Weltmacht war zur Zeit von Torres' Reise aber bereits gebrochen, schon 18 Jahre vorher war seine Armada zerstört worden, und das stolze Reich rüstete fernerhin keine weiteren Entdeckungsfahrten aus. Dafür traten Holland und England als Seemächte in den Vordergrund, und Holland war auch die erste Macht, welche nach Spanien die Erforschung Australiens wieder in die Hand nahm. Von seinen nahen Besitzungen in Inselindien aus berührten vom Jahre 1606 ab verschiedene holländische Schiffe einzelne Punkte der Nordwest- und Südküste Australiens, und im Jahre 1642 sandte van Diemen, der Gouverneur von Holländisch-Indien, einen Kapitän der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft, Abel Jansen Tasman, zu einer Entdeckungsfahrt nach dem Südpacific aus, welche von Batavia ab zunächst nach Mauritius ging und von da aus das gesuchte südliche Festland umsegeln sollte. Dabei fand dieser größte Seefahrer des 17. Jahrhunderts mit seinen zwei kleinen Schiffen „Heemskirk" und „Zeehan" zuerst Tasmanien, das er nach seinem Auftraggeber Vandiemensland nannte, und sodann Neuseeland, und hielt ersteres für den Südrand, letzteres für den Ostrand des gesuchten Austral-Kontinents. Auf seiner Weiterreise kehrte Tasman dann über Tonga, Fidschi und Neubritannien 1643 nach Batavia zurück. Außer den positiven Entdeckungen war das Hauptresultat dieser Reise die Zerstörung der Hypothese von einem großen Südland. Was „Australien" anbetraf, so nahm man an, daß ein vom Carpentaria-Golf aus bis zu der 1627 von Pieter Nuyts an der Südküste gefundenen Gegend reichender Meeresarm das Land in große Inseln zerteile. Um diesen Punkt aufzuklären, unternahm Tasman 1644 eine zweite Reise, erforschte den von ihm nach Pieter Carpenter, einem Generalstatthalter von Holländisch-Indien, benannten Carpentaria-Golf und stellte dabei fest, daß der vermutete Meeresarm nicht vorhanden sei. Er entdeckte diesmal auch den nach ihm Tasmanland benannten Teil der Nordküste Australiens, aber die wahre Natur des von ihm „Neu-Holland" getauften Kontinents blieb dunkel. Nach dem Tode des unternehmenden van Diemen und durch die Kriege in Europa in Anspruch genommen, schenkten die Holländer dem fernen Gebiet aber keine weitere Beachtung, und während der nächsten 100 Jahre berührte nur in langen und unregelmäßigen Zwischenräumen einmal ein Schiff die ungastliche Nord- und Westküste Australiens.

Engländern verdanken wir die nächsten genaueren Nachrichten. William Dampier, welcher zwischen den Jahren 1679—91 die Südsee als Freibeuter kennen gelernt hatte, wurde im Jahre 1699 von der englischen Regierung mit dem Kriegsschiff „Roebuck" ausgesandt, um den Zweifel über die Erstreckung Australiens nach Osten zu heben. Über Brasilien und um Afrika herum fahrend, erreichte er die Westküste Australiens, erforschte hier 1699 die Haifisch-Bai und den nach ihm

benannten Archipel, betrat als erster Engländer das australische Festland und kam tief genug landeinwärts, um ein Känguruh zu sehen. Er beschreibt die Gegend als die ärmste der Welt, viel schlechter als die Küste Portugiesisch-Südafrikas, wo der genannte Abenteurer vorher glückliche Raubzüge gemacht zu haben scheint; Nordwest-Australien enthalte keinerlei Getreide, Wurzeln, Hülsenfrüchte oder Gemüse, von denen die ärmlichen Eingeborenen sich nähren könnten, und letzteren gegenüber erschienen ihm selbst die Hottentotten wie „Gentlemen". Die Australneger lebten in Gruppen von nur 20—30 Köpfen, hatten weder Kleidung noch Häuser, nährten sich meist von Fischen und hatten kein anderes Interesse, als das an Nahrung. Durch Reiben zweier Hölzer erzeugten sie Feuer, auf dem sie ihre armselige Kost zubereiteten. Sie kannten weder Eisen noch ein anderes Metall, führten nur hölzerne Waffen und schienen keinerlei höheres Wesen zu verehren.

Dampier fand auf seiner Weiterfahrt durch die Dampierstraße noch die Selbständigkeit Neubritanniens (Neupommern) von Neuguinea heraus, die ihm eigentlich gestellte Aufgabe aber löste er nicht. Seine Berichte trugen etwas zur Kenntnis des noch immer sehr dunklen Weltteils bei, weitere Jahrzehnte vergingen indessen wiederum ungenutzt für dessen fernere Erforschung, bis sich Georg III. im Jahre 1763 nach dem Frieden von Paris endlich mit allen seinen Nachbarn im Frieden sah und die ihm zur Verfügung stehenden gut geschulten Seekräfte nun zu Forschungszwecken verwenden konnte.

So wurde denn nach einigen Vorläufern auf Betreiben der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften 1768 auf dem Schiffe „Endeavour" eine Südsee-Expedition ausgerüstet und unter den Befehl von Lieutenant James Cook gestellt, welcher damals 40 Jahre alt war und schon wertvolle Dienste in Nordamerika geleistet hatte. Joseph Banks und der Schwede Dr. Solander begleiteten die Expedition als Botaniker, Charles Green schloß sich ihr als Astronom an. Das nur 370 Tons große Schiff verließ England im August 1768, ging durch die Magalhaes-Straße und befand sich im März 1769 unter den Südseeinseln, wo man am 3. Juni in Tahiti den Durchgang der Venus vor der Sonne beobachtete und dadurch die Elemente gewann, welche bis vor wenigen Jahren zur Berechnung der Sonnenferne gedient haben. Sechs Monate wurden zur genauen Aufnahme der umliegenden Inseln verwandt, denen Cook zu Ehren der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London den Namen „Gesellschaftsinseln" gab. Die von Cook auf diesen Reisen aufgenommenen Karten und Beobachtungen waren so vorzügliche, daß der 20 Jahre später kommende Le Perouse davon sagen konnte: Cook habe ihm nichts anderes zu thun übrig gelassen, als sein Werk zu bewundern. Weitersegelnd, erreichte Cook Anfang Oktober 1769 Neuseeland, umfuhr die gesamte Gruppe und stellte dadurch den Insel-Charakter dieses bislang für die Ostseite des Australkontinents gehaltenen Landes fest. Sowohl die Einwohner dieser Eilande, wie ihre Produkte standen in erfreulichem Gegensatz zu dem, was Dampier über Westaustralien berichtet hatte. Die kriegerischen Maoris kleideten sich in Gewänder aus einheimischem Flachs, bewohnten befestigte Dörfer und trieben auf fruchtbarem Boden einen primitiven Ackerbau; daneben waren sie allerdings Menschenfresser und verzehrten alle ihre in der Schlacht gefallenen Gegner. Nach einem für Studien aller Art gut ausgenutzten 6monatlichen Aufenthalt ging die „Endeavour" am 1. April

1770 weiter nach Westen, am 19. April wurde bei Point Hicks die Südostecke Australiens gesichtet und dabei zuerst die Vermutung rege, daß Vandiemensland durch eine Meerenge vom Festland getrennt sei; doch überließ man diese Feststellung einer späteren Zeit und ließ sich durch einen leichten Südwind an der Küste entlang nordwärts führen.

Cook beschreibt das Land als bewaldetes freundliches Hügelgelände mit kleinen Ansiedelungen, aber die starke Brandung verhinderte ein Landen, bis man am 28. April in eine, nach der Fülle hier gefundener neuer Pflanzen von den Entdeckern „Botany Bay“ genannten Bucht einlief und hier Anker warf. Schon auf einer im Jahre 1550 auf Befehl des Königs von Frankreich hergestellten Karte, welche auch den australischen Kontinent teilweise richtig darstellt, findet sich an der entsprechenden Stelle der Ostküste der Name: „Coste des Herboiges“. Cook fand die Neuholländer genau so, wie sie 70 Jahre vor ihm Dampier beschrieben hatte: Die dunkle Haut grotesk mit weißen Streifen, das Skelett nachahmend, bemalt; ohne Neugierde, ohne Intelligenz und ohne die allerelementarsten Kunstbegriffe. Geschenke von kleinen Nutz- oder Schmuckgegenständen ließen sie gänzlich gleichgültig, und ihr ganzes Interesse konzentrierte sich auf ihre Nahrung, die sie gierig verschlangen. Ihre Kost bestand fast ausschließlich aus Fischen, und ihre Boote und Waffen waren von der allerursprünglichsten Art. Ihre Zahl schien nur sehr gering zu sein, Cook sah selten mehr als 10—12 zusammen und nahm an, daß sie nicht gesellig, sondern „wie andere Tiere“ zerstreut an der Küste und im Walde lebten. Da die Eingeborenen hier sich gleich anfangs feindselig verhielten, gelang es Cook nicht, mit ihnen in Verkehr zu treten, er mußte sich vielmehr durch einige Schrotschüsse mit ihnen auseinandersetzen, und dieser erste Gruß der civilisierten Welt wirkte begreiflicherweise nicht sympathieerregend.

Sehr viel interessanter als die Eingeborenen war für Banks und Solander die Pflanzenwelt Neuhollands. Sie fanden bei ihren zur günstigsten Jahreszeit unternommenen Ausflügen ins Binnenland zwischen Wäldern mit wertvollen Hölzern und zahllosen Vögeln reich bewässerten vorzüglichen Wiesengrund, und die Expedition verließ Botany Bay nur mit Bedauern und segelte unter mancherlei Fährlichkeiten zwischen dem Festland und dem großen Barrierriff nordwärts, um die Aufnahme der Ostküste und deren Studium fortzusetzen. Am 21. August erreichte man die Nordspitze des Kontinents, von Cook nach seiner Heimatsprovinz Kap York getauft, durchfuhr den südlichen, nach seinem Schiff Endeavour-Straße genannten Teil der Torresstraße und beseitigte dadurch alle noch bestehenden Zweifel — war doch Torres' Entdeckung verheimlicht worden — an der Trennung des Australkontinents von Neu-Guinea. Ueberall reiche Beobachtungen und Sammlungen machend, setzte Cook darauf seine Reise über Batavia fort und kam um das Kap der guten Hoffnung herum im Juni 1771 wieder in der Heimat an.

Hier schrieb er seine Beobachtungen nieder und wurde alsbald mit der Leitung einer neuen Expedition beauftragt, welche die Frage eines noch unentdeckten Südkontinents entscheiden sollte. Man übertrug ihm den Befehl über die „Resolution“, welche er selbst, und die „Adventure“, welche Fourneaux führte. Als wissenschaftliche Beobachter begleiteten ihn die beiden deutschen Naturforscher Johann Reinhold Forster und Georg Forster. Cook beschloß, auf dieser Reise zum ersten Male von

West nach Ost und gegen die Passate um die Erde zu segeln. Er verließ Plymouth im Juni 1773, machte von Kapstadt aus einen durch Eismassen abgeschnittenen Vorstoß nach Süden, segelte dann nach Neuseeland und Tahiti und drang anfangs 1774 zum zweiten Male in das südliche Eismeer, und zwar bis zum 71.° vor, bis ihn die Eisverhältnisse zur Umkehr zwangen. Er ging über die Osterinsel und die Marquesas nach Tahiti zurück, entdeckte auf der Weiterfahrt nach Westen mehrere kleinere Inseln, erforschte und benannte die Neuen Hebriden und entdeckte Neukaledonien und die Norfolk-Insel. Von Neuseeland aus fuhr er dann um Kap Horn herum wieder heimwärts, wo er im Juni 1775 eintraf und hoch geehrt wurde.

Als man kurz darauf eine Expedition zur Auffindung einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Großen Ozean plante und eine Parlamentsakte eine Belohnung von 20000 Pfund Sterling versprach, übernahm Cook die Führung und segelte auf der „Resolution" mit Clerke auf der „Discovery" Mitte 1776 von Plymouth aus um das Kap der guten Hoffnung herum über die Kerguelen, Tasmanien und Neuseeland nach Tahiti, entdeckte und benannte auf seiner Fahrt von hier aus nordwärts im Januar 1778 die Sandwich-Inseln und kam zu deren näherer Erforschung 1779 zurück, nachdem er hinter der Beringstraße durch Eismassen an weiterem Vordringen verhindert worden war. Cook trat mit den Eingeborenen Hawaiis in den freundschaftlichsten Verkehr, geriet dann aber wegen eines ihm entwendeten Bootes mit ihnen in einen Streit, der nicht ohne Verschulden seiner Leute zu einem Kampfe führte, wobei Cook und einige Matrosen getötet wurden.

Vorzeitig seiner bahnbrechenden Wirksamkeit entrückt, hatte dieser kühne Seefahrer, der ebenbürtig neben Columbus, Magalhaes und Tasman dasteht und als erster Erforscher Australiens mit Recht der Nationalheld der Australier ist, die uralte Streitfrage zwischen der homerischen und der hipparchischen Schule, ob die trockene Erdoberfläche der nassen räumlich überlegen sei, zu Gunsten der letzteren entschieden.

Auf Grund der Berichte von Cook, welcher alle seine Vorgänger an Gründlichkeit und Ausdehnung der Aufnahmen und durch vorzügliche Schilderungen der Inseln und ihrer Bewohner übertraf, wurde der Eifer für die wissenschaftliche Erforschung der Ozeanischen Länder lebhaft angeregt, wobei sich in den folgenden Jahrzehnten namentlich Engländer, Franzosen und Deutsche auszeichneten. Unter den Franzosen seien hier Bougainville (1768), La Perouse (1786), d'Entrecasteaux (1792) und Dumont d'Urville (1825 und 1838) rühmend erwähnt, während die Deutschen ihre Forschungen größtenteils im Dienste der Russischen Regierung ausführten, wie Krusenstern (1803—4), Otto von Kotzebue, der 1815—16 in Begleitung des Naturforschers und Dichters Adalbert von Chamisso fuhr, Bellingshausen (1819) und Graf Lütke (1828). Mitte der 30er Jahre besuchte auch Charles Darwin an Bord der „Beagle" die Südsee und Australien. Die Vereinigten Staaten sandten nur die eine Expedition auf der „Vincennes" unter Commodore Charles Wilkes (1839—42), die aber Außerordentliches leistete. Von neueren wissenschaftlichen Expeditionen, um dieselben gleich hier anzuschließen, waren die hervorragendsten: Diejenige der österreichischen Fregatte „Novara", welche 1857 auslief und u. a. zu der klassischen Schilderung Neuseelands durch Dr. Ferdinand von Hochstetter

führte; die englische „Challenger"-Expedition 1874—75 und die deutsche „Gazelle"-Expedition 1875—76 unter von Schleinitz, welche nicht nur durch ihre großartigen Untersuchungen der Meeresräume des Großen Ozeans hervorragen, sondern auch für die Aufnahmen der Küsten von großer Wichtigkeit gewesen sind. Sehr verdienstlich waren ferner die Forschungen, welche für sein Museum das Haus Godeffroy in der Südsee anstellen ließ, besonders durch Graeffe, Kleinschmidt und Kubary, und aus der großen Reihe deutscher Gelehrter, welche in der jüngsten Zeit Ozeanien als Studienfeld gewählt haben, seien nur Finsch, Semper, Lauterbach, Warburg, Joest, Reinecke, Krämer, Bäßler und Thilenius genannt.

Aber der kühne Weltumsegler Cook hatte auch Erfolge praktischer Kolonisation im Auge gehabt, als er im Jahre 1770 die von ihm gefundene Ostküste Australiens vom 38.⁰ bis zum Kap York im Namen seines Souveräns für England in Besitz nahm und Neu-Südwales taufte. Es handelte sich nun darum, was mit diesem neuen, so entlegenen Erwerb geschehen sollte. Banks beschrieb das Land in glühenden Schilderungen als ein irdisches Paradies mit fruchtbarstem Boden in entzückender Scenerie und dem besten Klima der Welt. Aber England stand damals wieder vor dem Kriege, diesmal mit Nordamerika, und erst nach dessen Beendigung im Jahre 1783 wandte man sein Interesse dem Aufbau neuer Kolonieen zu. Als eine der Folgen des Krieges hatte sich der Übelstand herausgestellt, daß man die englischen Sträflinge, welche man seit über 100 Jahren nach den britischen Kolonieen Nordamerikas verschickt hatte, nicht mehr nach dort abschieben konnte, und die Gefängnisse in England, deren Verhältnisse an und für sich entsetzliche waren, übervölkerten sich dadurch bedenklich. Nachdem man vergeblich einen geeigneten Punkt in Westafrika gesucht hatte, beschloß man denn, das von Cook entdeckte neue und menschenleere Land als Verbrecherstation zu benutzen, und am 13. Mai 1787 lief die erste aus 11 Schiffen bestehende Expedition von Spithead nach Australien aus. Dieselbe stand unter dem Kommando des zum ersten Gouverneur der Kolonie ernannten Kapitän Arthur Phillip, dem in England geborenen Sohn eines Frankfurters, und umfaßte im ganzen 1015 Köpfe, von denen 757 Sträflinge, Männer, Weiber und Kinder, waren, der Rest teilweise verheiratete Offiziere, Wachmannschaften und einige wenige Handwerker. Man nahm alle möglichen Geräte, Sämereien, Haustiere und Proviant für zwei Jahre mit.

Nach achtmonatlicher Fahrt, während welcher die Gesundheit der Sträflinge dank der humanen Fürsorge des Kommandanten und der getroffenen, außergewöhnlich guten sanitären Einrichtungen sich gehoben hatte, ankerte man am 18. Januar 1788 in Botany Bay, die aber für eine Ansiedlung nicht geeignet gefunden wurde; als Ersatz wählte man vielmehr den nicht weit von ihr nordwärts liegenden, auch schon von Cook benannten prächtigen Hafen Port Jackson, an dessen dicht bewaldeten Ufern die Expedition am 26. Januar, da wo heute die Stadt Sydney steht, landete. Auf dem Wege zwischen Botany Bay und Port Jackson traf man zwei französische Schiffe unter dem Kommandanten La Perouse, welcher zu einer friedlichen Forschungsreise ausgesandt war, und am 7. Februar war die ganze englische Expedition versammelt, um der Verlesung der königlichen Bestallung des Kapitän Phillip als Gouverneur der britischen Kolonie Neu-Südwales beizuwohnen und sich dann festlichen Gelagen hinzugeben.

Dies ist freilich für eine lange Zeit die letzte erfreuliche Scene, welche die Kolonisationsgeschichte Australiens aufweist, denn die Schiffe hatten kaum wieder ihre Rückreise angetreten, in dem Glauben, die junge Ansiedlung auf australischem Boden, welche nur aus Zelten und einfachen Hütten bestand, leidlich gut etabliert zu haben, als Enttäuschungen über Enttäuschungen eintraten. Man war in der heißesten Jahreszeit gelandet, 1788 und 1789 waren dazu besonders trockene Jahre, und an Stelle des von Banks und Kapitän Cook versprochenen Paradieses fand man ein vertrocknetes Land vor. Zwar hatte man Vieh und Saatgetreide mitgebracht, aber unglücklicherweise verstand Niemand von der Expedition etwas vom Ackerbau; die beiden Bullen und die vier Kühe liefen davon; die Schafe starben vom Genuß des trocknen Grases; das Getreide, schon während der Reise teilweise durch Salzwasser beschädigt, in undankbarem Boden ausgesäet, ging zum großen Teile nicht auf. Das Land in der Umgebung des Hafens ist unfruchtbarer Sandstein, der Weg nach dem Innern, wo man besseres Land vermutete, war durch dicht bewaldete, unpassierbare Berge abgeschnitten. Auf dem schmalen Streifen zwischen Gebirge und Meer und auf die von Europa mitgebrachten Vorräte angewiesen, starrte den Ansiedlern schon nach wenigen Monaten der Hunger ins Gesicht. Raub, Mord und Brandstiftung waren an der Tagesordnung, und Gouverneur Phillip sah sich deshalb veranlaßt, einen Teil seiner Leute nach der fruchtbaren Norfolk-Insel zu schicken. Inzwischen kamen neue Transportschiffe mit Sträflingen heraus, welche unter den denkbar unwürdigsten Verhältnissen zusammengepfercht worden waren und während der langen Überfahrt unsagbar zu leiden hatten. In der That waren die Schrecken dieser Seefahrt unbeschreiblich, und das Los der nach Australien Deportierten war nicht viel besser als sofortiger Tod durch Hängen. Aber das Leben galt damals wenig, und die englische „Rechtspflege" war eine der barbarischsten ganz Europas. Es kam vor, daß die Hälfte der Sträflinge während der Überfahrt starb, und die in Port Jackson landenden Überlebenden waren oft so schwach, daß sie nicht stehen konnten und halbtot wie Warenballen in Schlingen ausgeladen werden mußten. Dies war das Menschenmaterial, welches von Europa herauskam, aber die Bitten um Zusendung von Vorräten, Saatgetreide und Vieh und von erfahrenen Ackerbauern fanden in England wenig Berücksichtigung, es fehlte an Nahrungsmitteln, wie an Kleidern, und monatelang lebte der Gouverneur auf denselben halben Rationen, wie die Sträflinge. Da nur Salzfleisch zu haben war, so stellte sich auch bald der Skorbut ein. Wie ernst die Situation war, geht aus einem Erlaß vom August 1790 hervor, der jedermann in der Kolonie, Mann oder Frau, bei Todesstrafe anbefahl, nach Maßgabe seiner besten Kräfte den Boden zu bestellen.

Die Marinesoldaten, welche bislang die Bewachung der Sträflinge besorgt hatten, wurden infolge des inzwischen in Europa wieder ausgebrochenen Krieges zurückberufen, und an ihre Stelle kam Ende 1790 eine Miliztruppe, das berüchtigte Neu-Südwales-Corps, heraus, welches später durch sein Interesse am Schnapshandel den Beinamen „Rum-Corps" erhielt. Gouverneur Phillip ging Ende 1792 heim, nachdem er fünf Jahre lang die Entbehrungen seiner Untergebenen treulich geteilt und mit großer Humanität und Aufopferung sein schweres Amt verwaltet

hatte. Die Bevölkerung von Port Jackson belief sich damals auf 3500, diejenige der Norfolk-Insel auf 800 Europäer.

Bevor 1795 Kapitän Hunter, auch ein Seemann, als zweiter Gouverneur ankam, fungierten als Stellvertreter zwei Kommandanten der neu herausgekommenen Lokalmiliz. Bei der Heraussendung dieses Regiments hatte man sofort das ständige Verbleiben seiner Mitglieder in der Kolonie ins Auge gefaßt, und die Werbebedingungen schlossen die Gewährung von Freiland in Neu-Südwales ein. In der That bildeten die Mitglieder dieses Corps damals, mit Ausnahme der sehr vereinzelten freien Einwanderer, das ganze unabhängige Publikum Australiens überhaupt. Da der militärische Dienst die Mannschaft nur wenig in Anspruch nahm, so widmete sich ein Teil derselben bald der Landwirtschaft und auch dem Handel. Das war insofern günstig, als dadurch ein sehr nötiger Ansporn für die Kultivierung des Bodens und die Entwicklung der Hilfsmittel der Kolonie gegeben wurde, andrerseits lag darin die Gefahr einer Monopolisierung aller daraus erwachsenden Vorteile, welche der — ziemlich autokratische — Gouverneur Hunter wohl erkannte und bekämpfte; aber das handeltreibende Corps hatte einflußreiche Verbindungen in London, und diese sorgten im Jahre 1800 für Kapitän Hunters ungnädige Abberufung, nachdem die Kompetenzkonflikte zwischen ihm und den militärischen Autoritäten immer häufiger geworden waren.

Am Anfang des neuen Jahrhunderts bestand die weiße Bevölkerung Australiens aus wenig über 6000 Köpfen; das kultivierte Land umfaßte knapp 8000 Acres, und der Viehbestand betrug in runden Zahlen 6000 Schafe, 4000 Schweine, 1000 Rinder und 200 Pferde. Die Kolonie war betreffs ihrer Verpflegung noch immer hauptsächlich auf Regierungsrationen angewiesen, und es sah nicht so aus, als ob sie sich überhaupt jemals würde selbst erhalten können. Die landwirtschaftlichen Versuche hatten nur geringe Erfolge aufzuweisen, und der Hunger stand immer vor der Thüre. Lokaleinnahmen existierten nicht, und so fielen die gesamten Ausgaben der Kolonie dem Mutterlande zur Last. Nur die wenigsten Europäer waren verheiratet, und die geringe Zahl von Frauen bildete eine Quelle allgemeiner Unsittlichkeit; standen doch noch im Jahre 1810 kaum 300 verheirateten Frauen über 1500 Konkubinen gegenüber. Für Unterricht und Religion wurde gar nicht gesorgt, und der Gottesdienst des einzigen Geistlichen, eines wahren Predigers in der Wüste, war zuweilen nur von fünf Leuten besucht.

Der neue Gouverneur, Kapitän King, nahm im September 1800 pflichtgetreu den ihm von seinem Vorgänger hinterlassenen Kampf mit dem Neu-Südwales-Corps auf und suchte besonders den von dessen Mitgliedern betriebenen Schnapshandel zu bekämpfen, welcher die ganze Kolonie zu demoralisieren drohte. Sein Feldzug hatte aber nur das Resultat, ihn in offenen Konflikt mit den beiden einflußreichsten Offizieren des Corps, mit Hauptmann Mac Arthur und Major Johnstone zu bringen, denn man gab Verdienste von 1200 %, die beim Schnapsverkauf erzielt wurden, nicht so leicht auf.

Die Allgemeinverhältnisse hatten inzwischen dazu beigetragen, die Stellung der handeltreibenden Mitglieder des Neu-Südwales-Corps bei ihren Gönnern in London zu befestigen. Der europäische Krieg hatte die Zufuhren spanischer Wollen von England abgeschnitten und dadurch die bedeutende englische Wollindustrie

schwer geschädigt. Nun hatte Hauptmann Mac Arthur seit geraumer Zeit mit Fleiß und Geschick Versuche in Schafzucht betrieben, hervorragend gute spanische Wollschafe 1797 aus der Kapkolonie bezogen und war damit so erfolgreich gewesen, daß er der heimischen Regierung den Vorschlag unterbreiten konnte, die englische Wollindustrie mit australischem Rohmaterial zu versehen. Diese Aussicht war so wichtig, daß Gouverneur King vom Staatssekretär angewiesen wurde, Hauptmann Mac Arthur jede mögliche Unterstützung zu teil werden zu lassen, und King erließ daraufhin 1804 eine Proklamation, welche die Bewilligung von Ländereien zu Schaf- und Viehzucht allgemein festsetzte; Hauptmann Mac Arthur erhielt das von ihm erbetene Land im besten Teile der Kolonie. Damit war die Weidewirtschaft in Australien auf eine feste Basis gestellt, und hatte der Handel, welcher zu jener Zeit meist über Kalkutta ging, bislang besonders die Produkte der Walfisch- und Robbenjagd umfaßt, so trat nunmehr in rasch wachsender Menge auch Wolle als Ausfuhrartikel auf.

Gouverneur King, der endlosen Kämpfe mit dem Neu-Südwales-Corps müde, nahm 1805 seinen Abschied, und ihm folgte 1806 Kapitän Bligh, ein ehrlicher, aber rauher Seemann, der sich in der schwierigen Lage sah, einerseits Hauptmann Mac Arthur und dessen Kameraden in der Ausführung ihrer Viehzucht-Unternehmungen unterstützen und andererseits dieselben Leute an der Ausübung einer ihnen nicht gebührenden Autorität in der Kolonie verhindern zu sollen. Bald kam es zu offenem Konflikt. Um den Verkauf minderwertiger Getränke einzuschränken, hatte Gouverneur Bligh den Besitz von Destillierapparaten verboten. Nun hatte sich Hauptmann Mac Arthur für seine auch im Weinbau unternommenen Versuche einen Destillierapparat aus England kommen lassen; dieser wurde konfisziert und Mac Arthur aufgefordert, sich vor der Behörde wegen Verletzung der Koloniegesetze zu verantworten. Als der Hauptmann nicht erschien, wurde er von der Civil-Behörde arretiert, aber auf Befehl des Corpskommandanten befreit, und, nachdem es somit zum offenen Bruch zwischen den Civil- und den Militärautoritäten gekommen war, that Major Johnstone auch noch den nächsten Schritt, besetzte im Januar 1808 das Regierungsgebäude und schickte den Gouverneur gefangen an Bord eines im Hafen liegenden Schiffes. Alle Civilbeamten, welche in dem Streit auf seiten des Gouverneurs gestanden hatten, wurde gefangen genommen oder abgesetzt, die Kolonie wurde unter Kriegsrecht gestellt, und nach diesem vollständigen Siege des Neu-Südwales-Corps von diesem für zwei Jahre ganz nach eigenem Wohlgefallen regiert. Die Kunde von diesen Ereignissen kam erst Ende des Jahres nach England, wo man aber so sehr durch den Krieg gegen Napoleon beschäftigt war, daß man fast ein weiteres Jahr verstreichen ließ, ehe man irgendwelche Schritte gegen die Revolutionäre in der australischen Kolonie unternahm; aber wenn deren Führer geglaubt hatten, bei den heimischen Behörden Entschuldigung oder gar Billigung ihrer Übergriffe zu finden, so hatten sie sich doch schwer getäuscht. Man hatte vielmehr in London nunmehr eingesehen, daß das ganze Verwaltungssystem in Australien geändert werden müsse und legte die Axt an die Wurzel des Übels. Das Neu-Südwales-Corps wurde der englischen Armee einverleibt und für immer von Australien zurückgezogen, das militärische System, welches in der Kolonie seit 20 Jahren geherrscht hatte, abgeschafft, und im

Jahre 1810 als neuer Gouverneur Macquarie nach draußen geschickt, mit welchem ein neues Kapitel in der Geschichte Australiens beginnt.

Die ersten vier Gouverneure der Kolonie waren Seeleute gewesen; die Disciplin, welche sie aufrecht zu erhalten suchten, war rauhe Seemannsdisciplin; die Erforschungen, die sie unternommen hatten, waren fast ausschließlich auf den Seeweg beschränkt geblieben. So hatte unter Hunter Anfang 1798 Baß die nach ihm benannte Straße entdeckt, welche Australien von Vandiemensland trennt, und Ende 1798 mit Flinders zusammen durch die Umsegelung des letzteren dessen Inselnatur festgestellt; Vandiemensland wurde im Jahre 1803 formell von England in Besitz genommen, und im Nächstjahre legte man auch hier, nahe den heutigen Plätzen Hobart und Launceston, Verbrecherstationen an. Auch nördlich von Sydney waren der Küste entlang durch Flinders um die Wende des Jahrhunderts erfolgreiche Explorationen ausgeführt und bei der Gelegenheit auch Kohlen am Hunter-Fluß entdeckt worden. Eine Reihe weiterer Küstenforschungen kam hinzu, so daß im Jahre 1802 die Gestalt des australischen Festlandes endgültig festgelegt war. Aber die Gebirge, welche die Ansiedelung von Neu-Südwales einhemmten, waren bislang eine unübersteigbare Barriere geblieben, die Kolonie war noch immer auf den verhältnismäßig schmalen Landstreifen zwischen den Bergen und dem Meere eingeschränkt, und die Kenntnis vom Binnenlande war im Jahre 1810 kaum größer als 1788.

Der neue Gouverneur Macquarie war ein gebildeter englischer Gutsherr, und wie ein solcher seine Pächter streng, aber gerecht und wohlwollend behandelt, so führte er auch das Regiment in der Kolonie. Seine erste Pflicht war, in das vorgefundene Chaos Ordnung zu bringen, seine nächste, die durch Entbehrungen und Unterdrückungen entmutigte Bevölkerung einer besseren und höheren Lebenslage zuzuführen, die Sittlichkeit zu heben und das Familienleben heimisch zu machen. Er begann sofort mit dem Neubau Sydneys und der Anlage guter Straßen, und scheute sich — obgleich deshalb vielfach getadelt — nicht, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, zur Hebung der Kolonie zunächst erst einmal große Summen öffentlicher Gelder aufzuwenden. Überließ England am Ende des 19. Jahrhunderts die Entwicklung neuerworbener Gebiete meist mit Schutzbriefen ausgestatteten Privatgesellschaften, so kostete die Kolonie Neu-Südwales, bevor sie sich selbst erhalten konnte, dem britischen Steuerzahler 10 Millionen Pfund Sterling.

Gouverneur Macquarie erkannte sofort die Wichtigkeit, die bisher auf den Seeweg beschränkte Exploration auch auf das Landinnere auszudehnen; hatten frühere Gouverneure den Kolonisten direkt verboten, über gewisse Regionen hinauszugehen, so ermutigte er im Gegenteil zu weitmöglichstem Vordringen, besuchte persönlich selbst alle Ansiedelungen, und bald fanden sich denn auch Leute, welche den Gefahren der Berge zu trotzen bereit waren.

Im Jahre 1813 machten die drei Männer Wentworth, Blaxland und Lawson ihren Namen in der australischen Geschichte durch eine abenteuerliche Reise berühmt, welche zur Entdeckung eines Passes über die Blauen Berge und ausgedehnter fruchtbarer Ebenen westlich davon führte. Allerdings trennten 140 Meilen Wald- und Bergland diesen Distrikt von Sydney, aber Macquarie nahm sofort

energisch die schwierige Anlage einer Straße in die Hand, und schon 1815 konnte dieselbe eröffnet werden. Der in dem neuerschlossenen Gebiet angelegte kleine Ort Bathurst wurde bald der Mittelpunkt eines blühenden Ackerbaudistrikts, und seitdem war das für Beschaffung seiner Nahrungsmittel bislang größtenteils auf Europa angewiesene Australien im stande, seinen Bedarf durch die Erträgnisse des eigenen Bodens zu decken.

Die 1817 erfolgte Gründung des ersten Geldinstituts in Sydney, der „Bank of New South Wales“ steuerte ferner einem der größten Übelstände, dem Mangel an Münzen und Geldwertzeichen, der bisher ausgedehnten Tauschhandel notwendig gemacht hatte.

Die Entdeckung und Aufschließung des neuen Gebietes erfolgte zu einer sehr günstigen Zeit, da nach Beendigung der Napoleonischen Kriege ein Aufleben der Privatinitiative auch den überseeischen Besitzungen neues Interesse entgegenbrachte, und davon profitierte auch Neu-Südwales. Bislang hatten dessen „Kolonisten“ fast nur aus den Mitgliedern des Neu-Südwales-Corps und entlassenen Sträflingen bestanden, also nur aus der Landwirtschaft meist fremden Elementen; jetzt endlich begann die von allen Gouverneuren ersehnte Einwanderung anständiger freier Ansiedler, und bald strömten dieselben so zahlreich herbei, daß es schwierig wurde, ihnen Platz nahe den natürlicherweise bevorzugten Bevölkerungsmittelpunkten anzuweisen. Daraus entwickelte sich bald ein Interessengegensatz zwischen den Viehzüchtern, die für ihre Weidegründe ausgedehnte Ländereien beanspruchten, und den ackerbautreibenden Kleinbauern. Gouverneur Macquarie suchte nach Möglichkeit die letzteren zu schützen und die übertriebenen Ansprüche ersterer einzudämmen, aber der Einfluß der Londoner Repräsentanten der immer mehr erstarkenden australischen Wollproduktion war der maßgebende, und Macquarie mußte diesem schließlich weichen. Von seiner Regierung zwar desavouiert, konnte Macquarie im Jahre 1821 Sydney doch mit der Genugthuung verlassen, die Kolonie durch seine elfjährige angespannte Thätigkeit aus einer scheinbar hoffnungslosen Lage auf den Weg zu Prosperität und Selbständigkeit gebracht zu haben. Die Bevölkerung war unter seinem Regiment von 11000 auf 40000 angewachsen, die Anzahl der Schafe auf 290000 gestiegen, 32600 Acres Land standen jetzt unter Kultur, und die Kolonie verfügte über ein jährliches Einkommen von 30000 Pfund Sterling.

In der That waren die Bedingungen von Neu-Südwales mit seiner durch freie Ansiedelung gewachsenen Bevölkerung nicht mehr für eine rein autokratische Regierung geeignet, wie sie die bisher mit völlig unumschränkter Macht ausgestatteten Gouverneure der Deportationskolonie ausgeübt hatten, und im Jahre 1823 wurde deshalb in Sydney ein abgeändertes Regierungssystem proklamiert, dessen Hauptneuerung in der Einrichtung eines unabhängigen Rechtswesens nach englischem Vorbild bestand. War bisher der Gouverneur die höchste Instanz in allen Rechtsfragen gewesen, so wurden ihm diese von jetzt ab überhaupt entzogen, und außerdem wurden seine Befugnisse und seine Verantwortlichkeit eingeschränkt durch einen ihm beigegebenen gesetzgebenden Rat, dessen vom Gouverneur ernannte Mitglieder eine beschränkte finanzielle Kontrolle ausübten und der — wenn auch

vorläufig mehr theoretisch — das Prinzip konstitutioneller Verwaltung in Australien einleitete.

Während im Mittelpunkt der Kolonie, Sydney und Umgebung, allmählich gesittete Zustände eingetreten waren, herrschte in weiterer Entfernung und besonders an den Küsten der Baß-Straße noch lange das wüsteste Treiben. Durchgegangene Deportierte und Matrosen hatten sich hier und dort niedergelassen und beschäftigten sich mit der damals noch sehr einträglichen Robbenjagd. Sie waren außerhalb des Bereiches der Regierung und trieben allerlei Unfug, mordeten die Australneger und raubten deren Weiber, plünderten und mordeten wohl auch untereinander und tauschten die zahlreichen Robbenfelle, welche sie erbeuteten, gegen Rum und Waffen aus.

Macquaries Nachfolger, Sir Thomas Brisbane, hielt sich streng innerhalb der ihm von der neuen Regierungsform gesetzten Schranken, und für eine geraume Zeit von hier ab sind die Fortschritte in der Entwicklung der Kolonie der Privatinitiative zuzuschreiben. Macquaries Auslagen für die Kolonie aber erwiesen sich mehr und mehr als produktive, und vom Jahre 1827 an bedurfte Neu-Südwales keiner ferneren finanziellen Unterstützung seitens des Mutterlandes mehr.

Der Erfolg von Wentworth und seinen Genossen hatte inzwischen andere Forscher angespornt, mehr von dem Innern des Kontinents zu entdecken; so fand der Landmesser Oxley schon im Jahre 1818 die schönen Weidegründe der Liverpool-Ebene, und 1824 drangen zwei junge Kolonisten, Hamilton Hume und William Hovell, über die Quellflüsse des Murrumbidschi und des Murray bis in die Nachbarschaft von Geelong, nahe dem heutigen Melbourne, vor und kehrten mit glühenden Berichten über die Schönheit und Fruchtbarkeit der von ihnen gefundenen Länder nach Sydney heim. Sie waren auch die ersten Europäer, welche der australischen Alpen ansichtig wurden. Der bekannte Botaniker Allen Cunningham erweiterte sodann 1827 die Landeskenntnis nördlich der von Oxley entdeckten Gebiete, fand hier die Darling Downs im heutigen Queensland auf und erreichte dieselben im nächsten Jahre auch durch eine zweite Expedition von der See aus über Moreton Bay.

Als Folge dieser Entdeckungen wurde es nach und nach klar, daß die von den ersten Ansiedlern für unpassierbar gehaltenen Berge einen der ganzen Südostküste Australiens parallel laufenden, durch verschiedene Übergänge unterbrochenen Gebirgszug bildeten, hinter welchem ausgedehnte, hauptsächlich mit Weidegräsern bewachsene Ebenen lagen, scheinbar endlos uud nur Wasser benötigend, um sie sofort besiedelungsfähig zu machen. Die Bergkette mit ihren fruchtbaren Thälern und Abhängen war zwischen 100 und 200 englische Meilen breit, und die Erfahrung zeigte bald, daß das beste Ackerland sich in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft vorfand. Mit Ausnahme der frühzeitig aufgefundenen Kohle bildeten Mineralien damals noch keinen bekannten Bestandteil von Australiens Naturschätzen. Auch hatte man noch kein nennenswertes Stromsystem entdeckt, und der Mangel eines solchen erschwerte die Verbindung und Ausnutzung der neuen Ländereien. Es schien jedoch unwahrscheinlich, daß ein so weites Gebiet ganz ohne größere Flüsse sein sollte, und 1828 fand denn auch Hauptmann Sturt, einer der energischsten australischen Forscher, den Strom, den er nach dem damals amtierenden Gouverneur

Sir Ralph Darling benannte, und im Jahre 1830 gelang ihm die weit wichtigere Entdeckung des Murray-Hauptstromes. Von der Einmündung des Murrumbidschi aus fuhr er in 32tägiger Reise etwa 1000 Meilen flußabwärts bis zur Alexandrina-Lagune, deren Abfluß nach dem Meere zu er allerdings durch Untiefen und Sandbänke versperrt fand; doch hörte Sturt die Brandung des Ozeans, und nachdem er die geographische Lage dieser Gegend in Süd-Australien bestimmt hatte, kehrte er auf demselben Wege und nach im ganzen 77 Tagen Flußfahrt zurück. Aus der großen Reihe weiterer um diese Zeit ausgeführten Reisen ins Innere sei hier nur noch die Erforschung des Binnenlandes der heutigen Kolonie Viktoria im Jahre 1836 durch den verdienstvollen Major Mitchell erwähnt, der dies fruchtbare Land „Australia Felix" benannte, und um die kurze Übersicht der Entdeckungsgeschichte Australiens abzuschließen, sei hier auch gleich noch der Durchquerungen des Kontinents gedacht, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts begannen und mit außerordentlichen Anstrengungen und seltener Ausdauer unternommen wurden. Im Jahre 1844 trat unser berühmter Landsmann, der deutsche Forscher Dr. Ludwig Leichardt aus Brandenburg seinen großen Zug von der Moreton-Bay nach Port Essington an und entdeckte dadurch die Bergländer Nord-Queenslands und beging die Küsten des Carpentaria-Golfes. Sein Versuch, den Kontinent von Ost nach West zu durchqueren, schlug 1846 aber gänzlich fehl, und auf einer zweiten 1847 angetretenen Reise nach dem Innern durch das inzwischen entdeckte Barkuthal ist er verschollen, und alle Anstrengungen, sein Schicksal zu erforschen, sind bislang erfolglos geblieben. Auch eine Reihe weiterer Expeditionen, von denen besonders die Durchquerungen des Kontinents von Süd nach Nord durch den ersten Durchquerer Burke und durch Stuart in den Jahren 1860 und 1862 hervorzuheben sind, hatten teilweise schwere Verluste zu erleiden, doch lichtete sich allmählich das über dem Innern des Erdteils liegende Dunkel, und der 1872 beendigte, Stuarts Reiselinie folgende Überlandtelegraph von Port Augusta am Spencergolf nach Port Darwin diente als Basis für eine ganze Reihe von Forschungsreisenden. Major Warburton durchkreuzte 1873 mit Kamelen in achtmonatlicher Reise und unter unsäglichen Beschwerden die Westhälfte des Kontinents zwischen der Station Alice am Überlandtelegraphen und der Mündung des De Grey-Flusses, und als Resultat ergab sich, daß das ungeheure Gebiet westlich von der Telegraphenlinie bis nahe an die Westküste hin eine Wüste ist, in der weitverstreute Quellen kleine Oasen bilden.

Kehren wir nun zur Zeit des Aufblühens der Kolonie in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts zurück, so sehen wir, daß jedes neue Schiff neue Ansiedler und neues Geld vom Mutterlande brachte und damit die Möglichkeit, die von den kühnen Erforschern aufgefundenen und gerühmten neuen Gebiete auch praktisch in Angriff nehmen zu können. Die im Jahre 1831 mit einem Kapital von 1 Million Pfund Sterling hauptsächlich von Parlamentsmitgliedern und englischen Kaufleuten gebildete „Australian Agricultural Company" bekam von der Neu-Südwales-Regierung eine Million Acres freies Land und trug durch dessen Besiedelung nach Überwindung von Anfangsschwierigkeiten wesentlich mit dazu bei, freier Einwanderung das Übergewicht über das Sträflingssystem zu verschaffen.

Neu-Südwales zählte im Jahre 1833 gegen 42000 Einwohner, wovon etwa die Hälfte freie Einwanderer und emancipierte Verbrecher, die andere Hälfte Sträflinge waren. Da die Anzahl der Frauen noch immer verhältnismäßig gering war, so bemühte sich Sir Richard Bourke, welcher von 1831—37 Gouverneur der Kolonie war, das schöne Geschlecht in Massen zu importieren und dadurch das Mißverhältnis zwischen den Geschlechtern einigermaßen auszugleichen.

Aber nicht nur in Neu-Südwales, sondern auch an anderen Punkten Australiens hatte inzwischen planmäßige Siedelung begonnen, und es sei hier zunächst kurz die Entstehung der einzelnen Kolonieen skizziert.

Die erste Zweigniederlassung war, wie wir gesehen haben, im Jahre 1804 auf der Insel Vandiemensland gegründet worden und hatte in den ersten Jahren auch gar oft unter Mangel aller Art und Hunger zu leiden, so daß die zahlreichen Kängurus die Hauptnahrung und ihre Felle oft auch die Kleidung liefern mußten. Zu dieser Jagd wurden vielfach die Sträflinge mit verwandt, welche dadurch Geschmack am Buschleben gewannen und, so oft sie die Möglichkeit zum Entweichen fanden, als „Buschranger" in die entlegenen Wälder flohen und von Beraubung der Ansiedler lebten. Die Sträflinge in Australien wurden anfangs vielfach als Arbeiter den Ansiedlern überwiesen, und die raffiniert grausame Behandlung, welche sie besonders oft von der rauheren Klasse dieser Farmer, aber auch im Gefängnis von Macquarie Harbour selbst fanden, spottete jeder Beschreibung. Erbarmungslose Auspeitschung wegen des geringsten Ungehorsams oder Vergehens war noch die mildeste Strafe. In der Sträflingsstation Macquarie Harbour schien das System darin zu gipfeln, die Gefangenen dem höchsten Grade von Leiden und Grausamkeit auszusetzen, den ein menschliches Wesen überhaupt zu ertragen vermag. Körperliche Tortur und moralische Erniedrigung stumpften diese armen Menschen zu Tieren ab, und gelang es dem einen oder dem anderen, seinen Peinigern zu entfliehen, so war es nur zu begreiflich, daß er vor keinem Verbrechen zurückschreckte, um sich seiner Wiedereinfangung zu entziehen. Zwischen den Jahren 1810 und 1830 bildeten diese Buschläufer eine Hauptgefahr des hiesigen Kolonistenlebens, und die erste Geschichte Tasmaniens ist voller Berichte über Raub, Mord und Brandstiftung. Diese Abenteuer spielten sich allerdings meist im Innern der Insel ab und hinderten nicht, daß die Ansiedelungen an der Süd- und Nordküste sich stetig entwickelten, denn auch Vandiemensland bekam von dem Auswandererstrom seinen guten Anteil, so daß die weiße Bevölkerung von wenig über 3000 Köpfen im Jahre 1817 auf 7400 im Jahre 1821 stieg. Dieser Zuwachs an freien Ansiedlern fand insofern ein sehr günstiges Feld vor, als die auch hier eingeführte Schafzucht durch das besonders dafür geeignete Klima des Landes bereits großen Erfolg aufzuweisen begann.

Je mehr die freie Bevölkerung anwuchs und an Bedeutung gewann, um so mißlicher stellte sich der Übelstand heraus, daß man von dem Regierungssitz Sydney so weit entfernt war und auf die Regelung der einfachsten, täglich auftauchenden Fragen bei den damaligen seltenen und langsamen Verbindungen wochenlang zu warten hatte. Zwar suchte Gouverneur Macquarie diesen Übelstand dadurch zu mildern, daß er dem ihn auf der Insel vertretenden Gouverneurleutnant größere Vollmachten einräumte, aber auch das genügte den praktischen Bedürfnissen nicht,

und so wurde denn durch dieselbe Parlamentsakte von 1823, welche die Befugnisse des Gouverneurs von Neu-Südwales einschränkte, Vandiemensland ganz von der Mutterkolonie getrennt und 1824 Oberst Arthur als erster Gouverneur eingesetzt. Die 12jährige Amtsthätigkeit dieses Mannes erwies sich für die Entwicklung der Kolonie überaus ersprießlich. Eine seiner ersten Handlungen war die Unterwerfung einer ausgebrochenen Sträflingskolonne, welche 100 Mann stark unter einem gewissen Brady die Ansiedelungen brandschatzte und verwüstete; durch Einführung gerechterer und milderer Behandlung der Sträflinge erreichte er sodann, daß Fluchtversuche derselben weit seltener wurden und das Buschläufertum ein Ende nahm.

Eine der schwierigsten Fragen war der Gegensatz, der sich in Vandiemensland zwischen den Kolonisten und den schwarzen Eingeborenen herausgebildet hatte, und zwar schon von Anfang an durch das zuchtlose Verhalten der Neu-Südwales-Soldaten, welche zur Bewachung der Sträflinge bestellt waren. Zur Lösung dieser Frage beschloß man 1830 eine Art Kesseltreiben, um durch Vorschieben einer über die ganze Insel gespannten Postenkette sämtliche Eingeborene vor sich her zu treiben und schließlich auf der leicht abzusperrenden Tasman-Halbinsel zu internieren. Aber es wurde den Eingeborenen nicht schwer, durch die Lücken der Kette hindurchzuschlüpfen, und nur zwei derselben wurden in diesem 30000 Pfund Sterling kostenden „Schwarzen Krieg" gefangen genommen. Was der Gewalt nicht gelungen war, gelang wenige Jahre später einem religiösen Schwärmer, George Robinson, der einen so großen Einfluß auf die Schwarzen erlangt hatte, daß er sie vermochte, das Regierungsanerbieten anzunehmen und samt und sonders auf die ihnen als Reserve angewiesene Flinders-Insel überzusiedeln. Im Jahre 1836 betrug ihre Zahl hier nur noch 200 Seelen, und die letzte ihres Stammes, Trucamini oder Lallah Rookh starb im Jahre 1876, 73 Jahre alt, in London.

So waren denn unter Oberst Arthurs Verwaltung die Haupthindernisse für Vandiemenslands freie Entwickelung beseitigt, und die erzielten Fortschritte waren so erfreuliche, daß sich die Thatkraft der Ansiedler bald auch auf den der Insel gegenüber liegenden Teil des Festlands lenkte und hier auf den von den jungen Erforschern Hume und Hovell gefundenen fruchtbaren Ländereien eine neue Kolonie gründete.

Zwar waren schon von Neu-Südwales aus ein oder zwei direkte Versuche gemacht worden, an der leicht zugänglichen Bucht von Port Phillip Ansiedelungen anzulegen; aus verschiedenen Gründen waren dieselben aber mißglückt, und erst im Jahre 1835 unternahm es ein aus Neu-Südwales stammender Kolonist, John Batman, nachdem er mit einem gewissen Erfolge in Tasmanien thätig gewesen war, mit einigen seiner dortigen Freunde die sogenannte „Port Phillip Association" zu gründen, um eine Expedition nach Geelong, dem Endpunkt der Humeschen und Hovellschen Tour auszurüsten und dort Schafzucht in großem Maßstabe zu betreiben. Der Geelong-Distrikt befand sich damals im Besitz wandernder Eingeborenenstämme, von denen zu einem ganz nominellen geringen Preise immense Landstriche für die Compagnie erworben und zur Anlage einer Kolonie benutzt wurden. Batmans begeisterte Berichte veranlaßten bald eine wahre Völkerwanderung von Tasmanien aus, und selbst von Sydney reisten viele

nach dem neueröffneten Geelong-Distrikt ab. Diese Ländereien lagen jedoch im Bereiche der Mutterkolonie Neu-Südwales, welche das gesamte Grundeigentum als Kronland betrachtete und von Eingeborenen erworbene Besitztitel nicht anerkannte; vielmehr erließ der Gouverneur Sir Richard Bourke im Jahre 1836 eine Proklamation, in welcher ausdrücklich betont wurde, daß auch im Port Phillip-Distrikt Land nur nach den in Neu-Südwales gültigen Vorschriften rechtmäßig erworben werden könne. Im nächsten Jahre wurde das Gebiet dann offiziell der allgemeinen Kolonisation geöffnet, ein Polizeimagistrat daselbst eingesetzt und von dem Gouverneur gelegentlich seines ersten Besuches der neuen Ansiedelung der Grund zur Stadt Melbourne gelegt. Der Umstand, daß diese Ereignisse im Jahre der Thronbesteigung der Königin Viktoria stattfanden, gab Veranlassung, den für längere Zeit „Port Phillip" genannten Distrikt in Viktoria umzutaufen, als er 1851 von Neu-Südwales getrennt und zu einer besonderen Kolonie gestaltet wurde.

Der andere Punkt der Südküste, den man von Neu-Südwales aus exploriert hatte, war das Mündungsgebiet des Murray. Sturt sowohl, wie der im Jahre 1830 mit der Erforschung des St. Vincent-Golfes betraute Kapitän Collet-Barker beschrieben diese Gebiete als ebenso reich, wie diejenigen am Ufer Port Phillips. Das wachsende Interesse, welches man in England der Kolonisation und Auswanderung entgegenbrachte, hatte inzwischen zu Organisationen neuer Art geführt, und darunter wurde für Australien speziell interessant das Unternehmen von Edward Gibbon Wakefield, welcher schon 1829 vorschlug, einer mit genügenden Mitteln ausgestatteten Kolonisationsgesellschaft ausgedehnte unbebaute Ländereien zu überweisen, zu dem Zwecke, darauf systematisch Gemeindeansiedelungen zu gründen. Durch Verkauf des Landes zu festgesetzten Preisen gedachte sich die Gesellschaft für die ursprünglichen Anlagespesen schadlos zu halten, und von organisierter zielbewußter Massenauswanderung versprach man sich bessere Erfolge, als von systemloser, dem Zufall anheimgegebener Einzelauswanderung. Der sehr gute Ruf der einflußreichen Familie Wakefield und das Bestreben, dem Staatsschatze Opfer, wie sie die Etablierung von Neu-Südwales mit sich gebracht hatte, möglichst zu ersparen, veranlaßten die englische Regierung zu einem Versuch des vorgeschlagenen Systems, und zwar wurde als Land dafür zunächst das heutige „Südaustralien", die von Kapitän Sturt entdeckte Gegend gewählt. Die nötigen Gelder waren sämtlich von Mr. Wakefield und seinen Freunden aufzubringen, die Geschäfte von einem aus drei Kommissaren bestehenden Komitee in London zu leiten, und die Regierung behielt sich die offizielle Kontrolle durch das Recht vor, den Gouverneur und gewisse Beamte der neuen Kolonie zu ernennen, während die Hauptzahl der Beamten von der Compagnie gestellt wurde. Schon im Juli 1836 landete das erste Auswanderer-Schiff an der Küste Südaustraliens, und im nächsten Jahre wurde die nach der Gemahlin des Königs benannte Hauptstadt Adelaide angelegt. Die Gründung Südaustraliens erfolgte also unter wesentlich anderen Bedingungen als diejenige früherer Kolonieen: Es wurde nicht als Verbrecherstation benutzt und war weder als Kronkolonie gedacht, noch als das Land einer Chartered Company, wie wir solche heute verstehen, sondern bildete ein Mittelglied zwischen beiden und vereinigte in sich bis zu einem gewissen Grade auch die Nachteile beider Systeme. Die Beschränkungen, auf welche man Wert gelegt hatte,



Führen der Pferde an die Tränke (Australien).

führten bald zu Reibungen zwischen den Beamten der Regierung und denen der Gesellschaft, und nach kurzer Zeit schon sah man sich veranlaßt, Südaustralien eine ähnliche Verwaltung zu geben, wie den anderen Kolonien Australiens. Aber im Jahre 1836 sah es so aus, als ob das neue System sich bewähren würde, und die Wakefield-Familie gründete deshalb auf ähnlicher Grundlage als zweites Kolonisationsunternehmen auch die Neuseeland-Compagnie, welche aber wegen Konflikten mit den Reichsinteressen 1851 aufgelöst wurde.

Die erste Kolonisation im heutigen Queensland fand im Jahre 1826 durch Anlage der Strafkolonie Moreton-Bay an der Mündung des Brisbaneflußes statt, welche den Zuzug freier Ansiedler von der See aus abschreckte. Die eigentliche Grundlage der Kolonie Queensland aber bildeten im Binnenlande von Neu-Südwales aus vordringende Schafzüchter, und erst als 1840 der Sträflingstransport nach hier abgeschafft und auch die Station am Brisbanefluß aufgehoben wurde, benutzte man die Gelegenheit, daselbst sofort eine Handelsstation zu gründen. Allmählich machte sich hier, wie vorher in Vandiemensland und Viktoria, die Notwendigkeit eigener Verwaltung immer gebieterischer geltend, und so wurde denn im Jahre 1859 der nördliche Teil von Neu-Südwales, der bisherige „Moreton-Bay-Distrikt", als besondere Kolonie „Queensland" abgetrennt.

Wie Südaustralien und Neuseeland wurde auch Westaustralien direkt von England aus kolonisiert, nachdem zuerst 1826 von Sydney aus eine Abteilung Soldaten und Sträflinge nach dem im Jahre 1791 von Kapitän Vancouver entdeckten King George-Sund entsandt, von dort aber bald nach dem sandigen Strand von Rockingham unweit Fremantle transferiert worden war. Eine englische Gesellschaft erhielt 1829 große Landschenkungen am Swan River und führte eine Anzahl von Kolonisten ein, welche die Stadt Perth gründeten. Die Entwickelung dieser Kronkolonie war aber eine so langsame und der Mangel an Händen für die Landwirtschaft so groß, daß man trotz des in den anderen Kolonien längst erstarkten Widerwillens gegen weitere Sträflingszufuhren in der Swan River-Ansiedelung geradezu um Zusendung von Sträflingen bat, als die Deportation nach Neu-Südwales 1848, nach Vandiemensland 1853 überhaupt ein Ende nahm. Der englischen Regierung war es sehr willkommen, einen neuen Verschickungsplatz für ihre Züchtlinge zu finden, und so wurden von 1849—1868 etwa 10000, und zwar ausschließlich männliche Sträflinge, in Westaustralien eingeführt, bis im Jahre 1868 auf das Drängen der Schwester-Kolonieen hin die weitere Zulassung von Verbrechern auch hier eingestellt wurde.

Im übrigen Australien hatte man schon längst bei Gründung neuer Ansiedelungen die Bedingung durchgesetzt, daß keine Sträflinge dahin transportiert werden durften, und im Jahre 1868 hörte die Deportation nach ganz Australien für immer auf.

Im ganzen hatten an Sträflingen empfangen: Neu-Südwales von 1787 bis 1839 60000, Vandiemensland von 1803—1853 67000 und Westaustralien von 1849—1868 10000 Köpfe. Dieselben sind längst als Freie in der übrigen Bevölkerung völlig aufgegangen, doch thut man in Australien immer gut daran, den Ursprung „alter Familien" mit Vorsicht zu berühren.

Von den 6 weiteren australischen Kolonieen unter Selbstverwaltung, die nach

der Gründung von Neu-Südwales ins Leben getreten sind, waren also drei: Vandiemensland, Viktoria und Queensland durch die natürliche Ausdehnung der Mutterkolonie, die drei andern: Süd- und Westaustralien und Neuseeland, durch direkte Kolonisation von England aus entstanden. Der verschiedene Ursprung hinderte aber nicht, daß heute diese sämtlichen 7 Kolonieen in fast identischer Weise verwaltet werden.

Kehren wir nun nach diesem vorgreifenden Ausblick zu den Ansiedelungen zurück, die sich aus den hungernden Gemeinwesen vom Anfang des Jahrhunderts heraus innerhalb von 50 Jahren zu blühenden Provinzen entwickelt hatten, denen aus dem Mutterland während der langen Friedenszeit immer neues Material an Menschen und Geldmitteln zufloß. Den weitaus wichtigsten Teil des australischen Wohlstandes bildeten seine Schafherden. Zwar war der Preis der Wolle in London nicht auf der Höhe wie zur Zeit des spanischen Krieges geblieben, aber dafür entschädigte die immer steigende Ausfuhrmenge dieses wichtigen Kolonialproduktes, und die Schafzucht erwies sich als so lohnend, daß man darin den weitaus größten Teil des ins Land strömenden Kapitals anlegte. Je größer und zahlreicher die Herden der Schafzüchter wurden, um so größer wurden natürlich auch die Ansprüche an Weideland, und eine der ernstesten Schwierigkeiten für die Gouverneure lag darin, die Interessen der großen Schafzüchter mit denen der kleinen Ansiedler zu versöhnen.

Die Geschichte der australischen Weidewirtschaft ist schließlich dieselbe wie diejenige aller Weidegenossenschaften bis auf die Tage Abrahams zurück. Schon die Bibel erzählt uns: „Abraham war sehr reich an Vieh, Silber und Gold. Lot aber, der mit Abraham zog, hatte auch Schafe und Rinder und Hütten. Und das Land mochte es nicht ertragen, daß sie nebeneinander wohnten. Und war immer Zank zwischen den Hirten über Abrahams und Lots Vieh." Genau so war es in Neu-Südwales, auch hier konnten wegen der Größe ihrer Herden die Schafzüchter weder mit ihren Genossen, noch mit den Ackerbauern zusammen hausen, und die Lösung der Schwierigkeit, welche nach langer Diskussion der Landgesetzgebung gefunden wurde, war auch hier die von Abraham und Lot adoptierte: „Stehet Dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide Dich von mir. Willst Du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken. Also schied sich ein Bruder von dem andern." Auch hier in Australien lag das ganze weite Innere vor den Hirten, und dorthin zogen diese mit ihren Herden, sich immer weiter von den Ansiedelungen entfernend. Die Gegenden, in welche sie wanderten, waren nicht vermessen, häufig wasserarm und natürlich nicht eingezäunt, meist selbst nicht einmal durch natürliche Begrenzungen getrennt. Das einzige Arrangement, welches zwischen den einzelnen Herdenbesitzern getroffen werden konnte, um Streit zwischen den Hirten und Vermengung der Herden vorzubeugen, war also das altbiblische: Der eine ging links, der andere rechts, und man nahm wohl Bedacht darauf, weite Zwischenräume zwischen den einzelnen Weidegründen zu lassen.

Wenn auch vorab in roher Weise, wurde dadurch doch ein so großer Teil der Kolonie unter eine gewisse Kultur gebracht, wie es kein anderes System in

so kurzer Zeit ermöglicht haben würde. Nun waren aber sämtliche Ländereien Australiens als Kronland proklamiert worden, und wenn auch eine genaue Kontrolle über unvermessene und unbegrenzte Ländereien, auf denen keine Polizeimacht existierte, in der Praxis unmöglich war, so suchte Sir Richard Bourke die Rechte der Krone wenigstens dadurch zu wahren, daß er eine Abgabe einführte, gegen deren Erlegung es dann jedem Kolonisten freistand, ins Innere zu ziehen und sich dort auf unangebautem Lande als „squatter“ niederzulassen. Die Notwendigkeit, welche die Herdenbesitzer empfanden, weite Zwischenräume zwischen sich zu lassen und Rücksicht auf den Zuwachs ihrer großen Herden zu nehmen, veranlaßten sie nur zu leicht dazu, viel größere Ländereien in Anspruch zu nehmen, als für das Grasen ihrer Tiere eigentlich erforderlich waren, und in dem Maße, als Land in der Kolonie seltener und damit wertvoller zu werden anfing, empfand man dieses Weidesystem immer mehr als Mißbrauch. In einigen Gegenden des Innern besaßen einzelne Squatters Stationen von der Größe eines deutschen Herzogtums, und in den Liverpool Downs z. B. beanspruchten vier Leute, von denen ein jeder nur die übliche Gebühr von 10 Pfund Sterling an die Krone bezahlt hatte, ein Areal von 8 Millionen Acres.

Das Argument der Herdenbesitzer ging dahin: Wir haben Andere im Besitz der angesiedelten, küstennahen Länder gelassen, sind durch unsere eigenen Anstrengungen ins Innere vorgedrungen, haben jungfräuliches Land unter Entbehrungen aller Art unter Kultur genommen, Viehstand und Bewässerung, Wege und Hürden geschaffen, wo vordem Wildnis war, und beanspruchen deshalb diese Ländereien als unser rechtmäßiges Eigentum auf Grund unserer Entdeckung und wirtschaftlichen Besiedelung. Es war unbestreitbar, daß der Unternehmungsgeist der Herdenbesitzer nicht nur immense Landstriche für die Civilisation errungen, sondern auch in ganz direkter Form sehr wesentlich zum Wohlstand und Gedeihen der Kolonie beigetragen hatte, denn die Wollschur lieferte die Hauptausfuhr Australiens, deren Wert von einer halben Million im Jahre 1820 auf fünf Millionen Pfund Sterling im Jahre 1840 gestiegen war. Andererseits war nicht zu leugnen, daß diese Industrie unter dem günstigen Himmel Australiens nur wenigen Händen Arbeit giebt; so sind z. B. auf einer Farm von 250 englischen Quadratmeilen, welche etwa 70000 Stück Schafe und Rinder trägt, im Durchschnitt nur etwa 7 Mann ständig beschäftigt, und so betrachtete man allmählich die Viehzucht als Repräsentation des „Kapitalismus“ im Gegensatz zu den Interessen der Arbeiter. Dazu kam die begreifliche Eifersucht der nachdrängenden kleinen Ackerbauer auf die ausgedehnten Ländereien der Herdenbesitzer, und es war für den Gouverneur, der als unumschränkter Vertreter der Krone in diesen Fragen das alleinige Verfügungsrecht hatte, schwierig genug, die widerstrebenden Interessen zu versöhnen. Betreffs des immer mehr in Nachfrage kommenden Ackerlandes, welches natürlich wertvoller war als die wüsten Binnenländer, wurde, um die Interessen der Krone zu wahren, nach verschiedenen anderen Versuchen das System eingeführt, diese Ländereien unter Festsetzung eines gewissen Minimalpreises öffentlich zu versteigern. Der aus diesen Landverkäufen erzielte Erlös bildete bald einen wichtigen Teil der Gesamteinnahmen, und obgleich derselbe rechtlich der Krone von England zukam, empfand diese es doch als Unbilligkeit, diese Gelder zu anderen als australischen Zwecken

zu verwenden und bestimmte demgemäß durch Erlaß vom Jahre 1840, daß die Erträge aus den Landverkäufen in jeder Kolonie und in jedem Distrikt zur Bildung von Spezialfonds verwandt werden sollten. Seit dieser Zeit besaß jede Kolonie ihren „Landfonds" zur Bestreitung von Extraausgaben, die zumeist der Anlage öffentlicher Bauten und der Einführung wünschenswerter Einwanderer zu gute kamen.

Die große Wichtigkeit der Einführung tüchtiger Arbeiter in die Kolonie wurde zu jener Zeit voll gewürdigt; britische Landleute der besten Klasse waren seit einigen Jahren zahlreich eingewandert, und da somit ein genügendes Angebot freier Arbeit vorhanden war, so entfiel die Notwendigkeit, Sträflingsarbeit zu benutzen. Der natürliche Widerwille freier Arbeiter, mit Züchtlingen zusammen arbeiten zu sollen, gab der wachsenden Abneigung der Kolonisten gegen die Deportation einen weiteren Rückhalt, die Zahl der Petitionen um Abschaffung derselben nahm zu, und im Jahre 1840 wurde denn auch die Verschickung von Sträflingen nach Neu-Südwales eingestellt. Das Vorhandensein des Sträflingselements hatte bislang auch eins der Haupthindernisse gebildet, den australischen Kolonieen eine parlamentarische Regierung einzuräumen, aber in dem Maße, wie die Bevölkerung an Zahl und Bedeutung zunahm, erwies sich das patriarchalische Regiment der Gouverneure immer mehr als ungeeignet, und im Einklang mit der zur Zeit in England im Gange befindlichen Bewegung für eine Parlamentsreform machte sich auch in den australischen Kolonieen das Verlangen nach parlamentarischen Rechten mehr und mehr geltend. Die Bevölkerung von Neu-Südwales, welche am Ende von Macquaries Amtszeit 35000 Seelen betrug, war 1842 auf über 200000 angewachsen, die Kolonie brachte seit 15 Jahren ihre Verwaltungskosten ganz allein auf, ihr Handel war in beständigem Wachsen begriffen, und da diese erfreulichen Resultate hauptsächlich der Initiative und Thätigkeit der Kolonisten zu danken waren, so war es nur recht und billig, daß diese auch eine Stimme bei der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten beanspruchten.

Diesem Verlangen wurde denn auch seitens des Mutterlandes dadurch entsprochen, daß Neu-Südwales aufhörte, Kronkolonie zu sein und der 1823 gebildete „Gesetzgebende Rat" der Kolonie im Jahre 1842 zu einem Lokal-Parlament erweitert wurde. Zwar war dasselbe noch manchen Beschränkungen unterworfen; so war im besonderen das Kolonialministerium nicht dem Kolonialparlament, sondern dem Gouverneur und den Reichsbehörden verantwortlich, und letztere behielten die Kontrolle über die Landeseinkünfte. Immerhin aber bedeutete dieser Akt einen Wendepunkt in der australischen Geschichte und diente dazu, die Kolonisten an die Ausübung parlamentarischer Verwaltung zu gewöhnen und sie so vorzubereiten auf die Benutzung umfassenderer Selbständigkeit, deren sie sich schon nach kurzer Zeit erfreuen sollten.

Als im Jahre 1850 der Port Phillip-Distrikt als besondere Kolonie „Viktoria" von Neu-Südwales abgetrennt wurde, verlieh man auch dieser Kolonie, gleichzeitig mit Vandiemensland und Südaustralien, eine ähnliche Konstitution wie Neu-Südwales, Neuseeland folgte kurz darauf. Mit Ausnahme von Westaustralien, welches für lange Zeit Kronkolonie blieb, und von Queensland, welches noch nicht

als besondere Kolonie abgegliedert worden war, erfreuten sich nunmehr alle australischen Kolonieen der Würde einer gewissen Selbständigkeit.

Die Bevölkerungszahl Australiens näherte sich damals einer halben Million Seelen, und der jährliche Wert des hauptsächlich mit dem Mutterlande gepflegten Handels war auf 9 Millionen Pfund Sterling gestiegen. Der Unterschied in Wohlstand, Bedeutung und Macht zwischen Anfang und Mitte des Jahrhunderts war ein immenser, bald aber sollte Australien noch ganz andere Fortschritte aufweisen können.

Hatten bislang fast ausschließlich Viehzucht und Ackerbau den Reichtum des Landes gebildet, so trat 1851 ein Ereignis ein, welches für die weitere Entwickelung Australiens wichtiger wurde, als irgend eine andere einzelne Entdeckung, seitdem Wentworth und seine Genossen 1813 die fruchtbaren Ebenen von Bathurst aufgefunden und dadurch Australien zu einem lohnenden Felde für Einwanderung gemacht hatten. Durch ein sonderbares Spiel des Zufalls wurde an dieser selben Stelle eine neue Entdeckung gemacht, welche einen zweiten starken Anstoß zu europäischer Auswanderung nach Australien gab und dadurch dessen Kolonieen weiterer politischer Selbständigkeit näher brachte. Die erste Entdeckung der Bathurst-Gefilde brachte der Bevölkerung Brot, die zweite Gold.

Zwar war schon im Jahre 1814 beim Bau der Straße über die Blauen Berge Gold gefunden, diese Entdeckung aber von der Kolonialregierung totgeschwiegen worden, weil man befürchtete, daß ihr Bekanntwerden eine nicht zu bewältigende Aufregung unter der großenteils aus Sträflingen und Abkömmlingen von solchen bestehenden Bevölkerung hervorrufen würde. Auch der Fund goldhaltigen Quarzes in Neu-Südwales seitens des polnischen Forschungsreisenden Graf Strzeleski im Jahre 1839 wurde nicht weiter verfolgt, obgleich der berühmte englische Geologe Murchison aus ihm davon eingesandten Proben und aus der Ähnlichkeit gewisser Formationen in Australien und im Ural auf das Vorhandensein von Goldlagern westlich der Berge von Sydney schloß. Dagegen waren auf den gegenüberliegenden Ufern des Stillen Ozeans, in den Bergketten Kaliforniens, seit 1848 Goldschätze erschlossen worden, welche ein Zuströmen von Goldgräbern aus allen Teilen der Welt zur Folge hatten, und unter den australischen Kolonisten, die nach der Westküste Amerikas gingen, um dort ihr Glück zu versuchen, befand sich auch ein Grobschmied Namens Hargreaves. Es scheint, daß diesem das Glück nicht hold war, aber er fand zwischen den Bergen Kaliforniens und denen seiner Heimat eine solche große Ähnlichkeit, daß sich bei dem aller geologischen Kenntnisse baren Manne immer mehr die fixe Idee bildete, daß er Gold auch in Australien finden könne. Kurz entschlossen kehrte er nach Neu-Südwales zurück, untersuchte im Februar 1851 die Berge nahe Bathurst, und es gelang ihm in der That, ohne viele Mühe beträchtliche Mengen des edlen Metalls aus dem Alluvialboden herauszuwaschen. Diese Entdeckung blieb nicht, wie die früheren, der Bevölkerung vorenthalten, und innerhalb dreier Monate hallte der ganze Kontinent von der anfangs ungläubig aufgenommenen Nachricht wider, daß Gold auch auf der australischen Seite des Pacific gefunden worden sei, und Hargreaves bekam die von der Regierung von Neu-Südwales in Verbindung mit Viktoria ausgesetzte Prämie von 15000 Pfund Sterling für die Entdeckung abbaulohnender Goldfelder. Gegen Ende Mai 1851

strömten die Kolonisten bereits scharenweise herbei, um alle Flüsse der Nachbarschaft zu untersuchen. Im Juli fand ein Schäfer einen Goldklumpen von über 100 Pfund Schwere, und fast gleichzeitig entdeckte ein anderer australischer Kolonist, der mit Hargreaves zusammen in Kalifornien gewesen war, Gold in der Nähe von Ballarat in der Kolonie Viktoria. Im Oktober wurden verheißungsvolle Goldlager bei Mount Alexander nördlich von Melbourne gefunden, und wenige Monate später traten dazu die noch reicheren Lager von Bendigo.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß diese Fundstätten alle in der Linie des Küstengebirges liegen. Einige weitere Goldfunde in Südaustralien und Vandiemensland waren von verhältnismäßig geringem Werte, dagegen wurden später auch in Queensland nahe den Küstengebirgen reiche Goldlager entdeckt — die ersten nennenswerten westaustralischen Funde erfolgten erst 1887 — und die Aufregung in den Kolonieen war eine grenzenlose.

Die vom Gouverneur Macquarie angelegte 150 Meilen lange Straße zwischen Sydney und Bathurst war monatelang die Scene einer langen Wallfahrt von Goldsuchern aller Klassen auf dem Wege nach den Goldfeldern. Karren mit kompletten Kampeinrichtungen, Packtiere und Fußgänger folgten einander fast ohne Unterbrechung. Zunächst zogen die zuerst eröffneten Gruben von Bathurst auch die Ansiedler anderer Kolonieen herbei, und schon im August 1851 floß das Gold in solch nennenswerten Posten nach Sydney, daß die Einrichtung einer regelrechten Goldeskorte notwendig wurde. Als die noch viel reicheren Funde in Viktoria neben diejenigen von Neu-Südwales traten und die Nachricht von den großen Entdeckungen auch die alte Welt erreichte, waren es bald nicht mehr die australischen Kolonisten allein, sondern auch die überschüssigen Volkselemente Europas und Amerikas, welche den neuen Goldfeldern zuströmten. Der Ruf von den gelegentlich gefundenen Goldklumpen, die ein Gewicht bis zu 190 Pfund hatten, drang bald von den Bergen bis zu den Küstenstädten hinab und zog fast die gesamte männliche Bevölkerung nach den Goldfeldern.

Die Einwohnerzahl der Kolonie Viktoria zur Zeit der Goldentdeckung daselbst im Juli 1851 betrug 70000. Neun Monate später waren allein auf ihren Goldfeldern 70000 Köpfe zu finden. Von Südaustralien, Tasmanien und Neuseeland kamen die Leute scharenweise nach Viktoria. Südaustralien schien eine Zeit lang ausschließlich von Frauen und Kindern bewohnt, und die Stadt Melbourne war während einiger Zeit auf die Dienste eines einzigen Polizisten beschränkt. Die Regierungsbeamten der neu geschaffenen Verwaltung hatten kaum Zeit gehabt, in ihrem Amte warm zu werden, als das Goldfieber auch sie ergriff. Auf allen Seiten gab man seine Anstellungen auf. Die Gehalte der Civilbeamten wurden verdoppelt — umsonst, die Verlockungen der Goldfelder erwiesen sich als übermächtig, und wer nicht durch unlösbare Bande an die Scholle gefesselt war, den trieb es in die Berge, um dort sein Glück zu versuchen. Die Mannschaften der in den Häfen liegenden Schiffe desertierten, die Polizisten der Kolonie verließen ihren Dienst und in Verzweiflung wandte sich der Gouverneur an den Staatssekretär mit der Bitte, ihm von England aus ein Regiment zu schicken, dessen Soldaten nicht desertieren konnten, ohne dem Kriegsgericht zu verfallen.

Während so die bisherigen Bevölkerungsmittelpunkte verödeten, sprangen in

den Goldfeldern Zeltstädte wie Pilze aus der Erde, und es war für die von allen Unterbeamten verlassene Regierung ein schweres Stück Arbeit, die Kolonie mit ihrer plötzlich angeschwollenen Bevölkerung zu verwalten, Ruhe und Ordnung in dem wüsten und zügellosen Treiben der Goldgräber aufrecht zu erhalten und geeignete Gesetze für den Betrieb der Goldlager zu erlassen und durchzuführen.

Da alle unkultivierten Länder der Krone gehörten, so war streng genommen auch alles daselbst gefundene Gold Kroneigentum, und je größer die Goldfunde wurden, um so mehr stieg auch die Verantwortlichkeit der Gouverneure betreffs der Wahrung der ihnen anvertrauten Interessen. Fand man doch allein in der Kolonie Viktoria im ersten Jahre Gold im Werte von nicht weniger als 13 Millionen Pfund Sterling.

In der Kolonie Neu-Südwales, wo zur Zeit der ersten Goldfunde das neue Verwaltungssystem schon seit 8 Jahren funktionierte, verursachte das Goldfieber nicht eine derartige Desorganisation des öffentlichen Dienstes, wie in Viktoria, und der Gouverneur Sir Charles Fitzroy, erließ hier nach Rücksprache mit seinen Ministern sofort nach Bekanntwerden der ersten Goldfunde eine Proklamation, welche Graben auf Kronland nur gegen Errichtung einer festen Schürfgebühr gestattete und von dem Ertrag der Quarzausbeutung einen Anteil von 10 % für die Regierung in Anspruch nahm. Diese Verordnung gefiel zwar den Goldgräbern von Neu-Südwales wenig, aber sie unterwarfen sich derselben, und das Gesetz konnte in Neu-Südwales auch während der folgenden aufgeregten Zeiten durchgeführt werden.

Schwieriger lagen die Dinge in Viktoria. Hier war einesteils die Regierung weniger stark, andererseits die Bevölkerung auf den Goldfeldern eine größere und infolge der zahlreichen von Europa gekommenen abenteuerlichen Elemente auch eine weit rohere. Der Gouverneur von Viktoria schloß sich betreffs der Erteilung von Minengerechtsamen dem Vorgehen seines Kollegen in Sydney an, aber die Goldgräber Viktorias waren nicht geneigt, diese Verordnung ohne Widerstand hinzunehmen. Begnügte man sich zunächst, gegen die Höhe der Schürfgebühr zu protestieren, welche 30 Schilling per Monat betrug, so richtete sich die Opposition bald gegen das ganze System. Unzufriedenheit herrschte in jedem Goldfeld, und in Melbourne fand der Gouverneur wenig Unterstützung, da das große Publikum, wenn auch aus anderen Gründen wie die Goldgräber, dem Prinzip einer reservierten Einnahme für die Krone ebenso abgeneigt war. Man fand, daß die aus dem Betrieb der Goldlager erwachsenden Staatseinnahmen nicht dem Landfonds zukommen, sondern in erster Linie zur Deckung der durch den rapiden Bevölkerungszuwachs stark gestiegenen Verwaltungskosten Verwendung finden sollten. Als deshalb die Goldgräber bald die Bezahlung der hohen Schürfgebühr verweigerten, sah sich die Regierung ohne Macht, ihre Verordnung aufrechtzuerhalten und suchte durch eine Herabsetzung der Gebühr einen Kompromiß herbeizuführen. Aber auch damit waren die Goldgräber nicht zufrieden, die Unruhen in den Kamps nahmen immer mehr zu, und nach dreijährigem ununterbrochenen Streite erfolgte 1854 ein Ausbruch, welcher einen Augenblick Viktoria und vielleicht ganz Australien in einen Bürgerkrieg zu verwickeln drohte.

Infolge eines Mordes in Eureka bei Ballarat, dessen Urheber die in den

Minencentren nur mangelhaft organisierten Justizbehörden nicht ausfindig zu machen vermochten, waren daselbst Unruhen ausgebrochen, welche sich bald auch auf gänzliche Abschaffung der Schürfgebühr richteten und einen derartig ernsten Charakter annahmen, daß dieselben im Dezember 1854 durch militärische Gewalt blutig unterdrückt werden mußten. Etwa 30 der Aufrührer fielen im offenen Kampfe, 120 wurden verhaftet, aber nur die Rädelsführer zur Aburteilung nach Melbourne geschickt, wo das große Publikum derartig mit ihnen sympathisierte, daß sie trotz der überwältigenden Schuldbeweise von der Jury freigesprochen wurden.

Um die Interessen der Goldgräber und diejenigen der Regierung in besseren Einklang zu bringen, wurde dann eine Kommission eingesetzt und die von dieser vorgeschlagene Reform der Minengesetzgebung im März 1855 in ihren Hauptzügen von der Regierung angenommen. An Stelle der gänzlich abgeschafften monatlichen Schürfgebühr trat eine Goldgräbersteuer von nur 1 Pfund Sterling per Jahr, und um den dadurch entstehenden großen Ausfall in den Staatseinnahmen zu decken, wurde ein Exportzoll von 2/6 d auf die Unze Gold gelegt, wodurch in weitgehender Weise garantiert wurde, daß die der Goldindustrie auferlegten Abgaben von dem erfolgreichen und nicht von dem erfolgarmen Goldgräber zu tragen seien. Dieses neue Gesetz befriedigte alle Teile, und vor Ablauf des Jahres herrschte auf allen Goldfeldern vollständige Ruhe und Ordnung.

Inzwischen war es klar geworden, daß der bisherige Zustand, den aus den Landrechten fließenden, der direkten Kontrolle der Regierung unterstellten Teil der Staatseinnahmen von den übrigen Einnahmen getrennt zu halten, unter den durch die Goldfunde so wesentlich veränderten Verhältnissen nicht länger durchführbar sei, und nicht nur Viktoria, sondern auch die Schwesterkolonieen, welche die Besorgnisse der Viktoria-Regierung geteilt hatten, sahen die Zeit für gekommen an, in London um ein größeres Maß von Selbstverwaltung zu bitten.

Ende 1854 unterbreiteten denn Neu-Südwales, Viktoria, Südaustralien und Vandiemensland der Regierung des Mutterlandes die untereinander fast gleichen Projekte einer neuen, sich möglichst an die britische anlehnenden Konstitution, welche für diese vier Kolonieen vollständige Selbständigkeit in der Kontrolle ihrer Finanzen und öffentlichen Länder und konsequenterweise die Verantwortlichkeit der Kolonialminister vor dem Kolonialparlament vorsah. Die Kolonialparlamente sollten aus je zwei Kammern bestehen, von denen der unteren, aus Volkswahlen hervorgegangenen, die Finanzkontrolle zustand.

England ging um so bereitwilliger auf diese Vorschläge ein, als es sich damals in den Krimkrieg verwickelt und seine ganze Aufmerksamkeit durch die Komplikationen in Europa in Anspruch genommen sah. So wurde denn schon im Jahre 1855 den vier australischen Kolonieen das von ihnen erbetene Selbstverwaltungsrecht zugestanden, und auf Grund der neuen Konstitutionen fanden die ersten Parlamentswahlen in Neu-Südwales, Viktoria und Tasmanien — so hieß seitdem das bisherige Vandiemensland — im Jahre 1856 statt, in Südaustralien 1857. Die 1858 erfolgte Entdeckung von Gold in der Nordostecke des Kontinents machte es wünschenswert, auch dort eine selbständige Verwaltung einzuführen, und so wurde 1859 der bisherige „Moreton-Bay-Distrikt“ von Neu-Südwales abgetrennt und als

„Queensland“ der Reihe von Kolonieen mit eigener Verwaltung angeschlossen, so daß allein Westaustralien außerhalb dieser Bewegung geblieben war. Diese Kronkolonie fuhr bis 1868 fort, Sträflinge zu importieren, erhielt dann 1870 eine Konstitution, ähnlich der Neu-Südwales im Jahre 1842 eingeräumten, und erst im Jahre 1890 das volle Maß von Selbständigkeit, welches sie den anderen australischen Kolonieen gleichstellte.

Aber das Jahr 1855 bezeichnet den Wendepunkt, seitdem den australischen Kolonieen alle überhaupt von ihnen gewünschten konstitutionellen Freiheiten eingeräumt wurden. Ihre Parlamente werden, der von ihnen selbst vorgeschlagenen Form gemäß, als „Parlamente der Königin“ bezeichnet und erlassen ihre Gesetze „im Namen der Königin“ für deren weit entfernte Unterthanen, und die australischen Kolonisten teilen in der weitgehendsten Art alle Rechte und Vorteile der britischen Bürger, ohne dafür irgendwelche Abgaben an England zu bezahlen. Das Prinzip der Autorität des Mutterlandes ist durch die Bestimmung gewahrt, daß englisches Gesetz auch in der Kolonie zu Recht besteht, soweit es nicht durch spezielle Lokalgesetzgebung abgeändert ist.

Die australischen Gouverneure werden von der Krone — gewöhnlich auf sechs Jahre — ernannt, aber von den Kolonieen bezahlt, und zwar mit 3500 Pfund Sterling (Tasmanien) bis 7000 Pfund Sterling (Neu-Südwales) per Jahr, und die Gouverneure geben den Kolonialgesetzen ihre Zustimmung im Namen der Königin. In Fällen, wo Zweifel an der Zweckmäßigkeit neuer Gesetze auftauchen, steht der Reichsregierung das Recht zu, dieselben zu beanstanden, aber man hat sich seit Gewährung der selbständigen Verwaltung klugerweise in London von Einmischung in innere australische Angelegenheiten möglichst ferngehalten. Der Gouverneur hat heute nur eine repräsentative Stellung und ist auf die Gesetzgebung ebenso einflußlos, wie sein Souverän im Mutterlande. Charakteristisch dafür und von den Kolonieen gebührend belächelt ist der Umstand, daß man 1899 als „Gouverneur“ von Neu-Südwales den Earl Beauchamp ernannte, den 26jährigen eitlen Jüngling, dessen Haupttugend nach den australischen Zeitungen große Selbstüberhebung ist, und für Südaustralien Lord Tennyson, der nur der Sohn eines berühmten Vaters, des Poeta laureatus ist, die aber beide bis dahin keinerlei Ämter in irgend welcher öffentlichen Stellung bekleidet hatten, also ohne alle Verwaltungskenntnis, geschweige denn Praxis waren; aber für einen australischen „Gouverneur“ reichte ihre Vorbildung, beide hatten bekannte Namen und Geld, und das genügt für ihre dekorative Stellung.

Als ihre Vertreter unterhalten die Kolonieen „Generalagenten“ in London, welche gut bezahlten Posten gewöhnlich unbequemen Politikern eingeräumt werden, um diese so auf gute Manier zu entfernen.

Die Volksvertretung besteht aus Ober- und Unterhaus, dem „Legislative Council“ und der „Legislative Assembly“. Ersteres wird in Neu-Südwales und Queensland von der Krone auf Lebenszeit ernannt, in den anderen Kolonieen aus der besitzenden Klasse der Wähler, welche ein bestimmtes Einkommen haben müssen, auf sechs bis neun Jahre gewählt. Mit Ausnahme von Südaustralien und Neuseeland, wo die Oberhaus-Mitglieder 200 bezw. 150 Pfund Sterling p. a. beziehen, stehen ihnen keine Diäten zu. Für das Unterhaus haben in einigen Kolonieen weder die

Kandidaten, noch die Wähler eine andere Qualifikation nachzuweisen, als die, geborene oder naturalisierte britische Bürger zu sein und eine kurze Zeit in der Kolonie gewohnt zu haben; in anderen Kolonieen ist dagegen außerdem ein gewisses Eigentum oder Einkommen nachzuweisen. Da das Wahlrecht immer liberaler ausgestaltet wurde, so ist heute in den meisten Kolonieen das System: „Ein Mann, eine Stimme" praktisch durchgeführt. Die Unterhausmitglieder werden in West-Australien auf vier, in allen anderen Kolonieen auf drei Jahre gewählt und beziehen außer freier Eisenbahnfahrt Diäten zwischen 100 bis 300 Pfund Sterling p. a. Mit Ausnahme von Queensland giebt in allen Parlamenten die Arbeiterpartei den Ausschlag. Eigentümlicherweise berechtigt die in einer Kolonie erworbene Naturalisation nicht zu den bürgerlichen Rechten in einer der anderen Kolonieen, da man durch dieselbe nicht „Brite", sondern nur Bürger der speziellen Kolonie wird; zieht ein so Naturalisierter nach einer Nachbarkolonie, so bedarf er daselbst einer neuen Naturalisierung. Westaustralien allein erkennt wenigstens die bereits in England Naturalisierten als Vollbriten an. Im ganzen geht sonst das Bestreben dahin, das Wahlrecht auf immer breitere Basis zu stellen, und so hat man seit 1893 in Neuseeland, seit 1895 in Südaustralien auch dem weiblichen Geschlecht das parlamentarische Wahlrecht eingeräumt, welches sich übrigens so wenig bewährt, daß die Agitation dafür einschläft; das Viktoria-Oberhaus lehnte dessen Einführung 1899 ab. Soweit Frauen Steuern zahlen, genießen sie dagegen in allen australischen Kolonieen das Recht, an Munizipalwahlen teilzunehmen. Die Parlaments-Mitglieder von Neu-Südwales und von Tasmanien stehen in dem Rufe, teilweise für Bestechungen nicht unzugänglich zu sein, während bei den anderen Parlamenten mehr die Liebe zur Macht dazu führt, nicht selten politische Überzeugungen zu opfern.

Die aus der Parlamentsmajorität hervorgehenden Minister wechseln ihre Sitze meist sehr häufig und sind keineswegs ausschließlich Rechtsgelehrte, sondern gehen teilweise aus Berufskreisen hervor, welche bei uns nicht gerade zur Regierungscarriere vorbereiten; so ist z. B. einer der australischen Premiers ein früherer Schankwirt und ein anderer ein früherer Auktionator, und was unsere Bureaukraten noch am meisten verwundern wird: viele dieser aus dem praktischen Leben hervorgegangenen Minister entwickeln ein außerordentliches Verwaltungsgeschick.

Auch eigene Wappen, Siegel und Flaggen führen die verschiedenen australischen Kolonieen, letztere in blau, weiß und rot dem „Union Jack" nachgebildet, aber mit besonderem Abzeichen versehen, in Viktoria z. B. mit den fünf Sternen des Südlichen Kreuzes.

Kehren wir nun zur Mitte des Jahrhunderts zurück.

Die Entdeckung von Gold hob jeden Zweifel über den Reichtum der australischen Hilfsquellen, haben die Goldfelder Australiens von ihrer Entdeckung an bis heute doch einen durchschnittlichen Jahresertrag von neun Millionen Pfund Sterling geliefert. Es nimmt deshalb nicht Wunder, daß während der ersten 10 Jahre nach der Entdeckung von Gold die Bevölkerung Australiens fast um das Dreifache zunahm, aber so günstig auch die Gesamtausbeute an Gold war, so blieb es doch nicht aus, daß Tausende von Auswanderern kein Glück auf den Gold-

feldern hatten und ihre Arbeitskraft der anderweitigen Entwickelung des Landes zu gute kam. Diesen großen Bevölkerungszuwachs in befriedigender Weise anzusiedeln und zu beschäftigen, war eine der ersten Aufgaben, welche den neuen Kolonialverwaltungen gestellt wurde, und zwar befolgte man dabei, in entsprechend größerem Maße, das in den jungen Jahren der Ansiedelung vom Gouverneur Macquarie gegebene Beispiel. Vor allem war die weitere Entwickelung der Verkehrs-Erleichterungen eine dringende Notwendigkeit, und wie Macquarie dieser durch Anlage von Straßen entsprochen hatte, so zog man nun Eisenbahn und Telegraph dazu heran. Hatte Macquarie 10 Millionen ausgegeben, so wandten die australischen Kolonieen zwischen 1855 und 1880 fast 100 Millionen Pfund Sterling auf, allerdings mit dem großen Unterschied, daß jetzt nicht mehr der britische Steuerzahler dafür aufzukommen hatte, sondern britische Kapitalisten dem aufstrebenden britischen Gemeinwesen vertrauensvoll die zu ihrer Entwickelung nötigen Gelder im Anleihewege zu verhältnismäßig billigen Zinsen vorschossen. Diese Bereitwilligkeit des Londoner Geldmarktes hat wesentlich dazu beigetragen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen dem Mutterland und den australischen Kolonieen aufrechtzuerhalten.

Die Regelung der Landfrage war eine der wichtigsten weiteren Fragen, die den Parlamenten zustand, und zwar war dasjenige von Neu-Südwales das erste, welches im Jahre 1861 ein Gesetz betreffs der Staatsländereien erließ, dem sich bald ähnliche in den anderen Kolonieen anschlossen. Der Zwiespalt zwischen den Interessen der Viehzüchter und denjenigen der Ackerbauer war der alte geblieben; aber die letztere, numerisch weit überlegene Klasse hatte unter den Bedingungen der neuen Konstitution die Uebermacht bei den Wahlen und beeinflußte die Gesetzgebung in ihrem Sinne dahin, daß die Privilegien der Großgrundbesiedeler verkürzt und die Rechte kleiner Ansiedeler bevorzugt wurden. Letzteren wurde zugestanden, auf den noch unvermessenen Weidegründen Wohnplätze und kleine Farmen für sich auszuwählen, und natürlich wählten sie nicht die schlechtesten Teile. Diese Praxis erwies sich bald als eine Quelle vieler Verdrießlichkeiten und Schädigungen der Viehzüchter, welche sich diesen Neuerungen nach Möglichkeit widersetzten, so zwar, daß bis heutigen Tages die Geschichte der Landgesetzgebung in Australien diejenige eines fortgesetzten Kampfes zwischen den Großgrundbesitzern oder „Squatters“ und den Kleinbauern, „Selectors“ oder „Cockatoo-Farmers“ genannt, ist, eines Kampfes, der mehr und mehr zu Gunsten der letzteren entschieden wurde. Bietet doch Australien mit seinem guten Klima und dem fruchtbaren Boden gerade kleinen Ansiedlern die Möglichkeit einer gesicherten Existenz.

Den Anfang der 60er Jahre gegebenen Landgesetzen folgte 20 Jahre später fast überall eine Reform, welche den Kleinfarmern weitere Begünstigungen einräumte, und seit 1890 ist die Landgesetzgebung in eine dritte, noch fortschrittlichere Periode eingetreten, welche sich nicht mehr damit begnügt, dem kleinen Ansiedler gleiche Vorteile wie seinem großen Nachbar zu sichern, sondern darüber hinaus in den Gesetzen aller australischen Kolonieen auch Geldvorschüsse zu billigen Zinsen und unter gewissen Kautelen an den „kleinen Mann“ vorsieht, um diesem Landerwerb zu ermöglichen. Man kann über den Wert einiger dieser Experimente verschiedener Meinung sein, aber man wird sie mit Interesse verfolgen müssen, und sie

sind jedenfalls ein getreues Spiegelbild der Richtung, in welcher sich die öffentliche Meinung Australiens bewegt.

Seit einigen Jahren sind in Südaustralien, Viktoria, Neu-Südwales und Neuseeland, um den oft ziel- und zwecklosen Ansiedelungen ein Ende zu machen, systematische Dorfansiedelungen angelegt und damit günstige Erfolge erzielt worden; dagegen ging eine sozialistische Arbeiterkolonie auf rein kommunistischer Grundlage in Neu-Südwales völlig zu Grunde.

Eine wichtige Rolle in der Entwickelung Australiens haben natürlich auch Dampfkraft und Elektricität gespielt. Durch das Herbeiströmen zahlreicher Goldsucher veranlaßt, nahmen zuerst im Jahre 1852 Dampfschiffe eine regelmäßige Fahrt von Europa nach Australien auf und reduzierten dadurch die bisherige Reisedauer von 8 Monaten sofort auf 8 Wochen. Um dieselbe Zeit entstand auf dem australischen Kontinent die erste Eisenbahn, 1851 wurde in Neu-Südwales die erste Telegraphenlinie angelegt, 1872 das erste Kabel, welches die australischen mit den europäischen Märkten in direkte Verbindung setzte.

Mit welchem Erfolg man in diesem ersten Vierteljahrhundert nach Einräumung selbständiger Verwaltung gearbeitet hatte, mögen einige Zahlen aus dem Jahre 1880 darthun. Die Produkte der australischen Viehzucht werteten in diesem Jahre 36 Millionen, diejenigen des Ackerbaus 20 Millionen, der Bergbau lieferte 11, andere Industrieen 20 Millionen zu einer Totalproduktion von 87 Millionen Pfund Sterling, welche der Thätigkeit einer Gesamtbevölkerung von knapp 3 Millionen Einwohnern entstammte.

Es erübrigt, kurz noch die Geschichte der letzten 20 Jahre zu rekapitulieren.

Wir haben gesehen, daß sich die australischen Kolonien im Jahre 1880 eines gesicherten Gedeihens zu erfreuen hatten, dazu brachte die Anleihepolitik, welche die öffentliche Schuld Australiens im Jahre 1897 auf 231 Millionen Pfund Sterling hob, fortgesetzt große Summen Geldes ins Land, und die einzelnen Regierungen konnten sich nach Entwickelung der materiellen Hilfsmittel nunmehr auch andern Dingen zuwenden. Das Unterrichtswesen stand dabei mit in erster Linie. Schulen waren natürlich schon längst in allen Kolonieen gegründet worden, und zwar dehnte sich in Neu-Südwales die vom Staate der Englischen Hochkirche, der Römisch-katholischen Kirche, den Presbyterianern und den Wesleyanern gewährte finanzielle Unterstützung auch auf die von diesen vier Sekten gegründeten Schulen aus; daneben existierten Nationalschulen unter Regierungskontrolle. Aber dieses System erwies sich als sehr kostspielig und in seinen Resultaten unbefriedigend, und so wurde denn im Jahre 1880 das jetzt bestehende konfessionslose System eingeführt; der Elementarunterricht wurde obligatorisch gemacht, das Schulgeld Unbemittelten erlassen und später allgemein abgeschafft. In den andern australischen Kolonieen traf man ähnliche Einrichtungen, in Viktoria war obligatorischer, freier und konfessionsloser Unterricht sogar schon 1872 eingerichtet worden. Allmählich trug man auch in allen Kolonieen der Entwickelung des höheren Schulwesens durch Errichtung öffentlicher und privater Lehranstalten-Rechnung, und die von den vier Universitäten zu Sydney, Melbourne, Adelaide und Neuseeland verliehenen Grade haben denselben Wert, wie die auf englischen Hochschulen erlangten, und ihre

Erlangung steht hier auch überall dem weiblichen Geschlecht frei. Öffentliche Bibliotheken und freie Lesehallen findet man fast in jeder Stadt.

Die australischen Kolonieen widmeten ihre Aufmerksamkeit aber nicht nur der Verbesserung ihrer inneren Verhältnisse, sondern nahmen von Anfang der 80er Jahre an auch ein steigendes Interesse an dem sie umgebenden Archipel und betrachteten die kolonisatorischen Bestrebungen Frankreichs und Deutschlands in der Südsee mit schlecht verhehltem Mißbehagen. Fidschi war schon 1874 als britische Kolonie erklärt und 1877 das Amt eines „Britischen Oberkommissars für den westlichen Pacific" geschaffen worden. Mit besonderem Mißfallen sah man das Erscheinen der Deutschen in Neuguinea, und der Premier der nächsten australischen Kolonie, Queenslands, unternahm im März 1883 auf eigene Faust die Annektierung des nicht holländischen Teils der großen Insel. Die britische Regierung erkannte diesen Akt zunächst nicht an, übernahm aber im November 1884 das Protektorat über die Südostküste der Insel. Die anderen australischen Kolonieen hatten sich zwar nicht dafür erwärmt, daß Neuguinea an Queensland angegliedert werden solle, waren aber auch von Anfang an dafür eingetreten, daß England hier eingreifen müsse, und infolge des Beschlusses der Kolonialkonferenz von 1887 verpflichteten sich Queensland, Neu-Südwales und Viktoria, für die Verwaltungskosten Neuguineas für einen Zeitraum von 10 Jahren bis zu einer Summe von 15000 Pfund Sterling p. a. aufzukommen. Um den australischen Wünschen zu entsprechen, wurde das Protektorat Britisch-Neuguinea im Juni 1888 dann als Kronkolonie erklärt, deren Verwalter durch Vermittelung des Gouverneurs von Queensland mit dem Kolonialamt in London verkehrt.

Andere britische Annektierungen in der Südsee sind seitdem mit Rücksicht auf den Druck der öffentlichen Meinung Australiens gefolgt, und wenn letzteres durch seine Konstitution auch nicht berechtigt ist, an der Leitung der auswärtigen Politik Großbritanniens teilzunehmen, so haben doch die australischen Kolonieen mit ihrer Zunahme an Wohlstand und Bedeutung auch einen beträchtlichen Einfluß auf denjenigen Teil der britischen auswärtigen Politik ausgeübt, der die australische Interessensphäre betrifft, und die Ordnung der Samoafrage z. B. wurde nicht zuletzt durch die Rücksicht erschwert, welche England auf die jeder Konzession abgeneigten australischen Kolonien nehmen mußte. Letztere möchten eben im Konzert der Mächte auch eine direkte Rolle spielen, und wie weit diese Großmannssucht schon gegangen ist, beweist die australische Presse 1899 mit ihrer Beunruhigung darüber, „was denn Australiens Anteil an China sein werde, wenn sich schon Mächte vierten Ranges wie Belgien dort um Konzessionen bewürben".

Hand in Hand mit dem wachsenden Interesse an auswärtigen Beziehungen entwickelte sich in den australischen Kolonieen auch eine Bewegung, für ihre eigene Verteidigung zu Wasser und zu Lande etwas zu thun. Jede einzelne Kolonie ging daran, eine kleine Truppe zu bilden, welche von britischen Offizieren im Dienste der Kolonie befehligt wird und im Notfall als Kern eines Miliz- und Freiwilligen-Heeres dienen soll. Das gesamte „Heer" der 7 australischen Kolonieen mit Selbstverwaltung bestand 1898 aus 1484 Regulären und 24000 Mann Miliz- und Freiwilligen-Soldaten. Englische Truppen stehen nicht mehr in

Australien, vielmehr haben sich die dortigen Kolonieen — ebenso wie Kanada — nachdem schon 1885 600 Mann des Neu-Südwales-Corps am Sudankrieg teilgenommen hatten, mit bemerkenswertem Enthusiasmus durch Entsendung einiger tausend Mann ihrer Truppen nach Südafrika an der Verteidigung von „Greater Britain“ beteiligt. Die malerischen Neu-Südwales-Lanzenreiter, welche 1897 gelegentlich der Jubiläumsparade in London einen so begeisterten Empfang gefunden hatten, erwiesen sich allerdings in Südafrika so undiszipliniert und kriegsunlustig, daß man sie in aller Stille heimtransportierte.

Da die den einzelnen Kolonieen gehörigen Lokalmarinen nur unbedeutend sind, so schloß Australien auf Anregung Englands gelegentlich der Kolonialkonferenz in London 1887 ein Abkommen mit dem Mutterlande, um ein spezielles „Australisches Hilfsgeschwader“ zu schaffen, für dessen Verzinsung mit 5 % der Kosten, und für dessen Unterhaltungsspesen sich die sieben Kolonieen zu einem jährlichen Beitrag bis zur Höhe von 126000 Pfund Sterling verpflichteten und welches schon 1891 im Stillen Ozean erschien. Dieses „zum Schutze des schwimmenden Handels in australischen Wässern“ gebildete Geschwader besteht aus fünf Doppelschraubenkreuzern von je 2575 Tons und 4600 Pferdekräften und zwei Kanonenbooten à 735 Tons und 3500 Pferdekräften, hat sein Hauptquartier in Sydney und zählte 1898 eine Besatzung von 2437 Mann. Daneben stationiert noch ein britisches Geschwader in Australien, und die dadurch verursachten Marinespesen bilden die einzige Ausgabe, welche Australien heutigen Tages dem englischen Staatsschatz auferlegt. Im Jahre 1890 wurde im Anschluß an die um den ganzen Erdball laufende britische Verteidigungslinie auch ein System australischer Verteidigung aufgestellt und die Häfen von Sydney, Melbourne, Adelaide, Hobart, Launceston und Brisbane sowie mehrere andere geeignete Küstenpunkte wurden befestigt.

Eine besondere Angst hat man vor einer plötzlichen französischen oder russischen Invasion, und bei einem im Frühjahr 1899 in Neu-Südwales aufgeführten „Manoeuvre“, welches mehr den Eindruck eines neuntägigen Picnics machte, und wobei der dritte Teil der einberufenen Freiwilligen überhaupt nicht erschien, war als Generalidee angenommen, einen Russeneinfall abzuweisen. Auch Spionenriecherei ist nichts Ungewöhnliches; mein Reisebegleiter in Neuseeland z. B., ein Attaché der Russischen Botschaft in Berlin, wurde von den australischen Behörden mit schlecht verhehltem Mißtrauen betrachtet.

Der wirtschaftliche Aufschwung, welcher den Politikern in den 80er Jahren Zeit zu all diesen Fragen gelassen hatte und fast ununterbrochen bereits seit drei viertel Jahrhundert andauerte, sollte aber nunmehr eine Unterbrechung erfahren. Die Arbeiter, welche an der Entwickelung der Kolonie ihren großen Teil hatten, wurden immer anspruchsvoller, und der alte Interessengegensatz zwischen Weidewirtschaft und kleinem Ackerbetrieb, zwischen Kapital und Arbeit entwickelte sich in bedenklichem Maße. Ein großer Strike der Seeleute im Jahre 1890 — hervorgerufen durch die Weigerung eines Schiffsbesitzers, einen entlassenen Mann wieder einzustellen — gab das Signal zum Ausbruch des industriellen Krieges. Es giebt vielleicht in der ganzen Welt keine Gegend, wo die Lebensbedingungen der Arbeiter günstiger sind als in Australien. Nahrungsmittel sind billiger, der Landerwerb ist leichter, die tägliche Arbeitszeit mit fast allgemein acht Stunden kürzer und das

Klima günstiger als in irgend einem andern Lande der gemäßigten Zone, und gerade diese günstigen Bedingungen haben wahrscheinlich dazu beigetragen, der Arbeiterbevölkerung Australiens einen so hohen Begriff von ihrer eigenen Wichtigkeit beizubringen. Die Unzufriedenheit im Jahre 1890 richtete sich auch weniger auf eine Besserung der Lebenshaltung, als vielmehr gegen die Art des Industriebetriebs: die Arbeiter wünschten einen größeren Anteil an der Regulierung der Arbeit, die Arbeitgeber beanspruchten das Recht, die Leitung ihrer Werkstätten nach eigenem Gutdünken einzurichten.

Nach der bekannten Devise: „Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will" beabsichtigten die Leiter der 1890er Bewegung durch Proklamierung eines Generalausstandes die gesamte Industrie ganz Australiens lahm zu legen, aber dieser Vorsatz erwies sich denn doch als undurchführbar. Arbeiterverbänden traten mächtige und einige Arbeitgeberverbände gegenüber, eine Föderation aller Arbeiterverbände von sämtlichen Kolonieen wurde durch die Föderation sämtlicher Arbeitgeberverbände beantwortet. Überdies fanden sich massenhaft außerhalb der Verbände stehende Arbeiter, und nach einer Kraftprobe, die in jeder einzelnen der zahlreichen Kolonialindustrieen versucht wurde, gingen schließlich die Arbeitgeber siegreich aus dem Kampfe hervor.

Immerhin hatten die materiellen Interessen Australiens darunter schwer gelitten, und der letzte der großen Strikes war kaum beendet, als im Jahre 1893 infolge unsinniger Spekulationen in Ländereien und Aktien eine Finanzkrisis von so ungewöhnlicher Schwere zum Ausbruch kam, daß es eine Zeit lang schien, als wenn sie sämtliche hervorragenden Geschäftsinstitute der australischen Kolonieen zu Falle bringen würde. Der Sturm wurde aber ausgehalten, und die ungeheuern natürlichen Hilfsquellen des Landes ließen es die Krisis überstehen. Ungefähr im schwierigsten Moment wurden große neue Goldlager in Australien aufgefunden. Die abkühlende Wirkung des Strikeverlaufs machte die Bevölkerung zu ruhigerer Arbeit geneigt und die Arbeiter weniger anspruchsvoll. Meiereiwirtschaft und andere Lokalindustrieen wurden entwickelt, und eine große Zunahme in der Ausfuhrmenge kompensierte die gesunkenen Preise für australische Produkte. Die dabei von den australischen Unternehmern bewiesene Thatkraft fand bei den Kolonialregierungen verständnisvolle Ermutigung und Unterstützung. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Ausfuhr von Lebensmitteln nach England zugewandt, welche denn auch einen enormen Umfang angenommen hat. Während sie im Jahre 1897/98 einen Wert von 779 399 Pfund Sterling hatte, betrug sie 1898/99 bereits 1 012 725 Pfund Sterling, und Australien steht am Ende des Jahrhunderts wieder im Zeichen gesunder Entwickelung.

Glück und Unglück haben während der letzten 20 Jahre gleichmäßig dazu beigetragen, die Interessengemeinsamkeit aller australischen Kolonieen immer deutlicher erkennbar zu machen. In finanzieller, industrieller und politischer Beziehung und mit Rücksicht auf militärische und Marine-Verhältnisse erwiesen sich die Interessen des ganzen Kontinents mehr und mehr als dieselben. Die Landgesetze, die Parlaments-, Unterrichts- und Arbeiter-Systeme der einzelnen Kolonieen sind fast gleiche, und aus diesen Betrachtungen heraus entwickelte sich eine Bewegung, die natürlichen

Bande der einzelnen Kolonieen durch eine politische Vereinigung zu stärken. Die leitenden australischen Staatsmänner erkannten klar, daß eine Föderation der Einzelstaaten zu allgemeinen Zwecken — während einem jeden seine Selbständigkeit für Lokalzwecke verblieb — dem australischen Kontinent eine Bedeutung und einen Einfluß im Rate der Völker verschaffen würde, welche auszuüben er unter den bisherigen Verhältnissen nicht erwarten konnte.

Zuerst äußerte sich dieser Gedanke 1871 in dem Bestreben, nach dem Vorgange Kanadas einen australischen Zollverein zu gründen, eine Idee, welcher man in England nicht sympathisch gegenüberstand, da man von einer innigeren Verbindung der einzelnen Kolonieen untereinander auch die gefürchtete Möglichkeit ihrer Lostrennung vom Mutterlande näherrücken sah. Immerhin wurde 1873 von dem Ministerium Gladstone den australischen Kolonieen gestattet, sich gegenseitig Zollvergünstigungen zu gewähren; nur England und fremden Staaten gegenüber sollte es ihnen verboten sein, eine differenzielle Zollbehandlung anzuwenden. Aber die Interessen der in sehr verschiedenen Stadien der Entwickelung begriffenen Einzelkolonieen waren noch zu abweichende, als daß der Einheitsgedanke damals hätte durchdringen können. Um das Jahr 1880 herum begann dieses Bestreben jedoch eine festere Form zu gewinnen und führte 1884, als das Auftreten Deutschlands in der Südsee die Eifersucht der Australier erregte, zur Schaffung eines Bundesrats, der aus Vertretern der einzelnen Kolonieen bestehen und zur Beratung der ganz Australien gemeinsamen Interessen dienen sollte, ohne in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten einzugreifen. Die erste Zusammenkunft des Bundesrats fand 1886 in Hobart statt und war von Vertretern Viktorias, Queenslands, Tasmaniens, Westaustraliens und Fidschis beschickt, führte aber zu keinem Resultat. Im Jahre 1889 begann dann der Premierminister von Neu-Südwales, Sir Harry Parkes, eine Agitation für Schaffung eines „Dominion-Parlaments für die Dominion von Australien" und veranlaßte Zusammenkünfte sämtlicher sieben australischen Premierminister in Melbourne 1890 und in Sydney 1891 zur Beratung einer Föderativ-Konstitution. Sir Harry Parkes wünschte dieselbe nach dem Muster Kanadas zu gestalten, aber die große Mehrheit entschied sich für das weniger centralistische System der Vereinigten Staaten, und ein auf dieser Basis festgesetzter Entwurf wurde verschiedenen Kolonialparlamenten zur Begutachtung unterbreitet. Die inzwischen eingetretenen industriellen und finanziellen Störungen ließen politische Maßnahmen aber zeitweilig in den Hintergrund treten, und der neue Premier von Neu-Südwales, Reid, war außerdem der Föderation überhaupt stark abgeneigt, weil die Mutterkolonie freihändlerisch, die nächstwichtige Kolonie Viktoria dagegen streng schutzzöllnerisch ist und eine der Bestimmungen der neuen Konstitution zwar die Abschaffung der Zölle zwischen den einzelnen Kolonieen, aber die Einführung allgemeiner und gleichmäßiger Einfuhrzölle dem Auslande gegenüber zwei Jahre nach dem Inkrafttreten der Bundesverfassung vorsah. Aus parteipolitischen Gründen änderte Reid im Jahre 1895 seine Stellung, auch der irische Kardinal Moran in Sydney trat für die Bewegung ein, und nach verschiedenen mißglückten Anläufen wurde die Anfang 1899 von den 6 Premiers des kontinentalen Australiens und von Tasmanien endgültig festgesetzte Föderativ-Konstitution wenige Monate später einer direkten Volksabstimmung



Getötetes Rind am Galgengerüst (Australien).

unterworfen und von den Kolonieen Neu-Südwales, Viktoria, Südaustralien, Tasmanien und Queensland mit 377600 gegen 141500 Stimmen angenommen.

Die größten Schwierigkeiten waren dabei in Neu-Südwales zu überwinden, wo bis zum Schlusse eine starke antiföderative Strömung bestand; denn wenn auch der Lokalpatriotismus in sämtlichen australischen Kolonieen ziemlich stark ausgeprägt ist, so wacht die Mutterkolonie Neu-Südwales doch mit besonderer Eifersucht über ihre Stellung. Erkennt man auch hier den Vorteil an, der durch das Fortfallen der Zollschranken innerhalb Australiens erwachsen muß, so trennt man sich doch nur sehr schwer von dem bisherigen Freihandel, befürchtet von dessen Aufhebung eine allgemeine Lebensverteuerung und sieht sich betreffs des prophezeiten Aufschwungs der Industrie in zweite Linie, nämlich hinter Viktoria gerückt, welches durch sein Schutzzollsystem industriell zwanzig Jahre vor Neu-Südwales voraus ist. Das Gefühl, daß später das reichere Neu-Südwales die wirtschaftlich schwächeren anderen Kolonieen mit durchschleppen müsse, spielte auch seine Rolle, aber schließlich sprach sich das Volksreferendum von 1899 doch auch in Neu-Südwales zu Gunsten der Föderation aus, nachdem man dort noch im Jahre 1898 seine Zustimmung verweigert hatte.

Viktoria, Südaustralien und Tasmanien traten mit ganz überwältigender Majorität für die Föderation ein, Viktoria mit 152653 gegen 9805, Tasmanien mit 13437 gegen 791, Südaustralien mit einer Majorität von 46000 Stimmen, während Neu-Südwales nur 107274 gegen 82701 und Queensland 35181 gegen 28965 Stimmen, also nur ca. 55 % für die Föderation aufbrachten. In Sydney betrug das Plus nur 500 Stimmen.

Das von den übrigen Kolonieen auf dem Kontinent durch eine ungeheure Sandwüste getrennte Westaustralien, welches den Hauptteil seiner Einnahmen aus Zöllen auf die Einfuhr aus den Schwesterkolonieen bezieht, zögerte lange, erklärte sich durch Volksabstimmung vom 31. Juli 1900 mit 44704 gegen 19691 Stimmen schließlich aber auch für die Föderation, während das durch 1200 Meilen unruhiger See von Australien getrennte Neuseeland schon seiner entfernten Lage wegen der Föderationsidee meist kühl gegenüber steht und sich an den letzten Konferenzen überhaupt nicht mehr beteiligt hat.

Die Befürchtung, daß die Gründung des australischen Bundes die Beziehungen dieser Kolonieen zum Mutterlande zu lockern oder gar zu lösen geeignet sein könnte, wie früher angenommen wurde, erscheint zur Zeit unberechtigt. Trotz gelegentlich laut werdender Unzufriedenheit der Australier mit Maßregeln des Mutterlandes scheinen die Australier bei ihrer völligen Freiheit in Fragen der inneren Verwaltung sich gegenwärtig enger als je mit dem Mutterlande geistig verbunden zu fühlen. Auch in England selbst ist die Befürchtung vor einem Abfall der Australier geschwunden.

Die Grundzüge der nach schweizer Muster kopierten Konstitution dieses „Commonwealth of Australia“ genannten Bundesstaates bestehen darin, eine einheitliche verantwortliche Regierung innerhalb des Föderativsystems zu schaffen; die einzelnen Kolonieen gehören diesem Bunde als „Staaten“ an. Die gesetzgebende Gewalt wird ausgeübt durch die englische Krone, vertreten durch einen General-

gouverneur, durch einen Senat und ein Repräsentantenhaus; der Senat besteht aus 6 Mitgliedern für jeden Staat, das Repräsentantenhaus zählt ein Mitglied auf je 50000 Einwohner, aber nicht unter 5 Mitglieder für jeden einzelnen Staat, so daß nach dem letzten Census Neu-Südwales 26, Viktoria 23, Queensland 10, Südaustralien 7, Tasmanien und Westaustralien je 5 Sitze bekommen würden. Beide Häuser gehen aus direkten Volkswahlen hervor, und zwar sind zur Berechtigung als Mitglieder der zwei Föderativkammern Bedingung: Alter von 21 Jahren; Qualifizierung als Wähler des Repräsentantenhauses; drei Jahre Aufenthalt innerhalb der Commonwealth; englische Staatsangehörigkeit durch Geburt oder durch mindestens 5 Jahre alte Naturalisation. Ein Ministerium von 7 Mitgliedern steht dem Generalgouverneur zur Seite und wird von diesem ernannt. Die höchste gerichtliche Entscheidung in der Commonwealth hat der Federal Supreme Court, welcher den Namen High Court of Australia führen soll.

Der Bundesgesetzgebung sind speziell die Zoll-, Eisenbahn-, Post-, Telegraphen-, Staatsschulden-, Handels- und Sanitätsfragen, sowie Marine und Militär vorbehalten, ebenso die Regelung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Betreffs der Bundesfinanzen bestimmt das vom Premier Tasmaniens eingebrachte sogenannte „Braddon Blot", daß von den aus Zöllen und Abgaben resultierenden jährlichen Netto-Einnahmen nicht mehr als ein Viertel für Bundeszwecke gebraucht, der Rest den Einzelstaaten überwiesen, beziehungsweise zur Zinszahlung für die vom Bunde zu übernehmenden Schulden der Einzelstaaten verwandt werden solle. Der Regierungsapparat der Einzelstaaten bleibt der bisherige, d. h. sie behalten ihre eigenen Gouverneure und ihre eigenen zwei Kammern. Um der Rivalität zwischen Sydney und Melbourne zu begegnen, welche beide beanspruchten, Sitz der Bundesregierung zu sein, soll letzterer allerdings vom Bundesparlament in der Mutterkolonie Neu-Südwales gesucht werden und einen nach amerikanischem Muster geschaffenen Bundesdistrikt von wenigstens 100 englischen Quadratmeilen bilden, aber mindestens 100 Meilen von Sydney entfernt sein, und bis daselbst die nötigen Einrichtungen getroffen sein werden, ist Melbourne als provisorischer Sitz des Bundesparlaments ausersehen, während der von der Commonwealth mit 10000 Pfund Sterling pro Jahr salarierte Generalgouverneur vorläufig in Sydney residieren wird.

Der vorstehend skizzierte Entwurf wurde auf Grund des günstigen Erfolges der Volksabstimmung noch im Jahre 1899 der Regierung des Mutterlandes vorgelegt und deren Genehmigung erbeten.

Außer einigen nebensächlichen Punkten erregte in dieser Vorlage besonders die Forderung Bedenken, daß das altehrwürdige oberste Gericht Englands, das Privy Council, allen Einfluß auf Australien verlieren und durch ein eigenes australisches oberstes Appellationsgericht ersetzt werden sollte. Den geschickten Bemühungen des gewandten Kolonialministers Chamberlain gelang es aber, auch hierin einen allen Teilen genehmen Kompromiß herbeizuführen. Darnach ist eine Berufung an den Geheimen Rat der Königin von England in allen Fällen zulässig, außer wenn rein australische Interessen in Betracht kommen; doch soll auch dann eine Berufung vom obersten Gerichtshof Australiens an den Privy

Council in England statthaft sein, wenn es sich um Streitigkeiten zwischen zwei australischen Staaten oder zwischen einem australischen Staate und der Bundesregierung handelt, falls beide Parteien es wünschen. Um die Sache den Australiern mundgerechter zu machen, schlug Chamberlain gleichzeitig vor, den alten Privy Council durch einen obersten Appellhof für das ganze britische Reich zu ersetzen. In diesem höchsten Gericht sollen Kanada, Australien, Südafrika und Indien je durch einen Richter vertreten sein, der die Pairswürde, lebenslänglichen Sitz im Hause der Lords und ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling aus der Kasse Englands erhält.

Mit dieser Änderung wurde das Australische Bundesgesetz ohne Schwierigkeiten vom englischen Parlament angenommen und am 9. Juli 1900 von der Königin vollzogen, welche als ersten Generalgouverneur den Earl of Hopetoun ernannte, der als Gouverneur von Viktoria in den Jahren 1889—1895 australische Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Binnen kurzer Zeit wird somit der Hauptteil Australiens der Welt als ein einiges, geschlossenes Staatswesen ähnlich wie Kanada gegenüberstehen.

Ehe ich nun die einzelnen Kolonieen etwas näher beschreibe, sei ein Allgemeinblick auf Australiens Land und Leute gestattet.

Der geologische Aufbau und die in diluvialen Anschwemmungen gefundenen Reste einer untergegangenen Flora und Fauna legen die Vermutung nahe, daß Australien noch zur Karbonzeit mit Asien und Afrika zusammenhing und mit diesen vereint einen großen, jetzt fast ganz im Meere versunkenen Kontinent Indoafrika bildete, welcher wesentlich der südlichen Hemisphäre angehörte und an Ausdehnung dem jetzigen asiatisch-europäischen Kontinent nur wenig nachgestanden haben mag. Der heutige „Fünfte Weltteil“, dessen größte Ausdehnung von Ost nach West 4100 km und dessen geringste Breite von Süd nach Nord zwischen Spencer- und Carpentaria-Golf etwa 1700 km beträgt, bildet eine kompakte Landmasse mit überwiegend so einförmiger Küstenlinie, daß mit Ausnahme von Afrika kein anderer Erdteil so ungünstig gegliedert ist. Außer der Yorkhalbinsel im Norden, welche mit dem Arnhemsland zusammen den einzigen tieferen Einschnitt, den Carpentaria-Golf, einschließt, besitzt der Kontinent nur noch wenige hervorragende Vorsprünge, wie die Peronhalbinsel mit der Sharksbay im Westen und die Eyria- und die Yorkes-Halbinseln mit dem Spencer- und dem St. Vincent-Golf im Süden. Die Nordwestküste, der größere Teil der Westküste, sowie der lange Strand der „Großen australischen Bucht“ im Süden, die Küstengegend zwischen der Murraymündung und der Grenze Viktorias und in dieser Kolonie wieder vom Ausgang der Baß-Straße an sind alle flach und schutzlos, während die Nordküste in Port Darwin, die Südwestküste im King George-Sund, die Südküste in Port Lincoln, Port Adelaide u. a., die Südostküste in Port Phillip, namentlich aber die Ostküste fast in ihrer ganzen Ausdehnung eine Anzahl trefflicher Häfen besitzt, wie z. B. Port

Jackson, Moretonbay u. a. Die Zahl der zum australischen Kontinent gehörigen Inseln ist bedeutender als ihr Umfang; im Norden zeigt eine Anzahl kleinerer Inseln in der Torresstraße den ehemaligen Zusammenhang mit Neuguinea an, wie im Süden durch eine große Reihe von Inseln und Klippen der gleiche Beweis für die frühere Zugehörigkeit Tasmaniens vorliegt.

Was die Bodengestaltung anbetrifft, so kann man den Australkontinent als ein großes, im Osten höheres, im Westen niedrigeres Plateau aus Granit und rotem Wüstensandstein ansehen, dessen Ränder zuweilen unmittelbar zum Meere abfallen, meist aber durch schmälere oder breitere Küstenstreifen von demselben getrennt sind. Dieses von Süden nach Norden allmählich steigende und nach diesen beiden Richtungen gänzlich offene Plateau senkt sich von allen Seiten muldenförmig nach innen bis in die Gegend des Eyre-Sees, etwas südöstlich von dem Mittelpunkt des Erdteils, der hier mit 24 m über dem Meere seine tiefste Depression hat. Auf dem durchschnittlich 650 m über dem Meeresspiegel erhobenen Ostrand ist eine Reihe von Bergketten aufgesetzt, welche Spuren früherer vulkanischer Thätigkeit tragen und deren höchste die in der Südostecke des Kontinents aufsteigenden Australischen Alpen sind; diese erreichen in der Kosciuskogruppe mit 2241 m Höhe zwar noch nicht die Schneegrenze — hier 2440 m —, doch liegt der Schnee in geschützten Schluchten vieler über 1600 m hinaufreichender Berge ungestört manchen Sommer hindurch, was sich daraus erklärt, daß in Australien die Temperatur nach der Höhe zu durch die außerordentliche Reinheit und Trockenheit der Luft viel rascher abnimmt, als in den europäischen Alpen. Die höchsten Bergkuppen hüllen sich von Juni an in Schnee, und auf dem Muniongebirge fällt dieser selbst mitten im Sommer. Am Westfuß der Kosciusko-Gruppe liegen in einer fast 1000 m tiefen Schlucht die Quellen des Murray, dessen Thäler den Alpenthälern der Schweiz gleichen. Die Berggipfel der Australischen Alpen sind durchaus abgerundet; ausgedehnte Granitplateaus mit welliger Oberfläche und steilen Abhängen am Rande sind die vorherrschenden Bergformen. Gletscherschliffe und Moränen beweisen hier und an anderen Stellen des Kontinents frühere Vergletscherungen.

In Neu-Südwales hebt sich das Tafelland fast unvermittelt aus der schmalen Küstenebene, und ganz analog den schmalen, scharfen Einschnitten des Meeresufers erscheinen die tiefen Einkerbungen der zuweilen maueráhnlich emporstrebenden Gebirgswälle. Am auffallendsten ist dieser Charakter ausgesprochen in den 750 bis 1230 m hohen Blauen Bergen westlich von Sydney, welche darum anfangs der Überschreitung auch so große Schwierigkeiten entgegensetzten. Während sich hier im Osten am Rande des Tafellandes, durch Querriegel getrennt, zum Teil sehr fruchtbare und gut bewässerte Ebenen hinziehen, schließen die auf demselben nordsüdlich und einander parallel laufenden Bergketten vorzügliche Weidegründe ein. Die Küstenkordillere Australiens flacht sich nach Norden zu ab, erreicht in Nordqueensland südlich von Cooktown in dem granitischen Bellenden Ker aber noch einmal die Höhe von 1650 m und setzt sich durch die Inseln der Torresstraße bis nach Neu-Guinea fort. Diese ganze Berglandschaft ist reich an Gold, Silber, Zinn, Eisen, Kupfer und Kohle.

Sind schon auf der Ostseite eigentliche Gebirgszüge wenig erkennbar, so ist dies auf dem weit niedrigeren, nur 300 m ü. M. hohen Westrand noch weit

weniger der Fall. Vom Rande des Plateaus steigt das Land erst allmählich an, erreicht im Mount Bruce mit 1158 m die größte Höhe und senkt sich dann nach Osten zu in kaum merklicher Weise.

Isolierte kleinere schmale Bergzüge erheben sich über das ganze Tafelland hin. Der bedeutendste derselben ist die in der Kolonie Südaustralien vom Kap Jervis bis an das große Seengebiet streichende, im nördlichen Teile Flinders-Gebirge genannte und im Remarkable bis 969 m aufsteigende Kette, welche sich durch Kupferreichtum auszeichnet. Durch wüste Ebenen mit dem Salzsumpf Frome von ihr getrennt, ziehen sich östlich in gleicher Richtung die öden Grey- und Barrierketten, letztere in jüngster Zeit durch außerordentlich reiche Silberfunde berühmt geworden. Die übrigen gleichfalls isoliert auftretenden bedeutenderen Gebirge: Die dürre Gawler-Kette, welche die große Eyria-Halbinsel im Norden begrenzt, die bis zu 1370 m hohe Musgrave-Kette an der Nordgrenze des eigentlichen Südaustraliens, die mauerartig steil aufsteigende, grotesk zerrissene Mac Donnell-Kette im Centrum des Kontinents und die jener etwas südlich parallel laufende James-Kette, zwischen welchen beiden sich eine fruchtbare Landschaft hinzieht, die Leopolds-Kette im Kimberleydistrikt Westaustraliens — sie alle zeichnen sich durch Schroffheit und Rauheit aus.

Noch thätige Vulkane sind heutigen Tages weder in Australien, noch in Tasmanien zu finden.

Da die bedeutendsten Gebirge Australiens hart am Ostrand hin gelagert sind, während der Westrand nur niedrige Bergketten aufweist, so konnte sich ein eigentliches Flußsystem auch nur im Osten des Kontinents bilden. In dem ganzen großen südwestlichen Plateau, in Süd- und Central-Australien, diesem abfluß- bezw. wasserlosen Gebiet, welches reichlich die Hälfte des ganzen Kontinents bildet, sammeln sich die seltenen, aber heftigen Niederschläge in zahlreichen, fast ausnahmslos salzigen Seen an, die aber während des größten Teiles des Jahres nur Sümpfe sind. Sie bilden ein Gebiet, welches vor relativ noch nicht langer Zeit erst vom Meere verlassen zu sein scheint, wie denn überhaupt deutliche Kennzeichen dafür vorhanden sind, daß die Südküste noch jetzt in langsamer Erhebung begriffen ist. Die bedeutendsten dieser Seen finden wir in Südaustralien, nämlich den großen Eyre-See, den Torrens-See, den eine schmale Landenge vom Spencer-Golf scheidet, westlich davon eine ganze Gruppe (Gairdner-, Island-See u. s. w.), nahe dem Wendekreise den langgestreckten Amadeussee und endlich zahlreiche Salzsümpfe auf dem westaustralischen Plateau. Auch die vielen kleineren Seen Viktorias sind meist salzhaltig. Die großen Strandlagunen von Südaustralien, Viktoria und Neu-Südwales sind gewöhnlich eben so salzig wie das Meer, mit dem sie in Verbindung stehen.

Sämtliche Flüsse Australiens sind mit Ausnahme derjenigen, welche nach kurzem Laufe in den Stillen Ocean fallen und für eine kleine Strecke von ihrer Mündung aufwärts schiffbar sind, sowie einiger Flüsse des Nordterritoriums, welche wichtige Verkehrsmittel zu werden versprechen, außerordentlich wasserarm. Selbst der Murray, welcher den Abfluß des kolossalen Gebiets von rund 300 000 englischen Quadratmeilen in sich aufnimmt, leidet zuweilen an solchem Wassermangel, daß

die Schiffahrt auf ihm unterbrochen werden muß. Die Flüsse des Innern, wie der seiner Länge nach bedeutende Barku oder Cooper, sind nur zu seltenen Zeiten in ihrem ganzen Laufe mit Wasser gefüllt, oft aber nur eine Reihe weit voneinander entfernter Becken oder ganz wasserleere Flußbetten, die in sandigen Ebenen verlaufen oder in salzigen Seen enden. Einen ganz ähnlichen Charakter tragen die Flüsse Westaustraliens. Dementsprechend sind die australischen Flüsse für den Verkehr von wenig Bedeutung; der Hauptstrom Murray ist freilich in der Regel das ganze Jahr hindurch für kleine Dampfer von geringem Tiefgang befahrbar, aber eine Barre verschließt sein Mündungshaff, den großen Süßwasser-Alexandrinasee, fast gänzlich gegen die überdies für Schiffahrt völlig ungeschützte Encounterbay; auf seinen ausgedehnten Nebenflüssen, dem Darling, welcher den Hauptfluß noch an Länge übertrifft, und auf dem Murrumbidschi ist der Verkehr für einige Monate im Jahre regelmäßig unterbrochen.

Allen Flüssen Australiens ist ein enormes plötzliches Steigen des Wasserspiegels bei periodisch auftretenden gewaltigen Niederschlägen eigen, wodurch die Uferlandschaften oft in hohem Maße geschädigt werden.

Eine eigentümliche Erscheinung bilden die an einigen Stellen des Innern, z. B. bei Lake Eyre, in Gruppen hervorbrechenden kalten und warmen Quellen, welche aber durch den starken Beisatz von Kalksinter und Salz nur von beschränktem Nutzen sind.

Wenn sonach die natürliche Bewässerung des Kontinents nur dürftig ist, so berechtigen doch in der neuesten Zeit mit Erfolg ausgeführte Versuche zu der Hoffnung auf dereinstige Versorgung jetzt noch wasserloser Strecken mit dem kostbaren Naß. In allen Kolonieen, selbst in dem am reichsten bewässerten Queensland, hat man durch Erbohrung von Brunnen und Anlage von großen Wasserbecken durch Staudämme bis dahin ganz wertlose Striche wenigstens für die Viehhaltung zugänglich gemacht, und daneben hat man verstanden, durch großartige Anlagen die Wasser des Murray und anderer Flüsse zur Befruchtung der Uferlandschaften zu verwerten und dadurch selbst Ackerbau und Obstzucht zu ermöglichen. Allein in der einen Kolonie Neu-Südwales hat man für Schaffung und Konservierung von Wasser bis zum Jahre 1897 nicht weniger als $11^1/_2$ Millionen Pfund Sterling ausgelegt.

Das **Klima** Australiens, durchschnittlich sehr trocken und malariafrei, ist im Ganzen gesund und dem Europäer zuträglich. Die acht Monate zwischen Anfang März und Ende Oktober sind besonders schön, und der blaue Himmel erscheint wochenlang wolkenlos. Der Südsommer von Dezember bis Februar ist allerdings auf dem australischen Kontinent zuweilen unerträglich heiß. Das nördliche Drittel des Erdteils gehört dem Tropengebiet an und hat nur zwei Jahreszeiten, eine nasse mit dem Nordwestmonsun vom Oktober bis April, und eine trockene mit dem Südwestmonsun. Die Regenverhältnisse sind denjenigen Südafrikas ganz ähnlich. An der Küste fallen sehr reichliche Regen, aber landeinwärts nehmen sie erheblich ab und erreichen für die ganze Südwesthälfte durchschnittlich keine Jahreshöhe von 25 cm. Zeitweilig erstreckt sich die Dürre über den ganzen Kontinent und ver-

ursacht dann ungeheuren Schaden im Viehstand; so ist z. B. die Zahl der Schafe in Neu-Südwales, welche 1890 noch fast 62 Millionen betrug, infolge der ununterbrochen trockenen Periode der letzten fünf Jahre auf 40 Millionen reduziert worden. Solche Perioden von trockenen Jahren wechseln unregelmäßig ab mit nassen Jahrgängen mit gelegentlichen Überschwemmungen. Schnee ist in den Küstenebenen so gut wie gänzlich unbekannt und auf den Hochebenen, wo noch alle Fruchtbäume Europas sehr gut gedeihen, bleibt er selten tagsüber liegen. Die Niederungen im Innern Australiens erhitzen sich im Sommer sehr beträchtlich, daher die heißen Winde, welche sich längs der ganzen Süd- und Ostküste fühlbar machen und die Temperatur zuweilen bis zur Unerträglichkeit steigern. Gewitter sind selten, häufig dagegen heftige Stürme, die ähnlich wie jene starke Abkühlungen erzeugen.

Betreffs seiner Flora ist Australien durch klimatische Bedingungen in drei Vegetationsgürtel gegliedert, und zwar zeigt die Nord- und Ostküste einen tropisch-asiatischen Charakter, der mittlere Wüsten- und Steppengürtel die eigenartige australische Flora und die Südküste mit Einschluß von Tasmanien gehört mit ihren immergrünen Gehölzen dem antarktischen Pflanzengebiet an. Das Tropengebiet entfaltet an der Nordküste Palmenhaine (Caryota) und Urwälder, deren Palmlianen (Calamus), Pandanus, Araceen und Bauhinien malaiischen Vegetationscharakter andeuten. Die australischen Palmengattungen der Livingstonia, Seaforthia und Kentia ziehen sich von der Spitze der Yorkhalbinsel bis zur Südküste Viktorias hinab. Der tropische Charakter der Flora setzt sich auch an der Nordwestküste bis zur Nikolbay fort, wo die südwestaustralischen Pflanzenformen anschließen. Nach dem Innern des Landes zu folgt auf den Tropengürtel eine Region von Baumsavannen und Gebüschen (Melaleuca, Leptospermum u. s. w.), die mit der Grenze der tropischen Sommer-Regen etwa in einer Linie vom Dampierland bis an die Westgrenze von Neu-Südwales abschließt. Südlich von dieser Grenze beginnt alsdann die ungeheure Wüsten- und Steppenzone; regenlose, von aller Vegetation entblößte Stellen sind aber auch im Innern von Australien selten; meist bedecken wenigstens spärliche Grasbüschel, wie Spinifex und Danthonia, und sogenannte „Salzbüsche", wie Atriplex nummularia u. a., besonders des Winters von Schafen und Rindern geschätzte Futterbüsche, den Boden. Ausgedehnte immergrüne Buschbestände, die sogenannten Scrubs, treten sowohl in tropischen Gegenden, als im Innern auf und überziehen speziell in Südaustralien und in der Südwestecke des Kontinents Tausende von Quadratmeilen, je nach der Lage einen ganz verschiedenen Charakter aufweisend. So wird der Scrub im tropischen Queensland, der sogenannte „Brigalow", hauptsächlich von Akazien, besonders der Acacia harpophylla, gebildet, einem Strauch mit sichelförmigen bläulich-grünen Blättern, dem sich ein oft farbenprächtiges Untergebüsch, wie Callistemom, Melaleuca u. a., anschließt; an besseren Stellen sprießen auch gute Futtergräser auf. Der „tropische" Scrub Queenslands in gewissen Strecken nahe der Küste und in feuchten Schluchten ist dagegen ein echter Urwald mit Palmen, Ficus, Baumfarren, Kletterpalmen, Lianen und Orchideen, welche im Brigalow Scrub sämtlich fehlen. In Südaustralien herrscht zwischen dem Murray und der Küste der „Mallee" Scrub, der vorwiegend aus dichtstrauchigen Eukalyptusarten, besonders Eucalyptus dumosa,

zusammengesetzt ist; dieselben erzeugen aus ihren Wurzeln haufenförmig stehende, 2—4 m lange dünne Triebe und rufen durch ihre Massenhaftigkeit ein sehr monotones Landschaftsbild hervor; als Begleiter tritt zuweilen eine Cypressenart Callitris verrucosa auf. Noch undurchdringlicher als der Mallee Scrub ist der südaustralische „Mulga Scrub", dessen Hauptbestandteil eine mit furchtbaren Stacheln bewaffnete Zwergakazie, die Acacia aneura, bildet.

Die Buschbestände erscheinen als die Ausläufer der Zone immergrüner Gehölze, die den dritten und wesentlichsten Bestandteil der hiesigen Vegetation bildet und den Grundstock der speziell australischen und antarktischen Flora enthält; am artenreichsten vertreten sind darunter die Myrtaceen, besonders in zahlreichen Eukalyptusarten, Akazien, die erikaähnlichen Epakrideen, und Proteaceen, wie Grevillea, Banksia, Dryandra u. a. Das Laub der Pflanzen der australischen immergrünen Zone ist starr, steif, ledrig oder filzig, als wollte es Zeugnis vom Wassermangel ablegen, und deshalb zeichnen sich auch die meisten Arten durch hochentwickelte Schutzeinrichtungen gegen Wasserverlust aus. So sind z. B. die Blätter der Eukalyptus und diejenigen vieler Akazienarten vertikal gestellt und drehen der Sonne immer nur den schmalen Rand, nie aber die Blattbreite zu; die Blätter entgehen auf diese Weise und dadurch, daß sie ihre Spaltöffnungen während der heißesten Tageszeit schließen, der Verdorrung. Es ist aber auch leicht einzusehen, daß durch diese Blattstellung der australische Wald zu einem „schattenlosen" wird. Die Grasbäume wie Xanthorrhoea und Kingia, deren kurzer dicker Stamm oben eine Rosette langer schilfartiger Blätter trägt, die eleganten Formen der Palmenlilie Cordyline australis, hier Cabbagetree genannt, und die gleichfalls schattenlosen schachtelhalmähnlichen Kasuarinen oder She Oaks bilden eigenartige, die australische Landschaft bestimmende Erscheinungen. In Südaustralien ruft die größere Feuchtigkeit eine üppige Vegetation prächtiger Baumfarren (Cyathea, Alsophila, Dicksonia und Todea) hervor, die zum Teil das Unterholz in den ausgedehnten Eukalyptus- und Acacia decurrens-Wäldern bilden. Die Eukalypten sind in etwa 140 Arten vertreten und erreichen in den Bergdistrikten der südostaustralischen Küste zum Teil eine kolossale Größe. Die verschiedenen Arten Eukalyptus auseinander zu halten, ist zuweilen gar nicht leicht, und der Australier nennt sie wegen eines ihrem Holze entquillenden Harzes fast ausnahmslos „Gumtrees", Gummibäume. Am bekanntesten bei uns ist der durch seine milchweiße Rinde charakterisierte Eucalyptus globulos, der Blaugummi- oder Fieberbaum, den man wegen seines schnellen Wachstums und seiner Eigenschaft, das Klima zu verbessern und Sumpffieber zu bannen, auch außerhalb Australiens vielfach mit Erfolg angepflanzt hat; besitzt er doch die Eigenschaft, zehnmal mehr Wasser dem Boden zu entziehen, als sein eigenes Gewicht beträgt, und aus seinen Blättern entsendet er kampferähnliche, fäulnistilgende Dünste. Einen eigenartigen Anblick gewährt der Umstand, daß die Eukalypten zwar nicht das Laub, wohl aber die Rinde wechseln, welch letztere meist in Streifen von Stamm und Ast herabhängt. Die meist weißen, seltener roten Blüten der Eukalypten bilden strahlenförmige Kugeln. Die in etwa 400 Arten vertretenen australischen Akazien und Albizzien, deren schöne Kronen teils mit weißen oder gelben kugeligen Blütenköpfchen, teils mit „Flaschenbürsten"-Blüten übersät sind, bilden einen besonderen Schmuck der Landschaft.

In den Hochregionen der australischen Alpen und in ganz Tasmanien mischt sich die immergrüne Flora Südaustraliens mit der antarktischen, welche hauptsächlich durch Buchenarten (Fagus Cunninghamii und Gunnii) und Koniferen, wie Dacrydium-Trauercypressen, die Phyllocladus-Blatteiben mit sellerieähnlichen Blättern und die Fitzroya-Cypressen vertreten ist, Formen, wie wir sie auch im antarktischen Südamerika finden. Die Hochplateaus der australischen Alpen weisen nur noch Heidekräuter und zwerghafte Eukalyptus mit Krummholztypus auf.

Von wild wachsenden Nahrungspflanzen Australiens ist nur die schöne Bunya-Bunya (Araucaria Bidwillii) zu nennen, welche in Nordaustralien ihrer großen Nüsse wegen geschätzt wird, und die Sporenfrucht eines Marsilia-Wasserfarns, der Nardu, welche die Eingeborenen sammeln und zur Bereitung einer Art Brot benutzen. Einheimische Kulturpflanzen fehlen in Australien gänzlich.

Von den aus Europa und Amerika eingeführten Baumarten haben sich besonders Pinus insignis, halepensis und sabiniana, Weiden, Pappeln, Eichen, Eschen, Platanen und Nußbäume bewährt. Fast sämtliche Früchte und Getreidearten der gemäßigten Zonen gedeihen auch in Australien, leider sind mit den eingeführten Sämereien auch zahlreiche Unkräuter eingewandert, welche stellenweise die australische Vegetation zurückdrängen.

Was die Tierwelt anbetrifft, so hat man Australien sehr charakteristisch als das „Land der lebenden Fossilien" bezeichnet, da hier noch massenhaft auf anderen Kontinenten längst ausgestorbene Formen leben. Die hiesigen Säugetiere sind fast ausschließlich auf die für Australien so charakteristischen Beuteltiere beschränkt, welche heutigen Tages durch das Opossum sonst nur noch in Südamerika vertreten, in Australien aber wunderbar mannigfach entwickelt sind, hier als Insektenfresser, Nager und Raubtiere in etwa 150 verschiedenen Arten vorkommen, von der Beutelratte bis zum Riesenkänguruh, in antediluvialen Zeiten Arten bis zur Größe eines Rhinoceros aufweisend. Känguruhs, Wallabis und Opossums sind noch in großer Zahl vorhanden und werden ihrer Felle wegen gejagt, während ihr Fleisch im allgemeinen nicht genossen wird; nur der Känguruhschwanz liefert eine auch von Weißen geschätzte Suppe. Neben diesen Beuteltieren und den kosmopolitischen Fledermäusen und Ratten beherbergt Australien noch die Ordnung der gleichfalls nur auf diesen Erdteil beschränkten eierlegenden Kloakentiere, das Schnabeltier und den Ameisenigel, die niedrigsten aller Säugetiere. Im letzten Jahrhundert sind vielfach europäische Tiere nach Australien eingeführt worden, teilweise, wie Schafe, Rinder, Pferde und Schweine zum großen Nutzen der Kolonisten, während andere, wie Kaninchen, Füchse und Spatzen zu einer förmlichen Landplage geworden sind. Unschätzbare Dienste leisten in den wasserlosen Gebieten Central- und West-Australiens die aus Asien eingeführten Kamele. Sowohl in Neuseeland wie in Australien sind seit den ersten Zeiten der Kolonisation Rinder und Pferde durchgegangen und haben Anlaß zur Bildung wilder Herden gegeben; solche von außerordentlich scheuen Rindern findet man besonders in den Neuseeländer, die von Pferden in den australischen Alpen. Die wilden kleinen Pferde der Australalpen bilden gezähmt ausgezeichnete Gebirgspferde, sind freilich nie vollkommen verläßlich. Besonders schädlich haben sich die Kaninchen erwiesen, welche sich hier ins Ungeheure

vermehrt haben, da in Australien weder Winterkälte noch Raubtiere unter ihnen aufräumen. Sie verringern den Wert der Weiden nicht nur durch Unterwühlung des Bodens, sondern noch vielmehr dadurch, daß sie das sprossende Gras, noch ehe es hoch genug gewachsen ist, um von Schafen oder Rindern erfaßt werden zu können, wegfressen. Speziell in regenarmen Jahren, wo überhaupt Mangel an Gras eintritt, ist der von Kaninchen in dieser Richtung verursachte Schaden sehr bedeutend, und viele Weideplätze mußten wegen der Zunahme von Kaninchen ganz aufgegeben werden, da es trotz Aufwendung kolossaler Geldmittel und regierungsseitig ausgesetzter hoher Prämien nicht gelungen ist, der Plage Herr zu werden. Von den Nagern bislang verschont gebliebene Gebiete sucht man jetzt durch Aufstellung von Drahtgitternetzen, welche Hunderte von Meilen weit laufen, zu schützen. Verschiedene Hirsch- und Rehwildarten sind mit ausgezeichnetem Erfolg akklimatisiert worden und haben sich stark vermehrt, und europäische Singvögel beleben jetzt Busch und Baum. Auch der australische Hund, der den Schafherden so verderbliche Dingo, stammt wohl von verwilderten Haustieren ab. Derselbe hat die Größe eines starken Schäferhundes, ziemlich langhaarigen Pelz und ist von weißer, gelber oder brauner Farbe. Sie leben in kleinen Rudeln, machen auf alles in Australien vorkommende Wild Jagd, verschmähen aber auch Haustiere keineswegs und richten besonders unter den Schafherden großen Schaden an. Man sucht sie deshalb durch mit Strychnin versetzte Fleischköder zu vergiften. Auch dem Menschen direkt gefährlich werden die Dingos durch einen von ihnen beherbergten eigenartigen Bandwurm, welcher dadurch, daß die wenigen vorhandenen Wasserlöcher vieler australischer Gegenden ebensowohl von Mensch wie Tier benutzt werden, leicht auf den Menschen übertragen wird, wo er recht häufig bösartige Leberkrankheiten hervorruft.

Die australische Vogelwelt besitzt eine Reihe eigenartiger, farbenprächtiger und formenschöner Arten; so sind ihr ausschließlich eigen die Paradiesvögel, Leierschwänze, Honigsauger, Kakadus, Grassittige, der schon recht selten gewordene Emu, der schwarze Schwan, der weiße Adler und der eigenartige, wohlschmeckende Buschtruthahn; auch Tauben und Eisvögel sind durch sehr charakteristische Arten repräsentiert. Die eingeführten Sperlinge vermehrten sich massenhaft und werden den Beerenfrüchten gefährlich.

Insekten sind sehr zahlreich und zum Teil ebenso eigentümlich, wie die höheren Tiere. Die weit verbreiteten Ameisen bauen hier nicht über der Erde, sondern leben meist in unterirdischen Gängen oder im Innern von Bäumen, welche sie allmählich vollständig vernichten. Unter den eingeführten Insekten hat die gemeine Stubenfliege die größte Ausdehnung gewonnen und tritt bis zur Schneegrenze hinauf so massenhaft auf, daß sie zur ärgsten Plage wird. Die nahe verwandte australische Fliege ist von ihr völlig verdrängt worden.

Bei den Reptilien und Fischen kommen wenige eigenartige Formen vor, die auffallendste bildet der Lungenfisch (Ceratodus), ein Mittelding zwischen Fisch und Amphibium, das nur in zwei Flüssen Queenslands angetroffen wird. Giftschlangen sind in Australien zahlreich und in 208 Arten vertreten, jedoch alle klein, und die Fälle, daß ein Europäer durch Schlangenbiß ums Leben kommt, sind äußerst selten. Fische sind im Meere wie in den Flüssen in Menge vertreten, gute Austern an vielen Küstenpunkten reichlich vorhanden. Die früher auch zahlreichen

Wale sind jedoch jetzt nahezu ausgerottet, doch erbeutet man noch Seehunde und den Dugong.

Die Ureinwohner des Festlandes, die Australier, zu denen man auch die jetzt gänzlich ausgestorbenen Tasmanier zu rechnen hat, bilden eine besondere Menschenrasse von dunkelbrauner bis schwarzer Hautfarbe, durchschnittlich hohem und geschmeidigem Wuchs bei breiter Brust, mit schwarzem, gelocktem Haar, platter Nase, großem, wulstigem Munde und gutem Bartwuchs; auch der Körper ist reichlich behaart. Sie haben eine wunderbare Greiffähigkeit der Zehen, außerordentliche Schärfe des Gesichts und Gehörs und sind vorzügliche Schwimmer und Taucher, eine Eigenschaft, die sie zu begehrten Gehilfen bei der Perlfischerei macht. Die Kleidung besteht in der Regel höchstens nur in einem schmalen Gürtel, Fellen und Binsenmatten, allgemein dagegen sind Verzierungen des Körpers durch Bänder um Kopf, Arme und Hüften, Federn in den Haaren, Hundeschwänze und Zähne; durch die häufig durchbohrte Nasenscheidewand wird ein geglätteter und zugespitzter Stab gesteckt. Im Norden findet man hohe, mit Gras zusammengebundene Haarfrisuren in Helmform; zuweilen wird der Backenbart durch Ausreißen entfernt und der Kopf bis weit hinauf geschoren. Den Körper reibt man, auch gegen die Kälte, mit Fett ein und bemalt ihn schwarz, weiß und rot. Durch Einschnitte mit scharfen Steinen an Arm und Brust hervorgebrachte Narben sind Zeichen der Aufnahme in den Stand der Männer.

Als Nahrung dienen alle Tiere bis zur Käferlarve herab, und die Zubereitung geschieht auf Kohlen oder wie in Polynesien, nämlich in Gruben mit heißen Steinen. Kleine Kuchen aus zwischen Steinen zermalmten Samenkörnern bäckt man in der heißen Asche. Die Kenntnis, Gefäße aus Thon zu formen, solche durch Brennen dicht zu machen und dann in ihnen Speisen mit Wasser zu kochen, ist von keinem australischen Stamme entdeckt worden, während diese Kunst bei den Papuas des nahen Neuguinea in hoher Blüte steht. Mit langem, zugespitztem Grabstock suchen die Weiber nach eßbaren Wurzeln, außerdem sammeln sie Pilze, Palmnüsse und Früchte, Ackerbau irgendwelcher Art aber ist dem Australier ebenso unbekannt, wie Viehzucht; er führt ein nomadisierendes Jägerleben. Die Mahlzeiten finden in höchst patriarchalischer Weise statt. Von dem leicht überbratenen Wilde sucht sich zunächst der Herr und Gebieter die besten Stücke aus und wirft die Knochen und schlechteren Teile den hinter ihm sitzenden Frauen und Kindern zu. Salz verschmäht der Australier, dagegen liebt er Süßigkeiten, wie den Honig wilder Bienen und das australische Manna, die zuckerartige Ausschwitzung der Blätter von Eucalyptus viminalis. Die ziemlich allgemeine Menschenfresserei hatte ihren Grund teils in Aberglauben, teils in periodischem Mangel.

Die improvisierten Wohnungen, die sogenannten Gunyahs, bestehen im Sommer aus Laubschirmen und Rindenstücken, die im Winter mit Gras und Erde bedeckt und verschlossen werden; auch Felslöcher und hohle Bäume werden benutzt. Feuer wird durch rasches Drehen eines Holzstabes auf einem Holzblock erzeugt und auch auf Wanderungen immer dadurch handlich gehalten, daß die Frauen in Moos gewickelte, glimmende Holzkohlen sorgfältig zu hüten verpflichtet sind. Die Geräte werden meist aus hartem Holze gefertigt, doch findet man auch rohe Steinbeile,

Mulden von starken Rinden und geschickt gestrickte Netze zum Fischen und zum Fangen von Vögeln und Beuteltieren. Hauptwaffe ist der Speer mit im Feuer gehärteter oder mit scharfen Kieseln oder Muscheln bewehrter Spitze; daneben werden der Bumerang, Keulen und Holzschwerter, zum Schutze Schilde aus Rinde und Holz gebraucht. Der Bumerang, ein abgeflachter, leicht gebogener, einen halben Meter langer Holzstab mit scharfen Kanten ist wahrscheinlich die Kopie gewisser sichelförmiger Eukalyptusblätter und wird so geworfen, daß er sich fortwährend in der Ebene seiner Krümmung dreht und zu den Füßen des Jägers zurückkehrt. Die Waffe dient besonders zur Erlegung von Opossums und anderem Kleinwild. Fischerboote sind nicht bei allen Stämmen bekannt und überall von der allerprimitivsten Art.

Ihre geistige Begabung ist nicht so unbedeutend, als ihre ersten Entdecker meinten, wie unter anderem ihre poetischen Versuche und die Bildernamen, welche sie verschiedenen Fixsterngruppen gaben, beweisen. In den durch Missionare gegründeten Schulen zeigen sich die Kinder der Eingeborenen in vieler Beziehung gleichalterigen weißen Kindern gewachsen; unausrottbar aber scheint der Hang zum Umherschweifen und zur Rückkehr in die alte Lebensweise.

Obgleich die Australier vermutlich alle einer Abstammung sind, zerfallen ihre Sprachen doch in unendlich verschiedene Dialekte, so daß die einzelnen Stämme einander schwer verstehen können. Einen Grundzug bildet die Mehrsilbigkeit der Wörter, der konsonantische Anlaut und der Auslaut auf einen Vokal oder flüssigen Konsonanten, und ein großer Vokalreichtum macht die Wörter klangvoll.

Die bildlichen Darstellungen, welche man in Felswänden eingeritzt, auch in Farben, vorfand, sind sehr unbeholfen.

Die religiösen Vorstellungen der Australier sind roh; man glaubt an gute und an böse Geister und sucht letztere durch Formeln zu beschwören, wobei eine Art Schamanen funktionieren; allgemein verbreitet ist der Glaube an ein zukünftiges, dem gegenwärtigen ähnliches Leben. Im Alter von ungefähr 12 Jahren mußten die Jünglinge, bevor sie in den Kreis der Männer aufgenommen wurden, gewisse Ceremonien durchmachen, wobei ihnen der rechte Vorderzahn ausgeschlagen wurde. Bei dieser Gelegenheit bekamen sie auch zum ersten Male ihren Gott Taramolun zu sehen, den einzigen Sohn seiner Mutter Allarpal, der hierzu eigens aus Laub und Erde in Menschengestalt liegend im Walde hergestellt und später wieder zerstört wurde. Zum erstenmale hörten sie von ihren Göttern sprechen und sahen die Zauberkünste der Medizinmänner. Bei Todesstrafe war es verboten, von dem, was im geheimnisvollen Waldesdunkel unter Ausschluß aller nicht direkt dabei Beteiligten verhandelt wurde, auch nur das Geringste zu verraten. Auf Ausplaudern stand die Todesstrafe, und entzog man sich derselben durch Flucht, so trat der Moriwangewan in Kraft, ein hölzerner, vorn hakenförmig gebogener Stock, in dessen Biegung ein gewisses Gift gelegt wurde. Derselbe wurde nach der Richtung hin bewegt, in welcher der Entflohene verschwunden sein sollte, und das Gift sollte die Macht haben, den Schuldigen zurückzubringen oder ihn zu töten, wo immer er sich befinde.

Die Australier leben in genau bestimmten, streng getrennten Jagdgründen in kleinen Stämmen, unter welchen meist ein freundliches Verhältnis besteht, das

zu gemeinsamen Festen, Tänzen (Corrobbories) und Jagden führt. Gewöhnlich sind die Horden auf Wanderung und lieben es, jede Nacht an einem anderen Orte zu kampieren. Vielweiberei ist nicht selten, Monogamie aber häufiger, und die Frau befindet sich völlig in der Gewalt des Mannes, welcher sie nicht selten grausam genug behandelt. Die Männer gehen auf die Jagd, die Weiber müssen alle Arbeit verrichten und Proviant, Wasser und die glühenden Kohlen von einem Lager ins andere tragen. Um die Australier für das Christentum und für die Civilisation zu gewinnen, wurden protestantische deutsche und englische, sowie katholische Missionen errichtet, deren Erfolge indessen sehr unbedeutend sind. Ist es doch für den Missionar fast unmöglich, eine Horde zu beeinflussen, die heute hier und morgen da lebt und sich durch kein Mittel seßhaft machen läßt. Die Engländer nennen bezeichnenderweise den Australier Black Buck (schwarzer Bock), die Australierin Gin (Schnaps) und die Kinder Pickeninny (vom spanischen pequeno, klein). Aus den angesiedelten Distrikten sind die Eingeborenen fast ganz verschwunden; in den Weidegründen leisten sie gelegentlich als Hirten, sonst im Dienste der Polizei wegen ihrer scharf ausgebildeten Sinne als „trackers", d. h. Spürer, gute Dienste, letztere sowohl auf der Spur von Verbrechern, als von verirrten Personen und Herden. Leider sind die Beziehungen zwischen ihnen und den Weißen von Anfang an vielfach schlecht gewesen; sie sind auch jetzt noch an den äußersten Grenzen der Ansiedelungen der traurigsten Art, so daß dort, wie früher in Tasmanien, ein beständiger Vernichtungskampf geführt wird und die Eingeborenen wie wilde Tiere gejagt und erschossen werden. Über die „Armenischen Greuel" versteht man sich in England vorzüglich aufzuregen, zu der barbarischen Ausrottung der armen Australier aber schließt man gut pharisäisch die Augen. In Westaustralien werden diejenigen Eingeborenen, welche „kein nachweisbares Einkommen" haben, auch die im Busch lebenden, welche man zu diesem Zwecke einfängt, für sechs Monate ins Gefängnis gesteckt, wenn sie nicht vorziehen, sich gegen lächerlich niedrige Auslohnung als „Kontraktarbeiter" vulgo Sklaven an die Squatters zu verdingen, und die „Rechtspflege" für die Eingeborenen, ebenso wie für die Chinesen, die Kanaken und die in Centralaustralien als Kameltreiber dienenden Afghanen ist die reine Posse. Auch auf den Viehstationen Südaustraliens wird der Eingeborene vielfach schlecht und unbillig behandelt; um der Regierungsvorschrift nachzukommen, welche eine Lohngewährung fordert, giebt man dem Schwarzen zwar den fürstlichen Gehalt von einer halben Krone (2½ Reichsmark) für den Monat, aber man berechnet ihm dagegen seine kleinen Bedürfnisse, den Tabak oder ein Hemd, so hoch, daß er gar nicht aus den Schulden herauskommt. Aber auch da, wo man sich nicht damit begnügt, ihnen zur Feier von Königins Geburtstag eine Decke zu schenken, sondern wo sie überhaupt als Menschen behandelt werden und sich dabei als intelligent, treu und ehrlich erwiesen haben, sterben sie schnell ab, und man schätzt ihre Zahl, freilich sehr unsicher, heute nur noch auf ca. 60000. Besonders die Berührung mit Alkohol und Opium, sowie die von den Europäern mitgebrachten Seuchen haben sich für die Australier als verhängnisvoll erwiesen. Die wenigen überlebenden Eingeborenen sind von den einzelnen Kolonialregierungen in Ländereien untergebracht, welche etwa den Indianerreserven Nordamerikas entsprechen, und auch Missionare sind hier thätig. Ihre Hauptunterhaltungen bilden heute Pferde-

rennen, Criquet und Kartenspiel. Obgleich Europäer häufig Verhältnisse mit Australnegerinnen anknüpften, so sind doch Mischlinge selten, weil die Organisation der beiden Rassen zu verschieden ist. Auch der 1899 erschienene Bericht des „Protektors der Eingeborenen“ läßt erkennen, daß die Schwarzen mit Riesenschritten dem Aussterben entgegengehen; die Gesamtzahl der in Südaustralien lebenden Australneger betrug demnach noch 2871, für deren Unterhalt die Regierung jährlich 32 Mark auf den Kopf aufwendet. Die 6891 Schwarzen in Neu-Südwales kosteten je 56 Mark, die 462 in Viktoria lebenden je 240 Mark.

Die Bevölkerungsziffern für Anfang 1899 und der Flächeninhalt der sieben australischen Kolonieen mit Selbstverwaltung sind die folgenden:

Neu-Südwales	1 346 240	Einw.	309 175	engl.	□Meilen	= 1,6	Einw.	pro	□km
Viktoria	1 175 490	„	87 884	„	„	= 5,1	„	„	„
Queensland	498 530	„	668 224	„	„	= 0,3	„	„	„
Südaustralien	367 800	„	903 425	„	„	= 0,15	„	„	„
Westaustralien	168 130	„	975 920	„	„	= 0,06	„	„	„
Kontinent	3 556 190	„	2 944 628	„	„	= 0,47	„	„	„
Tasmanien	177 340	„	26 375	„	„	= 2,6	„	„	„
Neuseeland	743 470	„	104 471	„	„	= 2,7	„	„	„
	4 477 000	„	3 075 474	„	„	= 0,56	„	„	„

Nicht eingeschlossen in diesen Zahlen sind die auf noch 60 000 geschätzten Ureinwohner Australiens und die 40 000 Maoris Neuseelands.

Die vorstehende Liste zeigt, daß Australien von allen civilisierten Ländern wohl das am dünnsten bevölkerte ist, was sich zum großen Teile durch die ausgedehnten wüsten Strecken Central- und Westaustraliens erklärt. Eine auffallende Erscheinung ist die, daß die Städtebevölkerung in den meisten Kolonieen zum Schaden der Entwicklung des Landes einen ganz unverhältnismäßig großen Teil der Gesamtbevölkerung in Anspruch nimmt, und von den Goldwäschereien und Schafweiden findet auch noch ein regelmäßiger Rückfluß nach den Städten statt. So kamen z. B. Anfang 1899 allein auf die vier Hauptstädte

Melbourne	mit 470 000	Einwohnern	40 %	von ganz	Viktoria,
Sydney	„ 427 000	„	32 %	„ „	Neu-Südwales,
Adelaide	„ 148 000	„	40 %	„ „	Südaustralien,
Brisbane	„ 110 000	„	22 %	„ „	Queensland.

In allen australischen Kolonieen ist das weibliche Geschlecht noch immer in der Minderheit und verhält sich jetzt zum männlichen wie 47 zu 53.

Die Nationalität der Kolonisten ist fast ausschließlich die britische; es folgen dann mit rund 100 000 Seelen das besonders stark in Südaustralien und Queensland vertretene deutsche Element und weiterhin die Chinesen, welche besonders in Neu-Südwales, Viktoria und Queensland und auf den Goldfeldern vertreten sind und im letzten Census von 1891 für die 7 Kolonieen mit 43 000 Köpfen aufgeführt waren. In Queensland sind für die Perlfischerei Japaner, für die Zucker- und Baumwollkultur etwa 10 000 Kanaken, leider oft durch die verwerflichsten Mittel und gewaltsamen Raub, eingeführt worden; ein Versuch, letztere durch Inder zu ersetzen, scheiterte kläglich.

Im Laufe eines Jahrhunderts hat sich bereits ein ziemlicher Unterschied zwischen dem „Colonial" und dem nur vorübergehend in Australien lebenden Engländer herausgebildet, und zwar sowohl äußerlich, wie auch in anderer Beziehung. Der hier akklimatisierte Brite ist meist von langer, aber dünner Gestalt und spricht à la Yankee mit der Kopf- und nicht der Bruststimme; so bildet der australische „Twang" aus dem a nicht ein e, sondern ai, spricht also z. B. cake nicht kek, sondern kaik aus. Die schönere Hälfte verdient in ihrer Jugend ihren Beinamen wirklich oft mit vollem Rechte, doch altern die Frauen schnell und tragen durch ihre hohen Ansprüche viel dazu bei, daß die Australier häufig über ihre Verhältnisse leben. Spekulation wird regelmäßiger Arbeit vorgezogen, man ist allgemein sehr vergnügungssüchtig, und dem Sporte aller Art wird in einer so weitgehenden Weise gehuldigt, wie wohl kaum anderswo in der Welt. Criquet, Fußball, Pferderennen, Regattas, Polo, Tennis, Golf, Rad- und Schwimm-Sport finden hier begeisterte Liebhaber und erregen ein geradezu krankhaftes Interesse. Neuseeland rühmt sich, im Fußballspiel, der australische Kontinent im Criquet allen andern Ländern der Erde voran zu sein. Daß mit vielen dieser Sports ein eifriges Wetten Hand in Hand geht, entspricht ganz dem spekulationssüchtigen Charakter des Australiers. Die Tattersall Sweeps allein übersteigen im Jahre 500 000 Pfund Sterling, und diese ganze mächtige Summe geht durch die Hände einer jüdischen Firma in Tasmanien; diese Kolonie besitzt zwar selbst sehr strenge Gesetze gegen das Spiel und erlaubt keiner ihrer Zeitungen, die Rennwetten zu annoncieren, hat trotzdem aber dem Tattersall ein Heim bei sich eingeräumt, während die anderen Kolonieen Tattersall verbieten, aber die Anpreisung der Tasmania Sweeps in ihren Zeitungen und damit die Propaganda zulassen. In der „armen" Kolonie Südaustralien, wo der Totalisator erlaubt ist, sind im Jahre 1898 nicht weniger als 268 000 Pfund Sterling in die Wettmaschine geflossen. Die australischen Sportsleute begnügen sich bei Ausübung ihrer „Künste" übrigens keineswegs mit ihrer Heimat, sondern scheuen auch weite Reisen nicht, um an Wettkämpfen der einzelnen Kolonieen teilzunehmen, und senden ihre Champions selbst über See nach England und Amerika und riskieren, kostbare Rennpferde sogar im Winter um das stürmische Kap Horn herum in sechswöchentlicher Fahrt von Neuseeland nach London zu schicken. Sport, Spekulation und Lokalpolitik, besonders aber die beiden ersteren, bilden die Hauptpunkte aller australischen Konversation. Auch in Australien huldigt man in den Städten und auf dem Lande der von Nordamerika eingeführten Sitte der „Surprise Parties", d. h. die „Wirte" werden eines schönen Tages oder Abends von einer kleinen oder großen Gesellschaft überrascht, die sich dazu vorher besprochen hat und alle zu dem Feste nötigen Vorbereitungen, Essen, Trinken, Musik u. s. w. mitbringt, so daß die „Wirte" nur Haus bezw. Garten zur Verfügung zu stellen haben. Für Kunst, Theater und Wissenschaft herrscht in Australien durchgängig weniger Verständnis als in Europa, und das australische Leben ist ebenso wie seine Natur und der ganze Kontinent sehr eintönig. Aberglauben ist in weiten Kreisen stark vertreten, und Wahrsager aus Karten und den Linien der Hand sind deshalb zahlreich vertreten. Hand in Hand damit geht auch eine weit verbreitete Kurpfuscherei und Quacksalberei. Jugendliche Rowdies, hier „Larrikins" genannt, bilden einen sehr unangenehmen und leider

ziemlich häufigen Bestandteil der australischen Bevölkerung, und die zu Banden, sogenannten „Pushes“, organisierten Larrikins in Melbourne sind notorisch berüchtigte und gefürchtete Horden. Die Unterschiede der Stände bilden hier lange nicht dieselbe Rolle, wie in Europa, andrerseits macht sich das Individuum nicht so schroff geltend, wie in Nordamerika. Die im Lande lebenden Engländer, Deutschen, Amerikaner und Franzosen, welche das gesamte Exportgeschäft monopolisieren und manche anderen wirtschaftlichen Interessen kontrollieren, werden mit Neid angesehen, und die englischen Snobs erregen in der That auch häufig berechtigtes Mißfallen durch ihre Art und Weise, den „Colonial“ nur zu gern fühlen zu lassen, daß er doch eigentlich nur ein „second rate“ Engländer sei, und das steht sehr im Gegensatz zu dem stark demokratisch ausgeprägten australischen Gefühl: „Jack is as good as his master“.

Neben Nord- und Südamerika und Südafrika ist Australien eine Zeit lang als nächstwichtigstes Auswanderungsziel für Deutsche in Betracht gekommen, und deutsche Forscher haben an seiner Aufschließung und Entwickelung hervorragenden Anteil genommen: Dr. Ludwig Leichardt wird heute noch als Märtyrer der Erforschung Centralaustraliens verehrt, Dieffenbach, Hochstetter und Haast haben zuerst das schwer zugängliche Innere Neuseelands der Wissenschaft erschlossen, Professor Neumayer, der jetzige Direktor der Seewarte in Hamburg, war der hochgerühmte Organisator der Sternwarte in Melbourne, Baron Ferdinand von Müller und Dr. Richard Schomburgh begründeten die botanischen Gärten in Melbourne und Adelaide, Lendenfeld und Semon lieferten klassische Schilderungen von Oberflächengestaltung und Fauna, so daß deutsche Wissenschaft mit Stolz auf hervorragende Vertreter auch in Australien blicken kann. Ackerbauer, Handwerker, Goldgräber und Kaufleute sandten größere Scharen, und in runden Zahlen sind von 1828—1890 etwa 60000 Deutsche hier eingewandert; vom Jahre 1883 an, wo die Zahl deutscher Einwanderer 2000 überstieg, hat ihr Zuzug aber stetig abgenommen und betrug für Australien und Ozeanien 1890: 474, im Jahre 1898 nur noch 153, 1899: 141 Köpfe. Ist der Deutsche als Individuum auch von dem Australier geachtet, weil letzterer ihn, wenn auch ungern, im Gegensatz zu den nach hier kommenden Franzosen, Italienern u. a. als gleichwertig mit sich anerkennen muß, so ist er doch gerade wegen derjenigen Eigenschaften, die ihn sonst geschätzt machen, wegen seiner Anspruchslosigkeit und seinem großen Fleiße, bei den anspruchsvollen australischen Arbeiterkreisen als „Lohndrücker“ meist unbeliebt, und nur daraus erklärt sich, daß der hervorragende Premierminister von Neu-Südwales Sir Harry Parkes „Australien von Irländern und Deutschen frei halten“ wollte, daß Neuseelands Premier Seddon in einer allerdings später abgeleugneten after dinner speech in Melbourne erklärte, er wünsche auf deutsche Einwanderung ebenso eine Kopfsteuer legen zu können, wie auf die der Chinesen, und daß sich Glassey, der Führer der Arbeiterpartei in Queensland, 1890 in einer Ansprache an seine Wähler zu Bundanba zu der Bemerkung hinreißen ließ: „Die Deutschen sind noch schlimmer als die Chinesen und Kanaken und sollten deshalb aus dem Lande ferngehalten werden.“ Mir selbst erzählte der deutsche Kapitän eines Parramatta-Flußdampfers in Sydney, er würde nicht zwei Tage im Dienste der Compagnie



Der große australische Königsfischer:
Laughing Jackass (Lachender Hans).



Dampfer auf dem Darling-Fluß.

bleiben, wenn man wüßte, daß er ein Deutscher sei, und die Begeisterung für den südafrikanischen Krieg des Mutterlandes artete in Australien teilweise in eine regelrechte Deutschenhetze aus, so daß z. B. in der Neujahrsnacht 1899/1900 die Zerstörung des deutschen Klubhauses in Brokenhill nur mit Hilfe der Polizei verhindert werden konnte; auch der deutsche Klub in Kalgoorlie wurde überfallen, und in Bendigo wurde die deutsche Flagge, die der deutsche Klub gelegentlich des Entsatzes von Ladysmith gehißt hatte, heruntergerissen.

Die Verteilung des Deutschtums in Australien, soweit sie sich durch die Register der evangelisch-lutherischen Gemeinden feststellen läßt, ist die folgende:

Südaustralien	mit	23000	Seelen,	90	Kirchen	mit	10000	Sitzplätzen	u.	38	Pastoren
Queensland	„	23000	„	60	„	„	5000	„	„	24	„
Viktoria	„	8200	„	61	„	„	6500	„	„	14	„
Neu-Südwales	„	8000	„	16	„	„	2250	„	„	5	„
Neuseeland	„	5600	„	13	„	„	1600	„	„	6	„
Tasmanien	„	920	„	—	„	„	—	„	„	—	„

Ein Pastor hat meist verschiedene Gemeinden zu versorgen, und zwar gehören dieselben vier verschiedenen Synoden an, deren verschiedene Geistliche zuweilen einen wenig kollegialischen oder christlichen Konkurrenzneid bethätigen. Die sich stolz „die australische Synode" nennende, welche aber mit dem bescheideneren Namen der südaustralischen zufrieden sein sollte, da ihr Wirkungskreis fast ausschließlich auf Südaustralien und Viktoria beschränkt ist, wird stark von Missouri aus beeinflußt, ist extrem orthodox und von dem „allein echten" Christentum der Alt-Lutheraner. In den zu dieser Synode gehörigen Gemeinden sind die Pastoren allmächtig, und selbst die Laien haben einen hohen Begriff ihrer Würde, sobald sie den Amtsrock anziehen, mag ihre Mäßigkeit oder Moral sonst auch viel zu wünschen übrig lassen. Im Gegensatz dazu werden in der demokratischen Immanuel-Synode in Südaustralien deren Pastoren in einer diesen zuweilen unbequemen Weise von dem Laien-Vorstand überwacht und bevormundet; seit 1884 ist in dieser Synode eine Spaltung eingetreten in eine solche „auf alter Grundlage", welche ihre Pastoren von der Baseler Missionsgesellschaft, und in eine solche „auf neuer Grundlage", welche ihre Pastoren von der bayrischen Mission bezieht. Diejenige der „alten Grundlage" gehört zu der „Evangelisch-lutherischen Generalsynode Australiens", welcher außerdem noch die Synode von Melbourne und die von Queensland angehören. Als vierte Hauptgruppe endlich erscheint die „Vereinigte deutsch-skandinavische lutherische Synode in Queensland". Daneben giebt es eine kleine Reihe deutscher Pastoren, welche überhaupt keiner Synode angehören, Pastoren und Missionare der Brüdergemeinde, solche der bayrischen Missionen und eine deutsche Baptistengemeinde in Queensland. Wenn unsere Landsleute in Australien die formelle Naturalisation vielfach unterlassen, so müssen doch alle Pastoren naturalisiert sein, wenn sie das Recht ausüben wollen, amtliche Dokumente ausstellen zu dürfen, und das ist teilweise ein ganz lohnendes Geschäft. Die Civilbehörde berechnet 3 Pfund Sterling für einen Trauungs-Erlaubnisschein und der Pastor thut es gern etwas billiger, um sich diese Sportel zuzuwenden; für den Neuling macht es allerdings einen eigenartigen Eindruck, in australischen Zeitungen Annoncen zu finden, in denen — wohl etwas reduzierte —

Geistliche ihre Dienste für Heiratsbescheinigung anonym ausbieten. Auch die von den deutschen Gemeinden angestellten und bezahlten deutschen Lehrer, für welche die Kolonialregierungen keinen Gehaltszuschuß gewähren, stammen meist, wie die Pastoren, aus Missionsanstalten.

Die deutschen Katholiken in Australien sind weniger zahlreich und bilden keine besonderen Gemeinden, sondern verschmelzen sich mit dem irischen Element und gehen dem Deutschtum verloren; deutsche katholische Priester sind hier nicht vertreten.

Wie in kirchlicher, so herrscht auch in geselliger Beziehung und in den Klubs viel Spaltung unter den Deutschen Australiens, deren besser situierte Elemente sich mit Vorliebe auch im gesellschaftlichen Verkehr mehr an die Engländer anschließen, sind doch eine sehr große Zahl Deutscher mit englischen Frauen verheiratet.

Ein deutscher „Großkaufmannsstand" ist in Australien kaum vertreten; einige unserer Landsleute sind Rechtsanwälte, Ärzte, Bergingenieure, Künstler und Lehrer, die meisten aber gewöhnlich sozialdemokratisch angehauchte Handwerker — so sind z. B. fast alle Optiker und Uhrmacher Deutsche —, Farmer und Viehzüchter. Den deutschen, durchgängig fachmännisch gebildeten Handwerker Australiens zeichnet eine bemerkenswerte Nüchternheit aus; das Whisky-Trinken und die Lauer auf Tagesarbeit in den Docks und auf den Quais überläßt er den Engländern, und da unsere Landsleute durchgängig fleißig und ordentlich gewesen sind, so haben sie es aus nichts oder aus bescheidenen Anfängen heraus fast allgemein zu behaglichem Auskommen gebracht; „reiche" Deutsche sind dagegen in Australien außerordentlich dünn gesät. Da der Durchschnittsgehalt eines Kommis in Sydney oder Melbourne nur 30—40 Schilling die Woche beträgt, so ist auch für junge Kaufleute hier nur wenig Aussicht.

Eine kürzlich von deutscher Seite angestellte Schätzung nimmt das in Australien und der Südsee angelegte deutsche Kapital mit 550—600 Millionen Mark an, wovon $^{5}/_{6}$ auf den Kontinent kommen sollen.

Wenn auch einzelne unserer Landsleute hin und wieder Parlamentsmitglieder geworden sind, so haben sie doch im großen Ganzen eine hervorragende politische Stellung in Australien nie eingenommen, nur in einigen Distrikten Südaustraliens und Queenslands sind ihre Stimmen ausschlaggebend.

Da neuer Zuwachs durch frische Einwanderung fast ganz nachgelassen hat und die Deutschen ringsum von Engländern umgeben sind, so ist es nicht zu verwundern, daß das von der zweiten Generation hier gesprochene Deutsch vielfach bereits stark angliciert ist, und leider kommt es, ebenso wie in Nordamerika, nicht selten vor, daß sich die Kinder geradezu des Deutschtums ihrer Eltern schämen.

Ein Hauptgrund für die letztere Erscheinung mag in der unsäglich perfiden Art und Weise liegen, in der die hiesige englische Presse, genau wie in Südafrika, fortwährend über Deutschland und deutsche Verhältnisse herzieht. Viel ist es ja gewöhnlich überhaupt nicht, was man dem hiesigen Publikum über Deutschland sagt — wir in Deutschland hören ja auch wenig genug über Australien —, aber das, was Reuters Depeschen und andere Berichte bringen, ist jederzeit so entschieden deutschfeindlich, die Thatsachen werden so einseitig, entstellt und

tendenziös dargestellt, daß der Leser, nachdem er Jahr und Tag nie etwas Gutes, aber recht viel Lächerliches und Sensationelles über Deutschland gelesen hat, zu dem Schluß geradezu gedrängt wird, daß Deutschland ein unter militärischer Tyrannei seufzender und dem Zusammenbruch naher Staat und unser in den englischen Kolonieen meist sehr unbeliebter Kaiser, milde ausgedrückt, der sonderbarste Schwärmer sei, der jemals auf einem Throne gesessen habe. 99 % aller Australier schöpfen ihre Kenntnis ausschließlich aus diesen trüben Quellen, und angesichts dieser politischen Brunnenvergiftung braucht man sich dann nicht zu wundern, wenn die sehr demokratisch angehauchten Australier mit einer gewissen Geringschätzung auf die Mitglieder eines diktatorischen Militärstaates herabsehen, Deutschland als ein Land zweiter Güte betrachten und ihre Presse gelegentlich des jüngsten unerquicklichen Standes der Samoafrage einen lächerlich arroganten Ton annahm. Die weitverbreitete Sydney-Wochenschrift „The Bulletin", welche sich „The National Australian Newspaper" nennt, hat zu ihrem Motto das charakteristische: „Australia for the Australians" gewählt.

Die australische Presse, welche einschließlich der Wochenschriften nahezu 1000 Exemplare zählt, ist überhaupt in den meisten auswärtigen und allgemein wirtschaftlichen Fragen wenig oder schlecht unterrichtet, und die innere Kenntnis aller Einzelfäden fehlt ihr, wie es bei demokratischen Regierungen ja häufig der Fall zu sein pflegt, nur zu oft. Dagegen besitzt sie durchgängig einen ausgedehnten Depeschendienst und behandelt Fragen der inneren Politik sehr ausführlich. Durch die große Vorliebe der Australier für alle Sports erklärt sich der für deutsche Begriffe unglaublich große Raum, der in jeder Tages- oder Wochenzeitung Sportberichten gewidmet wird, und dem weit verbreiteten Aberglauben entsprechen die zahlreichen Annoncen von Kartenlegerinnen, Wahrsagerinnen und Quacksalbern. Die angesehensten Zeitungen Australiens sind der „Sydney Morning Herald", die älteste Zeitung des Kontinents, und der Melbourner „Argus". Es ist charakteristisch und interessant, wie sich der von dem „Australasian", der Wochenausgabe des „Argus", gebrachte Lesestoff auf die einzelnen Materien verteilt. Von den 56 Seiten dieses im Format der „Times" erscheinenden Wochenheftes fällt der Hauptteil mit 10 Seiten dem Sport zu, dann folgen 8 Seiten mit Bildern zu Tagesereignissen und kurzen Beschreibungen derselben, 8 Seiten für Landwirtschaft, Bergbau und Handel, 4 Seiten Lokalnachrichten, 3 Seiten Marktberichte, 2 Seiten Leitartikel und allgemeine Politik, 1 Seite mit den Kabeldepeschen der Woche, 1 Seite mit Beschreibungen von Hochzeitsfeiern und schließlich eine ganze Seite für Kirche, Theater, Musik, Kunst und Litteratur — gegen 10 Seiten für Sport; 18 Seiten Annoncen beschließen das Heft.

An deutschen Zeitungen erscheinen in Australien vier, sämtlich nur in Wochenausgaben, und zwar die

Australische Zeitung in Adelaide seit 1848 mit 4—5000 Abonnenten,
Nordaustralische Zeitung in Brisbane seit 1876 mit 1800 „
Queensländer Herald „ „ „ 1894 „ 500 „
Deutsch-Australische Post in Sydney

Bei den Zeitungsverlegern Basedow, Eimer & Co. in Adelaide und der Nordaustralischen Zeitung erscheinen jährlich auch deutsche Volkskalender.

Ein deutsches Berufskonsulat für Australien und die Südsee besteht in Sydney, wo ein Generalkonsul und ein Vicekonsul residieren; dagegen sind in Fremantle, Adelaide, Melbourne, Brisbane und Neuseeland nur Wahlkonsuln thätig, und in Cooktown und Newcastle bestehen Vicekonsulate.

Vergleicht man das Wachstum Australiens innerhalb der letzten 3 Jahrzehnte mit demjenigen der wichtigsten anderen englisch sprechenden Länder, so ergiebt sich folgendes Bild betreffs der Zahl der Bevölkerung:

	1870.	1897.	Zunahme = %.
Vereinigte Staaten	38 558 000	73 725 000	91 %
Großbritannien	30 838 000	39 824 000	29 „
Kanada	3 635 000	4 833 000	54 „
Australasien	1 898 000	4 410 000	132 „

Seitdem die australischen Kolonieen in ein ruhigeres Stadium ihrer Entwickelung eingetreten sind und infolge der starken wirtschaftlichen Depression der letzten Jahre hat freilich die Einwanderung in der jüngsten Zeit sehr abgenommen, und in Viktoria und Südaustralien hat sogar die Auswanderung die Einwanderung wesentlich überschritten, so daß der Zuwachs der Bevölkerung sich nur durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle vollzieht. Die früher hohe Geburtsrate hat letzthin allerdings auch wesentlich abgenommen und ist z. B. in Neu-Südwales von 37 ‰ in 1888 auf 28 ‰ in 1897 zurückgegangen, teils wegen Enthaltung von Heiraten infolge der schlechten Zeiten, teils weil die australische Frau in vielen Kreisen überhaupt keine Kinder wünscht und künstliche Abtreibungen deshalb häufig sind. Sehr zahlreich sind auch die Ehescheidungen, die mit den intimsten Details eine stehende Rubrik der Tagespresse bilden. Überhaupt diskutiert man in Australien ernstlich die physische wie moralische Degeneration der weißen Rasse und sucht die Erklärung für erstere im Klima, für letztere in der reichlichen Nahrung mit drei Fleischmahlzeiten den Tag. Hatten die sieben Kolonieen in den sechs Jahren von 1891 bis 1897 noch um $15^3/_4$ % zugenommen, so betrug die Gesamtzunahme der Bevölkerung im Jahre 1898 nur noch $1^1/_2$ %. Die stärkste Steigerung innerhalb der Jahre 1891—1898 weist infolge seiner großen Goldfunde Westaustralien mit 235 % auf, während Viktoria in derselben Zeit $^1/_8$ % verloren hatte; selbst in Westaustralien hat letzthin die Auswanderung die Einwanderung übertroffen.

Während von den in den Jahren 1853—1890 allein aus Großbritannien eingewanderten 1 374 422 Personen nicht weniger als 681 995 mit pekuniären Unterstützungen der einzelnen Kolonialregierungen herauskamen, hat man jetzt nicht nur die weitere Einwanderung von farbigen Arbeitern gesetzlich beschränkt, sondern mit Ausnahme von Queensland und Westaustralien seit 1890 jedwede Unterstützung weiterer weißer Einwanderung durch Staatshilfe eingestellt, da die in den meisten Kolonieen den Ausschlag gebende Arbeiterpartei gegen jede weitere Einwanderung ist, um Lohndruck zu vermeiden.

Verschiedene der Kolonieen legen heute auf jeden landenden Chinesen eine Kopfsteuer von 10—100 Pfund Sterling, einige erlauben den Schiffen nur, auf je 200—500 Tons einen Chinesen einzuführen und verlangen teilweise neuerdings auch eine gewisse Kenntnis der englischen oder einer anderen europäischen Sprache

in Wort und Schrift. Auch müssen die in Viktoria von Chinesen gefertigten Tischlerwaren ausdrücklich als solche bezeichnet werden, wodurch sie ähnlich wie deutsche Waren durch das berüchtigte „made in Germany“ gebrandmarkt werden sollen, allerdings ebenso vergeblich. Immerhin zeigt dieses Vorgehen, daß man den Chinesen weniger wegen der vorgeschobenen „Unmoralität“, als aus Konkurrenzneid haßt.

Der im Mai 1899 zu Brisbane abgehaltene und von Viktoria, Neu-Südwales, Südaustralien und Queensland beschickte „Internationale Arbeiterkongreß“ faßte als einen seiner Hauptbeschlüsse den, alle Fremden von Australien fern zu halten, und wie weit der Einfluß der Arbeiterpartei geht, möge folgendes Beispiel beweisen. Eine fremde Firma wollte in Neu-Südwales eine moderne Wollwäscherei anlegen, zu deren Bedienung sie, zum mindesten im Anfang, maschinenkundige, fremde Vorarbeiter brauchte; dieses Projekt wurde durch die Regierung der Arbeiterpartei zur Begutachtung vorgelegt und von dieser abgelehnt, da durch die Einführung Fremder der australische Arbeiter geschädigt würde, und das geplante Unternehmen konnte nicht ins Werk gesetzt werden.

Der Religion nach stehen an Zahl weit obenan die Protestanten, welche sich in außerordentlich viele, nämlich fast 30 verschiedene Sekten spalten und etwa $^3/_4$ der Bevölkerung bilden, während die Katholiken $^1/_4$ ausmachen; keine der Religionsgesellschaften wird heute durch die Regierungen unterstützt. Israeliten sind mit 16000 Köpfen angegeben, leben besonders zahlreich in Viktoria und Neu-Südwales, und zwar halten sich auch die vielfach aus Deutschland stammenden Juden überwiegend zu den Engländern.

Trotz der 6 bis 7 jährigen beispiellosen Depression der 90er Jahre weist doch der australische Außenhandel eine rapide Entwicklung auf. Um Australien auch hier wieder mit denselben englisch sprechenden Staaten zu vergleichen, seien folgende Zahlen über den Außenhandel aufgeführt

	1871. Lstrl.	1896. Lstrl.	Zunahme %.
von Großbritannien	614 590 000	739 187 000	20
„ Vereinigten Staaten	250 435 000	373 354 000	49
„ Kanada	34 053 000	47 805 000	48
„ Australasien	39 729 000	74 649 000	88

Einige weitere statistische Zahlen geben ein detailliertes Bild des wirtschaftlichen Standes der einzelnen australischen Kolonieen im Jahre 1897:

	Staats-Einnahmen. Lstrl.	Staats-Ausgaben. Lstrl.	Staats-Schulden. Lstrl.	Einfuhr. Lstrl.	Ausfuhr. Lstrl.	Staatsbahnen. Meilen.	Telegr.-linien. Meilen.
Neu-Südwales	9107496	9140625	63112720	21744350	23751072	2640	15420
Viktoria	6630217	6568932	47529321	15454482	16739670	3112	6947
Queensland	3613150	3604264	33598414	5429191	9091557	2506	10090
Südaustralien	2698759	2779110	24369035	7277086	7070750	1870	5862
Westaustralien	2842751	2839453	9203738	6418565	3940098	970	5958
Kontinent	24892373	24932384	177813228	56323674	60593147	11098	44277
Tasmanien	845020	785026	8390026	1367608	1744461	425	2312
Neuseeland	4725799	4509981	44963424	8055223	10016993	2018	6484
Australasien	30463192	30227391	231166678	65746505	72354601	13541	53073

Die Reihenfolge der englischen großen Kolonieen betreffs ihrer Staatseinnahmen war 1897 die folgende:

	Staatseinnahmen.	Einwohner.	Staatsschulden.
Indien	Lstrl. 91 129 741	291 Millionen,	2 373 Millionen Rupien.
Australien	„ 30 227 391	4,5 „	231 „ Lstrl.
Kanada und Neufundland	„ 8 122 081	5,4 „	62 „ „
Kapkolonie	„ 7 257 700	2 „	27 „ „
Natal	„ 2 213 074	0,8 „	8 „ „
Westindien	„ 1 776 941	2 „	4 „ „
Ceylon	„ 1 517 097	3,3 „	3,7 „ „

Weist Australien für seine geringe Bevölkerung eine außerordentlich hohe Einnahme auf, so besitzt es andererseits freilich auch eine gewaltige Schuldenlast, nämlich auf seine nur $4^1/_2$ Millionen Einwohner 231 Millionen Pfund Sterling, während Indien mit seinen 291 Millionen Seelen nur 189 Millionen Pfund Sterling schuldet.

Die Einnahmen der australischen Kolonieen entfließen besonders drei Quellen, nämlich Einfuhrzöllen und Steuern (29 – 60 %), Eisenbahnerträgnissen (20 – 35 %) und dem Verkauf von Staatsländereien (7—26 %). Etwa 60 % der bereits erstaunlich hohen Staatsschulden — fast 52 Pfund Sterling auf den Kopf — sind für öffentliche Bauten, namentlich Eisenbahnen und Telegraphen, aufgenommen worden. Der Zinsfuß der australischen Kolonialanleihen betrug für die Emissionen seit 1882 4 %, gegen Ende der 80er Jahre sank er auf $3^1/_2$ % und für die Emissionen seit 1896 auf 3 %; die über 4 % verzinslichen Anleihen sind bis auf wenige Posten konvertiert worden.

Über die Ein- und Ausfuhr einschließlich edler Metalle liegen betr. 1896 folgende Spezialzahlen vor für

	Einfuhr von Lstrl.	Ausfuhr nach Lstrl.	Totalhandel. Lstrl.
England	24 958 000	29 151 000	54 109 000
Vereinigte Staaten	3 339 000	2 687 000	6 026 000
Deutschland	1 642 000	1 537 000	3 179 000
Frankreich	351 000	2 411 000	2 762 000
Belgien	268 000	1 323 000	1 591 000
Ceylon	297 000	762 000	1 059 000
Britisch-Indien	559 000	421 000	980 000
China und Hongkong	623 000	334 000	957 000
Holländisch-Indien	255 000	47 000	302 000
Andere nichtaustralische Länder	2 203 000	1 572 000	3 775 000
	34 495 000	40 245 000	74 740 000
Australien	28 039 000	26 190 000	54 229 000
Total	62 534 000	66 435 000	128 969 000

Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Industrieerzeugnissen aller Art, Eisen, Bauholz, Spirituosen und Thee, und die Konkurrenz der Importeure ist eine außerordentlich große und scharfe. Die Ausfuhr setzt sich zusammen aus Gold und Silber, Blei und Kupfer, Kohlen, Wolle, Häuten und Fellen, Talg, Getreide, Holz, Gerber-

rinde, Zucker, Fleisch, Butter und Käse, Pferden für Indien u. a. m. Die einzelnen Kolonialregierungen bestreben sich, Hand in Hand mit ihren in London akkreditierten offiziellen Vertretern, den „Generalagenten", in hervorragender Weise, ihren Produkten, wie gefrorenem Hammel- und Rinderfleisch, gefrorenen Kaninchen, Butter, Käse und Früchten, neue Absatzmärkte zu verschaffen und zu erhalten, indem sie die von ihnen subventionierten Dampferlinien zur Gewährung billiger Frachten und Einrichtung von Kühlräumen veranlassen, die Qualität der Exportprodukte überwachen, in England Reklame veranstalten u. s. f. Erschwerend für den Export wirkt bei einer Reihe von Produkten, wie Holz und Gerberrinde, daß es schwierig ist, größere gleichmäßige Ausfuhrmengen davon zu beschaffen. Deutschland steht in seinem Handelsverkehr mit Australien in dritter Linie, und zwar beziehen wir von dort hauptsächlich Wolle — im Jahre 1897: 42747 Tons im Werte von 68,4 Millionen Mark — während unter den deutschen Einfuhrartikeln Australiens obenan stehen Draht, Eisen- und Stahlwaren, Werkzeuge und Messerwaren, Glas- und emaillierte Waren, Näh- und andere Maschinen, Pianos, Coaks, Manufakturwaren, Düngemittel, Chemikalien und Bier, letzteres meist sogenanntes „Pilsener" aus Hamburger Brauereien. Die Zahl deutscher Importeure ist gering und ihre Bedeutung noch kleiner, da ihnen durchgängig die reiche Kapitalunterstützung fehlt, deren sich die hiesigen großen englischen Importhäuser zu erfreuen haben; die Kapitalisten der letzteren begnügen sich vielfach mit einer bescheidenen Verzinsung ihres Anlagekapitals, und auf diesem Standpunkt stehen wir in Deutschland noch nicht. Die von unseren Landsleuten in Australien gehaltenen Warenlager sind meist nur klein. Als charakteristisch sei angeführt, daß nach dem berühmten Telegramm unseres Kaisers an Krüger von Anfang 1896 eine Reihe englischer Importeure in Australien sich die fernere Anbringung der Bezeichnung „Made in Germany", die ja nicht mehr obligatorisch ist, mit Rücksicht auf die Stimmung ihrer Kunden ausdrücklich verbaten und damit eine uns so nützlich gewordene Reklame unterdrückten.

Jede Kolonie hat ihren besonderen Zolltarif, Neu-Südwales allein ist freihändlerisch, Viktoria und sämtliche anderen Kolonieen dagegen sind streng schutzzöllnerisch. Zollmauern trennen jede Kolonie nicht nur von England und dem übrigen Auslande, sondern auch von den Schwesterkolonieen. Ja, es fehlte unter letzteren nicht an gelegentlichen Reibungen, und sogar Zollkriege zwischen ihnen sind vorgekommen. Die Einführung verschiedener Spurbreiten bei den Bahnen der verschiedenen Kolonieen ist auch nur auf die verschiedenen Zollsysteme zurückzuführen. An den kaum bewohnten, ausgedehnten Landgrenzen im Innern Australiens bestehen Zollüberwachungen nicht, nur Viktoria hat am Murray Zollstationen errichtet. Alle Waren, diejenigen Großbritanniens und des sonstigen Auslandes, ebenso wie diejenigen der übrigen australischen Kolonieen, werden jetzt in gleicher Weise besteuert; doch hat der englische Kolonialminister Chamberlain, als er seinen großen Plan eines Reichs-Zollverbandes faßte, im Jahre 1896 durch ein Rundschreiben bei den australischen Kolonieen die vertrauliche Anregung gegeben, englischen Produkten — wie dies seit 1898 in Kanada geschieht — einen niedrigeren Zollsatz als nichtenglischen einzuräumen. Die Premiers der australischen Kolonieen waren diesem Vorschlag im Prinzip nicht abgeneigt, aber die

australischen Handelskammern sprachen sich allgemein dagegen aus, nicht aus Liebe zu den Nichtbriten, sondern weil sie mit Recht Repressalien von denjenigen Ländern fürchten, denen Australien mehr verkauft als abkauft. Nach den deutschen Statistiken führte Britisch-Australien nach Deutschland aus: Im Jahre 1897 für 85,7, im Jahre 1898 für 86,7, im Jahre 1899 für 121,1 Millionen Mark, während es von Deutschland in den gleichen Perioden nur für 31 1/3 bezw. 32 4/5 und 37 4/5 Millionen Mark einführte. In den 7 Jahren 1893/99 stehen einer deutschen Ausfuhr nach Australien von 193 Millionen 705 Millionen australischer Einfuhr in Deutschland gegenüber. Noch viel bedeutender sind die Handelsbeziehungen Australiens mit den Vereinigten Staaten, und auch diejenigen mit Frankreich, Belgien und Holland fallen sehr ins Gewicht. Daß die Australier solche Interessen auf die Länge ernstlich zu gefährden geneigt sein sollten, ist kaum anzunehmen, obgleich sie ihre so starke finanzielle Abhängigkeit von England von dort kommenden Wünschen leichter geneigt macht. Die Erfahrungen, welche Kanada bislang mit seinen Differentialzöllen erzielt hat, sind ja auch nicht gerade verlockend. Dagegen scheint bereits Einverständnis darüber zu herrschen, daß die australische Küstenschiffahrt künftig nur Schiffen reserviert bleiben soll, die in britischem oder australischem Besitz sind.

Eisenbahnen datieren in Australien seit 1850. In diesem Jahre wurde die Linie Sydney—Goulburn in Angriff genommen, die erste in Betrieb genommene Strecke war die 1855 eröffnete zwischen Sydney und Parramatta. Die australischen Bahnen sind überwiegend in Besitz und Verwaltung der einzelnen Kolonialregierungen, und wären nicht die verschiedenen Spurbreiten, so könnte man, ohne umzusteigen, von Port Augusta in Südaustralien über Adelaide, Melbourne, Sydney und Brisbane nach Bundaberg in Queensland fahren. Aber dem Absperrungssystem durch verschiedene Zolltarife entsprechend haben die einzelnen Kolonieen den Verkehr auch noch durch verschiedene Spurbreiten ihrer Eisenbahnanlagen künstlich erschwert. Queensland, Westaustralien, Tasmanien und Neuseeland haben alle eine Spurbreite von 3′ 6″; in Neu-Südwales hat man meist 4′ 8 1/2″, in Viktoria durchgängig 5′ 3″, in Südaustralien 3′ 6″ und 5′ 3″. Die Übelstände dieses Systems sind so in die Augen fallend, daß eine kürzlich ernannte Kommission vorgeschlagen hat, wenigstens dem Schienenstrang zwischen den drei Kolonieen Neu-Südwales, Viktoria und Südaustralien eine gleiche Spur zu geben, und zwar eine solche von 4′ 8 1/2″; außerdem sollen Sydney und Adelaide durch eine direkte Linie verbunden werden. Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr allzufern, wo eine Bahnlinie den ganzen Kontinent von Süd nach Nord, von Port Augusta bis Port Palmerston, durchschneiden wird, wozu von beiden Seiten die Anfänge bereits gemacht sind. Sonntags wird nur ein sehr eingeschränkter Lokaldienst durch die Bahnen aufrecht erhalten, Fernzüge aber verkehren nicht, und selbst die Postzüge zwischen den einzelnen Hauptstädten, welche übrigens auch während der Woche nur täglich einmal verkehren, fallen an diesem Tage aus. Die großen Linien sind alle eingleisig. Es existieren nur zwei Wagenklassen, eine erste und eine zweite, beide gut eingerichtet, und daneben laufen auf den großen Nacht-

strecken bequeme Schlafwagen amerikanischer Bauart. Das Gepäck wird nach amerikanischer Art „gecheckt“. Lästig ist zuweilen die durch eine weit verbreitete Vorliebe zum Bemogeln verursachte häufige Billetkontrolle mit Abschließung der Wagenthüren. Passagiere von oder für Westaustralien und außeraustralische Länder genießen auf den Fahrten zwischen Adelaide, Melbourne, Sydney und Brisbane einen nennenswerten Fahrpreis-Nachlaß.

Erwähnt sei bei Besprechung der Bahnen, daß der australische Kontinent für praktische Zwecke seit 1895 in drei Zeitzonen eingeteilt ist, von denen die östliche Queensland, Neu-Südwales, Viktoria und Tasmanien, die mittlere Südaustralien und die westliche Westaustralien umfaßt, und die untereinander um je eine Stunde differierten, da die dabei zu Grunde gelegten Meridiane der 150., 135. und 120.° waren; Südaustralien hat 1899 aber für seine Durchschnittszeit statt des 135. den 142.° acceptiert.

Drei Kabel, von denen das erste 1872 beendet wurde, verbinden Australien über Singapore mit Europa, und im Jahre 1899 ist nach langen Verhandlungen zwischen Großbritannien, Kanada und den australischen Kolonieen über die Beitragsquoten, wobei das Mutterland anfangs nicht die erwartete Liberalität bewies, endlich auch die Legung eines „all british“ Kabels zwischen den beiden Ufern des Stillen Oceans definitiv beschlossen worden. Dieses erste pacifische Kabel, dessen Mangel längst empfunden wurde, soll von Vancouver über die Fanning-Insel und Fidschi nach der Norfolk-Insel geführt werden und sich dort in zwei Arme teilen, von denen der eine nach Brisbane, der andere nach der Nordinsel Neuseelands führt; die Herstellungskosten sind auf 2 Millionen Pfund veranschlagt.

Den regelmäßigen Schiffsverkehr von Europa aus vermitteln sieben Postdampferlinien, von denen folgende fünf von Australien Subsidien empfangen: Die Peninsular und Oriental Co., die Orient Steam Navigation Co., die British India Steam Navigation Co. auf ihrer Queensland Royal Mail Line, die New Zealand Shipping Co. und die Shaw Savill und Albion Line, während der Norddeutsche Lloyd, Bremen, und die Messagéries Maritimes keine Kolonialunterstützung beziehen. Einen 14tägigen Verkehr haben nur die Peninsular und die Orient Line, alle anderen vierwöchentlichen. Neben diesen Postlinien sind an regelmäßigen europäischen Dampferlinien noch zu nennen die 14tägig verkehrende Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft zwischen Hamburg und Sydney und die dreiwöchentlich um das Kap der guten Hoffnung herumfahrende Aberdeen White Star Line zwischen London und Sydney. Die Durchstechung der centralamerikanischen Landenge würde natürlich auch dem Verkehr mit Ozeanien und Australien außerordentlich zu gute kommen und ihn beschleunigen. Dauert doch jetzt die Fahrt zwischen Bremen und Sydney durch den Suezkanal noch 52 Tage. Die subventionierte Verbindung zwischen Australien und Nordamerika vermitteln die beiden vierwöchentlich fahrenden Linien der Canadian Australian Royal Mail Steamship Line zwischen Sydney, Wellington (Neuseeland), Fidschi, Honolulu und Vancouver und die Australian und American Route der vereinigten Union Steam Ship Company of New Zealand und der Oceanic Steamship Company of San Francisco zwischen Sydney, Auckland, Apia, Honolulu und San Francisco.

Die China Navigation Co., die Nippon Yusen Kaisha und die Eastern und Australian Steam Ship Co. verkehren alle 3—4 Wochen zwischen Australien, Manila, China und Japan.

Den Küstendienst in Australien besorgt neben verschiedenen anderen Linien besonders die Australasian United Steam Navigation Co., und diese verschiedenen Koloniallinien treiben zuweilen einen yankeeartigen Wettbewerb, so daß z. B. Anfang 1899 die Passage für die zwei Tage und zwei Nächte währende Dampferfahrt zwischen Melbourne und Sydney inklusive guter Verpflegung auf 10 Mark für den Salon und auf 5 Mark für Zwischendeck herabgesetzt war. Den neuseeländischen Küstendienst vermittelt besonders die ausgezeichnete Union Steam Ship Company of New Zealand.

Der Norddeutsche Lloyd ist in Australien gut eingeführt, und besonders seine während der Wollsaison, in den Monaten Oktober bis März, verkehrenden Riesendampfer erfreuen sich in Passagierkreisen großer Beliebtheit; während dem Lloyd oft mehr Rückfracht angeboten ist, als er bewältigen kann, ist die europäische Ausfracht für eine eventuelle Verdoppelung der Fahrten ungenügend, vom Jahre 1900 ab soll aber auf der deutschen Reichspostdampferlinie statt der bisherigen vierwöchentlichen eine dreiwöchentliche Fahrt eingerichtet werden. Unangenehm wird allerdings von einigen Seiten in Australien empfunden, daß der vom Reiche subventionierte Lloyd im Interesse unserer Landwirtschaft keine australischen Getreide und Molkereiprodukte laden darf. Die überhaupt nur für Fracht eingerichtete und nicht subventionierte Hamburger Australlinie — deren Dampfer mit ihren häßlichen zwei dünnen Schornsteinen mit schwarz-weiß-roten Ringen leider einen auffallend unschönen Eindruck machen — nehmen natürlich Ladung aller Art; diese letztere, jetzt mit einem Kapital von 9 Millionen Mark arbeitende Linie konnte 1898 und 1899 je 10 % Dividende verteilen.

Die Haupterwerbszweige Australiens sind ihrer Wichtigkeit nach Viehzucht, Bergbau und Ackerbau, während die gewerbliche Thätigkeit erst langsam aufzublühen beginnt.

Für die Viehzucht bietet Australien ganz außerordentlich günstige Bedingungen, und aus der kleinen Zahl von Haustieren, welche vor wenig mehr als 100 Jahren Gouverneur Phillip von Europa mitbrachte, hat sich folgender stattliche Viehstand entwickelt. Es zählten 1897

	Schafe.	Rinder.	Pferde.	Schweine.
Neu-Südwales	43 952 897	2 085 096	498 034	207 738
Viktoria	13 180 943	1 833 900	431 547	337 588
Queensland	17 797 883	6 089 013	479 280	110 855
Südaustralien	5 032 541	274 255	164 820	46 894
„ Nordterritorium	78 600	301 366	15 380	1 635
Westaustralien	2 210 742	244 971	62 222	31 809
Kontinent	82 253 606	10 828 601	1 651 283	736 519
Tasmanien	1 588 611	157 486	29 898	43 520
Neuseeland	19 687 954	1 209 165	252 834	186 027
Australasien	103 530 171	12 195 252	1 934 015	966 066

Die Viehweiden, hier „Runs" genannt, befinden sich meist im Innern hinter den Ansiedelungen der Ackerbauer auf großen, durch die Herdenbesitzer oder „Squatters" von der Regierung gepachteten Strecken, wo die Herden jetzt großenteils ohne Hirten, Stookmen und Boundary riders, in weiten Umzäunungen von Draht umherschweifen. So hatte allein Neu-Südwales, das allerdings durch seinen Herdenreichtum alle anderen Kolonieen überragt, im Jahre 1897 unter 80 978 größtenteils gepachteten Weidegründen nur 4216 an den äußersten Grenzen der Kolonie gelegene, die gar nicht eingefriedigt waren. Die übrigen 76 762 waren sämtlich umfriedigt, eine große Anzahl davon mit Drahtnetzen, um die Kaninchen fern zu halten, und die Gesamtlänge dieser Zäune betrug nicht weniger als 1 301 809 km, wofür 651 130 740 Mark ausgegeben worden waren. Dafür braucht man in Australien für das Vieh keine Hirten, um es zu hüten, keine Ställe, um es vor Kälte zu schützen, und keine Winterfütterung; wenn nicht gerade Trockenperiode herrscht, so bietet die Weide das ganze Jahr hindurch reichliche Nahrung. Die Schafe in den ungeheuren Paddocks sind bis zur Wollschur beinahe das ganze Jahr hindurch sich selbst überlassen, und mit einem Dutzend Stockmen kann man die ganze Abwartung einer Herde von 20 000 Stück Rindern, das Mustern, Auslesen und den Versand versehen. Ein Mann reitet täglich die Umzäunung ab, um zu sehen, ob dieselbe überall in Ordnung ist, und um für die Vergiftung der Dingohunde zu sorgen, im übrigen verlangen die Herden in Australien wenig Pflege. Zur Schurzeit, die sich über 8 Monate erstreckt, ziehen eine große Anzahl Scherer durchs Land, von Station zu Station, und ein Mann verdient durch Scheren ein bis zwei Pfund Sterling pro Tag. Diese im Lande herumziehenden „Bushmen" sind vielfach heruntergekommene, wetterharte Existenzen, die sich gewöhnlich von gesalzenem Fleisch und von Damper, einem auf Asche gebackenen flachen Weizenbrot, nähren und die während der Schurzeit verdienten Goldfüchse nur zu häufig schleunigst vertrinken. Dann ziehen sie weiter, auf allen Stationen das selbstverständliche Recht auf Unterkommen und Kost für mindestens einen Tag in Anspruch nehmend. Neben den ambulanten Scherern finden auf allen Stationen eine kleine Anzahl Leute permanente Beschäftigung, und diese verdienen außer Beköstigung und Wohnung 20 bis 25 Schilling die Woche. Jedes Jahr zur Schurzeit werden auf gut verwalteten „Runs" die Schafe gemustert und diejenigen, welche sich für Wollzucht nicht mehr eignen, entweder eingekocht oder anderweit abgeschoben. An Stelle der früheren primitiven Woll-Schur und -Packung ist jetzt auf fast allen größeren Stationen Maschinenscheren mit Hilfe von Dampf oder elektrischer Kraft eingeführt, und hydraulische oder Dampf-Pressen haben die alten Handpressen verdrängt.

Im nördlichen Australien ist Schafzucht weniger vorteilhaft, weil sich dort die Schafweide dadurch verschlechtert, daß das Schaf die schmackhafteren und nahrhafteren Grassorten auszieht, die hier häufigeren härteren, kieselreicheren und an Nahrungsstoffen ärmeren Gräser aber stehen läßt, sodaß letztere allmählich überwuchern. Rinder und Pferde sind gegen die härteren Gräser weniger empfindlich und gedeihen in Nordaustralien sehr gut. Die Schafzucht ist indes durchschnittlich weitaus am wichtigsten, und Wolle, wovon zuerst im Jahre 1807 $2^1/_2$ Centner ausgeführt wurden, bildet weitaus den Hauptexportartikel. Infolge der anhaltenden

Dürre der letzten fünf Jahre ist die Wollausfuhr des australischen Kontinents von 1 567 469 Ballen in 1894/95 auf 1 261 472 Ballen in 1897/98 zurückgegangen; mit Tasmanien und Neuseeland zusammen betrug sie vom November 1897 bis November 1898: 1 702 875 Ballen, und davon gingen 1 263 491 Ballen nach England, wo sie 3/4 aller dort überhaupt importierten Wollen repräsentierten, 417 066 Ballen nach dem europäischen Kontinent und 22 318 Ballen nach Amerika. Die Exportwerte von Wolle waren für die einzelnen Kolonieen im Jahre 1897 angegeben mit 8 920 285 Pfund Sterling für Neu-Südwales, 4 443 144 Pfund Sterling für Neuseeland, 3 999 813 Pfund Sterling für Viktoria, 2 509 342 Pfund Sterling für Queensland, 995 393 Pfund Sterling für Südaustralien, 364 630 Pfund Sterling für Tasmanien, 295 646 Pfund Sterling für Westaustralien = 21 528 253 Pfund Sterling Total. In der Saison 1898/99 führte Australien rund 3 Millionen Doppelcentner Wolle aus.

Australien produziert schon seit längerer Zeit viel mehr Schlachttiere, als es selbst konsumiert, und da der Export lebenden Viehs nach Europa viel zu teuer und gewagt sein würde, so hat man das konservierte Fleisch versandt, und zwar zunächst in Blechdosen eingekocht; seit zwei Jahrzehnten hat sich aber, da das Büchsenfleisch in England keinen Anklang fand, und zwar besonders erfolgreich in Neuseeland, ein großartiger Versand geschlachteter Schafe und Rinder in gefrorenem Zustande mittels eigens dazu eingerichteter Dampfer entwickelt. Dieser Export wurde zuerst im Jahre 1880 von Neu-Südwales versucht, in dieser Kolonie aber zunächst nicht weiter betrieben, während Neuseeland, das ihn 1881 aufnahm, und dessen Qualität von Hammelfleisch in Australien unerreicht ist, eine stetig wachsende Ausfuhr darin erlangte. Durch diesen Erfolg angespornt, nahmen seit 1891 auch Neu-Südwales und andere Kolonieen das Geschäft wieder auf, und durch diese starke Konkurrenz sank der Preis für Neuseeland-Hammelfleisch in London von 6 d per Pfund im Jahre 1884 auf 3 d in 1898.

Die Ausfuhr gefrorenen Fleisches wertete im Jahre 1898 in

Neuseeland	1 690 000	Pfund Sterling
Queensland	676 000	„ „
Neu-Südwales	331 000	„ „
Viktoria	121 000	„ „

Freilich kamen letzthin viele dieser Sendungen verdorben in London an, und die Versuche, dem gefrorenen Fleische auf dem europäischen Kontinent ein Absatzfeld zu verschaffen, sind bislang fehlgeschlagen; dagegen hat man schon festen Fuß in Japan gefaßt, wo große Kühlräume für australisches gefrorenes Fleisch in Yokohama, Tokyo, Kobe und Nagasaki bestehen, man ist jetzt bestrebt, die englischen Märkte am Kap der guten Hoffnung und in Indien für den Verkauf von australischem Fleisch zu gewinnen.

Auch der Export von Butter und Käse, besonders in Viktoria und Neuseeland entwickelt, ist in stetigem Steigen begriffen. Allein die Kolonie Viktoria führte im Jahre 1899 Butter in dem gewaltigen Betrag von 1 404 000 Pfund Sterling aus, und es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die deutsche Butter-Einfuhr in England von 536 000 Pfund Sterling in 1896 auf 186 000 Pfund Sterling in 1899 zurückgegangen ist.

Australische Pferde haben einen sehr guten Markt in Indien gefunden, für dessen Klima sie sich als besonders geeignet erweisen.

Der Landbau ist gerade durch diejenige Eigenschaft des australischen Klimas, welche die Viehzucht bis zu einem gewissen Grade begünstigt, die Trockenheit, beschränkt, macht indessen auch fortwährend Fortschritte. In den verschiedenen Kolonieen stellen sich die Verhältnisse im Jahre 1897 wie folgt:

	Gesamtfläche.	Verkauft.	Verpachtet.	Unbenutzt.	Unter Kultur.	Unter Weizen.
	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.	Acres.
Neu-Südwales	198 848 000	45 738 687	124 184 284	28 925 029	1 821 829	993 350
Viktoria	56 245 760	24 245 886	17 505 858	14 494 016	2 746 049	1 657 450
Queensland	427 838 080	14 814 093	245 966 061	167 057 926	371 857	59 875
Südaustralien	578 361 600	14 386 445	229 737 207	334 237 948	2 076 555	1 522 668
Westaustralien	624 588 800	8 847 044	88 122 828	527 618 928	133 182	38 705
Tasmanien	16 778 000	4 768 901	891 244	11 117 855	242 241	85 905
Neuseeland	66 861 440	22 107 234	14 547 731	30 206 475	1 623 651	315 801
	1 969 521 680	134 908 290	720 955 213	1 113 658 177	9 015 364	4 673 754

In den südlichen Kolonieen baut man vorwiegend Weizen, in den nördlichen dagegen Mais und Zuckerrohr, dazu überall Hafer, Gerste und Kartoffeln. Da das Land keine natürlichen Wiesen besitzt, so sät man Mischkorn, Weizen und Hafer und mäht es vor dem Reifwerden; daneben wird viel Luzerne gesät. Am ausgedehntesten wird der Ackerbau in Viktoria und Südaustralien und sodann in Neuseeland betrieben, welche drei Kolonieen nicht nur die anderen australischen Kolonieen teilweise mit Weizen versorgen, sondern in günstigen Jahren auch noch bedeutend nach England ausführen. Der Durchschnittsertrag von Weizenboden auf den Acre stellte sich in den 10 Jahren 1885—1894 in den verschiedenen australischen Kolonieen wie folgt: Neuseeland 23, Tasmanien 17, Queensland 14,9, Neu-Südwales 12, Westaustralien 11,7, Viktoria 9,9 und Südaustralien 6,8 Bushels, während man in Deutschland durchschnittlich 22 Bushel auf den Acre rechnet. Mehrere unmittelbar hintereinander folgende Jahre mit Mißernten und Viehsterben, veranlaßt durch anhaltende Dürren, haben die Bewohner des Australkontinents gebieterisch darauf hingewiesen, der Wasserversorgung bezw. Wassererschließung die größte Sorgfalt zu widmen und von der bisher sorglos betriebenen extensiven Wirtschaftsmethode zu einer mehr intensiven überzugehen.

Die einheimischen Früchte Australiens sind der Zahl und Qualität nach gering, dagegen hat man mit großem Erfolg alle Obstsorten der gemäßigten und der subtropischen Zone eingeführt; im Süden zieht man Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Orangen, Citronen, Feigen und Oliven, im Norden reifen Bananen, Papaien, Grenadillas (die Frucht der Passionsblume) u. a., und man macht jetzt Versuche, den Londoner Markt im Winter mit frischen australischen Früchten zu versehen und dadurch einen neuen Exportartikel zu schaffen. Nachtfröste, welche der Obstentwickelung schaden könnten, fehlen in Australien meist, dagegen ist freilich die Insektenplage um so böser, und es bedarf großer Aufmerksamkeit und vielseitiger Erfahrung, um die Obstkulturen durch Besprengungen mit geeigneten Lösungen

vor den Zerstörungen durch Insekten zu bewahren. In Queensland thut besonders die Tephritis, in Neu-Südwales die Ceratis dem Obste viel Schaden.

Auch der Weinbau ist im Zunehmen begriffen; derselbe wurde im Jahre 1837 durch Winzer aus dem Rheingau zuerst in Neu-Südwales eingeführt und wird jetzt namentlich in Südaustralien und Viktoria gepflegt. Dank des fast ununterbrochen heiteren Himmels und Sonnenscheins bei trockener Luft reift hier die Traube, ohne von Nachtfrösten bedroht zu werden, zu herrlicher Größe und Schönheit aus. Der australische Wein ist feurig, aber auch sehr sprithaltig und erdig und arm an ätherischen Ölen. Leider leidet die australische Weinkultur unter Mangel an Kellern und sachgemäßer Behandlung überhaupt, die meisten Weinbauer quetschen ihren kleinen Ertrag primitiv selbst, und so kommt es, daß Wein aus gleicher Lage in verschiedenen Jahren grundverschieden ausfällt. Die bekanntesten Marken sind Claret, Hock, Rießling, Blanquette, Chasselas und Sauvignon. Leider hat sich seit 1878 in Neu-Südwales und besonders in Viktoria auch die Reblaus eingestellt. Der Australier selbst zieht importierten Whisky dem einheimischen Weine vor, und die Weinausfuhr — meist nach England — belief sich 1896 nur auf 121 658 Lstrl. Zwar ist die Einfuhr australischer Weine in England von 56 000 Gallonen in 1884 auf 607 000 Gallonen in 1895 gestiegen, aber das ist bei weitem noch nicht ausreichend, um den australischen Weinbau rentabel zu machen. Die 1899 auch auf Kolonialweine gelegte Abgabe in England von 6 d für die Gallone hat in Australien sehr verstimmt.

Tabak wird von den Ansiedlern vielerorts gepflanzt, ist aber von geringer Qualität und wird meist nur zum Waschen der Schafe gegen Räude benutzt.

Der bis vor kurzem sehr vernachlässigten Forstwirtschaft wird in neuerer Zeit mehr Aufmerksamkeit gewidmet, indem man für Erhaltung des noch vorhandenen Waldbestandes und Aufforstung anderer Strecken von Staats wegen Sorge trägt. Die schöne, zuerst in Nordamerika beobachtete Sitte des „Arbor day", ein jährliches Volks- bezw. Schulfest, das durch Anpflanzen von Bäumchen durch Schulkinder begangen wird, ist auch in Australien eingeführt worden. Die australischen Hölzer zeichnen sich teilweise durch große Härte und Dauerhaftigkeit aus, und zwar ist das wertvollste aller hiesigen Nutzhölzer der gegen Ameisen gefeite Eukalyptus rostrata oder Red Gum, daneben sind zu nennen der Eukalyptus globulos oder Blue Gum, der Eukalyptus hemiphloia oder White Box, der Eukalyptus melliodora oder Yellow Box, die gleichfalls ameisensicheren Eukalyptus sideroxylon oder Red Ironbark, besonders für Eisenbahnschwellen verwandt, und der Eukalyptus marginata, das australische Mahagoni oder Jarrah-Holz, welches in Westaustralien heimisch ist und auch in Europa vielfach zu Straßenpflasterung benutzt wird, und die Acacia melanoxylon oder Blackwood. Verschiedene in Australien heimische Wattle-Arten liefern wertvolle Gerberrinde, die beste die Acacia decurrens oder Black Wattle, die Acacia longifolia oder penninervis, die Golden Wattle und die Acacia dealbata oder Silver Wattle. Diese Gerberakazien werden in Neu-Südwales und Queensland zur Gewinnung der Rinde in Schälwäldern kultiviert, welche einen 14 mal größeren Ertrag als unsere Eichenschälwälder liefern. Andere Bäume wieder geben wertvolle Tischlerhölzer, darunter der

Santalum persicygnorium, das besonders in China geschätzte Sandelholz, und die rote Ceder, Cedrela Toona oder australis; ein geschätztes Drechslerholz der Myall, Acacia glaucescens. Ein gutes sich zu Brettern eignendes Bauholz giebt es dagegen in Australien nicht, und das gesamte Material zum Bau der nach vielen Tausenden zählenden Holzhäuser — die Balken etwa ausgenommen — muß vom Ausland eingeführt werden.

Als überaus wichtige Erwerbsquelle hat sich für Australien der Bergbau erwiesen, und zwar ist es vor allem das Gold, dessen Entdeckung im Jahre 1851 so wesentlich zum Aufschwung der australischen Kolonieen beigetragen hat, und dessen Produktion sich noch immer in schnell aufsteigender Linie bewegt. Die Verbreitung der in allen australischen Kolonieen vorkommenden Goldlagerstätten und die Mannigfaltigkeit ihrer Formen ist staunenswert. Neben Seifen in Mulden und Nestern von außerordentlichem Reichtum finden sich an verschiedene Gesteinsarten anschließende goldführende Quarzgänge, und die Goldproduktion Australiens steht heute nach derjenigen Nordamerikas und Südafrikas an dritter Stelle, ja der Mount Morgan im Krokodil-Goldfeld bildet die reichste Goldlagerstelle der Erde überhaupt. Bei verbesserten Methoden liefern zwar auch die älteren Goldgruben von Neu-Südwales, Viktoria und Queensland noch immer reiche Erträge, ganz besonders aber ist in neuester Zeit Westaustralien hervorgetreten, dessen Produktion seit dem Jahre 1898 die erste Stelle einnimmt. Die Gesamtausbeute an Gold betrug in

	1897. Unzen.	1898. Unzen.
Viktoria	812 766	845 000
Queensland	805 318	918 000
Westaustralien	674 994	1 049 000
Neu-Südwales	292 217	342 000
Neuseeland	251 645	281 840
Tasmanien	77 131	—
Südaustralien	33 899	—

Es lag in der natürlichen Entwickelung der Dinge, daß auch hier zuerst die Goldseifen ausgebeutet wurden. Dieselben entstehen bekanntlich dadurch, daß die zu Tage liegenden primären Goldlager den vielseitigen Einflüssen der Atmosphärilien ausgesetzt sind; Wärme, Frost, Wasser, Wind und Wetter nagen unaufhörlich an ihrem Baue, und auch das harte Quarzgestein wird so allmählich zerstört. Die Fragmente desselben werden in die Wasserläufe gespült — bei den durch Brandung und Stürme erzeugten „Seeseifen", wie sie in Australien und Neuseeland vorkommen, in den Meeressand — und an stromschwachen Stellen bleiben die specifisch schweren und chemisch indifferenten Körper — beide Eigenschaften kommen dem Golde in hohem Maße zu — liegen und bilden so die sekundären Lager, die Goldseifen. Die bequemste Methode, das Gold aus denselben zu gewinnen, bot sein hohes specifisches Gewicht von ca. 19. Bringt man den Sand, in dem kleine Goldkörner enthalten sind, mit fließendem Wasser in Berührung, so wird dasselbe vor allem die leichten Sandpartikel fortschwemmen,

während das schwerere Gold sich im Residuum angereichert vorfinden wird. Dieser primitive Waschprozeß hat in früheren Zeiten die Hauptrolle bei der Goldgewinnung gespielt und ist allmählich verbessert worden, schließt aber selbst bei größter Vollkommenheit der Apparate eine unvermeidliche Quelle von Goldverlusten in sich: Je feiner das Gold in der Seife verteilt ist, um so leichter wird es vom Wasser mit fortgerissen und geht verloren.

Um diesem Übelstand abzuhelfen, kombinierte man den rein mechanischen Waschvorgang mit einem chemischen derart, daß man das metallische Gold mit Quecksilber in Verbindung brachte, mit welchem es sich zu einem Amalgam verbindet. Um diese Eigenschaft des Goldes bei seiner Gewinnung auszunützen, ist es nötig, dasselbe in möglichst innige Berührung mit dem Quecksilber zu bringen, wozu eine sehr feine Kerngröße des goldführenden Erzes die Voraussetzung ist. Ist das Gestein schon an und für sich pulverförmig oder wenigstens leicht zu zerkleinern, so kann die Amalgamation zweckmäßig als Hilfsmittel dienen, die Ausbeute des Waschprozesses zu steigern. Dies geschieht mit besonderem Vorteil, wo das Gefüge der goldführenden Kiesbänke so locker ist, daß dieselben durch einen gegen sie gerichteten Wasserstrahl zum Stürzen gebracht werden können. Der letztere wird durch ein kanonenförmiges, dabei leicht bewegliches Mundstück erzeugt, das eine Öffnung von 25—40 mm besitzt und mit einem Wasserreservoir in Verbindung steht, dessen Oberfläche 25—30 m über der Arbeitsstelle liegt. Mit ungeheurer Kraft reißt das Wasser das Gestein auf, zerkleinert dasselbe und gelangt dann mit dem Geröll in Holzgerinne, die sich bei einem Gefälle von 1 : 25 oft meilenweit hinziehen. In den Gerinnen sind in bestimmten Abständen Querriefen angebracht, welche das Gold aufhalten, teils allein durch seine Schwere, teils indem sie es hier mit metallischem Quecksilber in Verbindung bringen, welches die vorbeieilenden Goldpartikel aufnimmt, während der leichtere Sand zum größten Teile weggeschwemmt wird. Auch Kokosmatten und wollene Decken werden zum Auffangen der Goldkörner mit benutzt. Nachdem die Nischen hinter den Querleisten ausgefüllt sind, wird der Wasserstrom unterbrochen, um sie etwa ein- bis zweimal im Monat auszuräumen, und die Sache beginnt von neuem. Wo das Gefälle für die ablaufenden Rückstände nicht genügt, hat man verfügbaren Wasserdruck zum Betriebe hydraulischer Elevatoren unter Anwendung des Prinzips der Strahlpumpe benutzt. Das gesammelte Amalgam wird gereinigt und der Destillation unterworfen, wobei das Quecksilber übergeht und das Gold in der Destillierblase zurückbleibt.

Dieser „hydraulische" Abbau ist äußerst billig, und trotzdem er mit einem Goldverluste von 50 % arbeitet, werden mit demselben noch Erze mit $^1/_{12}$ Millionstel Goldgehalt gewinnbringend verarbeitet, wenn nur die Beschaffung der nötigen Wassermengen möglich ist. Das ist aber gerade in Australien vielfach ganz ausgeschlossen, und Tausende von „Prospektors" im wasserlosen Innern gewinnen noch heute das Gold durch „Dry Blowing" derart, daß sie das kleingestampfte Gestein mit einem Blasebalg anblasen, um auf diese Weise die leichteren Teile zu entfernen, während das schwerere edlere Metall zurückbleibt; das sonst übliche primitivste Verfahren, den Pochsand in Zinnschüsseln auszuwaschen und zu schwenken, ist mangels Wassers hier eben meist unmöglich. Es ist einleuchtend,



Die Cosmos-Kette am Wakatipu-See.

daß nur gröberes Gold durch dieses „Trocken=Blasen" gewonnen werden kann, alles Feingold dabei aber verloren geht.

Besonders in Neuseeland hat man seit einigen Jahren mit gutem Erfolge und in steigendem Maße Dampfbaggermaschinen zur Ausbeutung von Alluviallagern angewandt. Das „Baggern" geschah früher sehr primitiv von kleinen Booten aus mit Hilfe eines an einer Eisenstange befestigten Ledersackes. Jetzt benutzt man dazu etwa 5000 Pfund Sterling kostende Dampfbagger, welche in der Stunde 80 Kubikyard Kies verarbeiten; derselbe läuft durch rotierende, durchlöcherte Blechcylinder, und das Gold setzt sich in Kokosmatten fest, welche zweimal im Monat gereinigt werden, während der Sand, ähnlich wie durch die bekannten Bagger des Suezkanals, auf die Ufer ausgeworfen wird. Eine solche Baggermaschine braucht zu ihrer Bedienung nur 2 Mann, arbeitet bis zu 40 Fuß unter dem Flußniveau, und zwar nicht nur auf Flüssen, sondern auch im anstoßenden trockenen Schwemmland.

Eine feinere Verarbeitung der Golderze geschieht durch diejenigen Prozesse, bei welchen die Amalgamation nicht eine Hilfs=, sondern die Hauptrolle spielt. Da eine möglichst innige Berührung des Quecksilbers mit dem im Erze fein verteilten Golde zu erstreben ist, so muß ersteres zunächst einer möglichst weitgehenden Zerkleinerung unterworfen werden. Das geschieht in Walzwerken, Kollergängen und Kugelmühlen, und das zerkleinerte Erz gelangt dann in verschieden konstruierte Apparate, in denen durch Rotation, Schütteln und Reiben für eine möglichst vollständige Amalgamation gesorgt wird. Von allen Einrichtungen, die dazu verwandt werden, hat das sogenannte Pochwerk die weiteste Verbreitung gefunden, und die noch immer sehr goldreichen Rückstände dieses Prozesses werden in modern eingerichteten Werken mit Cyanidlösung behandelt, aus welcher das Gold elektrisch gefällt wird, und auf diese Weise gelingt heute die Auslaugung der Golderze bis auf einen Minimalverlust.

Man findet in Australien alle diese Methoden vertreten, von dem primitiven Auswaschen in einer blechernen Schwenkschüssel an, oder, wo Wasser fehlt, durch Ausblasen des Pochkleins, bis zu den modernsten technischen Betrieben.

In allen australischen Kolonieen ist Gold jetzt von dem Verfügungsrecht des Grundbesitzers ausgeschlossen. Bezirke, in denen das edle Metall entdeckt wurde, proklamierte man unter Festlegung bestimmter Grenzlinien als „Goldfelder", welche besonderen berggesetzlichen Bestimmungen unterliegen.

Auch Kupfererze finden sich in allen australischen Kolonieen, am reichsten in Südaustralien, wo sie schon seit 1844 abgebaut werden, in Neu=Südwales und in Queensland. Zinn wird sowohl aus Granit in Flußbetten ausgewaschen, als auch in reichen Adern gefunden und seit 1870 in Neu=Südwales und Queensland, in neuester Zeit besonders in Tasmanien gewonnen. Silber ist mit Ausnahme von Westaustralien in allen Kolonieen gefunden worden, vornehmlich aber in Neu=Südwales, das hauptsächlich aus den reichen Gruben an der Barrierkette (Brokenhill u. a.) 87,5 % der gesamten australischen Silberproduktion liefert. Eisen wird bislang nur in Neu=Südwales abgebaut und verhüttet, obwohl es auch anderweit in ungeheuren Massen und oft nahezu rein zu Tage steht. Auch

an Blei, Antimon, Wismut, Nickel, Kobalt, Graphit, Diamanten, Opalen, Smaragden und Türkisen ist Australien reich, doch ist deren Ausbeute bisher unbedeutend. Diamantenlager sind besonders in der Kolonie Neu-Südwales weit verbreitet, leider aber vielfach mit Basaltschichten durchsetzt, welche die Gewinnung der Edelsteine sehr erschweren. Von hoher Wichtigkeit sind aber die ausgedehnten Kohlenlager, welche man bei Newcastle in Neu-Südwales schon seit 1829 ausbeutet, und zu denen später auch solche in Neuseeland, Queensland und Tasmanien traten. Bis vor kurzem hielt man die Kohle für auf den Ostrand des Kontinents beschränkt, im Jahre 1896 fand man solche von guter Qualität und in großer Mächtigkeit aber auch in Australiens äußerster Südwestecke bei dem Hafen Bunbury. Da auch Westaustralien für seine Bergwerke und Eisenbahnen großen Bedarf an Kohlen hat, so war diese Entdeckung, deren Ausbeutung man sofort in die Hand nahm, von großer Bedeutung. Australische Kohle wird auch schon nach Süd- und Ostasien, wie nach Nord- und Südamerika ausgeführt.

Der Wert der Gesamtausbeute von Mineralien bis Ende 1897 betrug in Pfund Sterling in

	Gold.	Silber.	Zinn.	Kohle.	Kupfer.	Anderes.	Total.
Neu-Südwales	44488371	24108285	6246418	33049372	4351343	2710842	114954631
Viktoria	247389792	836234	691187	576947	206395	214474	249915929
Queensland	41583869	686833	4412298	2132199	2020761	226880	51162840
Südaustralien	2038603	104693	26622	—	21280889	425915	23876122
Westaustralien	6669618	250	73467	—	167849	369911	7280495
Tasmanien	3673162	1276897	6496680	348841	491876	10777	12298233
Neuseeland	53372634	202724	—	6158481	17868	213969	59965676

Petroleum gewinnt man in Neu-Südwales aus Brandschiefer, und das Produkt konkurriert in Asien schon erfolgreich mit dem amerikanischen; in Neuseeland hat man Petroleumquellen aufgeschlossen, doch ist eine Verwertung derselben bislang dadurch ausgeschlossen worden, daß in die bis 2000 Fuß tiefen Bohrlöcher Sand und Wasser nachsickerten.

Bergschulen — teilweise ziemlich primitiver Art — bestehen in Sydney, Adelaide, Ballarat, Bendigo und Dunedin, Spezialisten müssen bislang aber immer noch aus Deutschland oder Nordamerika bezogen werden. Einen interessanten und lohnenden Wirkungskreis hat sich im australischen Bergwesen deutscher Unternehmungsgeist durch die Errichtung der „Australian Metal Co.“ geschaffen. Dieses von der „Frankfurter Metallgesellschaft“ in Verbindung mit der „Deutschen Bank“ gegründete Unternehmen bearbeitet u. a. Blei- und Kupfererze in Tasmanien (Mount Lyell), kauft die Zink-Schliche von Brokenhill und hat das Patentverfahren der Goldgewinnung im konzentrierten magnetisch-elektrischen Felde in Australien eingeführt.

Was die australische Industrie anbetrifft, welche besonders in der Kolonie Viktoria entwickelt ist, so stehen obenan die Mühlenindustrie, die Ausfuhrschlächtereien, Bierbrauereien und Ziegeleien, ferner Wollzeug-, Kleider- und Schuh-Fabriken, Gerbereien, Schiffswerften, Seifen-, Lichter- und Tabaks-Fabriken; doch muß noch weitaus der größte Teil aller Industrieerzeugnisse aus Europa und Amerika eingeführt werden.

Bankinstitute sind in allen Hauptstädten vertreten und mit Hunderten von Filialen über das ganze Land verbreitet. An Notenbanken zählten Australien und Neuseeland Mitte 1898 22, und deren eingezahltes Kapital betrug im ganzen 23700000 Pfund Sterling. Die angesehensten derselben sind die

Bank of New South Wales,	gegründet 1817	in Sydney,	eingezahltes Kapital	1950000	Lstrl.,
Bank of Australasia,	„ 1835	„ Melbourne	„ „	1600000	„
Union Bank of Australia,	„ 1837	„ „	„ „	1500000	„

Im Jahre 1893 waren infolge des großen Kraches mit Ausnahme dieser drei, teilweise von der Regierung gehaltenen Banken sämtliche anderen zeitweilig zahlungsunfähig, und zwischen 1891 und 1893 fielen die 40 Pfund Sterling-Aktien der Bank of Australasia von 105 auf 50, die 20 Pfund Sterling-Aktien der Bank of New South Wales von 76 auf 33, die 25 Pfund Sterling-Aktien der Union Bank of Australia von 70 auf 33 Pfund Sterling. Die 12 größten australischen Bankinstitute sahen sich damals veranlaßt, von ihren Aktionären Einzahlungen bis zur Höhe von 6¼ Millionen Pfund Sterling zu verlangen, und eine Reihe von Banken sah sich gezwungen, mit ihren Kreditoren zu akkordieren. Auch jetzt am Ende des Jahrhunderts ist die Finanzlage noch ziemlich trübe, und Geld ist unter 6 % nicht zu haben. Die größeren Squatter und Farmer Australiens arbeiten fast alle mit englischem Kapital, welches hier durch die Firmen der „Stock und Station Agents“ angelegt und verwaltet wird. Der Squatter darf gegen einen bestimmten Teil des Wertes seiner Ländereien und Herden und gegen eine Verzinsung von 6 bis 8 % p. a. auf den Agenten ziehen, und dieser besorgt den Verkauf aller Produkte seines Schuldners, wie Vieh, Wolle, Häute, Getreide u. s. w. gegen eine Provision von 2 %; auch liefert der Agent dem Farmer die sogenannten „Station Supplies“, d. h. Mehl, Zucker, Thee, trockene Gemüse, Wollballen, Scheren, Getreidesäcke ꝛc., kurz alles, was auf den Stationen gebraucht wird, so daß die „Stock und Station Agents“ mit der Verleihung von Geldern nicht nur einen guten direkten Zins, sondern auch noch einen schönen Nebengewinn erzielen. Bis zu Ende der 80er Jahre flossen enorme Summen Geldes nach Australien, das Geschäft blühte, die Banken verdienten stark und gaben leichtsinnige Kredite. Diese fremden, überwiegend englischen Kapitalanlagen, die man in ganz Australasien auf rund eine Milliarde Pfund Sterling schätzt, verursachten aber auch eine immer steigende Zinsenlast; die Regierungen sahen sich gezwungen, ihre Anleihepolitik einzuschränken, die Ausführung weiterer großer öffentlicher Bauten aufzuschieben und damit auch ihrerseits zur Stagnation beizutragen, welche nur allmählich gesunden Zuständen Platz machen dürfte. Trotz der großen Einnahmen, welche durch Verkauf und Verpachtung von Kronländereien zur Entwickelung der Kolonieen zur Verfügung standen, hat man daneben so ungeheure Anleihen aufgenommen, daß Australien mit seiner geringen Einwohnerzahl zu den verschuldetsten Ländern der Erde gehört.

Eine deutsche Bank besteht in Australien bislang leider nicht, während Frankreich durch Filialen des Comptoir National d'Escompte de Paris in Sydney und Melbourne vertreten ist, trotzdem der französische Handel hinter dem deutschen zurücksteht. Das französische Institut befaßt sich auch mit Goldverschickungen und ist mit dem Erfolg seiner hiesigen Operation zufrieden. Seit

1899 haben die Franzosen sich auch eine eigene Handelskammer in Sydney geschaffen.

Fast jede Stadt Australiens besitzt ihre eigene Sparkasse, sei es in Form von Postsparkassen oder unter anderer Regierungsaufsicht, und im Jahre 1898 hatten 979553 Depositäre ein Guthaben von 30225672 Pfund Sterling. Je nach der Kolonie schwankt die zulässige Maximalhöhe verzinsbarer Einlagen zwischen 100 und 250 Pfund Sterling und der Zinsfuß zwischen 3 und 5 %.

Münzen, Maße und Gewichte in den englisch-australischen Kolonieen sind überall die englischen. Münzstätten befinden sich in Sydney und Melbourne, seit 1896 auch in Perth, doch werden in Australien nur Goldmünzen geprägt, da sich das Mutterland die gewinnbringende Ausprägung von Silbermünzen bislang strikte reserviert hat. Die in diesem Buche gebrauchten englischen Maß- und Gewichtsbezeichnungen haben folgende Werte:

1 Seemeile	=	1855 m,
1 Landmeile = 1760 Yards	=	1609 „
1 Yard = 3 Fuß	=	914 mm,
1 Fuß = 12 Zoll	=	305 „
1 Quadratmeile	=	2,56 □km,
1 Acre	=	40,46 ar,
1 Bushel = 8 Gallonen	=	36,3 l,
1 Gallone	=	4,5 „
1 Ton = 20 Centner = 2240 Pfund	=	1016 kg,
1 Pfund Avoirdupois à 16 Unzen	=	453 g,
1 „ Troy Goldgewicht à 12 Unzen	=	373 „
1 Unze „ „ = 20 Pennyweights (dwts.) à 24 grains = 480 grains	=	31,1 „
1 Pennyweight (dwt.) = 24 grains	=	1,55 „

Wenn wir nun zu einer näheren Betrachtung der einzelnen Kolonieen übergehen, so gebührt der erste Platz selbstverständlich der Mutterkolonie.

Neu-Südwales.

Die Kolonie Neu-Südwales mit dem stolzen Motto: „Advance Australia" umfaßte ursprünglich nach der Bestallung des ersten Gouverneurs Phillip die gesamte Osthälfte des Kontinents bis zum 135.⁰ und die in gleicher Breite liegenden Südseeinseln. Nachdem im Jahre 1825 Tasmanien und 1836 Südaustralien als selbständige Kolonieen abgetrennt worden waren, teilte man das Land in den 40er Jahren in drei, alle unter dem Oberbefehl des Gouverneurs in Sydney stehende Distrikte, wovon der südliche im Jahre 1851 als Kolonie „Viktoria", der nördliche 1859 als „Queensland" losgetrennt wurden. Der verbleibende mittlere Teil, das heutige Neu-Südwales, umfaßt 791 139 □km und hat damit ungefähr die Ausdehnung von Deutschland und Österreich zusammengenommen. Seiner Bodenbeschaffenheit nach kann man das Land in drei Teile scheiden: Der Küste entlang läuft ein 50 bis 200 km breiter, wasserreicher, allerdings auch Überschwemmungen ausgesetzter Streifen, der sehr fruchtbar und dicht besiedelt ist und nach dem Meere zu meist schroff abfällt; westlich davon dehnt sich hinter der großen Scheidekette, welche aus 7 Hauptzweigen besteht und vielfach fast senkrecht aus der Küstenebene aufsteigt, ein Tafelland aus, welches, durch steile und tiefe Thäler unterbrochen, bis zum 151⁰ reicht, und wieder westlich davon schließt sich denn sanft abfallend der sogenannte Riverina-Distrikt zwischen dem Lachlan und dem Murrayfluß an, dessen weite Ebenen nur mit lichtem Busch bestanden, aber teilweise gut bewässert sind und zur günstigen Jahreszeit üppig grüne Weidegründe bieten. Auch innerhalb der Bergregion befinden sich große Ebenen, so die 2000 Fuß über dem Meere liegenden Liverpool- und die Monaro-Ebenen. Teile des Hochplateaus sind vulkanischen Ursprungs und dementsprechend fruchtbar, während die niedrigeren Teile des Plateaus mit Ausnahme der zahlreichen Flußthäler ziemlich steril sind.

Die Hauptflüsse von Neu-Südwales liegen im Westen der Wasserscheide und sind der 1300 Meilen lange, im Sommer durchschnittlich 240 Fuß breite und 16 Fuß tiefe Murray und dessen Nebenflüsse Darling und Murrumbidschi; doch geht die Dampfschiffahrt auf dem Murray nur bis zu dem schon dicht an der Grenze von Viktoria gelegenen Albury.

Der Regenfall nimmt nach dem Innern zu ab, beträgt in Sydney 1202 mm, in Bathurst 534 und am Darling nur noch 158 mm. Eine ansehnliche Zahl artesischer Brunnen, welche 1000 bis 4000 Fuß tief gebohrt wurden, hat letzthin manche bislang ariden Strecken nutzbar gemacht. In den westlichen Distrikten folgen periodischen Dürren zuweilen auch gewaltige Überschwemmungen.

Das Klima von Neu-Südwales gleicht demjenigen Südeuropas, im nördlichen Teile der Kolonie werden Zuckerrohr und Mais, Bananen und Ananas gebaut, im Süden und im Innern Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln und die Früchte der gemäßigten Zone. Die Gesamtfläche unter Kultur betrug im März 1899: 2195669 Acres.

Die erste Stelle unter den Feldfrüchten nimmt Weizen ein, und die damit bestellte Fläche hat in den letzten Jahren stetig zugenommen, ohne daß aber bislang die Kolonie ihren ganzen Bedarf an Brotfrüchten selbst zu decken im stande war, da der Ernteertrag infolge fünfjähriger ununterbrochener Dürre weit davon entfernt gewesen ist, der größeren Anbaufläche entsprechend zu steigen; gingen doch allein in der Riverina im Jahre 1898 45 % der Aussaat verloren. Man hofft aber binnen kurzem auch Weizen unter die Exportartikel der Kolonie zählen zu können; stehen doch noch große Strecken von Staatsländereien zur Verfügung, wenn auch gutes Land meist schon in festen Händen ist. Die Entwicklung des Weizenbaues zeigen folgende Zahlen:

	Unter Kultur.	Gesamtertrag.	Ertrag per Acre.
	Acres.	Bushels.	Bushels.
1891	333233	3649216	11
1893	452921	6817457	15
1897	866112	8853445	10,2
1898	992484	10548288	10,6
1899	1311496	9235647	7

Als Durchschnitts-Jahresertrag kann man 12 Bushel pro Acre rechnen. Die Westabhänge des Tafellandes liefern die Hälfte des Weizenertrages, während der Rest zu ungefähr gleichen Teilen auf das Tafelland und die Riverina kommt. Eine Höhe von 2—4000 Fuß über dem Meere hat sich für die Weizenkultur günstiger erwiesen, als die niedrigen Küstenstriche, wo das Getreide häufig durch Rost leidet.

Auch dem Anbau von Rüben beginnt man größere Aufmerksamkeit zu schenken, und zwar für Zuckerfabrikation wie für Futterzwecke.

Trauben werden überall in der Kolonie gezogen, besonders aber nahe Albury am Murray und am Hunter, wo geschätzte Weine hergestellt werden. Die Coolalta-Weine und die von unserem Landsmann J. H. Lindemann auf den Markt gebrachten sind die bekanntesten Neu-Südwales-Weine.

Einen noch weit unheilvolleren Einfluß als auf die Ernten haben die trockenen Jahre der Letztzeit auf den Schafbestand ausgeübt, welcher von rund 62 Millionen im Jahre 1891 auf 40 Millionen im Jahre 1898 zurückgegangen ist. Um das Vieh vor Verdursten zu retten, mußte man das Wasser zuweilen meilenweit herbeiholen, aber noch immer steht Neu-Südwales allen anderen Kolonieen an Schafreichtum voran, und es giebt hier mindestens drei Squatter mit Schafherden von über 3 Millionen Stück. Der jährliche Pachtpreis für Weideland beträgt in den mittleren Distrikten $^3/_5$ bis $8^1/_2$ Pence, in den westlichen Distrikten, wo Flächen bis zu einer Million Acres in einer Hand sind, $^1/_6$ bis $3^1/_4$ Pence pro Acre. Durchschnittlich rechnet man, daß der Acre zwei Schafe trägt, bei gutem Futterertrag

aber selbst bis zu sechs; freilich müssen die Schafe ihre Nahrung häufig mit Kaninchen und Känguruus als unwillkommenen Gästen teilen. Die Qualität des von Sydney exportierten gefrorenen Hammelfleisches ist unter allen australischen die geringste und letzthin, wohl infolge der ungünstigen Futterverhältnisse, in London sogar unter dem bisher am niedrigsten eingeschätzten argentinischen Hammelfleisch bewertet worden.

Die hiesige Wollsaison dauert 5 Monate, etwa von Mitte September bis Mitte Februar, und der Wollexport von Neu-Südwales umfaßt auch größere Mengen, welche vom südlichen Queensland stammen, aber in Sydney auf den Markt kommen. Im Jahre 1898 belief sich die Schur auf 271 864 000 Pfund im Werte von 8 362 000 Pfund Sterling, und die Preise dafür waren von $7^1/_2$ auf 10 Pence gestiegen. Auch Häute, Felle und Talg waren im Preise höher.

Der Bestand an Rindvieh und Pferden ist innerhalb des letzten Jahrzehnts ebenfalls, wenn auch lange nicht so stark, wie die Zahl der Schafe, zurückgegangen, und einen Überschuß an Rindern, wie Queensland, hat Neu-Südwales nicht. Der Export von Butter und Käse ist im Steigen begriffen, und auch die Zahl der Schweine hat in den Meiereidistrikten zugenommen.

Was den Bergbau von Neu-Südwales anbetrifft, so steht im Ertrage obenan das Silber, welches fast überall in der Kolonie, am reichsten aber im äußersten Westen derselben, in den Barrier Ranges dicht an der Grenze Südaustraliens, gefunden wird. In dieser trostlos öden Gegend entdeckte im Jahre 1884 ein Deutscher, Namens Rasp, der aus guter Familie stammte, aber durch ungünstige Verhältnisse gezwungen war, sein Leben anspruchslos als Boundary Rider zu fristen, weißflimmernde Bergzüge, von denen er einige Gesteinsproben abbrach und untersuchen ließ. Das Resultat war, daß man ein überaus reiches Silbererz fand, mit dessen lohnendem Abbau man sofort begann, und so entstand die Stadt Brokenhill, welche heute 26 000 Einwohner, darunter über 6000 Bergleute, zählt. Weitaus die bedeutendste der hiesigen Minengesellschaften, welche wohl die reichste Silbergrube der Welt besitzt, ist die „Broken Hill Proprietary Company", gegründet 1885, welche mit einem Kapital von nur 384 000 Pfund Sterling arbeitet und ihren glücklichen Aktionären in den ersten zwölf Jahren an Dividenden und Vergütungen nicht weniger als 9 Millionen Pfund Sterling eingebracht hat. Der Abbau erfolgt teils einfach im offenen Tagbau, teils in Schächten, und die Erze — hauptsächlich Bleiglanz, Zinkblende und Rotonit — ergeben 15—25 % Blei, 15-25 % Zink und 0,015—0,08 % Silber. Die Concentrates ergeben 50 bis 66 % Blei, 6 % Zink und 7—35, im Durchschnitt 22 Unzen Silber pro Ton, wovon 75 % im ersten Prozeß, 25 % aus den Schlichen (tailings) gewonnen werden. Bis zum Jahre 1894 bearbeitete man ausschließlich oxydierte Erze, seitdem hat man mehr und mehr Schwefelerze mit abbauen müssen, und deren weit schwierigere Behandlung hat auch die Rentabilität beeinträchtigt, so daß man von Quartalsdividenden von 18 Pence auf die Pfundaktie anfangs 1899 auf Schillingsdividenden zurückging, welche immerhin noch 20 % p. a. repräsentieren. Im zweiten Semester 1898 wurden 203 000 Tons Erz gefördert, wovon 78 000 Tons Schwefelerze, 125 000 oxydierte Erze waren; davon wurden 164 000 Tons

geschmolzen, nachdem ihr Volumen durch die Konzentration der Sulphide auf 101 000 Tons reduziert war, und 39 000 Tons chloriniert und ausgelaugt. War der Durchschnittsertrag pro Tonne Erz im Jahre 1887 noch 83 Unzen, so sank er bis 1895 allmählich auf 22 Unzen Silber. Die im ersten Semester 1898 verarbeiteten 218 311 Tons Erz ergaben 2 873 684 Unzen = 13,16 Unzen pro Tonne Silber, 15 803 Tons Blei, 224 Tons Kupfer, 344 Tons Antimonerze und 8130 Unzen Gold, und der erzielte Durchschnittspreis für die beiden Hauptprodukte betrug 2/4 d für die Unze fein Silber — gegen 4/2 d im Jahre 1885 — und Lstrl. 12. 10. 3 für die Tonne Blei. Die Zahl der in drei Schichten beschäftigten Arbeiter der Compagnie beträgt 5400. Da eine Zinkhütte in Brokenhill wegen Mangel an Kohlen und feuerfestem Material für absehbare Zeit unrentabel sein würde, so exportiert man die Concentrate nach Europa und bearbeitet sie in Antwerpen. Im Interesse einer Verbilligung hat man vor kurzem auch die großen Schmelz- und Raffinerie-Werke mit der größten Silberschmelze der Welt von dem tief im Binnenland gelegenen Brokenhill nach Port Pirie in Südaustralien verlegt und in Brokenhill nur die Concentrations-Werke belassen. Port Pirie hat man an Stelle von Adelaide gewählt, weil es 60 Meilen näher bei den Gruben liegt und direkte Bahnverbindung ohne Spurwechsel bietet. Nach der Neu-Südwales-Küste hat Brokenhill bislang überhaupt keine Eisenbahnverbindung. Deutsche Sachverständige, wie W. J. Köhler, haben an der Aufschließung und Entwicklung der hiesigen Silberwerke hervorragenden Anteil gehabt, und der Direktor der Proprietary Company bezieht einen Jahresgehalt von 80 000 Mark.

Der Silber- und Blei-Export von Neu-Südwales wertete im Jahre 1897: 1 698 239 Pfund Sterling.

Nicht mehr auf der früheren Höhe und erst an vierter Stelle unter den australischen Kolonieen steht Neu-Südwales mit seiner Goldproduktion, deren Ertrag sich im Jahre 1897 auf 292 217 Unzen im Werte von 1 073 360 Pfund Sterling belief. Das edle Metall ist am ganzen Ostrande der Kolonie vertreten, und man schätzt den Umfang der goldführenden Bezirke auf 13 700 englische Quadratmeilen; bearbeitet werden 82 Goldfelder, und die Zahl der Arbeiter betrug im Jahre 1897: 31 229, worunter 1318 Chinesen. Zur Zeit besitzt die ganze Kolonie aber nicht eine wirklich erstklassige Goldmine. Der Durchschnittsertrag der Tonne beträgt bei den Alluvialländereien 1 dwt 15 grains, bei Quarz 16 dwt 11 grains, und der Wert des gefundenen Goldes variiert zwischen 32 und 84 Mark für die Unze. Infolge des Wassermangels in den Gruben wurden während der letzten trockenen Jahre Hunderte von Arbeitern beschäftigungslos.

Die Kohlenproduktion von Neu-Südwales ist seit Eröffnung der Kohlenfelder im Jahre 1829 stetig gestiegen, und ihr Ertrag im Jahre 1897 mit 4 383 591 Tons im Werte von 1 230 041 Pfund Sterling übertraf selbst den Wert der hiesigen Goldproduktion; im Jahre 1898 ist die Förderung weiter, nämlich auf 4 706 251 Tons angewachsen. Der durchschnittliche Herstellungspreis von 5/5 d für die Tonne ist etwa halb so billig als derjenige der in Viktoria oder Neuseeland gewonnenen Kohle und sichert dem Neu-Südwales-Produkt den ersten Platz im Export. Die Lager, welche sich zwischen dem 29. und 36.° dem Meeresufer entlang

ziehen, sind von großer Mächtigkeit, und die Qualität der Kohle macht sie zu Dampf- wie zu Gas-Erzeugung geeignet. Die weitaus ergiebigsten Gruben befinden sich in der Nähe von Newcastle und sodann im Illawarra-Distrikt, aber auch im Hafen von Sydney selbst wurde 1893 bei einer Tiefe von 2929 Fuß eine 10 Fuß mächtige Schicht erbohrt, deren Ausnutzung man jetzt in Angriff nimmt.

Kupfer in 9- bis 20prozentigen Erzen ist in der Kolonie weit verbreitet und wurde 1897 mit 6756 Tons im Werte von 300680 Pfund Sterling exportiert. Opale werden in Neu-Südwales jährlich etwa für 75000 Pfund Sterling gefunden; Zinn, Eisen und Antimon liefern bislang nur geringe Erträge, nachdem aber die Preise für Zinn so stark gestiegen, sind letzhin wieder viele Hände auf den nördlichen Zinnfeldern thätig.

Die Hauptexportartikel von Neu-Südwales im Jahre 1897 waren: Wolle 285797725 Pfund im Werte von 8920285 Pfund Sterling, Gold 4755385 Pfund Sterling, Silber und Blei 1708932 Pfund Sterling, Kohle 952054 Pfund Sterling, Getreide und Hülsenfrüchte 804960 Pfund Sterling, Häute 771586 Pfund Sterling, Fleisch 545133 Pfund Sterling, Talg 400227 Pfund Sterling, Leder 304179 Pfund Sterling, Butter 264096 Pfund Sterling, Zinn 127470 Pfund Sterling, Früchte 126433 Pfund Sterling. Der Ausfuhr von Getreide und Hülsenfrüchten stand eine Einfuhr von 624208 Pfund Sterling Mehl und 190483 Pfund Sterling Weizen gegenüber.

Die Industrien der Kolonieen beschäftigten im Jahre 1897: 50883 Arbeiter, besaßen maschinelle Einrichtungen im Werte von $5^1/_4$ Millionen Pfund Sterling und Dampfmaschinen mit zusammen 34000 Pferdekräften. Unter den Fabriken stehen obenan 303 Sägemühlen, 149 Ziegeleien, 81 Schuhfabriken, 59 Brauereien, 40 Kerzen- und Seifenfabriken, 24 Talgsiedereien, 18 Zuckerfabriken und 1 Zuckerraffinerie, 11 Tabakfabriken und 5 Wollwebereien. Als Arbeitszeit gilt allgemein der Achtstundentag, und der Lohn schwankt zwischen 6 und 10 Schilling täglich; Wohnung und Kost für einen einzelnen Mann beanspruchen wöchentlich 16 bis 25 Schilling. Lebensmittel sind durchschnittlich billiger als in Europa, dagegen Kleider und importierte Dinge etwas teurer als dort.

Im Jahre 1898/99 betrugen die Einnahmen der Kolonie 9770393 Pfund Sterling und die Ausgaben 9757800 Pfund Sterling. Von den von Neu-Südwales aufgenommenen, durchschnittlich mit $3^2/_3$ % zu verzinsenden Staatsschulden im Betrage von 63 Millionen Pfund Sterling sind $37^3/_4$ Millionen auf den Bau von 2691 Meilen Eisenbahnen verwandt worden, welche durchschnittlich 13645 Pfund Sterling pro Meile kosteten und einen Zinsertrag von $3^3/_4$ % abwerfen. Die Stammlinien bilden die Bahnen von Sydney nach Bathurst und die Albury—Sydney—Tenterfield- (Melbourne—Brisbane) Strecke, und davon gehen 3 leicht gebaute „Pionierlinien“ nach dem ebenen, aber noch wenig besiedelten Westen ab. Diese Pionierlinien, deren Kosten nur 2019 Pfund Sterling für die Meile betrugen, haben sich sehr bewährt und sollen je nach wachsendem Bedarf in Normalbahnen umgewandelt werden. An Privatbahnen sind außer einigen kleinen Kohlenbahnen nur 80 Meilen im Betrieb.

Zu Verwaltungszwecken ist die Kolonie in 183 nach Ausdehnung und Bewohnerzahl sehr verschiedene Munizipaldistrikte eingeteilt. Einkommen über 200 Pfund Sterling unterliegen seit kurzem einer Steuer von $2^1/_2$ %, Ländereien im Werte über 240 Pfund Sterling einer Grundsteuer von 1 Penny auf das Pfund Sterling.

Im allgemeinen kann man sagen, daß es in der Kolonie wenig Reiche, aber auch wenig ganz Arme giebt, und daß ein behagliches Auskommen das Los der Mehrheit bildet. Mitte der 80er Jahre schwamm man allerdings in Gold und Sekt und bezahlte einem Kutscher für eine Fahrt von 10 Minuten, die jetzt einen Schilling kostet, bis zu 1 Pfund Sterling, aber der Krach von 1893 hat die meisten großen Vermögen absorbiert, jeder anständige Mensch arbeitet, wenn nicht gern, so doch gezwungenermaßen, und die eleganten Nichtsthuer sind verschwunden. Der mangelnde Nachschub frischer Einwanderung macht sich aber in mancher Beziehung unerfreulich geltend.

Unter den weißen Kolonisten von Neu-Südwales, welche nicht englischer Abstammung sind, stehen mit ca. 10000 Köpfen obenan die Deutschen, deren erste Pioniere hier meist zur Zeit des Goldfiebers herauskamen, und darunter waren nur wenige fachkundige Landleute; solche wurden aber Anfang der 60er Jahre durch die Firma Kirchner & Co., welche das hanseatische Konsulat in Sydney führte, ins Land gebracht, und diese Leute siedelten sich meist im Illawarra-Distrikt und um Albury herum an, wie in Jindera, Gerogery, Wallawalla und Burrumbuttock, wo sich später auch ein Teil des Familienzuwachses deutscher Ansiedler von Südaustralien niederließ, nachdem gutes Land dort selten und teuer geworden war.

In der Stadt Sydney allein leben etwa 3—4000 Deutsche, darunter eine kleine Zahl meist nicht sonderlich bemittelter Kaufleute neben einer großen Reihe Handwerker, die teilweise recht gut situiert sind. Die deutsche Gemeinde in Sydney besitzt eine 1881 erbaute kleine Kapelle in romanischem Stile, ohne Turm, anspruchslos in einer Nebengasse gelegen, und der lutherische Pastor Schenk und dessen Frau erteilen hier außer der Sonntagsschule zweimal in der Woche je zwei Stunden unentgeltlichen deutschen Unterricht in Lesen, Schreiben und Singen, woran etwa 100 Kinder teilnehmen. Weitaus der größte Teil der Kinder hiesiger Deutscher spricht aber leider überhaupt kein Deutsch. Der „Deutsche Hilfsverein" sorgt für bedürftige Landsleute, und eine Reihe von Klubs dienen geselligen Zwecken. Der von den „besseren" Kreisen Sydneys gebildete „Deutsche Klub" besitzt in Phillipstreet ein eigenes freundliches Heim, dessen Bau und Einrichtung 11000 Pfund Sterling kostete, und erhebt von seinen ca. 150 Mitgliedern — worunter ein Drittel nicht stimmberechtigte Engländer sind — einen Jahresbeitrag von 5 Guineas. Daneben finden wir hier den sehr gut prosperierenden Handwerkerverein „Concordia", den Gesangverein „Germania", den Deutschen Musikverein und den Deutschen Turnverein. Die auf dem Lande lebenden Deutschen haben sich, um ihre Interessen wirksam vertreten zu können, meist naturalisieren lassen, wobei ein fünfjähriger Aufenthalt in der Kolonie und eine kleine Gebühr gefordert werden; die Städter aber sind überwiegend weder naturalisiert, noch in den Matrikeln des deutschen Konsulats eingetragen.

Bei Grafton befindet sich auch eine italienische Kolonie, die von einem italienischen Marquis auf kommunistischer Grundlage zuerst auf den Salomonsinseln etabliert worden war, und nach ihrer Übersiedelung in Grafton hauptsächlich Seidenwürmer- und Bienenzucht treibt und damit prosperiert. Auch in den Blauen Bergen findet man eine Anzahl Italiener, und zwar meistens als Weinbauer und Fuhrleute, einige wenige auch als Schafzüchter.

Von den farbigen Rassen sind in Neu-Südwales besonders die Chinesen, und zwar mit 14000 Köpfen vertreten, obgleich deren Einwanderung jetzt dadurch erschwert ist, daß man auf jeden neu Einwandernden eine Kopfsteuer von 100 Pfund Sterling legte und keinem Schiffe erlaubt, mehr als einen Chinesen auf je 300 Tonnen Raum zu landen. Naturalisation ist den Chinesen hier versagt, und Schürfrechte können sie nur mit Spezialerlaubnis des Minenministers erhalten. Da die hiesigen Chinesen ihren Verhältnissen entsprechend gut leben und ihre Konkurrenz sich auf wenige Spezialitäten beschränkt, so sind sie in Neu-Südwales nicht so unbeliebt, wie in Nordamerika, und das Verhältnis zwischen ihnen und den Weißen ist hier im allgemeinen ein gutes. Wie anderwärts, so sind sie auch hier durch ihren ausgezeichneten Gemüsebau berühmt, auf den sie eine dem Weißen unbekannte Mühe verwenden; daneben sind sie als Goldgräber im Schwemmland thätig und im Handel als solid und zuverlässig geschätzt; Thee und Zucker werden von ihnen ladungsweise gehandelt und in eigenen Schiffen verfrachtet. In Sydney erscheinen sogar zwei chinesische, in der deutschen Druckerei hergestellte Zeitungen. Immerhin kommen auch die hiesigen Chinesen nicht mit der Absicht nach hier, dauernd im Lande zu bleiben, sondern kehren nach Erwerb eines Vermögens gewöhnlich in ihre Heimat zurück.

Japaner sind in Neu-Südwales sehr wenig vertreten, dagegen sind die in Südaustralien ganz verbotenen Inder hier zugelassen und meist als Hausierer thätig, sowie als Kameltreiber für die Karawanen, welche von Bourke aus nach Westen ziehen.

Der Kolonie Hauptstadt Sydney, malerisch am Südufer des vielfach ausgebuchteten Port Jackson gelegen, ist ihrer schönen Lage wegen oft mit Rio de Janeiro verglichen worden. Wenn ich dieser Ansicht auch nicht beipflichten kann, da ich den landschaftlichen Reiz Rios mit seinen kühnen Bergformen und seiner üppig tropischen Vegetation weit höher schätze, als das weit zahmere Bild von Sydney, so gebe ich doch gern zu, daß auch letzteres zweifellos einen der schönsten Häfen der Welt besitzt. Der Kontrast von braungelbem Gestein, blauem Wasser, hart bis an den Wasserrand herantretender grüner Vegetation und den hellen Häusern und Villen bildet unter dem klaren australischen Himmel ein liebliches Gesamtbild. Ein etwa 200 bis 300 Fuß hohes, auf seiner Nordseite dicht bewaldetes Tafelland fällt hier in braungelben Sandsteinklippen senkrecht zum Meere ab und läßt zwischen den drei Kaps North-, South- und Middle-Head eine Einfahrt von knapp einer englischen Meile Breite in den außerordentlich verzweigten Port Jackson, der 9 Meilen tief und $1/2$ bis 2 Meilen breit ist, selbst bei Niedrigwasser Schiffen mit einem Tiefgang bis 27 Fuß das Einlaufen erlaubt

und dank seiner günstigen Formation an vielen Stellen ermöglicht, daß die größten Schiffe direkt am Ufer anlegen können. Eine Reihe der seeartigen Ausbuchtungen zwischen den vorspringenden Landzungen bilden für sich selbst wieder kleine Häfen, und einige in sie mündende Flüsse sind für mehrere Meilen aufwärts schiffbar. An einer Anzahl kleiner, teilweise befestigter Inseln vorbei steuern wir durch die von zahlreichen Segelböten belebte Bai nach der vom Südufer vorspringenden, mannigfach ausgebuchteten stumpfen Halbinsel, welche die eigentliche alte — nach Viscount Sydney, dem Kolonialminister zur Zeit der Besitzergreifung, benannte — Stadt Sydney trägt, und legen in Sydney Cove am Circular Quai fest, da, wo schon der erste Gouverneur Phillip landete und wo jetzt die großen Postdampferlinien — u. a. auch der Norddeutsche Lloyd — ihre Anlegestellen haben. Die Fracht- und Kolonialdampfer haben ihre zahlreichen Werfte im Darling Harbour an der Westseite der Halbinsel, während östlich von Sydney Cove noch die freundliche Farm Cove ins Land einbuchtet und hier die Kriegsschiffe, dem Gouverneurs-Palast gegenüber, vor Anker gehen. Großartige Warenniederlagen, speziell für Wolle, Getreide und gefrorenes Fleisch bestimmt, liegen dicht am Ufer. Drei Trockendocks von 410, 450 und 630 Fuß Länge bieten selbst den größten Schiffen Raum zum Docken, und ein Patentslip dient für Schiffe bis zu 1000 Tons. Sydney besitzt also nicht nur von Natur einen der schönsten, sichersten und geräumigsten Häfen der Welt, sondern auch seine Hafeneinrichtungen entsprechen dem hohen Rang, welchen der Platz einnimmt; übertrifft doch der Handel Sydneys denjenigen aller anderen englischen Häfen, mit Ausnahme von London, Liverpool und Hull.

Wenige Minuten Fahrt im Hansom Cab bringen uns vom Quai zu dem in Castlereaghstreet gelegenen und sehr gut verwalteten „Australia Hotel", einem modernen Prachtbau amerikanischen Stiles, mit großer Hall und Bar im Erdgeschoß, einem eleganten Speisesaal im ersten Stocke und guten Zimmern in seinen 6 Etagen. Der Preis pro Tag einschließlich der drei in Australien üblichen Mahlzeiten mit unbeschränktem Wahlrecht aus der außerordentlich reichhaltigen Speisekarte beträgt hier je nach Zimmer 12/6 bis 20/—. Bäder sind in Australien, ebenso wie in Süd- und Ostasien und in Südafrika, als selbstverständlich im Tagespreise mit einbegriffen. Im allgemeinen kann man in Australien den vollen Pensionspreis in den Hotels mit 8/6 bis 12/6 pro Tag annehmen. Importierte Getränke sind teuer, dagegen kann man gutes einheimisches Bier zu 1/—, australischen Wein zu 3/6 die Flasche bekommen. Das gewöhnliche Tischgetränk der Australier bildet jedoch sowohl früh, wie mittags und abends der mit mehr oder weniger liebevoller Sorgfalt hergestellte Thee, und bei jedem Ausflug ins Land hinein bildet der „Billy", ein blechener Henkeltopf, in welchem der Thee bereitet wird, das erste Ausrüstungsstück. Bei dem großen Verbrauch von Thee und Obstmus (Jams) nimmt es denn auch nicht Wunder, daß der Konsum an Zucker in allen australischen Kolonieen und besonders in Südaustralien und Neuseeland, mit 102 bezw. 94 Pfund im Jahr auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, den Zuckerkonsum aller Länder der Welt um ein bedeutendes übertrifft, und die Australier lieben es denn auch, den Zuckerkonsum als einen Maßstab der Civilisation hinzustellen! Das arme Deutschland mit nur 15 Pfund Zuckerverbrauch auf den Kopf

im Jahr steht in australischer Einschätzung also ziemlich tief. Geistige Getränke, unter denen Whisky den australischen Nationalschnaps bildet, werden meist nur an der „Bar" getrunken, und die Einnahmen dieser liefern denn auch in den meisten australischen Hotels, besonders in kleineren Städten, den Hauptgewinn. Die Bars werden in den größeren Orten überall von geputzten Damen, den Barmaids, bedient, welche meist schön, gewandt und zungenfertig und, wenn sie diese Eigenschaften vereinigen, für den Wirt unbezahlbar sind. Ebenso wie in Nordamerika findet man auch an vielen Bars Australiens einen mehr oder weniger reich sortierten, zuweilen sogar warmen Lunch, den man an der Bar stehend einnimmt, und für den nichts extra zu zahlen ist; es genügt, ein Glas Bier zu 50 Pfennigen zu trinken, um sich daneben ganz ad libitum satt essen zu können; und wenn hin und wieder jemand nur gratis ißt und nichts dazu trinkt, also keinerlei Ausgaben mit seinem Lunch verbindet, so wird darüber auch kein Wort verloren.

„Restaurants" in unserem Sinne giebt es in Australien überhaupt nicht, die Bars dienen mit Ausnahme des Steh-Lunch nur zum Trinken, Mahlzeiten nimmt man in den Hotels oder Klubs ein. Hat man Empfehlungen mit, so kann man es leicht arrangieren, in den meist vorzüglich eingerichteten Klubhäusern, welche den Hotels fast überall vorzuziehen sind, auch gleich zu wohnen. Mit Ausnahme der wenigen wirklich vornehmen Hotels findet man fast überall den zahlreichen Geschäftsreisenden gewidmete „Samplerooms" mit den Gasthäusern vereinigt.

Mehr als irgend eine andere australische Stadt trägt Sydney in dem älteren Teile mit seinen teilweise krummen und engen Seitengassen, in denen aber mehr und mehr aufgeräumt wird, einen englischen Charakter; die Hauptstraßen sind allerdings auch hier sehr stattlich, mit Holzblöcken gepflastert und von einer Reihe geschmackvoller Regierungs-, Geschäfts- und Zeitungspaläste eingefaßt. Da guter und leicht zu bearbeitender Sandstein in Sydneys Nachbarschaft im Überfluß vorhanden ist, so hat man die Fassaden der meisten Bauten in der City in diesem schönen Material aufgeführt. Amerikanische „Skyscrapers", die Wolkenkratzer mit ihren 20—30 Stockwerken, giebt es in Sydney noch nicht, 2 bis 3 Stockwerke sind die Regel, acht Stockwerke schon sehr selten. Die vornehmsten Verkehrsadern laufen von Sydney Cove aufsteigend von Nord nach Süd und sind Georgestreet mit den feinsten Detailläden, Pittstreet mit den meisten Banken, den Bureaus der Schiffs- und Versicherungsgesellschaften und dem Sitze des Großhandels, Yorkstreet mit den Magazinen der Importeure und Sussexstreet mit dem Handel in Landesprodukten. Drei Bauten treten besonders auffallend aus dem Häusermeere der City hervor, nämlich das Generalpostamt mit seinem 250 Fuß hohen Uhrturm und seiner 350 Fuß langen italienischen Fassade; die neue Markthalle mit ihrer 190 Fuß hohen Trommelkuppel von 62 Fuß Durchmesser und das nahe dabei gelegene elegante Stadthaus in italienischem Renaissancestil mit 156 Fuß hohem Turme und einem Saale, welcher 5000 Personen faßt und die angeblich größte Orgel der Welt besitzt, auf welcher der deutsche Stadtorganist Weigand wöchentlich Konzerte giebt. Neben dem Stadthaus erhebt sich im gotischen Stile, mit zwei Stumpftürmen, die St. Andrews Kathedrale der englischen Hochkirche, und das Ensemble der letztgenannten drei Bauten ist südlich des Äquators wohl unübertroffen. Die erst 1898

eröffnete, in byzantinischem Stile massiv erbaute und 610 Fuß lange Markthalle, welche die immense Summe von 14 Millionen Mark gekostet hat, ist allerdings betreffs ihres praktischen Wertes nichts weniger als ein Erfolg gewesen, man sieht darin mehr Wahrsager und Kartenleger, als eigentlichen Marktverkehr, und das Innere der riesigen, prächtigen Halle macht einen ganz verödeten Eindruck.

Einen besonderen Schmuck Sydneys bilden die öffentlichen Gärten und Parks, welche fast die ganze Ostseite der City einrahmen und in ihrer großartigen Raumverschwendung an die Esplanaden in Bombay und Kalkutta erinnern. Zwischen Sydney Cove und Farm Cove erstreckt sich zunächst der Park, welcher den im Tudor-Stile gehaltenen Gouverneurspalast umschließt, und daran stoßen der 38 Acres große, halbtropische botanische Garten — seiner Lage nach wohl der schönste der Welt — und die 138 Acres umfassende parkartige „Domäne", beide auf ihrem leicht gewellten, nach der schönen Bucht zu sanft abfallenden Gelände geschmackvolle Gartenanlagen mit Terrassen, Statuen, Fontänen, Picknick-Pavillons, prächtige schattige Alleen und weite Rasenflächen bietend. Den beliebtesten Schattenbaum bildet überall der breitkronige Moretonbay-Ficus (Ficus macrophylla), und die Norfolk-Tanne (Araucaria excelsa) und die Lord Howe Insel-Fichte (Araucaria Cunninghamii) bilden viel verwandte Schmuckstücke in allen Anlagen. Südlich von der Domäne liegt der längliche, 40 Acres umfassende Hyde Park, welcher, an Stelle des früher hier befindlichen Rennplatzes angelegt, heute geschmackvolle Garten- und Parkanlagen bietet. Dahinter erhebt sich im klassischen Stile das australische Museum für Natur- und Völkerkunde mit sehr wertvollen Sammlungen, während die in einfachen Wellblechschuppen untergebrachten geologischen, land- und forstwirtschaftlichen Museen in der äußeren Domäne liegen, dicht bei der neuen National-Kunstgallerie, welche in einem vornehmen Neubau eine Gemälde-, Statuen- und Porzellansammlung enthält; da momentan aber tiefe Ebbe in den Staatskassen herrscht, so ist der Bau äußerlich vorläufig nur in Rohziegel beendet und die Verkleidung mit edlem Material einer besseren Zeit vorbehalten. Auch der projektierte Bau eines neuen, großartigen Parlamentsgebäudes im Stile des Washingtoner Kapitols, von dem in der Kunstgallerie ein großes Modell ausgestellt, und dessen Ausführung auf circa 30 Millionen Mark veranschlagt ist, hat wegen der Finanznot zeitweilig zurückgestellt werden müssen, und man begnügt sich inzwischen noch mit dem überaus einfachen, altmodischen Fachwerkbau des teilweise noch mit Holzfassade versehenen alten Parlamentshauses, das sich neben dem anstoßenden imposanten Hospital und anderen stattlichen Regierungsgebäuden auffallend ärmlich ausnimmt. Das Gebäude der nahe dabei liegenden Münze ist allerdings auch noch vom ältesten Kolonialtypus. Zwischen Domäne und Hyde Park erhebt sich der stolze gotische Neubau der bereits zweimal durch Brand zerstörten katholischen St. Marys Kathedrale mit zwei 260 Fuß hohen Türmen; Sydney ist Sitz eines Kardinal-Erzbischofs.

Sieben Theater bieten teilweise ziemlich gute Vorstellungen, und das Nachtleben ist ein ganz großstädtisches. Von den zahlreichen Klubs ist der vornehmste der exklusive „Union Club", der nächstfeine der jüngere „Australia Club", dessen neues palastähnliches Gebäude gegenüber dem Eingang zum botanischen Garten fast $1^1/_2$ Millionen Mark gekostet hat, und dessen 500 Mitglieder einen Jahresbeitrag von 12 Guineas zahlen.

Von den 426950 Einwohnern, welche Sydney Anfang 1899 zählte, wohnten nur etwa 100000 in der eigentlichen Stadt, wo Grund und Boden auch heute noch sehr teuer ist, während in den Vorstädten und im Innern des Landes der Bodenwert seit dem großen Krach von 1893 stark gesunken ist. Sydneys Vorstädte zählen etwa 327000 Einwohner, und da in Australien das Wohnhaus für eine einzelne Familie allgemeine Regel ist, so sind alle australischen Städte verhältnismäßig sehr ausgedehnt. Ein ausgezeichneter Dienst von Dampf- und Kabeltrams, Omnibussen und Dampffähren vermittelt nach allen Seiten schnelle, häufige und billige Verbindung. Die Trams sind in Besitz und Verwaltung der Regierung, stehen unter dem Eisenbahnminister und sollen jetzt alle elektrischen Betrieb bekommen; der Fahrpreis für jede Sektion ist 1 Penny, 8 Fahrkarten kosten 6 Pence. Eine bemerkenswerte Einrichtung der hiesigen Trams ist die, daß Schulkinder täglich, sämtliche Kinder Sonntags freie Fahrt genießen.

Die beliebtesten Punkte der Vorstädte, wie Hunters Hill, Northshore, Moßman Bay und Manly liegen auf der Nordseite der Bai, von dichten Wäldern umsäumt, in denen Eukalyptus, die vorsündflutlichen Red Honeysuckle oder Beefwood (Banksia serrata) mit ihren Flaschenbürstenblüten und verschiedene Arten von dem zur Myrtenfamilie gehörigen Teatree (Melaleuca) vorherrschen; dazwischen findet man den roten australischen Tulpenbusch der Waratah (Telopea specisissima), den Christmabush (Ceratopetalum gummiferum) mit seinen roten Blütenbüscheln, Callistemom-Sträucher mit von den Zweigen durchwachsenen, walzigen Blütenähren von feuriger Purpurfarbe und die eigentümliche, dem Edelweiß ähnliche Flanellflower (Actinotus Helianthi). Der Flame- oder Firetree (Sterculia acerifolia), im Deutschen prosaisch „Stinkbaum“ genannt, mit seinen orangeroten, eleganten Blütentrauben und der Coraltree (Erythrina magnifica) mit seinen quirlförmig am Stielende angeordneten, tiefroten Schmetterlingsblüten bilden Prachtstücke der Vegetation von Neu-Südwales. Die beliebteste aller Buchten ist die im äußersten Osten gelegene malerische Manly-Bay. Ein schmaler niedriger Landstreifen mit einer prächtigen Strandpromenade von hohen Araucaria excelsa und allerlei Vergnügungsetablissements trennt diesen North Harbour vom freien Ozean und bietet prachtvolle Badegelegenheit. Östlich von Manly liegen auf dem steil abfallenden und bis 358 Fuß hohen Plateau des North Head, die ganze Gegend beherrschend und einen Prachtrundblick bietend, die stolzen Gebäude des Kardinalpalastes und des Priesterseminars — die Geistlichkeit hat auch hier verstanden, sich den schönsten Platz zu sichern — und weiterhin die freundlichen Bauten der Quarantänestation.

Einen reizenden und instruktiven Ausflug bildet ferner die etwa zweistündige Dampferfahrt durch die Westhälfte des Hafens und den Parramattafluß hinauf, vorbei an freundlich in lichtem, schattenlosem Eukalyptus- und Kasuarinen-Wald eingebetteten Vororten mit zahlreichen schönen Landhäusern; den ersten Teil dieser Tour kann man auch zu Wagen in der sehr beliebten „Fünf-Brücken-Fahrt“ erledigen, wobei fünf der zahlreichen Einbuchtungen auf Brücken gekreuzt werden. Am Parramatta liegen die ältesten Orangenanpflanzungen von Australien. Die blauen Wässer von Port Jackson bergen neben kuriosen Quallen und unter verschiedenartigen Fischen übrigens auch recht zahlreiche und gefährliche Haifische, welche bis tief in den Parramattafluß hinauf eindringen.

Im Südosten der Stadt liegt der 1888 zur Centenarfeier der Kolonie geschaffene und gefällig angelegte Centennial-Park mit einer Fläche von 768 Acres, einer der größten der Erde. Der Hauptpalast der gelegentlich desselben Jubiläums veranstalteten Weltausstellung ist erhalten geblieben und erhebt sich nahe dem Centralbahnhof, während die in der Domäne gelegenen Gebäude der 1879/80 hier abgehaltenen ersten australischen Weltausstellung 1882 abbrannten. Eine Stunde Fahrt mit der Dampftram nach Süden zu bringt uns durch niedriges, von Sanddünen durchzogenes Land zu dem nur historisch interessanten Botany Bay, einer großen, runden, flachen Bucht, deren öde Ufer nur einige Gerbereien mit obligatem Geruch „zieren". Man begreift, daß der erste Gouverneur Phillip schon nach 6 Tagen Aufenthalt hier seinen Stab weitersetzte und das nahe Sydney als Ort der neu zu gründenden Ansiedelung wählte.

Benutzen wir zu weiteren Ausflügen die Bahn, so fällt zunächst die überaus dürftige Ausstattung des Hauptbahnhofs von Sydney, der Redfern Station, auf, eines allerprimitivsten schuppenartigen Holzbaues ohne Wartesäle und ohne genügenden Schutz gegen Regen und Wind. Natürlich ist der Bau nur ein „provisorischer" und soll, wenn die Regierung Geld dazu haben wird, durch ein Prachtgebäude ersetzt werden; aber das Provisorium dauert nun schon viele Jahre und ist selbst für ein Provisorium von Anfang an höchst ungenügend gewesen. Der tägliche Verkehr in der Redfern Station beläuft sich auf 500—600 Züge.

Die Hochtour nach dem Mount Kosciusko ist nur im Sommer ratsam und nimmt von Sydney aus 6 bis 7 Tage in Anspruch. Man benutzt zunächst in 12 Stunden Fahrt die 264 Meilen lange Südbahn bis zu ihrer Endstation Cooma (2650 Fuß ü. M.), fährt von hier zu Wagen die 35 Meilen bis Jindabyne und findet hier Pferde und Führer, um nach Betts Camp am Fuße des Mount Kosciusko und am nächsten Tage zum Gipfel zu reiten. Die Fernsicht von den Gipfeln der Kosciuskogruppe mit ihren abgerundeten Formen ist eine recht einförmige. Will man einen anderen Rückweg wählen, welcher die Tour zu einer 11tägigen macht, so kann man vom Mount Kosciusko über Jindabyne nach dem 50 Meilen entfernten Kiandra reiten bezw. fahren, einem alten Alluvialgoldplatz, von hier aus die 12 Meilen entfernten Yarrangobilly-Höhlen besuchen und dann über Tumut die Eisenbahnstation Gundagai erreichen, welche 251 Meilen (12 Stunden Fahrt) von Sydney entfernt ist.

Weit lohnender und häufiger unternommen sind aber Sydney nähere Touren.

Eine dreistündige Eisenbahnfahrt nahe der Küste bringt uns zu dem schönen und fruchtbaren Illawarra-Distrikt, durch freundliche Bergwälder hindurch und an romantischen, klippenreichen Meeresküsten entlang und eine Reihe schöner Abstecher bietend: So kann man von Station Loftus aus den 36000 Acres großen „Nationalpark" besuchen, welcher eine staatliche Reservation für einheimische Flora und Fauna bilden soll; von Bulli aus den Bulli-Paß und den 1500 Fuß hohen „Webers Ausblick" ersteigen, der eins der lieblichsten Panoramen von Australien bietet; und in Kiamas schöner Basalt-Küstenscenerie das „Blow hole", einen durchlöcherten Felsen, besuchen, durch welchen die Brandung über 300 Fuß hoch schäumend emporgetrieben wird.



Schlamm-Vulkane in Waiotapu (Neuseeland).

Noch schöner sind die Uferpartien des Hawksbury-Flusses, etwa 36 Meilen nördlich von Sydney. Man hat diesen Strom den „Rhein Australiens“ genannt, und wenn ihm auch die sagenumwobenen Burgen und die fröhlichen alten Weinorte fehlen, so ist er doch sicherlich weit malerischer als unser ehrwürdiger deutscher Strom; ziemlich steil abfallende, dicht bewaldete hohe Sandsteinufer fassen seinen vielfach gewundenen Lauf ein, und landseeartige Ausbuchtungen sind seinem Mündungsgebiet vorgelagert; besonders beliebt ist der malerisch gelegene Badeplatz Newport.

Benutzt man die Hawksbury-Bahn weiter, so gelangt man an dem schönen Macquarie-See vorbei 102 Meilen nördlich von Sydney zu der mit 65000 Einwohnern zweitwichtigsten Stadt von Neu-Südwales, dem an der Mündung des Hunter-Flusses gelegenen Newcastle, dem wichtigsten Kohlenplatz der Kolonie. Die aus den nahen, bis zu 800 Fuß tiefen Gruben stammenden Steinkohlen werden per Bahn an den Quai gebracht und von den hier direkt langseits anlegenden Schiffen geladen. Leider sind die Beziehungen zwischen den Grubenbesitzern und ihren Arbeitern häufig recht unerquickliche und zu Streit und Ausstand führende. Außer Kohlen verschifft der Platz auch direkt Wolle und gefrorenes Fleisch.

Weitaus am beliebtesten sind die westlich von Sydney gelegenen Blauen Berge, und zwar nicht nur als Ausflugsorte, sondern speziell als Sommerfrischen. Ist Sydneys Winter, besonders in den Monaten Juni bis August auch entzückend, so ist der Sommer doch recht drückend heiß, die feuchtwarme Temperatur Sydneys steigt selbst im März noch auf 39° C. im Schatten, — wenn auch die Nächte im Nachsommer schon wesentlich abkühlen — und da bilden dann die verschiedenen freundlichen Villenorte in den Blauen Bergen erwünschte und bequem zugängliche Sommerstationen. Man benutzt gewöhnlich den gegen 5 Uhr nachmittags von Sydney abgehenden „Berg-Expreß“; die Fahrt geht während der ersten 36 Meilen, bis zu Emu Plains, noch durch fruchtbare Ebene, hier aber beginnt zwischen schönen Bergwäldern der Aufstieg in die steil abfallenden „Blauen Berge“, und zwar erklimmt der Zug in den nächsten 36 Meilen die Paßhöhe bei 3500 Fuß über dem Meere. Das Plateau der Blauen Berge ist von den Quellflüssen des Lachlan und Macquarie und von Zuflüssen des Hawksbury durchschnitten und weist vielfach jäh und steil abfallende Klippenwände auf, die zu cirkusartigen tiefen Thalkesseln abstürzen. Wir passieren die beliebten, kleinen aber freundlichen Sommerfrischen Leura und Katoomba und erreichen nach 3stündiger Fahrt den höchsten Punkt, Mount Viktoria, wo das von einem Hannoveraner gehaltene „Imperial-Hotel“ uns aufnimmt. Der Ort selbst bietet in seiner nächsten Nähe landschaftlich nichts Besonderes; seine Häuser sind überwiegend freundliche, gelbbraun gestrichene Bretterbauten im Chalet-Stil und stehen während der Wintermonate, April bis November, meist leer, da zu dieser Zeit Schneefall hier oben nichts Seltenes ist und strichweise einen Fuß Höhe erreicht.

Mount Viktoria ist der gewöhnliche Ausgangspunkt für den Ausflug nach den 36 Meilen von hier gelegenen Jenolan-Tropfsteinhöhlen, zu denen eine vorzüglich angelegte und gehaltene, in ihrem ersten Teile noch von den Sträflingen

gebaute Straße führt, bergauf und bergab, meist durch Eukalyptuswald, teilweise prächtige Blicke in steile, tiefe Thaleinsenkungen mit nackten Sandsteinklippen, in dichtbewaldete Kessel und auf blaue Bergfernen bietend. Die ersten 6 Meilen Fahrt bringen uns durch besonders malerische Gegenden 1800 Fuß bergein, dann steigt die Straße über das 3500 Fuß hoch gelegene Halfway House — wo die Coach zwei Stunden Mittagsstation macht — bis zu 4360 Fuß ü. M. an und fällt weiterhin bis zum Cove House wieder auf 2650 Fuß Höhe; im letzten und schönsten Teile ist die vielfach gewundene Straße auf eine Strecke von 5 Meilen aus den steil zu tiefen Kesseln abfallenden Bergwänden herausgeschnitten. Im allgemeinen haben alle Berge hier — mit Ausnahme der von Klippen eingefaßten steilen und tiefen Thalschluchten — sanfte, abgerundete Formen, und über den geraden glatten Kämmen tritt nur selten eine Bergkuppe hervor. Der Wald besteht hier meist aus Red Gum (Eukalyptus rostrata), Blue Gum (E. globulos), Spotted Gum mit gefleckter Rinde (E. maculata), Red Jronbark (E. sideroxylon), Mountain Ash oder Peppermint (E. amygdalina), Blackbut (E. pilularis) und Appletree Gum, wozu an den Flußrändern She Oaks (Casuarina suberosa) und kieferartige Frenela australis treten.

Die Eukalyptusbäume stehen in Abständen von 10 bis 20 m und dulden in der Regel weder andere Nachbarn, noch Unterholz, da ihre tief dringenden Wurzeln sich aller Feuchtigkeit bemächtigen, welche dem Boden in einem gewissen Umkreis zugeführt wird, und das Aufkommen jedes Konkurrenten unterdrücken. Nur die Gräser und solche Pflanzen, welche ihre Wurzeln nicht tiefer hinabsenken, gedeihen unter den schattenlosen Bäumen. Soll das Land für Weide hergerichtet werden, so „ringt" man die Baumrinden etwa zwei Fuß über dem Erdboden durch einen handbreiten tiefen Schnitt bis auf das Kernholz, um das weitere Aufsteigen des Saftes zu verhindern, und die Bäume sterben dadurch in 4 bis 6, höchstens in 8 Monaten ab; aber noch jahrelang bleiben die Baumleichen aufrecht stehen, da die für gewöhnlich herrschende Trockenheit raschen Zerfall hindert, bis sie nach und nach durch den Sturm zerknickt oder durch Buschfeuer vernichtet werden. Solange aber die verkohlten nackten Stämme noch gen Himmel starren, machen weite Strecken einen trostlosen Eindruck. Durch das Abholzen der Bäume wird das darunter wachsende bislang „saure" Gras „süß" und somit für Weidezwecke geeigneter, außerdem auch üppiger. Die Erklärung dafür ist sehr einfach. Nach dem Absterben der Bäume nehmen deren tiefreichende Wurzeln nicht mehr wie bisher fast alles aufsteigende Wasser weg, und dieses erreicht nun die seichteren Wurzeln der Gräser und Kräuter.

Wirken die abgebrannten Stellen mit ihren geschwärzten Baumstümpfen monoton, so wird man sehr bald dasselbe auch von dem lebenden Eukalyptuswald sagen, dessen stumpf-grünblaue Wipfel einen sehr eintönigen Eindruck machen, so daß einige von den Farmern hin und wieder angepflanzte Pappeln und Weiden oder eine Monterey-Kiefer mit ihrem frischen Grün geradezu einen Augentrost bilden. Die außeraustralischen Bäume sind ja auch die einzigen, welche Schatten geben und während des höchsten Sonnenstandes deshalb auch vom Vieh sehr geschätzt sind.

Dichte Farren, darunter auch einige Baumfarren, bilden an vielen Stellen

das Untergebüsch, durch welches man nicht selten Wallabys hüpfen sieht, während zahlreiche buntgefiederte Lori- und Rosella-Papageien, weiße und schwarze Kakadus, Elstern und der als Schlangenvertilger sehr geschätzte und durch behördliche Verordnungen geschützte große Königsfischer Laughing Jackaß mit seinem lauten eigentümlichen Lachen das Gezweig beleben; Emus findet man heute nur noch im nördlichen Teile der Kolonie. Giftige Schlangen sind auch hier sehr häufig.

Nach $4^1/_2$stündiger Fahrt erreicht man die Jenolan Caves und gelangt durch das natürliche Thor eines majestätischen Felsbogens zu dem inmitten freundlicher Gartenanlagen in engem Thalkessel an steiler Bergwand gelegenen „Accomodation House", einem von der Regierung geschaffenen und sehr gut verwalteten einfachen, aber freundlichen Hotel. Von hier aus finden dreimal am Tage die je zwei Stunden erfordernden Führungen in die berühmten Tropfsteinhöhlen statt, welche 1841 entdeckt, 1868 als „Staatsreservation" erklärt und durch bequeme Stege zugänglich gemacht wurden und während der Führungen durch elektrische Glühlampen und Magnesiadrahtfackeln ausgezeichnet beleuchtet werden. Von den etwa 40 verschiedenen hier vorhandenen Höhlen sind die zwei hervorragendsten die Lucas- und die Right Imperial-Cave, welche die verschiedenartigsten Tropfsteinbildungen in größter Schönheit und Mannigfaltigkeit bieten. Der hiesige Kalkstein ist meist von Alabasterweiße, seltener gelblich, und alle zarteren Gebilde sind durch vorgespannte Drahtnetze geschützt. Wie in der bekannten Adelsberger Grotte findet man auch hier die prächtigsten Stalaktiten und Stalagmiten, von der Größe zierlicher Eiszapfen an bis zu derjenigen mächtiger Palmenstämme, daneben lang herabwallende, faltenreiche Tücher, besonders schöne Muschel-Sinterterrassen und höchst eigenartige, aus Säulen und kaskadenartigen Formen hervorwachsende moosartige, teilweise wie Geweihe abstehende Kalkbildungen.

Eine weitere sehr lohnende Wagenfahrt von Mount Viktoria aus führt, fast immer durch Bergwald, nach Govetts Leap, wo sich ein überraschend schöner Blick auf einen dicht bewaldeten, etwa 1000 Fuß tiefen Kessel öffnet, dessen Ränder von rot und weiß geschichteten Sandsteinklippen eingefaßt sind und in den sich ein schmaler Wasserfall ergießt; links und rechts treten steil abfallende Plateaus wie Coulissen hervor, und blaue Berge in der Ferne bilden den duftigen Hintergrund des an die Bastei in der Sächsischen Schweiz erinnernden Bildes. Die Fahrt geht weiter über Katoomba mit seinem eleganten Carrington-Hotel und zahlreichen Villen, den fashionabelsten der Sommerfrischen in den Blauen Bergen, nach dem romantischen Leura-Wasserfall in einer ähnlichen Einsenkung, wie der Govetts Leap, und schließlich nach den Wentworth Falls mit der Wheeping Rock-Kaskade und dünnen hohen Gießbächen, die sich in den schön ausgebuchteten Waldkessel hinabstürzen. Um diese landschaftlichen Glanzpunkte der Blauen Berge in ihrer natürlichen Schönheit zu erhalten, sind sie als Staatsparke erklärt worden.

Im allgemeinen bietet Australien an Naturschönheiten gewiß weniger, als alle anderen Weltteile, aber es giebt auch hier eine Reihe landschaftlicher Perlen, wie die vorstehend beschriebenen, und wer ein Auge für intimere Reize hat, wird auch manchen zuerst monoton erscheinenden Bildern Gefallen abgewinnen.

Von Mount Viktoria aus führt die Centralbahn westlich mit allmählicher Senkung nach dem 145 Meilen von Sydney und 2155 Fuß über dem Meere gelegenen Bathurst, dem Mittelpunkt einer fruchtbaren und goldreichen Ebene, mit 25000 Einwohnern. Hier teilt sich die Bahn in zwei Linien, von denen die nordwestliche bei Meile 503 ihren Endpunkt in dem am Darlingflusse nur 350 Fuß über dem Meere liegenden, etwa 3000 Einwohner zählenden Bourke erreicht, dem Centrum eines guten Weidedistriktes, der sich durch den reichen Wasserertrag artesischer Brunnen sehr gehoben hat, während von Bathurst südwestlich eine Bahn nach Melbourne abzweigt. Der direkte Postzug Sydney—Melbourne — Entfernung 576 Meilen, Fahrzeit 17 Stunden — geht allerdings nicht über Bathurst, sondern wählt die südlichere Linie über Goulburn, deren Anstieg mit nur 2400 Fuß Maximalhöhe ein wesentlich leichterer ist. Die beiden Linien treffen sich nahe Murrumburrah, und die Gegend ist hier recht uninteressant: Mit niedrigem Gras bewachsene Ebenen wechseln mit der charakteristischen offenen Parklandschaft von halbgelichteten Eukalyptuswäldern, deren roh zusammengeschlagenes Holz das Balkenmaterial zu ausgedehnten Hürden gegeben hat, welche die Weidegründe für Schafe, Rinder und Pferde der verschiedenen, ziemlich weit auseinander gelegenen „Stationen" abgrenzen; heutigen Tages ersetzen allerdings Zaundrähte mehr und mehr die alten Holz-„Fences". Die Wohnhäuser dieser Stationen sind meist recht klein und einfach. Den Bedingungen des Klimas entsprechend, gleicht die Architektur des australischen Landhauses weniger der englischen, als dem indischen Bungalow-Stil, breite Veranden umziehen das meist weißgetünchte Haus, bei dessen Bau Bretter und Wellblech überall die Hauptrolle spielen. Sehr freundlich präsentiert sich die kleine, am Murrayfluß gelegene Grenzstadt Albury, in deren benachbarten Thälern auch eine größere Anzahl meist von Südaustralien eingewanderter Deutscher angesiedelt sind, welche Weizen-, Wein- und Tabakbau, daneben auch Meierei betreiben und in bescheidenen Verhältnissen leben; der fruchtbare Distrikt zählt etwa 5500 Seelen. Der Murraystrom, hier etwa 200 Meilen von seiner Quelle und 1800 Meilen von seiner Mündung in den Alexandrina-See entfernt, kann während eines Teiles des Jahres mit kleinen Dampfern bis Albury befahren werden, und zwar besitzt Viktoria 38, Südaustralien 40 Dampfer und eine große Anzahl von Schleppschiffen auf diesem Flusse, welcher auf seiner ganzen Länge zwischen dem 141. und dem 148.° die Nordgrenze der Kolonie Viktoria bildet.

In Alburys schönem Bahnhof findet eine scharfe Zollkontrolle statt, und da die Spurbreite hier von 4′ 8½″ auf 5′ 3″ übergeht, so müssen auch die Züge gewechselt werden. Die Weiterreise führt über die 2000 Fuß hohe Bodenschwellung der Küstenkette und dann durch baumarme, uninteressante Ebene bis nach Melbourne hinein, dessen Empfangsstation in Spencerstreet ungefähr ebenso häßlich und ungenügend, wie diejenige von Sydney ist: Sie besteht nämlich aus einer langen niedrigen Holzbude, deren Fassade über und über mit bunten Reklameschildern aller Art dicht bedeckt ist, und die sich höchst sonderbar von dem sich südlich davon erhebenden Prunkpalast der Eisenbahnverwaltung abhebt. Auch die beiden anderen in Flindersstreet gelegenen Stationen sind sehr bescheiden ausgestattet.

Viktoria.

Viktoria, mit 229078 □km., etwa so groß wie England und Schottland zusammen, ist auf dem australischen Kontinent allerdings die kleinste der Kolonieen, dafür aber andererseits die weitaus am dichtesten bevölkerte. Nachdem das Land im Jahre 1802 durch die Entdeckung von Port Phillip seitens des Leutnants Murray praktisch erschlossen worden war, landete hier bereits im nächsten Jahre eine unter Oberst Collins von England hinausgesandte Sträflingsexpedition nahe dem Eingang der großen Bay bei dem heutigen Sorrento, fand daselbst aber kein Wasser und die ganze Gegend „so wenig versprechend und unproduktiv", daß man schon nach drei Monaten mit Mann und Maus nach Tasmanien übersiedelte. Zwanzig Jahre vergingen, bis 1824 Hume und Hovell von Neu-Südwales aus über Land bis nach Port Phillip vordrangen, aber erst vom Jahre 1834 ab wurde dieser Distrikt von Tasmanien aus wirklich kolonisiert. Das Jahr 1837 weist den ersten Export von Port Phillip mit 11689 Pfund Sterling auf, während der Import im selben Jahre schon 115379 Pfund Sterling wertete. Der Schafzucht folgte bald Ackerbau, die Ansiedelungen drangen immer tiefer ins Land hinein, und nachdem sich schon vom Jahre 1840 an Loslösungsbestrebungen geltend gemacht hatten, wurde der bis dahin zu Neu-Südwales gehörige „Port Phillip-Distrikt" im Jahre 1851 zur selbständigen Kolonie „Viktoria" erhoben. Welch' ernste Verwicklungen die um dieselbe Zeit erfolgten Goldentdeckungen mit sich brachten und wie dieselben beigelegt wurden, ist im ersten Kapitel bereits erwähnt worden. Seitdem hat sich die Kolonie regelmäßig entwickelt, hielt in den Jahren 1881/82 und 1888/89 großartige Weltausstellungen in Melbourne ab, wurde aber kurz darauf durch den großen Krach von 1893 in ganz besondere Mitleidenschaft gezogen, da die Lust am Spekulieren in Viktoria immer ganz speziell rege war und noch immer ist. Allmählich hat sich die Kolonie aber auch von dieser Krisis ziemlich wieder erholt.

Was die Bodengestaltung anbetrifft, so ist die Küste dieser an der Südostecke des Kontinents gelegenen Kolonie teilweise Steilküste, teils niedrig und sumpfig, und das Land wird in seiner ganzen Ausdehnung von Ost nach West von der 1000—6500 Fuß hohen Bergkette der Great Dividing Range durchzogen, welche einen Ausläufer der Australischen Alpen bildet und im Westen den Namen der Pyrenäen und Grampians annimmt. Die nordwestliche Landesecke bilden meist mit Mallee-Gebüsch bestandene sandige Steppen, dagegen besteht der größere Teil der Kolonie — mehr als sonstwo auf dem Kontinent — aus gut bewässerten und an vulkanischem Boden verhältnismäßig reichen Ländereien. Während im Winter

die Flüsse Viktorias zuweilen zu reißenden Wildströmen anschwellen, versiegen sie im Sommer zuweilen gänzlich und richten so in beiden Fällen großen Schaden an; auch die zahlreich vorhandenen Süßwasser- und Salz-Seeen trocknen im Winter vielfach aus.

Für Wasserversorgung zu Trink-, Minen- und Berieselungszwecken hat die Kolonie über 8 Millionen Pfund Sterling ausgegeben, leider nicht immer erfolgreich, so daß sich speziell betreffs der Berieselungsanlagen ein gewisses Mißtrauen entwickelt hat. Die älteste und bekannteste der australischen Irrigationskoloniееn ist die Temperenzansiedlung Mildura, fast im äußersten Nordwesten Viktorias am linken Ufer des Murray gelegen, welche im Jahre 1888 auf Anregung der Regierung von Chaffey Gebrüder aus Ontario angelegt wurde. Gegen Gewährung eines Landbesitzes von 188000 Acres verausgabte diese Firma eine Summe von über 11 Millionen Mark, um gewaltige Pumpwerke am Murray anzulegen und mit deren Hilfe das umliegende, zu dem Zwecke hergerichtete Land zu berieseln. Das Flußwasser wird nach dem höchstgelegenen Punkte des Ackers geleitet, wo man eine Schleuse anlegt, die nur geöffnet zu werden braucht, um das betreffende Stück Land zu bewässern. Die Ländereien sind in Blocks von meist 10 Acres eingeteilt, und es dauert 4—6 Monate, bis sie von dem Malleebusch befreit, 4 Jahre, bevor aus den Obstpflanzungen Erträge zu ziehen sind. Ist der Ansiedler fleißig und tüchtig, so kann er alsdann allerdings einen Ertrag von 30 bis 60 Pfund Sterling per Acre und Jahr erzielen oder eine Bruttoeinnahme von 6000—12000 Mark jährlich auf einem Areal von 10 Acres. Bislang sind hier etwa 10000 Acres für Ackerland, 5000 Acres für Früchte, besonders Orangen, Citronen, Feigen, Oliven, Äpfel und Birnen, 3000 Acres für Weinbau und 500 Acres für Luzerne und andere Futterpflanzen unter Kultur genommen worden und ergeben reiche Erträge; allein an Obst und Wein werden per Jahr 50000 Pfund Sterling produziert. Mit Ausnahme der Oliven, Orangen, Citronen und Passionsfrüchte werden die Früchte von hier bislang nur in getrocknetem Zustand versandt. Die Ansiedlung zählt heute etwa 2500 Seelen, darunter auch eine Reihe Deutscher. Besonders infolge überaus schlechter Verwaltung ist das Berieselungsunternehmen für die ursprünglichen Unternehmer finanziell allerdings kein Erfolg gewesen, die von Gebrüder Chaffey gebildete Gesellschaft befindet sich vielmehr in Liquidation, und die Regierung hat helfend eingreifen müssen, nicht nur um diese spezielle Irrigationskolonie zu retten, sondern auch um das ganze System nicht in Mißkredit fallen zu lassen. Weitere nennenswerte Berieselungsanlagen und großartige Stauanlagen finden sich besonders längs des Goulburn-Flusses, wo man 10 Millionen Mark angelegt hat, um das Ufergelände für Weizen, Mais, Hirse, Luzerne, Obst und Wein bestellbar zu machen; auch Tabak wird hier gebaut, besonders von Chinesen.

Für Verwaltungszwecke ist Viktoria in 37 Grafschaften geteilt, und die wichtigsten Distrikte sind Gippsland, Murray, Wimmera, Loddon und Western.

Gippsland nimmt den südöstlichen Teil der Kolonie ein und ist ein Land hoher, durch einen guten Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckter Berge, mächtiger Wälder, schöner Flüsse und Seen und fruchtbarer Ebenen, die sowohl

für Acker- und Obstbau, als für Viehzucht vorzüglich geeignet sind; auch Mineralien sind reichlich vertreten, und das Gippsland-Quarz ist das goldreichste Viktorias. In den dichten Wäldern befinden sich vielleicht die höchsten Bäume der Welt, welche selbst die Mammutbäume des kalifornischen Yosemite-Thales übertreffen, da die Mountain Ash (Eukalyptus amygdalina) in geschützten Schluchten hier Höhen bis zu 480 Fuß erreicht hat. Ausgedehnte malerische Seen, welche durch schmale Nehrungen vom Meere getrennt sind, bilden beliebte Anziehungspunkte für Touristen und Sportsleute, denen Fischfang und Jagd reiche Beute bieten.

Auch der im Nordosten der Kolonie gelegene weite Murray-Distrikt zeichnet sich durch malerische hohe Berge, großen Wasserreichtum, stattliche Wälder, Mineralreichtum und fruchtbare Landstriche aus, welche besonders dem Wein-, Tabak- und Weizenbau dienen; auch Speck- und Butterbereitung haben daselbst stark zugenommen. Die Hauptflüsse neben dem Murray sind hier dessen Nebenflüsse Goulburn und Ovens.

Der Wimmera-Distrikt nimmt den ganzen Nordwesten der Kolonie ein. Dieser durchschnittlich ebene Landstrich war früher in seinem nördlichen Teile meist mit Mallee Scrub bedeckt, ist seit 1872 aber mit Hilfe der eigenartigen „stump jump"-Pflüge in gutes Weizenland umgewandelt worden, und in Mildura und anderen Irrigationsansiedlungen wird gutes Obst gebaut. Hauptsächlich aber ist es ein Weideland, ebenso wie der den mittleren Teil des Nordrandes der Kolonie einnehmende Loddon-Distrikt.

Der im Südwesten Viktorias liegende Western-Distrikt kann als die Wiege der Kolonie überhaupt bezeichnet werden, da sich hier im Jahre 1834 Schafzüchter aus Tasmanien als erste regelrechte Ansiedler an der schönen Portland-Bai niederließen. Der Distrikt bietet gutes Acker- und Weideland, teilweise, wie bei Coleraine und Warnambool, auch verwitterten Lavaboden, und weist in seinem westlichen Teile bis 5000 Fuß hohe, wild zerklüftete Berge auf.

Ein Teil der noch freien Ländereien wird seit 1893 mit vom Staate unterstützten Dorfansiedelungen besetzt, welche sich besonders Kleinkulturen, wie Öl-, Parfum-, Medizin-, Farb- und Faser-Pflanzen widmen sollen. Im Jahre 1898 waren auf diesem Wege 48000 Acres von im ganzen 9000 Personen besiedelt,

Weitaus das Hauptbodenprodukt Viktorias liefert der Weizen, von welchem 1898 1657000 Acres 10½ Millionen Bushels produzierten, während 1899 die Ernte des goldenen Kornes 20 Millionen Bushel überstieg. Die durchschnittlich 8 Wochen dauernde Weizenernte beginnt frühestens Anfang November und ist spätestens Mitte März beendet. Hafer, Gerste, Mais und Kartoffeln folgen an Wichtigkeit.

Mit einem Kapital von 30000 Pfund Sterling und einem Regierungsvorschuß von 60000 Pfund Sterling ist seitens einer englischen Gesellschaft zu Maffra in Gippsland auch eine Rübenzuckerfabrik, angeblich die erste auf der südlichen Halbkugel, gegründet worden, wobei auch die Braunschweiger Fabrik, welche die Maschinen geliefert, noch mit ca. 14000 Pfund Sterling beteiligt ist. Es sollten 2000 Acres mit Rüben bestellt werden, doch hat sich deren Produktion

als zu teuer, auch die Verwaltung als kostspielig und unfähig erwiesen, und das Experiment ist bislang ohne Erfolg geblieben.

Mit Wein waren 1898 27700 Acres bepflanzt, und zwar umfaßten nur wenige Weingärten 300—600 Acres, meist betrugen die im Verein mit anderen Landbestellungen angelegten Weinflächen nur 20—50 Acres, und der Durchschnittsertrag eines Acre ist hier 200—250 Gallonen Wein. Eine Winzerschule unter Leitung eines französischen Spezialisten ist jüngst gegründet worden. Die Bodenbestellung der Weingärten erfolgt in Viktoria meist mit Hilfe von Pferden. Die bekanntesten Viktoria-Weine stammen aus den Great Western Vineyards von Hans Irvine, welcher 200 Acres eigene Weingärten besitzt, in seiner Nachbarschaft noch den Ertrag von 2000 Acres kontrahiert hat und neben allerlei anderen Weinen selbst Champagner herstellt. In der Umgebung von Bendigo liegen ausgedehnte Weinpflanzungen, welche sich zum guten Teile in den Händen von Deutschen befinden. Leider hat dort bereits die Phylloxera ihr verheerendes Werk begonnen, und ganze Weinberge haben deshalb ausgerodet werden müssen. Teilweise werden die Trauben auch zu Rosinen getrocknet, mangels genügender Nachfrage ist der Weinbau in der Kolonie aber zurückgegangen, trotzdem die Regierung sowohl diese Kultur, wie den Obstbau durch Gewährung von Prämien zu heben sucht, indem sie für jede Kiste exportierten Obstes 2 Schillinge vergütet. Man hat Viktoria betreffs seines Obstbaues wohl das „Kalifornien Australiens“ genannt, auf den englischen Märkten hat es aber vor Kalifornien den großen Vorteil voraus, daß es seine Früchte gerade zu einer Zeit schickt, wenn dieselben auf der nördlichen Halbkugel fehlen oder selten sind, und die Einführung von Frierräumen auf den Dampfern ist auch dem Transport von Früchten förderlich gewesen. Äpfel aus Viktoria haben in London bereits einen lohnenden Markt gefunden. Die Obstpflanzungen umfaßten im Jahre 1898 6400 Acres, und hiesige Äpfel bringen in London 10—14, Birnen 7—8 Schillinge die Kiste

Auch für die Tabakkultur hat die Regierung einen Fachmann, hier einen Amerikaner, kommen lassen, durch dessen Bemühungen bereits nennenswerte Qualitäts-Verbesserungen erzielt wurden, und für Tabak, welcher unter Aufsicht dieses Experten präpariert ist, gewährt die Regierung ebenfalls Exportprämien.

Mit seinem Viehreichtum rangiert Viktoria unter den australischen Kolonieen erst an dritter Stelle, dagegen steht es obenan in der Herstellung von Butter und Käse, welcher man fortgesetzte Aufmerksamkeit widmet; Anfang 1898 beschäftigten sich damit 194 Etablissements. Einen eigenartigen Exportartikel bilden gefrorene Kaninchen, von denen 1898 885000 Paare im Werte von 70000 Pfund Sterling, während von gefrorenen Hammeln nur 70294 im Werte von 35147 Pfund Sterling ausgeführt wurden. Mehr als eine andere Kolonie ist Viktoria von Füchsen belästigt, die man ursprünglich zu Sportzwecken und zur Vertilgung der Kaninchen eingeführt hatte; für letzteren Zweck haben sie sich aber nicht bewährt, denn sie ziehen Fasane und anderes Geflügel, sowie deren Eier den Kaninchen vor und richten dadurch vielen Schaden an.

Unter den Mineralschätzen der Kolonie Viktoria nimmt das Gold weitaus die erste Stelle ein und hat ihren Reichtum begründet. Etwa ein Drittel des

Landes ist goldhaltig, und zwar bearbeitet man sowohl den Kies, Sand und Lehm des Schwemmlandes, wie Quarzgänge. Ersteres lieferte „Nuggets“, reine Goldklumpen, wie den „Welcome Stranger“, bis zu 2280 Unzen Gewicht und im Werte von fast 200000 Mark, sein Ertrag hat heute aber an vielen Stellen schon bedeutend abgenommen und man hat mehr und mehr zur bergmännischen Ausbeutung des Quarzes übergehen und auch dabei immer tiefer bohren müssen; so sind in Bendigo jetzt 12 Schächte über 2700 Fuß und 6 über 3000 Fuß tief im Betrieb. Die „Lansells 180 Mine“, welche Bendigos „leading citizen“, einem Landsmann von uns gehörend, ist mit 3350 Fuß neben den Transvaalminen z. Z. die tiefste Goldgrube der Welt überhaupt. War der Wert der Golbausbeute Viktorias im Jahre 1856 noch 11943000 Pfund Sterling, so sank er 1895 auf 2,4 Millionen, ist seitdem aber wieder etwas gestiegen. Von dem Gesamtertrag des Jahres 1897 von 773000 Unzen stammten 501000 Unzen aus den Quarzstampfen der Bergwerke und 272000 Unzen aus den Alluvialwäschereien, und zwar betrug das Durchschnittsergebnis pro Tonne bei letzteren 1 dwt 11 grns, bei Quarz 9 dwts 16 grns.

Die Minen-Industrie beschäftigte, einschließlich von fast 2000 Chinesen, 32800 Arbeiter, wovon 15180 im Schwemmland, 17260 in den Schächten und Pochwerken thätig waren. Der Bedeutung nach folgen sich die Golddistrikte Sandhurst (Bendigo) mit 200320 Unzen, Ballaarat, mit 178910, Beechworth mit 123780, Gippsland mit 115150, Castlemaine mit 62600 und Maryborough mit 59600 Unzen Ertrag im Jahre 1897. Bedeutende Goldentdeckungen sind im Jahre 1899 auch bei Jamieson gemacht worden. Das höchste Ergebnis aus Quarzstampfen bietet Sandhurst mit 92 % seiner Gesamtgoldproduktion, am reichsten an Alluvialgold ist der Beechworth Distrikt mit 72 % seiner Totalausbeute. Die im Jahre 1897 erklärten Dividenden der Goldminen Viktorias betrugen 537094 Pfund Sterling.

Neben dem edlen Metall Gold verschwindet die Ausbeute aller anderen Mineralien in Viktoria, nur Kohle mit einer 1897 erzielten Produktion von 236276 Tons im Werte von 108640 Pfund Sterling ist noch zu nennen.

Die Industrie Viktorias ist unter den hier bestehenden hohen Schutzzöllen von 15 bis 35 % mehr entwickelt, als sonstwo in Australien und es bestanden hier Anfang 1898 2810 größere Fabriken mit 37779 männlichen und 12669 weiblichen Arbeitern, 1252 Dampf- und 478 Gasmaschinen. Die bedeutendsten dieser Fabriken sind 185 Kleiderfabriken, 98 Schuhfabriken, 159 Maschinenfabriken und Gießereien, 194 Druckereien, 167 Wagenbauanstalten, 102 Sägemühlen, 73 Mehlmühlen, 61 Fabriken für Ackerbaugeräte, 82 Ziegeleien, 57 Brauereien, 40 Sattlereien, 12 Tabakfabriken und 7 Wollspinnereien und Webereien.

Die Staatseinnahmen im Jahre 1898/99 beliefen sich auf 7378842 Pfund Sterling, die Ausgaben auf 7027415 Pfund Sterling und die mit 3 bis 4½ % zu verzinsenden Gesamtschulden der Kolonie Mitte 1898 auf 47½ Millionen Pfund Sterling, wovon 38⅔ Millionen auf Eisenbahnen und 7½ Millionen auf Wasserwerke in Melbourne und im Innern verwandt wurden. Die Grundsteuer beträgt 1¼ % vom Taxwert, während die erst seit 1895 eingeführte

sehr unbeliebte progressive Einkommensteuer zwischen 4 Pence und 1/4 d auf das Pfund Sterling schwankt, infolge des Ueberschusses von 1898/99 aber auf $3^1/_2$ d bis 1/2 d reduziert wurde. Während das weibliche Geschlecht, soweit es Steuern zahlt, auch hier an allen Munizipalwahlen teilnimmt, ist seine Berechtigung zu den Parlamentswahlen bislang an der wiederholten Ablehnung durch das Oberhaus gescheitert, dagegen hat man nach Neuseeländer Muster seit Anfang 1896 auch hier eine demokratische Fabrik- und Laden-Gesetzgebung eingeführt und 1899 ein Altersrentengesetz eingebracht.

Die Eisenbahnen Viktorias gehören heute sämtlich dem Staate, und zwar kosteten die Mitte 1898 im Betrieb befindlich gewesenen 3113 Meilen durchschnittlich den hohen Satz von 12404 Pfund Sterling die Meile, rentierten sich 1897/98 nur mit 2,7 %, während die Bauanleihen dem Staate ca. 3,9 % kosten. Das Eisenbahnnetz Viktorias mit seinem Brennpunkt in Melbourne ist das größte und weitaus dichteste von ganz Australien überhaupt.

Die Hauptexportartikel der Kolonie im Jahre 1897 waren Gold mit 6278507 Pfund Sterling, Wolle 3999813, Butter und Käse 896204, Leder und Lederwaren 370495, Häute 332813, lebendes Vieh 321948, Maschinen 250630 und Weizen 225957 Pfund Sterling. Der Gesamtexport belief sich im Jahre 1898 auf 15872246 Pfund Sterling, der Import auf 15769904 Pfund Sterling, und zwar geht der Handel mit dem Ausland fast ausschließlich über Melbourne.

Die Zahl unserer Landsleute ist auch in der Kolonie Viktoria nur schätzungsweise anzugeben, denn in die Konsulatsmatrikel läßt sich hier ungefähr niemand eintragen. So weist das Register im Deutschen Konsulat zu Melbourne bis 1874 nur einen Lehrer auf, dann folgen bis zum Jahre 1892 überhaupt keine Eintragungen, seitdem haben sich etwa 12 Personen, Lehrer, Musiker, ein Arzt, ein Apotheker, ein Gastwirt und ein junger Kaufmann einschreiben lassen. Im ganzen dürften etwa 10000 in Deutschland Geborene in der Kolonie Viktoria leben und dieselben haben sich überwiegend auf dem Lande, und zwar meist im Wimmera-Distrikt angesiedelt, wo sich evangelisch-lutherische Pfarrgemeinden in Murtoa und Natimuk, im sogenannten „Garten der Wimmera", sowie in Dimboola, Horsham, Hopetoun, Kornheim und Ni-Ni befinden; sodann besitzen Hochkirch im Western-Distrikt, Melbourne, Doncaster bei Melbourne, Ballaarat, Bendigo und Germantown bei Geelong deutsche Pfarrgemeinden, Ballaarat und Bendigo auch deutsche Klubs. Die deutschen Farmen sind oft zehn und mehr Meilen von den Pfarrplätzen entfernt gelegen, und die meisten der Pastoren haben außer an ihrem Wohnort auch noch in einer Anzahl Gemeinden der Nachbarschaft seelsorgerisch zu wirken; auf dem Lande ist das kirchliche Leben reger als in den Städten mit ihren vielseitigen anderen Anregungen und Ablenkungen. Die hier lebenden deutschen Kolonisten treiben Weizenbau und Milchwirtschaft, wobei ihre Frauen brav mitarbeiten, besitzen meist Bodenflächen von 320 Acres und sind überwiegend sparsame und geachtete Leute, wenn auch kaum ein „Reicher" darunter ist. Einige von ihnen, so besonders die im Wimmera-Distrikt angesiedelten Württemberger, haben bislang überhaupt noch kein Englisch gelernt, so daß in den Läden dieses Bezirks

die Verkäufer deutsch verstehen müssen. Eine deutsche Zeitung besteht aber in Viktoria nicht, und die hiesige englische Presse ist sehr antideutsch.

In Melbourne mögen etwa 2000 Deutsche leben, doch ist deren nationaler Zusammenhalt trotz der sieben hier bestehenden deutschen Vereine nur gering. Obenan stehen unter letzteren der Deutsche Krankenverein mit einem Kapital von 2700 Pfund Sterling für Kranken- und Beerdigungskasse, und für gesellige Zwecke der „Deutsche Verein von Viktoria" mit hundert Mitgliedern, welche fünf Guineas Jahresbeitrag zahlen, und mit einem kleinen, aber freundlichen eigenen Heim, das allerdings noch mit 8000 Pfund Sterling Schulden belastet ist. Dann folgen ein Deutscher Turnverein, der Quartettverein „Arion", ein Gesangverein, der Konkordia- und der Tivoli-Klub, die letzteren alle meist von Handwerkern besucht und stark mit Engländern gemischt, welche gern die Gelegenheit benutzen, hier auch am Sonntag kegeln, tanzen und mit den Schenkmädchen singen zu können, während die Engländer im allgemeinen den Sonntag auch in Australien unter großer Stille begehen. Hervorragende oder sonderlich bemittelte deutsche Kaufmannsfirmen sind auch in Melbourne nicht vertreten; man findet zwei deutsche Wolleinkaufsfirmen, einige jüdische, mit Bankgeldern arbeitende größere Geschäfte, deren Chefs verengländert sind, einige deutsche Agenten, Buchdrucker, Rechtsanwälte, Ärzte und Lehrer, aber die meisten hier lebenden Deutschen sind Handwerker und Arbeiter. Seit 30 Jahren besitzt Melbourne gegenüber der schönen katholischen St. Patrik-Kathedrale auch eine kleine, aber freundliche, deutsch-evangelische Kirche, turmlos, in gotischem Stile aus Blaustein aufgeführt, und daneben in gleicher Bauart ein schönes Pfarrhaus und eine deutsche Schule. Die letztere hat als solche allerdings zu bestehen aufgehört, seitdem der Unterricht in den öffentlichen Schulen Viktorias unentgeltlich erteilt wird; man hat seitdem das Gebäude an einen englischen Kindergarten vermietet und sich die Räume nur für Sonntag zu deutschem Religionsunterricht reserviert. Eine deutsche Sonnabendschule ist im März 1899 mit 60 Kindern eröffnet worden. Der hiesige deutsche Pastor war früher jüdischer Weinreisender und seine Umwandlung von Saulus zu Paulus hindert ihn nicht, an den hier so beliebten Spekulationen teilzunehmen und einen Nebenverdienst durch Büchervertrieb zu suchen.

Während die meisten anderen australischen Kolonieen einen Ueberschuß der Einwanderung über die Auswanderung aufweisen, sind aus Viktoria letzthin mehr Leute aus- als eingewandert, und im Jahre 1898 betrug der dadurch verursachte Abgang 12262 Seelen. Die Einwanderung nach hier ist denn auch zur Zeit nicht anzuraten. Grund und Boden ist durch die Dichtigkeit der Bevölkerung in Viktoria teurer, als in irgend einer anderen der sieben australischen Kolonieen, und Land, welches in Viktoria 8 Pfund Sterling der Acre kostet, ist in Neu-Südwales gleich gut zu 4 Pfund Sterling und in Südaustralien noch billiger zu haben; wertvolle Staatsländereien sind in Viktoria schon selten, in anderen Kolonieen aber noch reichlicher vorhanden, und da ist es denn nicht zu verwundern, daß Viktoria seinen Bevölkerungsüberschuß an andere Kolonieen abgiebt und Neuankömmlinge Viktoria meiden. Öffentliche Bauten sind zur Zeit meist eingestellt, nachdem man doch endlich herausgefunden hatte, daß eine kleine Kolonie nicht endlos mit geborgtem Gelde

wirtschaften kann, und die früher bei Eisenbahnbau 2c. beschäftigten, mit Familienanhang auf 100000 Köpfe geschätzten Arbeiter sind teilweise nach Westaustralien, Südafrika und anderen Kolonieen ausgewandert. Seit Anfang der 90er Jahre weist denn auch Viktoria, welches sich bis dahin besonders flott entwickelte, die geringste Zunahme der Gesamtbevölkerung unter allen australischen Kolonieen auf.

Auch in Viktoria hat man strenge Gesetze gegen weitere Zulassung von Chinesen eingeführt, indem man den Schiffen nur auf je 500 Tons Raum die Landung eines Sohnes des himmlischen Reiches erlaubt, und neuerdings verlangt man von diesen außerdem eine gewisse Kenntnis der englischen oder einer anderen europäischen Sprache in Wort und Schrift.

Der Kolonie Hauptstadt Melbourne, in nur leicht gewellter Ebene ohne landschaftliche Reize am Yarra-Yarra-Fluß, sechs Kilometer von dessen Mündung in den Port Phillip gelegen, ist nach Lord Melbourne benannt, der zur Zeit ihrer Gründung englischer Premierminister war, zählte im Jahre 1836 erst 13 Hütten und hat sich inzwischen zu einer weit ausgedehnten stolzen Stadt mit fast einer halben Million Einwohner entwickelt, die einen durchaus modernen, und zwar mehr amerikanischen als englischen Eindruck macht. Weit mehr als Sydney trägt sie den Typus der „Großstadt", und mit den 469680 Einwohnern, welche sie 1899 aufwies, steht sie an der Spitze aller australischen Städte.

Die eigentliche City besteht nur aus acht, vom Flusse aufsteigenden, 99 Fuß breiten Straßen, die im rechten Winkel von den fünf, je eine englische Meile langen Hauptstraßen gekreuzt werden; zwischen letzteren laufen engere Parallelstraßen, ursprünglich nur für den schweren Frachtverkehr und zu Hintergebäuden bestimmt, seitdem der Bodenwert im Centrum der Stadt aber so enorm gestiegen ist, hat man auch in diesen Hinterstraßen, welche den Namen der betreffenden Hauptstraßen mit vorgesetztem „Little" tragen, monumentale Geschäftsbauten aufgeführt, und besonders die hinter der Uferstraße Flinders Street laufende Little Flinders Street, gewöhnlich „The Lane" genannt, ist der Hauptsitz des Importhandels geworden. Während in Sydneys Architektur der Sandstein eine große Rolle spielt, bestehen Melbournes Bauten meist aus Ziegel und Cement, da hier in der Nähe nur ein düsterer, Bluestone genannter Basalt, aber kein Sandstein gefunden wird; eine Reihe originell und prunkvoll gebauter Bankgebäude in Collinsstreet, daneben eine Anzahl stattlicher öffentlicher Bauten, zahlreiche Kirchen — einschließlich zweier kleiner Synagogen — und die Paläste der eleganten „Melbourne" und „Australian" Klubs treten besonders hervor. Vielfach bekommt man allerdings den Eindruck des Unfertigen und Unausgeglichenen, neben zwölfstöckigen massiven Geschäftspalästen sieht man selbst in den Hauptstraßen hin und wieder noch niedrige und schmale Bretter- und Wellblechbuden, stellenweise sogar noch unbenutzte Baustellen, denn der 1893er Krach ist nirgends schlimmer verspürt worden, als in dem spekulationssüchtigen Melbourne. Sieben der hiesigen Banken sahen sich damals gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen, auch sämtliche anderen forderten schwer empfundene Nachzahlungen von ihren Aktionären, und wer überhaupt etwas zu verlieren hatte, wurde in Mitleidenschaft gezogen. Tausende von überflüssig gewordenen Angestellten mußten damals entlassen werden und gingen teilweise nach West-

Australien und Südafrika, woher sie inzwischen vielfach zurückgekehrt sind. Auch heute ist das Geschäft in Viktoria noch nicht so solide, wie in Sydney, wenn man an letzterem Platze die „Fixed pay days“ auch nicht so strikte einhält, wie in Melbourne. Die hiesige Fondsbörse ist in einem stolzen Bau untergebracht, welcher gleichzeitig als Klub eingerichtet ist und in seinem „Call Room“, dem Saale, wo täglich die Wertpapiere gehandelt werden, 120 Sitze für die Makler aufweist. Diese Plätze sind sehr gesucht, und das Benutzungsrecht eines frei gewordenen Sitzes wurde Anfang 1899 trotz der schlechten Zeiten mit 1000 Pfund Sterling bezahlt.

Unter Melbournes Gasthöfen steht weit voran das ruhige, vornehme und ausgezeichnet gehaltene Menzies Hotel, welches man als eins der gediegensten Hotels in allen 5 Erdteilen überhaupt bezeichnen kann; behagliche Räume, exquisite Küche und Keller, tadellose Bedienung und mäßige Preise — nur 12/6 pro Tag — sichern dem Hause einen treuen, festen Kundenkreis. Eine Spezialität von Melbourne sind die sogenannten „Coffee Palaces“, Temperenzhotels von teilweise riesiger Ausdehnung, wie z. B. das „Grand-Hotel“, in denen man — im Gegensatz, zur allgemeinen australischen Regel — auch Zimmer allein, ohne volle Pension, bekommen kann.

Die belebtesten Straßen in der City sind Collins und Bourke Street, und besonders der zwischen diesen beiden Straßen und Swanston und Elizabeth Street liegende „Block“ bildet jeden Nachmittag den beliebtesten Flaneur-Rundgang. Ein überaus reger Verkehr — wie in allen englischen Städten — herrscht auch hier an Sonnabend-Abenden, und speziell flutet die Menge zwischen dem stattlichen Generalpostamt und der hellerleuchteten großen Markthalle, welch' letztere durch anspruchslose Musikdarbietungen, Schießbuden und sonstige Vergnügungen zwischen den Verkaufsständen ein wahres Jahrmarktsbild bietet. Sieben zum Teil recht schöne Theater gewähren mehr oder weniger edlere Kunstgenüsse.

Am östlichen Ende von Bourke Street erhebt sich auf leichter Anhöhe der prunkvolle Bau des Kolonialparlaments in klassischem Stile, mit einer von dorischen Säulen gezierten Sandsteinfassade; die Fertigstellung des stolzen Baues ist durch die Ungunst der Zeiten allerdings hinausgeschoben worden, noch fehlt die Kuppel, welche die Vorderseite zu krönen bestimmt ist, und die Seitenflügel sind unausgebaut. Unter denselben Verhältnissen leidet die Fertigstellung des in Swanston Street liegenden mächtigen Museums, welches eine stattliche massive Front aufweist, an seiner Rückseite bislang aber nur provisorische Wände zeigt. Das Museum enthält eine Gemälde- und Statuen-Galerie, Porzellan-, ethnologische und geologische Sammlungen und beherbergt gleichzeitig die 300000 Bände zählende Bibliothek. Durch ganz Australien, und selbst in sehr kleinen Orten, findet man überhaupt die schöne Einrichtung öffentlicher Lesehallen und Bibliotheken, deren Äußeres vom kleinen bescheidenen Holzhäuschen bis zum prunkvollen Palast aufsteigt. Das plötzliche Versiegen öffentlicher Gelder macht sich auch weiterhin äußerlich sichtbar: Das neben dem imposanten Generalpostamt liegende Telegraphenamt ist vorläufig in einer elenden Bude untergebracht, der am Yarrafluß liegende, von zwei runden Spitztürmen flankierte anspruchsvolle Rotziegelbau des ausgedehnten Produktenmarktes weist in seinem hohen viereckigen Mittelturm an Stelle der Zifferblätter mit Brettern vernagelte Rundungen auf, in denen

Uhren angebracht werden sollten, mangels der nötigen Mittel aber vorläufig nicht angebracht wurden, und ähnliche Unfertigkeit findet man bei der Universität, bei dem naturhistorischen Museum und noch anderwärts.

Sehr groß ist die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten verschiedenster Art. Recht erbärmlich ist in Melbourne die Straßenbeleuchtung, welche zwar elektrisch, aber soweit sie nicht durch den aus den Läden fließenden Lichtschein ergänzt wird, doch so dürftig ist, daß sie nur von Mördern und Dieben dankbar empfunden werden kann.

Um die eigentliche City herum gliedern sich nach allen Seiten so ausgedehnte Vorstädte an, daß der ansehnliche Kern der Stadt daneben ganz unbedeutend erscheint; auch hier herrscht durchgängig das Prinzip des Einzel-Familienhauses. Ein vorzügliches System von Kabeltrambahnen, etwa 43 englische Meilen lang, verbindet Stadt und Vorstädte; für 3 Pence kann man 4 Meilen weit fahren, und kauft man sich Karten, so bekommt man deren 8 Stück für einen Schilling; einige Strecken kosten nur einen Penny. Nur in den Vorstädten werden teilweise auch Pferde für die Straßenbahnen benutzt, sonst aber ausschließlich Kabel, und zwar ist hier nicht wie in Sydney der Staat der Besitzer der Trams, sondern eine Privatgesellschaft. Omnibusse, altmodische Hansoms und verdeckte Wagonettes vermitteln neben den Trambahnen den Verkehr.

Die Wasserversorgung der Stadt erfolgt durch das 31 km nördlich von ihr gelegene Yan Yean Reservoir, einen durch Abdämmung mehrerer Flüsse gebildeten See, und die Gesamtanlage hat nicht weniger als 4 Millionen Pfund Sterling gekostet.

Eine ganz besondere Schönheit Melbournes bildet eine Reihe großer und teilweise prächtig angelegter und gehaltener öffentlicher Parks. Im Nordosten der City, nahe dem düsteren, festungsartigen Centralgefängnis und dem die Stadt überragenden Feuerwacht-Turm befinden sich zunächst die mit Blumen- und Wasser-Anlagen geschmückten Carlton Gardens, in deren Mitte sich der 500 Fuß lange und 100 Fuß hohe, ziemlich nüchterne hölzerne Ausstellungspalast erhebt, dessen Wellblechdach von einer 223 Fuß hohen achteckigen Kuppel gekrönt wird. Hier fanden die Weltausstellungen von 1881/82 und von 1888/89 statt, jetzt dient das Gebäude zu allerlei Aufführungen und Sports und bietet auch einem Aquarium Unterkommen. Der boulevardartigen Viktoria-Straße nach Osten folgend, gelangt man von hier bald zu den von vornehmen öffentlichen und privaten Bauten umrahmten Fitzroy Gardens, welche aus dürrem, urwaldlichem Busch in einen entzückenden, gut bewässerten Park umgewandelt worden sind, in dem sich englische und australische Vegetation in reizvollem Gemisch begegnen; Eukalyptus, Ficus, Cordyline, Araucarien, Palmen und Farrenbäume finden sich hier neben hohen Trauerweiden, Pappeln, Eichen, Oleandern und Monterey-Kiefern.

Geht man von der City aus nach Norden, vorbei an dem in italienischem Stile gebauten, kuppelgekrönten Gerichtshof, weiterhin der einfachen Münze und den anspruchslosen Flagstaff Gardens, so finden wir ausgedehnte schöne Gartenanlagen rings um die gotischen Gebäude der 1853 gegründeten Universität, dahinter den großen, wie ein Gartenpark angelegten Melbourne Kirchhof, der einen schönen Blick auf die fernen blauen Berge bietet. Ich habe bereits erwähnt, daß

Melbournes Gesamtlage nüchtern ist, doch giebt es gerade in und um Melbourne eine Reihe landschaftlicher Bilder von entzückendem intimeren Reize. Westlich vom Kirchhof folgt der ausgedehnte lichte Royal Park, der auch einen reichhaltigen und schön angelegten zoologischen Garten umschließt; besonders die australische Fauna ist hier begreiflicherweise sehr gut vertreten. Noch etwas weiter nach Westen, in Flemmington, liegt der große Rennplatz, wo jährlich im November der Melbourne Pokal, Australiens berühmtester Rennpreis, umstritten wird.

Wenden wir uns nun nach Süden und überschreiten auf einer mächtigen, dreibogigen Steinbrücke die Yarra, so erreichen wir bald den ausgedehnten Park, in dessen Mitte sich auf einer leichten Anhöhe das Gouverneurpalais erhebt, ein großer plumper Kasernenbau aus Ziegel und Cement mit einem stumpfen Turme und italienischen Renaissance-Anklängen, der einen recht nüchternen Eindruck macht und trotz der allmählich auf ihn verwandten 200000 Pfund Sterling Flickwerk geblieben ist; um so schöner sind die ihn umgebenden Parkanlagen und der botanische Garten. Um zu letzterem zu gelangen, passieren wir das vorzüglich ausgerüstete und von unserem Professor Neumayer eingerichtete Observatorium und das Haus, wo ein anderer berühmter Landsmann von uns, der aus Rostock stammende Baron Ferdinand v. Müller (geb. 1825, gest. 1896) so lange gelebt hat; derselbe wurde im Jahre 1847, erst 22 Jahre alt, zunächst von der Kolonie Südaustralien für geographische und besonders botanische Studien engagiert, ging 1852 als Regierungsbotaniker nach Viktoria, explorierte die Australischen Alpen und übernahm später die Direktion des botanischen Gartens in Melbourne, den er in wenigen Jahren zu einem der berühmtesten derartigen Institute überhaupt erhob. Er selbst benannte mehr als 2000 Pflanzen und erwarb sich auch große Verdienste um Acclimatisation von Kulturpflanzen. Namentlich veranlaßte er die massenhafte Anpflanzung von Eukalyptus in den Mittelmeerländern und anderen gemäßigt warmen Zonen, wodurch er zur Verbesserung des Klimas ausgedehnter Länderstrecken beitrug. Die von ihm verfaßte „Flora australiensis“ steht einzig in ihrer Art da. Der botanische Garten Melbournes ist eine wahre Perle, sowohl in Betreff seiner malerischen Anlage, als wegen des Reichtums des hier gebotenen Pflanzenmaterials. Auf leicht gewelltem Terrain ziehen sich um einen gewundenen Teich herum prächtig gehaltene weite Rasenplätze, auf denen in schön angelegten Gruppen, durchgängig mit den botanischen Bezeichnungen versehen, eine großartige Sammlung tropischer, subtropischer und antarktischer Flora vereinigt ist; Melbournes extreme Temperaturen sind 0 und 42° C. im Schatten. Von dem botanischen Garten schweift der Blick nach der von Türmen und Kuppeln überragten Stadt, und im Vordergrund, gleich jenseits des Yarra-Flusses, zeigt sich im Yarra-Park der schöne große Spielplatz des „Criquet und Football Clubs“, dessen elegante, massiv gebaute Tribünen zu den größten irgendwo existierenden gehören.

Der Lauf des vielgewundenen Yarra-Flusses, welcher durch seine häufigen Überschwemmungen viel Schaden angerichtet hat, wird jetzt reguliert, womit man Arbeitslose beschäftigt und in den letzten 3 Jahren 70000 Pfund Sterling ausgegeben hat. Weiter flußaufwärts ist der Strom mit seinem klaren Wasser, parkartigen Ufern und freundlichen Villen stellenweise recht malerisch, von der Stadt nach dem Meere zu aber bildet er ein schmutziges Gewässer, das zum Selbstmord einladet und dazu auch recht häufig benutzt wird.

Die Hafenanlagen von Melbourne befinden sich im Westen der Stadt und ziehen sich etwa eine englische Meile lang am Norduser des Yarra-Flusses hin, das hier mit hölzernen Bollwerken und einer Reihe von Güterschuppen aus Wellblech eingefaßt ist. Es können zwar mit der Flut Schiffe bis zu 27 Fuß Tiefgang nach der Stadt heraufkommen, doch bleiben sämtliche überseeische Postdampfer in der Bai von Port Phillip und löschen und laden daselbst an den beiden langen Anlegebrücken von Port Melbourne, einem kleinen Orte, welcher nur 10 Minuten Eisenbahnfahrt von Melbourne entfernt ist. Auch Port Melbourne gegenüber, in dem an der Mündung des Yarra-Flusses selbst liegenden Williamstown befinden sich Anlegebrücken für die größten Dampfer, Schiffsbauwerfte, Patentslips und ein Trockendock. Den Fluß herauf bis zum Herzen der Stadt Melbourne kommen gewöhnlich nur die Kolonialdampfer; während meines Besuches lagen im ganzen nur etwa 12 Dampfer und Segler an den Melbourner Quais, und der „Hafen" machte also keineswegs einen belebten Eindruck. Auf der Südseite des Flusses befinden sich Schiffsreparaturanstalten, an der Nordseite wenig benutzte Docks.

Die Port Phillip-Bai bildet ein mächtiges, 800 englische Quadratmeilen großes, allerdings vielfach seichtes Becken, wovon drei Viertel guten Ankergrund bieten; allein der nördliche Teil, um Port Melbourne herum, vermag 800 Schiffen Ankerplatz zu gewähren. Eine westliche Einbuchtung von Port Phillip bildet den guten Hafen von Geelong, einer freundlichen Stadt mit fruchtbarer Umgebung, welche mit 18000 Einwohnern die viertgrößte der Kolonie ist, eine lebhafte Industrie, besonders Wollweberei, besitzt und bequeme Gelegenheit zum direkten Laden von Wolle bietet. Die im Süden zwischen zwei schmalen Halbinseln, den „Port Phillip Heads", gelegene Einfahrt zur Bai ist nur 4000 Yards breit, durch ausgedehnte Sandbänke, Untiefen und Flutströmungen gefährdet und auf beiden Seiten befestigt. Im Westen liegt hier auf malerischer Klippe der von zwei Leuchttürmen überragte Badeort Queenscliff mit großen Hotels inmitten schöner Gärten und mit gutem Badestrand. Östlich der Einfahrt finden wir in dichtem Busch eingebettet die Lepra-Station und weiterhin die schönen Quarantäne-Gebäude. Eine Reihe malerisch gelegener kleiner Orte, wie Sorrento und Dromana, bilden beliebte Sommerfrischen und Seebäder und sind durch ausgezeichnet eingerichtete, nach dem amerikanischen Ferrysystem gebaute Vergnügungsdampfer von Port Melbourne aus bequem zu erreichen. Die Entfernung von Port Melbourne bis Port Phillip Heads beträgt 37 Meilen, und da die Ufer überall niedrig sind, so kann man die weite Bai nicht von einem zum anderen Ende übersehen.

Unter den zahlreichen schönen Vorstädten Melbournes mit ihren gefälligen Villen und Gärten ist eine der beliebtesten das südlich der Stadt an der Port Phillip-Bai gelegene St. Kilda mit seiner eleganten Strandpromenade und guten Badegelegenheiten.

Alles in allem macht Melbourne für die kurze Zeit seines Bestehens einen verblüffend großartigen Eindruck. Allerdings ist dabei in Betracht zu ziehen, daß die Unterwerfung der dünn vertretenen Eingeborenen hier wie auf dem gesamten australischen Kontinent der Kolonie so gut wie keine Anstrengungen und Opfer

auferlegte, daß aus Verkauf und Verpachtung von Kronländereien bislang große Summen flossen und daß neben diesen großen Einnahmen imposante Anleihen erlaubten, aus dem Vollen zu wirtschaften.

Die zweitwichtigste Stadt Viktorias nach Melbourne ist mit 39000 Einwohnern Ballaarat im Centrum eines der goldreichsten Gebiete der Erde, dessen ergiebige Alluvialböden vom Jahre 1851 ab ausgebeutet wurden; allmählich nahm man aber mehr und mehr auch die Quarzgänge in Angriff und bearbeitet dieselben heute in bis zu 1100 Fuß tiefen Schächten. Das etwas weiter nördlich liegende Bendigo mit 30000 Einwohnern bildet die dritte Stadt Viktorias, und in den großen Goldfeldern der Umgebung hat man seit 1872 mit Erschließung der Quarzriffe durch Schächte begonnen, welche heute bis zu 3350 Fuß Tiefe reichen. Beide Minenstädte besitzen in ihren stattlichen Straßen zahlreiche schöne Gebäude und fruchtbare Umgebungen, bieten aber demjenigen Reisenden, welcher sich nicht speziell für die Goldindustrie interessiert, kaum etwas Charakteristisches.

Benutzt man die Melbourne—Bendigo Bahn weiter nach Norden, so erreicht man nach 12 Stunden ziemlich eintöniger Fahrt die Endstation Swan Hill am Murrayfluß, und von hier aus giebt es einmal in der Woche Gelegenheit, in zweitägiger Dampferfahrt durch charakteristische australische Flußlandschaft bequem Milbura und seine Irrigationskolonie erreichen zu können, welche noch keinen Anschluß an die Bahn haben, mit Swan Hill aber auch noch durch dreimal in der Woche fahrende, auch fast zwei Tage gebrauchende Coach verbunden sind.

Landschaftlich lohnender ist die 2- bis 3tägige Tour nach den Gippsland-Seen, wobei man von Melbourne aus mit der Bahn in 7 Stunden bis Sale fährt, von dort aus auf dem Dampfer die Wellington-, Viktoria- und King-Seen bis zur Meereseinfahrt besucht und eventuell von da aus noch eine Coachfahrt nach dem schönen Tyers-See unternimmt. Auch von hier aus kann man eventuell einen fünftägigen Ausflug nach den australischen Alpen anschließen, doch sind die Fahrstraßen daselbst nur während des Sommers benutzbar.

Das 55 km nordöstlich von Melbourne gelegene, per Bahn zu erreichende Healesville bietet in seiner Missionsanstalt Coranderrk bequeme Gelegenheit, Yarra-Neger zu sehen, meist abstoßend häßliche, verlotterte, schmutzige und faule Gesellen. Fährt man von hier aus mit der Coach weiter nach Marysville durch typisch australische Buschscenerie, so kann man einige der höchsten Bäume der Erde, Eukalyptus amygdalina, bewundern.

Die angenehmste Jahreszeit zum Besuche von Viktoria bilden die Monate März bis Mai und September bis November.

Von Melbourne aus bietet sich die bequemste Gelegenheit zu einem Besuche der der Südküste Australiens vorgelagerten Insel Tasmanien.

Tasmanien.

Als im Jahre 1642 Anton van Diemen, Gouverneur von Holländisch-Indien, von Batavia aus Abel Tasman mit der Aufgabe betraute, mit den beiden kleinen Schiffen „Heemskirk" und „Zeehan" das sagenhafte „Große Südland" zu erforschen, entdeckte dieser kühne Seefahrer die von ihm nach seinem Auftraggeber „Vandiemensland" benannte Insel, welche er für einen Teil des gesuchten Kontinents hielt. Da er sich hier in Storm Bay vor seiner Weiterfahrt nach Neuseeland nur 5 Tage aufhielt, war es ihm nicht möglich, diesen Irrtum zu berichtigen, und es vergingen über 100 Jahre, ehe weitere Europäer überhaupt nach hier kamen. 1772 landete der von Mauritius kommende, auch auf der Suche nach dem Südkontinent begriffene französische Kapitän Marion de Fresne in Frederick Hendrick Bay, fand das Land und seine Einwohner aber ungastlich. Fourneaux entdeckte dann 1773 die Adventure Bay, welche 1777 auch von Cook berührt wurde, aber erst der Admiral Bruné d'Eutrecasteaux, dessen Expedition 1792—93 das Schicksal des verschollenen La Pérouse erforschen sollte, fand den nach ihm benannten Kanal, den Huon- und den Derwent-Fluß auf. Im Jahre 1798 durchfuhren dann der Marinearzt Dr. Baß und der Schiffsleutnant Flinders zuerst die „Baßstraße", entdeckten Port Dalrymple, an welchem das heutige Launceston liegt, sowie das Nordwestkap Grim, und stellten durch ihre Umfahrung den Insel-Charakter Tasmaniens fest.

Die erste europäische Kolonisation der Insel fand im Jahre 1803 dadurch statt, daß Leutnant Bowen von Neu-Südwales aus, nachdem er die Insel formell für England in Besitz genommen, in Risdon, vier Meilen flußaufwärts von dem heutigen Hobart, eine Sträflingsansiedelung anlegte und mit 16 Züchtlingen besetzte; Bowens Nachfolger, Oberst Collins, gründete im nächsten Jahre, nachdem er den Versuch, Port Phillip zu kolonisieren, aufgegeben hatte, eine Ansiedelung auf der anderen Seite des Derwent, benannte diese nach dem damaligen Kolonialminister Hobart und landete hier 307 von England herausgebrachte Sträflinge und die dazu nötigen Beamten und Wachmannschaften. Der erste blutige Zusammenstoß mit den eingeborenen Schwarzen erfolgte, durch Schuld der Engländer, schon im Mai desselben Jahres, indem die englischen Soldaten, aus Furcht, oder aus Mißverständnis gegebener freundlicher Zeichen, eine mit ihren Familien auf friedlicher Känguruhjagd begriffene Horde von 50 Köpfen erschossen. Im nächsten Jahre griffen die Eingeborenen die junge Ansiedelung ihrerseits an, wurden aber zurückgeworfen, und es entspann sich nun der lang anhaltende „schwarze Krieg", welcher erst 1832 sein Ende erreichte, nachdem die Mehrzahl der bedauernswerten Eingeborenen, die man auf 4—5000 geschätzt hat, von den Engländern wie wilde Tiere ausgerottet worden waren.

Als Ort der zweiten Ansiedelung auf der Insel wurde von Sydney aus im Herbst 1804 Port Dalrymple am Tamar-Fluß, und zwar zunächst Yorktown, gewählt, die Niederlassung aber zwei Jahre später weiter flußaufwärts nach Launceston, der jetzigen Hauptstadt von Nord-Tasmanien, verlegt.

Die Fortschritte der Kolonie waren anfangs jedoch sehr langsame, und die Kolonisten, betreffs ihres Unterhalts auf Zufuhren von auswärts angewiesen, hatten oft einen harten Kampf um das Dasein zu bestehen. Die ersten Getreideernten mißglückten teilweise, die ersten Schafe und Rinder wurden erst drei Jahre nach Gründung der Kolonie eingeführt, und so war man zeitweise auf Känguruhfleisch als fast alleinige Nahrung angewiesen. Das in den frühsten Tagen der Ansiedelungen kursierende „Geld“ bestand großenteils aus Zahlungsversprechungen, und charakteristisch für die damals herrschenden eigentümlichen Verhältnisse ist die Thatsache, daß die Polizeisoldaten ihren Gehalt in Gestalt von Rum erhielten.

Im Jahre 1812 besuchte Gouverneur Macquarie von Sydney aus die Insel, welche damals etwa 1300 Weiße zählte, und im gleichen Jahre wurden die beiden Militärposten am Derwent und am Tamar unter eine Verwaltung gestellt. Seitdem fing die Kolonie an, sich allmählich zu heben, im Jahre 1813 wurden die Häfen der Insel für den allgemeinen Handel geöffnet, 1816 konnte man das erste überschüssige Getreide nach Sydney, 1819 die erste kleine Sendung von 8 Ballen Wolle nach England ausführen, und Walfischfang wurde mit gutem Erfolg bis selbst in den Derwent hinein betrieben. Im Jahre 1820 wurden die ersten 200 Merinolämmer von Macarthurs Zucht aus Neu-Südwales importiert, welche Tasmaniens Wolle berühmt gemacht haben, und im Jahre 1821 ergab der Census: 7400 weiße Einwohner, 182000 Schafe, 34000 Rinder, 550 Pferde und 1500 Acres kultiviertes Land; auch eine gewisse Industrie fing sich zu entwickeln an.

Wie wohlthätig die gerechte Verwaltung von Oberst George Arthur 1824—36 im Gegensatz zu derjenigen seiner autokratischen Vorgänger wirkte, ist in der allgemeinen geschichtlichen Einleitung bereits erwähnt worden, ebenso, daß mit seinem Amtsantritt die Lostrennung Vandiemenslands von Neu-Südwales zusammenfällt.

Wie für die anderen australischen Kolonieen, so bildete sich auch für die wirtschaftliche Aufschließung dieser Insel eine Gesellschaft in England, und zwar schon im Jahre 1828 die „Vandiemensland Company“, welche zunächst 250000, später weitere 100000 Acres Land zugewiesen bekam und bis in die neuste Zeit hinein für die Entwickelung der Kolonie thätig war. Nach ihrem ersten Präsidenten James Bischoff, einem Deutschen, ist der Zinnberg Mount Bischoff benannt.

Im Jahre 1836 wurde die Insel von Charles Darwin besucht, und die antarktischen Forschungsreisenden Sir James Roß und Kapitän Crozier, welche auf den Schiffen „Erebus“ und „Terror“ 1841—42 bis zum 78° südlicher Breite vordrangen, hatten den Derwent als Basis ihrer Expedition, deren Botaniker Dr. Josef Hooker auch die tasmanische Flora eingehend untersuchte.

Die Entdeckung von Gold auf dem australischen Kontinent im Jahre 1851 übte für eine lange Reihe von Jahren auch auf Tasmaniens Bevölkerung eine lebhafte Anziehungskraft aus, dagegen bedeuteten Fortschritte in seiner eigenen Entwickelung die 1853 aufgehobene Deportation nach hier und die 1855 zugestandene Selbstverwaltung für das seit Anfang 1856 „Tasmania“ genannte Land.

Seitdem hat sich diese Kolonie mit einigen Unterbrechungen ruhig entwickelt und zählte 1899 177000 Einwohner, darunter 940 Chinesen. Tasmanien stand unter den australischen Kolonieen den Chinesen bislang am meisten offen, dieselben brauchten nur eine Polltaxe von 10 Pfund Sterling zu bezahlen. Seit dem Frühjahr 1899 kann hier aber jeder Einwanderer aufgefordert werden, 50 Worte in einer europäischen Sprache zu schreiben, und diese Bestimmung ist natürlich hauptsächlich gegen die Chinesen gemünzt. Der Wohlstand hier ist ziemlich gleichmäßig verteilt, die Zahl der „Unbeschäftigten" ist weniger groß als in den Nachbarkolonieen, und Tasmanien trägt nach jeder Richtung hin, nach Art seiner Natur, wie seiner Bevölkerung, weit mehr den charakteristisch englischen Stempel, als irgend eine der australischen Festlandskolonieen.

Die Insel hat die Gestalt eines nach Süden gerichteten unregelmäßigen Dreiecks und ist 67894 □km groß, wobei die umliegenden Inseln mit eingerechnet sind, entspricht also etwa dem Umfang von Ceylon oder von Irland. Die Hauptinsel ist an der Westküste steil und felsig und hat dort außer dem tief eindringenden Macquarie-Hafen wenig Einschnitte, während die Südostküste außerordentlich reich ausgebuchtet ist, an der Ostseite die Oysterbay und an der Nordküste Port Dalrymple die wichtigsten Buchten bilden. Zwei durch eine centrale Senkung geschiedene Gebirgsketten, von denen zahlreiche Ausläufer ausgehen, durchziehen die Insel von Süd nach Nord; die östliche derselben erreicht im Ben Lomond 1527 m, während in der westlichen, einem durchschnittlich 1000 m hohen Tafelland, der Cradle Mountain bis zu 1545 m aufsteigt. Von der Nordostecke Tasmaniens kann man an einem klaren Tage die Fortsetzung der Gebirgskette über die Reihe felsiger Inseln der Baßstraße verfolgen, welche den früheren Zusammenhang Tasmaniens mit dem australischen Festlande beim Wilson-Vorgebirge in Viktoria andeuten. Die Formation ist überwiegend basaltisch, und Spuren früherer vulkanischer Thätigkeit sind auf der Insel mannigfach vertreten. Sind die Gebirge auch nicht sonderlich hoch, so sind sie doch überreich an pittoresken Scenerien, an engen Felsschluchten, durch welche schäumende Gießbäche brausen, und an wilden, eigenartigen Felspartien, bei welchen der in schlanken Säulen anstehende Basalt eine besondere Rolle spielt. In der Mitte der Insel befindet sich eine Reihe großer Seen mit malerischer Umgebung, unter denen der Große See, St. Clair-, Sorell- und der Echo-See die nennenswertesten sind, und aus diesen kommen auch die meisten Flüsse: die nach Süden fließenden Derwent und Huon, der Tamar nach Norden, der Gordon nach Westen abfließend und in ihrem Unterlauf sämtlich schiffbar. Der Wasserreichtum Tasmaniens erscheint, im starken Kontrast zu der berüchtigten Trockenheit des nahen Kontinents staunenerregend, allenthalben entsprudeln dem üppigen Waldboden starke klare Quellen.

Das Klima von Tasmanien, mild und feucht mit vorherrschend westlichen Winden, ist kaum minder herrlich als das berühmte Klima Neuseelands. Da Tasmanien zwischen dem 41. und 43.° südlicher Breite liegt, so ist von einem Winter im Thale und an den Meeresküsten kaum etwas zu spüren, lediglich auf den Bergen und Plateaus über 1000 m hält sich der Schnee monatelang. Andrerseits weht während des Sommers Tag und Nacht eine erquickende Seebrise, so daß vom Festlande, namentlich von Melbourne aus, wo die Sommerhitze nicht

selten unerträglich ist, während der bösesten Monate ganze Scharen von Sommerfrischlern das Eiland, diesen „Garten Australiens“, überfluten. Selbst von England aus wird Tasmanien während des europäischen Winters als Gesundheitsstation aufgesucht.

In der Vegetation vereinigt Tasmanien den Charakter der antarktischen mit der südostaustralischen Flora. Das gute Weiden bietende Tafelland ist mit reichen Grasfluren überzogen, auf denen ein „Buttongraß“ genanntes Ried besonders häufig ist, wozu Moose, Flechten und Schwämme treten. Die Berglehnen weisen geschlossene Waldbestände aus mächtigen Eukalyptusarten, besonders Eukalyptus amygdalina, mit dichtem Unterholze auf, welch letzteres besonders aus Buchen (Fagus Cunninghamii), Pomaderris elliptica und Baumfarren, zumeist der mächtigen Dicksonia antarctica, besteht; letztere bilden zuweilen einen Wald im Walde. Dazu treten eine Reihe von Koniferen, wie Araucaria, Dammara, Podocarpus, Dacrydium, Phyllocladus, Fitzroya und Athrotaxis, während Palmen und andre Tropenformen hier nicht mehr vorkommen.

In seiner Tierwelt schließt sich Tasmanien an Viktoria an, ist aber beträchtlich ärmer, und von den australischen Vögeln fehlen viele auf Tasmanien ganz. Forellen und Lachse sind mit gutem Erfolg von England eingeführt worden und bieten heute in den meisten Flüssen und Seen der Insel reichen Sport, während die einst bedeutende Walfischfängerei fast ganz eingegangen ist.

Ackerbau wird namentlich in den fruchtbaren Niederungen betrieben, und zwar waren von den 1898 unter Kultur stehenden 450 000 Acres 203 000 mit gesäten Gräsern, 86 000 mit Weizen, 57 000 mit Kartoffeln und 38 000 mit Hafer bestellt. Der bergige Charakter der Insel, die teilweise dichte Bewaldung, streckenweise auch undankbarer Boden und nicht am wenigsten die bislang erstaunlich vernachlässigte Aufschließung der Insel durch Wege haben die sehr wohl mögliche weit intensivere Kultivierung Tasmaniens verhindert.

Einen großen Aufschwung hat im letzten Jahrzehnt der hiesige Obstbau genommen. Früchte aller Art, besonders Beerenfrüchte, sind hier immer so reichlich vertreten gewesen, daß man Tasmanien den Namen „Raspberryland“, das Himbeerland, beigelegt hat, in den letzten Jahren hat man aber besonders der Kultur von Äpfeln große Aufmerksamkeit zugewandt, von denen im Jahre 1897 156 000 Kisten nach England verschifft wurden. Der Gesamtwert ausgeführter frischer Früchte betrug in diesem Jahre fast 150 000 Pfund Sterling, und auch der in 6 Fabriken betriebenen Herstellung von Jams, Obstmusen, wird steigende Beachtung geschenkt, und davon exportierte man 1897 für 31 000 Pfund Sterling. Auch zur Herstellung von vorzüglichem Apfelwein werden die Äpfel hier benutzt. Besonders die deutschen Fruchtplantagen südwestlich von Hobart an den Ufern des malerischen Huonflusses und an der buchtenreichen Südküste, z. B. in Lovett, bieten uns ein erfreuliches Bild deutschen Fleißes und deutscher Sorgfalt. Lohnt auch der Anbau von Weizen, Kartoffeln und Gerste auf der Insel reichlich, so ist doch die Kultur der Gartenfrüchte noch von größerer Bedeutung. Noch vor 12 Jahren war hier alles wilder Busch, in dem sich das Känguruh tummelte, jetzt stellt diese ganze

Gegend einen Obsthain dar. Der Boden ist so ausgezeichnet, daß daselbst der Acre urbar gemachten Landes mit 25—30 Pfund Sterling, der Acre mit Apfelbäumen bester Qualität besetzten Gartenlandes aber sogar bis zu 100 Pfund Sterling bezahlt wird. Jeder Acre bringt hier aber auch 300—500 Bushel (à 36,34 Liter) Früchte, und obwohl der Preis für den Bushel nur ungefähr 2 Mark beträgt, so wird doch selbst dabei ein jährliches Erträgnis von 30—50 Pfund Sterling pro Acre erzielt.

Das Klima ist sowohl für den Hopfenbau, wie für Mälzerei und Brauerei gut geeignet, und das tasmanische Bier beherrscht nicht nur den heimischen Markt, sondern wird auch nach Viktoria und Neu-Südwales versandt.

Die in Tasmanien im Jahre 1897/98 produzierte Wolle wertete 364000 Pfund Sterling.

Was die Mineralschätze der Insel anbelangt, so wurde Gold zwar schon 1852 in der Nähe von Fingal im Nordosten der Insel gefunden und eine Zeit lang bearbeitet, aber die hiesigen Goldgräber zogen mehr und mehr nach Viktoria hinüber, und erst die im Jahre 1871 erfolgte Entdeckung der Zinnlager am Mount Bischoff in der Nordwestecke der Insel, Lager, welche zu den reichsten der Welt zählen, gab dem Bergbetrieb in Tasmanien einen neuen Anstoß; war diese Gesellschaft doch so glücklich, auf ein eingezahltes Aktienkapital von knapp 12000 Pfund Sterling Dividenden in der Höhe von $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling zahlen zu können. Seit ihrem Bestehen bis Mitte 1898 hat diese Compagnie 53436 Tons Zinnerz gefördert und schmilzt dasselbe in ihren sechs Schmelzöfen zu Launceston. Eine 47 Meilen lange Privateisenbahn verbindet den Minenort Bischoff mit dem schönen Hafenplatz Emu Bay an der Nordküste, und eine Fortsetzung dieser Bahn nach Strahan an der Westküste ist geplant. An letzterer waren bald weitere wichtige Mineralentdeckungen erfolgt, so diejenige der Silbergruben in Zeehan und Dundas im Jahre 1882, welche 1892 durch eine 36 Meilen lange Eisenbahnlinie mit Strahan am Macquarie-Hafen verbunden wurden, und die Erforschung des nahen Mount Lyell in 1886. Letzteren bearbeitete man zunächst nur auf Gold, erzielte einen Erfolg aber erst seit 1893, nachdem des Mineralogen Dr. Peters genaue Studien darauf aufmerksam gemacht hatten, wie lohnend die gleichzeitige Gewinnung von Kupfer und Silber sein würde; haben die hiesigen Kupfererze doch einen Gehalt bis zu 25 %. Die Mount Lyell-Mine hat heute ihr eigenes Schmelzwerk im Betrieb, förderte im Jahre 1897/98 Metalle im Werte von 394000 Pfund Sterling und zahlte im gleichen Jahre Dividenden im Betrage von 194220 Pfund Sterling.

Gold ist sowohl im Alluvium, wie in Quarzgängen in den nordöstlichen, nördlichen und westlichen Gebieten der Insel weit verbreitet und schwankt in Güte zwischen $3^1/_2$ und 4 Pfund Sterling pro Unze. Der Gesamtertrag des edlen Metalls belief sich 1897/98 auf 77851 Unzen aus Quarz und 2130 aus Alluvium gewonnenen Goldes.

Silbererze wurden 1897/98 mit 15120 Tons verschifft, die fortgesetzten Silberentdeckungen an der Westküste haben aber Veranlassung gegeben, der Anlage eigener Schmelzwerke in Strahan und Zeehan näher zu treten, und sechs Silberschmelzen sind bereits in Thätigkeit.

Gute Kohle wird an verschiedenen Stellen gefunden, unter besonders günstigen Verhältnissen aber bei Fingal in der Nordostecke der Insel ausgebeutet; die Gesamtförderung Tasmaniens an Kohle belief sich 1897/98 auf 44 874 Tons.

Auch Eisen, Nickel, Wismut, Antimon, Wolfram, Asbest und Kaolin kommen in der Kolonie vor und werden teilweise exploriert, die Chinesen haben in den Zinnseifen auch verschiedene Edelsteine, besonders Saphire, Zirkone und Topase gefunden.

Die Gesamtzahl der in den Minenbetrieben Beschäftigten belief sich 1897/98 auf 5270 Weiße und 260 Chinesen.

Neben der Bergindustrie finden wir in Tasmanien folgende Industrien vertreten: 66 Sägemühlen, 56 Mehlmühlen, 35 Fabriken für Ackerbaugeräte, 17 Gerbereien, 13 Brauereien, je 7 Seifen- und Kerzenfabriken, 6 Jamfabriken und 3 Woll-Spinnereien und Webereien.

Der Export im Jahre 1897, einem Import von 1 368 000 Pfund Sterling gegenüberstehend, wertete Lstrl. 1 744 000 und wies folgende Hauptposten auf: Wolle 364 630, Kupfer 316 517, Gold 230 282, Silber 216 893, Zinn 150 586, Frische Früchte 148 950, Jams 31 700, lebendes Vieh 28 900, Hopfen 18 000, konservierte Früchte 14 000 Pfund Sterling. Im Jahre 1899 stieg die Einfuhr auf 1 769 000, die Ausfuhr auf 2 578 000 Pfund Sterling, und zwar figurieren unter letzterer Mineralien und Metalle mit 1 468 000, tierische und Pflanzen-Stoffe mit 555 000 und Eß- und Trinkwaren mit 505 000 Pfund Sterling.

Für Verwaltungszwecke ist die Insel in 18 Grafschaften eingeteilt. Den Staatsausgaben in 1897 von 785 000 Pfund Sterling standen Einnahmen von 845 000 Pfund Sterling gegenüber, welche hauptsächlich aus Zöllen, Eisenbahnüberschüssen, Land- und Stempelabgaben stammen; eine 1894 versuchsweise eingeführte Einkommensteuer war so unpopulär, daß sie schon 1897 wieder abgeschafft werden mußte. Die Einfuhrzölle betragen im allgemeinen 5—20 % ad. val.

Mit Ausnahme einiger kleiner Strecken sind auch hier sämtliche Bahnen im Besitz des Staates. Die erste Eisenbahn, die Western Launceston, wurde 1871 eröffnet, die Hauptlinie ist die Launceston mit Hobart verbindende Strecke, von welcher sich mehrere Nebenlinien abzweigen, und die Gesamtlänge des Netzes betrug Mitte 1898 475 Meilen, welche ihr Anlagekapital von durchschnittlich 7859 Pfund Sterling pro Meile nur mit 1,41 % verzinsen. Die öffentliche Schuld von 7¾ Millionen Pfund Sterling ist zur Hälfte für Eisenbahnen aufgenommen.

Hervorragend schön ist die buchtenreiche, von dichtem Eukalyptuswald umsäumte Küste Tasmaniens, wo, besonders im äußersten Süden, leuchtende Basaltklippen in das von Sturmwogen gepeitschte Südmeer bis zu 500 m tief senkrecht abstürzen. Kommt man auf der Fahrt nach Hobart von Westen her, so passiert man 30 Meilen hinter der steilen, 440 Fuß hohen Felsinsel des Mewstone, welcher zahlreichen Vögeln als Brutstätte dient, die schönen, orgelähnlichen Basaltformen des Cape Flute; weit großartiger noch aber ist die Küstenscenerie, wenn man vom

Osten her naht und hier die hohen Basaltsäulenwände und Pfeiler von Cape Pillar und Cape Raoul, den beiden vorgeschobenen Spitzen an der Tasmanhalbinsel, bewundern kann, welche unsere in Europa gebotenen Beispiele dieser Formation auf der Insel Staffa (Fingalshöhle) und den Giants Causeway in Nordirland an Großartigkeit weitaus übertreffen. Leider hat der Kommandant eines englischen Kriegsschiffs Mitte der 80er Jahre den unglaublichen Vandalismus begangen, die schlanken Säulen des Cape Raoul als Zielscheiben bei seinen Schießübungen zu benutzen und durch seine Bomben einen guten Teil derselben in Schutt und Trümmer gelegt. Zwischen den beiden genannten Kaps öffnet sich der Eingang zu Port Arthur, einem durch die düstere Romantik der Sträflingszeit bekannten Punkt; die schmale Landzunge des Eagle Hawk Neck, welche im Norden eine Einschnürung der Halbinsel bildet, war zur Konviktszeit von Bluthunden bewacht, während im Meere zahlreiche Haifische Flüchtlingen, die auf diesem Wege zu entkommen suchten, auflauerten.

Die Einfahrt zu Hobart erfolgt durch die Storm-Bai, in deren Nordwestecke sich der breite Derwent ergießt. Wir dampfen von der Mündung desselben noch 9 Meilen stromaufwärts zwischen malerischen Ufern, deren Gelände abwechselnd Wald, Felder und Wiesen aufweisen, und legen dann direkt an einem der verschiedenen hölzernen Piers an; der geräumige Hafen von Hobart ist leicht zugänglich, vorzüglich geschützt und genügend tief für die größten Schiffe.

Die 30000 Einwohner zählende Hauptstadt Tasmaniens zieht sich, über eine Reihe von Hügeln zerstreut, malerisch zwischen den klaren Wassern des Derwent und der nordwestlich von ihr 4166 Fuß hoch aufsteigenden Bergwand des Mount Wellington hin, welche während eines Teiles des Jahres mit Schnee bedeckt ist. Die Häuser sind alle massiv, aus Sandstein oder Ziegeln erbaut und in den Vorstädten mit freundlichen Gärten umgeben. Der Hauptstraße Macquarie Street folgend, gelangen wir bald zu dem stattlichen Stadthaus und dem Regierungsgebäude, zwischen denen der freundliche Franklin Square liegt; dicht dabei finden wir auch das tasmanische Museum, in welchem u. a. der Schädel der im Jahre 1876 zu London im Alter von 73 Jahren verstorbenen letzten Tasmanierin Trucamini aufbewahrt ist. Nördlich von der Stadt, den breiten, meeresarmartigen Fluß entlang, zieht sich die 1000 Acres große Queens Domaine, ein schöner öffentlicher Park, der einen lichten Bestand von Eukalyptus, Platanen, Eichen, Kastanien und Weiden aufweist, und an den sich ein vorzüglich angelegter und gehaltener botanischer Garten anschließt; zwischen beiden liegt das in normannischem Stile erbaute, 1858 beendete Gouverneurspalais, das in der „Goldzeit" gebaut wurde und 70000 Pfund Sterling kostete.

Der bequemste unter den zahlreichen lohnenden Ausflügen in der malerischen Umgebung von Hobart führt auf einer Kunststraße, der Huon Road, welche prächtige Rundblicke auf Stadt, Fluß, Meer, Schluchten und Berge bietet, den Mount Wellington hinan zum Fern Tree Bower, einem beliebten Picknickplatz bei dem Reservoir der aus Quellen gespeisten städtischen Wasserleitung, welcher eine große Zahl prächtiger Baumfarren aufweist. Der dichte Wald, welcher die Bergflanken bekleidet, besteht überwiegend aus Eukalypten, unter denen Riesenexemplare vertreten sind, daneben erscheint die Silber Wattle, weißer und gelber Blütenflor,

Farren und zahlreiche Heckenrosen bilden das Unterholz, und daneben heben sich hier und da freundliche Lichtungen ab, welche zur Anlage von Wiesen und Feldern geschaffen wurden.

Etwa 12 Meilen nördlich der Stadt liegt die deutsche Ansiedelung Bismarck, auch die Ackerbau-Orte Heidelberg und Frankford im Norden und Leipzig im Osten der Insel zeigen schon durch ihren Namen deutschen Ursprung an, und zwar betrug die Zahl der in Deutschland Geborenen in ganz Tasmanien laut Census von 1894 918.

Eine Eisenbahnfahrt von 6 Stunden bringt uns von Hobart quer durch die Insel nach dem in sehr malerischer Umgebung reizend gelegenen Launceston, dem Hauptthandelsplatz der Kolonie, welcher 20000 Einwohner zählt, und von hier aus fahren, im Sommer fast täglich, Dampfer in 18 Stunden nach Melbourne.

Südaustralien.

Die über Ballaarat gehende Eisenbahnfahrt zwischen Melbourne und Adelaide, 483 Meilen, nimmt 18 Stunden in Anspruch und bietet recht wenig Interessantes; die Gegend ist meist langweilig flach, die gelbe Sandsteinebene hin und wieder mit Mallee Scrub oder mit lichten Eukalypten, Kasuarinen und einheimischen Kiefern (Frenela robusta) bestanden, und fährt man hier, wie ich, im Sommer, so findet man alles Gras verdorrt und vergilbt; wunderbar ist es allerdings, wie schon nach kurzem Regen Gras und Blumen in allerlei Farben aus dem scheinbar toten Boden hervorsprossen. Die Ansiedelungen am Wege sind nur klein und weit voneinander entfernt. Nach elfstündiger Fahrt erreicht man in früher Morgenstunde den unbedeutenden Viktoria-Grenzort Serviceton; hier braucht man, da die Spurbreite der anschließenden Bahn Südaustraliens dieselbe ist, glücklicherweise nicht umzusteigen, auch die Zoll-Kontrolle zwischen den beiden Schutzzollstaaten ist weit milder, als dem freihändlerischen Neu-Südwales gegenüber, und so kann nach kurzem Aufenthalt die Fahrt in die Kolonie Südaustralien hinein angetreten werden.

Vier Stunden nach Passierung der Grenze überschreitet man den Murray, der auch hier, nahe seiner Mündung, im Sommer nicht imponierend ist und kaum die halbe Breite der Elbe bei Dresden übertrifft. Allmählich steigt nun die Bahn bis zu 2400 Fuß ü. M. die Mount Lofty-Kette hinan, deren abgerundete Buckelformen mit Spuren einstiger Vergletscherung meist dicht bewaldet sind; strichweise zeigt der Eukalyptuswald Unterholz von hohen Farren und von Grasbäumen, meist aber nur niedriges Gras. Im ganzen ist die Flora Südaustraliens weit weniger artenreich, als diejenige der anderen australischen Kolonieen. Ab Station Nairne erscheinen freundliche Felder, Wein- und Obstgärten, in denen besonders Orangen und Citronen gezogen werden, und nachdem man den National-Park und des Gouverneurs Sommerwohnung Marble Hill passiert hat, bietet sich der erste Blick auf die grünen Gärten der Adelaide-Ebene, welche im Sommer gelbverbrannt, im Winter üppig grün erscheint, und darüber hinaus auf das blaue Meer. Die kraterförmigen, mit Weingärten bedeckten Bergabhänge hinabfahrend, erreichen wir dann bald Adelaide, die Hauptstadt der Kolonie Südaustralien. Das dem Bahnhof gegenüber liegende Gresham Hotel ist dem älteren, früher renommierten, aber jetzt schlecht verwalteten York-Hotel vorzuziehen.

Zunächst seien hier wieder einige allgemeine Angaben über Südaustralien erlaubt, welches als Mittelstreifen des Kontinents diesen von Nord nach Süd, von Meer zu Meer durchquert und so an sämtliche anderen Kolonieen des Kontinents

angrenzt, den Namen „Südaustralien“ aber eigentlich nicht verdient, da die Kolonie Viktoria wesentlich südlicher liegt.

Als erster gründlicher Erforscher der Küste Südaustraliens ist Leutnant Flinders zu betrachten, welcher im Jahre 1802 von England herauskam, und auf Grund der von ihm gelieferten Berichte bildeten sich vom Anfang der 30er Jahre ab verschiedene englische Land- und Kolonisations-Gesellschaften, welche Kronländereien in Südaustralien teils billig erwarben, teils unter gewissen Bedingungen geschenkt bekamen.

Nachdem das britische Parlament unter Berücksichtigung der von Edward Gibbon Wakefield vertretenen humanitären und der von Wellington geltend gemachten antifranzösischen strategischen Gesichtspunkte die schon im Jahre 1832 vorgeschlagene Kolonisation Südaustraliens im Jahre 1834 gebilligt hatte, organisierte sich 1835 die „Südaustralische Compagnie“ mit einem Kapital von 200000 Pfund Sterling, das schon 1837 auf 300000 Pfund Sterling erhöht wurde. Erster Direktor der Gesellschaft war bis zum Jahre 1848 der philanthropische Kaufmann George Fife Angas. Die der Compagnie zugesprochenen Ländereien sollten laut Vertrag mit der Regierung nicht unter 12/—, später 20/— der Acre verkauft werden, und der Erlös sollte zur Bildung eines Emigrationsfonds zur Beförderung mittelloser Auswanderer dienen. Die Geschäfte der Compagnie wurden von einer seitens der Regierung ernannten Kommission überwacht, und die Krone ernannte den Gouverneur der Kolonie. Das Land war in „Sektionen“ von je 134 Acres eingeteilt, und auf jede Sektion entfiel ein Acre Stadtland zum gleichen Preise von 12 bezw. später 20 Schilling.

Im Jahre 1836 gingen sowohl der erste Gouverneur mit seinen Beamten, wie auch die Vertreter der „Südaustralischen Compagnie“ und deren erste Kolonisten in je vier Schonern, deren größter 200 Tonnen maß, nach Südaustralien ab, und zwar zunächst nach der Känguruh-Insel, welche bislang schon Walfischfängern und Robbenjägern als Station gedient hatte, sich aber für Kolonisation bald als gänzlich ungeeignet erwies, so daß man schon im Dezember 1836 auf das Festland übersiedelte und hier eine Stadt gründete, welche man auf speziellen Wunsch König Williams IV. nach dessen Gemahlin Adelaide benannte. Im März des nächsten Jahres fand der erste Verkauf des der Compagnie überlassenen Stadtlandes von Adelaide statt, und innerhalb der ersten drei Jahre wurden insgesamt 250320 Acres Land für 229736 Pfund Sterling verkauft. Im Jahre 1838 brachte die 245 Tons große Brigg „Goshawk“ die erste südaustralische Ladung, nur aus Thran und Fischbein bestehend, nach London.

Bald stellten sich aber Mißhelligkeiten zwischen den Regierungs- und den Gesellschafts-Beamten ein, der Bestand der Regierungskasse war auf 18 Pence reduziert, und der erste Gouverneur Hindmarsh wurde schon 1838 abberufen. Sein Nachfolger Oberst Gawler befolgte im Interesse der Entwicklung des Landes eine Politik zahlreicher öffentlicher Bauten und Anlagen, ohne dabei zu bedenken, daß bei Etablierung der neuen Kolonie ausdrücklich ausbedungen worden war, daß sie dem Mutterland nichts kosten solle, und bald wurden denn auch die Tratten des Gouverneurs auf London im Betrage von 69000 Pfund Sterling dort nicht mehr honoriert, und die junge Ansiedlung besaß eine Schuldenlast von

400 000 Pfund Sterling. Im Jahre 1841 stellte sich daraufhin in Adelaide der junge George Grey, der sich später auch in Südafrika und Neuseeland Lorbeeren erwarb, dem davon nicht benachrichtigten Gouverneur als dessen von der Regierung ernannten Nachfolger vor, und unter seiner streng durchgeführten Sparsamkeit wurden die Finanzen der bankrotten Kolonie saniert.

Inzwischen aber wirkten diese Nachrichten in Europa sehr abschreckend. Hatte die Südaustralische Compagnie schon 1838 4 %, im Jahre 1839 5 % Dividende verteilen können, und waren im letztgenannten Jahre nicht weniger als 45 Schiffe von England nach Südaustralien abgegangen, so daß man die Zahl der dortigen Kolonisten 1840 bereits auf 16 000 Köpfe berechnete, so wurde man nunmehr in England betreffs der Entwicklung des neuen Landes mißtrauisch, und die Auswanderung nach dort kam ins Stocken. Die Südaustralische Gesellschaft konnte von 1843—48 überhaupt keine Dividende zahlen, fuhr aber unbeirrt fort, die Kolonie durch Wege- und Brückenbau, durch Stimulierung von Viehzucht, Ackerbau und Bergbau, durch Errichtung von Mehl- und Sägemühlen und durch Anlage eines Hafens in Port Adelaide zu fördern. Es sei gleich hier erwähnt, daß die noch heute existierende „South Australian Company" von 1835 bis heute eine jährliche Durchschnittsdividende von $7\frac{1}{2}$ % gegeben hat.

Im Jahre 1844 waren in Südaustralien 30 000 Acres unter Kultur, der Viehstand wies bereits 450 000 Schafe und 30 000 Rinder auf, und der Export betrug schon 82 268 Pfund Sterling. Kurz vorher, im Jahre 1843, war auch die erste australische Kupfermine in Kapunda aufgefunden worden, und diese Entdeckung hatte auf die Entwicklung von Südaustralien einen ähnlichen Einfluß, wie die den Aufschwung von Neu-Südwales und Viktoria begünstigende Entdeckung des Goldes, wenn auch Südaustralien nie ein derartiges Zuströmen der Bevölkerung und ein derartig rasches Aufblühen erlebt hat, wie die Gold produzierenden Kolonieen. Die im Jahre 1845 entdeckte berühmte Burra Burra-Kupfermine ergab in den ersten drei Jahren 10 000 Tons reines Kupfer im Werte von 700 000 Pfund Sterling und war damit die reichste der Welt überhaupt; ihre Aktien stiegen von 5 auf 100 Pfund Sterling, und als die Ausbeute hier später zurückging, waren inzwischen auf der Yorke-Halbinsel die Moonta- und Wallaroo-Kupferlager aufgefunden worden, deren Erträgnisse heute diejenigen von Burra Burra übertreffen.

Bis zum Jahre 1850 nahm die Kolonie einen stetigen Aufschwung. Die Bevölkerung war auf 64 000 Seelen gewachsen, der Schafreichtum hatte sich seit 1844 verdreifacht, die kultivierte Bodenfläche war auf 64 000 Acres, der Export auf 453 668 Pfund Sterling gestiegen, und, von der ausgesetzten Prämie von 4000 Pfund Sterling angelockt, hatte Kapitän Cadell die Ausführbarkeit der Dampfschiffahrt auf dem Murray bis Swan Hill erwiesen. Das Goldfieber des Jahres 1851 veranlaßte freilich auch aus Südaustralien eine große, auf 15 000 Köpfe geschätzte Auswanderung nach Viktoria, die Straßen von Adelaide waren verödet, viele Häuser standen leer, Grundbesitz war unverkäuflich, und alles Geschäft kam zu einem Stillstand. Nach einigen Jahren hatte sich aber das Goldfieber gelegt, und auch in Südaustralien nahmen die Dinge wieder eine Wendung zum bessern. Im Jahre 1856 wurde die Selbstverwaltung der Kolonie proklamiert, und Eisen-

bahnen, Flußschiffahrt, Telegraph und nach Norden gerichtete Forschungsreisen schlossen das Innere mehr und mehr auf. Folgen der Entdeckungsreisen nach Central- und Nordaustralien waren die im Jahre 1863 erfolgte Angliederung von Alexandraland und dem Nordterritorium, und die 1870—72 ausgeführte schwierige Legung des von Adelaide bis Port Darwin 1975 Meilen langen Überlandtelegraphen quer durch den Kontinent, welcher in Port Darwin an das unterseeische Kabel nach Asien und Europa anschließt.

Im letzten Jahrzehnt hat auch Südaustralien durch Dürren und Geschäftskrisen schwer gelitten.

Die Kolonie mit ihren 2341611 □km ist zwar fast ebenso groß wie Arabien, aber auch wie dieses zum größten Teile fast Wüste und vielfach noch unerforscht. Nur in der Nähe der Mount Lofty-Kette und des südlichen Teiles der Flinders-Kette, sowie in dem südöstlich gelegenen vulkanischen Mount Gambier-Distrikt fällt genügend Regen, und nur an den Abhängen und in den Thälern dieser Berge findet sich zu Ackerbau geeignetes Land; nördlich vom 22.° ist der Regenfall so unsicher, daß Ackerbau und Viehzucht dort großen Verlusten durch Trockenheit ausgesetzt sind. Auch die im Sommer aus dem Innern wehenden glühenden Winde machen sich sehr zum Schaden der Vegetation bemerkbar, und damit abwechselnd erscheinen häufige Gewitter, Hagelschlag und heftige Regengüsse. Beständig fließende Ströme giebt es außer dem Murray, der an seiner Mündung die Süßwasserseen Alexandrina und Albert bildet, in dem eigentlichen Südaustralien, also südlich vom 26.°, nicht, und die zahlreichen übrigen Seen sind Salzsümpfe und ihre Nachbarschaft traurige Wüsten. Von Adelaide bis Mount Remarkable zieht sich eine ausgedehnte, meist baumlose und zu Ackerbau geeignete Ebene hin, welche im Osten von einer 300 Meilen langen Bergkette eingesäumt wird; zwischen letzterer und dem Murray-Fluß ist die Gegend gewellt und hügelig, teilweise bewaldet und für Ackerbau geeignet. Das Thal des Murray selbst ist eine halbe bis eine Meile breit, bietet guten, teilweise hoch bewaldeten Alluvialboden, darüber anschließend aber auf beiden Seiten nur wasserarmes Scrubland, hin und wieder durch Grasflächen unterbrochen, bis in der äußersten Südostecke im Mount Gambier-Distrikt wieder gutes Acker- und Weideland folgt. Das letztgenannte regenreiche und vulkanische Gebiet wird besonders zu Kartoffelbau benutzt, daneben findet man den besten Boden und genügenden Regen in einem Umkreis von etwa 100 Meilen um Adelaide herum; hier dienen die Ländereien als Felder und Weingärten, zu Obst- und Gemüsebau und sind durchweg in festem Besitz. Soweit aber „Selectors" oder Kleinfarmer in den regenarmen nördlichen Gebieten „Selections" von Squatters aufgenommen haben, sind sie meist dabei kaput gegangen, darunter leider auch mancher junge deutsche Nachwuchs, der nahe seiner Familie kein Land mehr fand.

Im allgemeinen ist das große Südaustralien in seiner Entwicklung ziemlich zurückgeblieben und bietet zur Zeit neuen Einwanderern kaum eine lohnende Existenz, vielmehr übertraf die Auswanderung die Einwanderung auch hier im Jahre 1897 um etwa 100 Köpfe, denn der hiesige Nachwuchs wandert vielfach nach Albury und andern Orten in Neu-Südwales und nach Queensland aus.

Wer 300–400 Pfund Sterling Barmittel besitzt, kann allerdings in Südaustralien unter Umständen gutes, den Banken verpfändetes Weizenland, welches früher 5 bis 6 Pfund Sterling der Acre kostete, jetzt zu $1^1/_2$ bis 2 Pfund Sterling kaufen und sich so eine Existenz schaffen; als Minimum wird dabei ein Besitz von 150 Acres angenommen. Das System, an „Blockers“ kleine Landflächen, Blocks, von 20 Acres zur Errichtung von Heimstätten gegen allmähliche Abzahlung zu überlassen, hat sich ebenso bewährt, wie es die von der Regierung seit 1893 angelegten 8 Dorfansiedelungen zur Unterbringung von Arbeitslosen gethan haben, während auf kommunistischer Grundlage organisierte Ansiedelungen total Fiasko machten.

Wie in Neu-Südwales und Viktoria, so hat man auch in Südaustralien künstliche Bewässerungsanlagen mannigfacher Art eingeführt.

Das größte hiesige Unternehmen ist das in seiner Art einzig dastehende, von der Regierung geschaffene Beetaloo-Wasserwerk, da nirgendwo sonst in der Welt mittels eines Netzes eiserner Röhren ein so großer Ackerbau- und Weidedistrikt neben einer Anzahl Städte von einer Anlage aus mit Wasser versorgt wird. Das Hauptreservoir wird teils durch Quellen, meist aber von Flutwasser gespeist, faßt 800 Millionen Gallonen und wird durch einen 580 Fuß langen und 110 Fuß hohen Damm aus Cementkonkret abgeschlossen. Von hier aus werden ein Distrikt bis zu 25 Meilen westlich und 75 Meilen südlich dieses Hauptreservoirs mit über einer Million Acres Acker- und Weideland, sowie die Städte Port Pirie, Gladstone, Kadina, Wallaroo und Moonta nebst kleineren Ortschaften durch im ganzen 650 Meilen lange, meist gußeiserne Rohre von 2 bis 12 Zoll Durchmesser mit Wasser versehen; letzthin sind auch 75 Meilen 10- bis 17zölliger genieteter Stahlrohre gelegt worden. Das gesamte Land ist in Farmen von 10 Acres bis zu solchen von einigen 100 Acres eingeteilt worden, und die Kosten der Wasserwerks beliefen sich auf 900000 Pfund Sterling.

Auch die Gebrüder Chaffey waren in Südaustralien thätig, und die Regierung übertrug ihnen im Jahre 1888 gegen bedingungsweise Überlassung von 250000 Acres Land die Anlage einer Berieselungskolonie in Renmark am Murray. Mächtige Pumpmaschinen heben das Wasser auf drei Niveaus, von denen das oberste 60 Fuß über dem Flußspiegel liegt, und zwar beträgt der höchste Hub 26 Fuß. Im Jahre 1896 sahen sich aber Chaffeys, nachdem sie hier 100000 Pfund Sterling ausgegeben hatten, ebenso wie in Mildura gezwungen, den Kontrakt aufzugeben, und die Regierung trat auch hier helfend ein, um das Unternehmen zu stützen. Bislang sind in Renmark unter Kultur etwa 3500 Acres, welche an die Ansiedler in Blocks à 10 Acres verkauft und hauptsächlich mit Orangen, Citronen, Pfirsichen, Aprikosen, Oliven und Wein bestellt sind. Die Erträgnisse sind vorzügliche, und die Früchte, mit Ausnahme von Orangen, Citronen und Oliven, werden auch von hier meist in getrocknetem Zustand versandt. Außer Renmark sind am Murray seitens der Regierung noch weitere neun Berieselungsanlagen geschaffen worden, deren Dampfpumpen das Flußwasser teilweise bis zu 135 Fuß Höhe heben.

Eine große Anzahl aus lehmigem Grund 20 bis 25 Fuß tief ausgegrabener Becken sammeln das Regenwasser für Farmzwecke auf; wo gutes Brunnenwasser in

geringen Tiefen zu finden ist, zieht man Brunnen den Reservoiren vor, freilich trifft man nur an zu vielen Stellen salzhaltiges oder brackisches Wasser an.

In neuster Zeit hat man auch mit Erfolg artesische Brunnen in dem großen „centralaustralischen artesischen Becken" gebohrt und dadurch in bisher wüsten Gegenden eine neue Kultur, nämlich die der Dattelpalme, angebahnt.

Das eigentliche Südaustralien — ohne das Nordterritorium, welches ich später besonders besprechen werde — ist 985 720 □km groß und in 46 Grafschaften eingeteilt. Die Kolonie nennt sich stolz die „fortgeschrittenste Australiens", weil sie ihren Anfang ohne Deportation und mit liberaler Verwaltung nahm und dem von Neuseeland gegebenen Beispiel demokratischer Einrichtungen am weitesten gefolgt ist. Naturalisation erfolgt hier frei von Spesen und ohne das Limit einer vorausgegangenen Aufenthaltszeit, ein unbescholtener Charakter ist die einzige Bedingung. Wahlberechtigt und wählbar für das Unterhaus ist jede Person von mindestens 21 Jahren, welche seit 6 Monaten in die Wahlliste eingetragen ist; Richter und Geistliche sind nicht wählbar. Für die Wählbarkeit zum Oberhaus ist ein Mindestalter von 30 Jahren und ein Aufenthalt in der Kolonie von 3 Jahren erforderlich, und von den Wählern für das Oberhaus verlangt man den Nachweis eines kleinen Vermögens. Schon seit Anfang der 90er Jahre ist aber eine starke Bewegung dafür im Gange, das Oberhaus ganz abzuschaffen oder zum mindesten noch weiter zu demokratisieren. Seit 1895 ist auch das weibliche Geschlecht für beide Häuser wahlberechtigt, und zwar auf dem australischen Kontinent bislang nur hier. Am Ruder befindet sich die vereinigte Arbeiterpartei, welche unter Führung des „Trades and Labour Council" steht und schlechtweg sozialistisch ist. Um Verwirrung zu stiften und namentlich um unter den Farmern Seelenfang zu treiben, hat die Regierung die Gründung einer „Progressive League", eines Fortschrittvereins, vorgenommen, dessen Programm sich dem konservativ-liberalen mehr nähert, als dem sozialistischen, aber doch so allgemein gehalten ist, daß hinterher alles daraus gemacht werden kann. Der Hauptzweck ist, die sozialistischen Ideen unter harmloser Flagge auf dem Lande zu verbreiten und in allen Teilen der Kolonie Agenturen für das gegenwärtige Ministerium herzustellen. Der seit 1893 amtierende Premier Kingston, ein geschickter politischer Gaukler, stellt der Arbeiterpartei allerdings mehr in Aussicht, als er zu halten gewillt ist, und begünstigt zur Zeit die Einführung folgender demokratischer Maßregeln: Staatliche Feuerversicherung; Staats-Notenbank; Bildung der Ministerien durch allgemeine Wahlen und Einführung des Volks-Referendums. Bereits durchgeführt sind: Das Frauenstimmrecht; eine staatliche Bodenkreditbank, deren Zinssatz 5 % nicht übersteigen darf; ein Gesetz betreffs Erwerb von Großgrundbesitz von Staatswegen zur Benutzung für Kleinbesiedelung; eine progressive Land- und Absentee-Steuer, um die großen Landmonopole Südaustraliens allmählich aufzubrechen; Beschränkung farbiger Einwanderung; eine gute Fabrikgesetzgebung und ein staatliches Vermittelungswesen zur Beilegung von Ausständen, das aber nur mit Zustimmung beider Parteien in Kraft treten kann und bislang fast nie in Anspruch genommen wurde.

Man kann nicht sagen, daß diese demokratischen Maßregeln der Kolonie

sämtlich zum Segen gereicht hätten; so hat die Gesetzgebung betreffs progressiver Land- und Absentee-Steuern bewirkt, das Südaustralien so notwendige fremde Kapital aus dem Lande zu treiben und damit zur Verschärfung der wirtschaftlichen Depression beigetragen.

Daß Südaustralien mit seinen der Unterstützung sehr bedürftigen Finanzen immer ein besonders eifriger Vertreter der australischen Föderationsidee gewesen, ist begreiflich.

Die öffentliche Schuld Südaustraliens betrug Mitte 1898 $24^1/_2$ Millionen Pfund Sterling oder $67^3/_4$ Pfund Sterling pro Kopf der Bevölkerung, womit Südaustralien neben Queensland die am meisten verschuldete Kolonie Australiens ist. Von diesen geborgten Geldern wurden $13^1/_3$ Millionen in Eisenbahnen und Trams, 3,7 Millionen in Wasserwerken und $1^1/_2$ Millionen in Hafenverbesserungen angelegt.

Die Eisenbahnen gehören auch hier sämtlich dem Staate, kosteten die Meile durchschnittlich 7405 Pfund Sterling und rentierten sich 1897/98 mit nur knapp 3 %. Die Hauptlinien gehen von Adelaide aus nach Mount Gambier, nach Morgan am Murray, nach dem Silberdistrikt Brokenhill, nach Oodnadatta nordwestlich vom Eyre-See und nach den Hafenplätzen Port Augusta, Port Pirie und Wallaroo.

Seit 10 Jahren zum ersten Male hat im Jahre 1897 der Import mit 7,1 Millionen Pfund Sterling den sich auf nur 6,9 Millionen Pfund Sterling belaufenden Export überstiegen. Letzterer besteht in seinen Hauptposten aus Wolle 995 000, Kupfer 243 000, Weizenmehl 225 000, Häuten und Fellen 199 000, Wein 82 000 und lebendem Vieh 55 000 Pfund Sterling.

Das wertvollste Exportprodukt liefert weitaus die Wolle. Die „Südaustralische Gesellschaft" hatte durch Einführung von Merinos aus Tasmanien, Deutschland und England frühzeitig für gutes Stammmaterial gesorgt. Leider haben gerade in verschiedenen Teilen Südaustraliens die Kaninchen, Hasen und Dingohunde — unter letzteren besonders die wilderen gelben, weniger die weißen — die Schafherden seit einigen Jahren stark reduziert und die verzweifelte Aufgebung ganzer Stationen veranlaßt. Die Kaninchen und Hasen haben sich hier in einer erschreckenden Weise vermehrt, und ein Winter, der unter ihnen aufräumen könnte, existiert nicht. Die von Südaustralien exportierten gefrorenen Lämmer rangieren betreffs ihrer Güte auf dem Londoner Markte gleich nach Neuseeland und vor Viktoria, aber der ganze Fleischexport Südaustraliens betrug 1897 nur 25 000 Pfund Sterling.

Durch Einführung von vorzüglichen Durham-Zuchtrindern hatte die „Südaustralische Gesellschaft" auch die hiesige Rindviehzucht auf eine gute Basis gestellt, und diese, ebenso wie Pferdezucht, haben auch gute Fortschritte gemacht, dagegen hat sich die seit 1893 durch Ausfuhrprämien stimulierte Butterindustrie hier nicht entwickeln können, und durch Zusatz von Borsäure hat man sich in Europa geschadet.

Sehr ungünstig auf den Viehstand haben auch hier die letzten dürren Jahre eingewirkt, die Zahl der Schafe ist von 7 Millionen in 1893 auf 5 Millionen in



Preservation Inlet (Neuseeland).

1897 zurückgegangen, diejenige der Rinder in gleicher Zeit von 412000 auf 274000, während Pferde nur eine geringe Abnahme aufweisen.

Auch Straußenzucht ist in Südaustralien versucht worden, und zwar in einer Farm bei Port Augusta, welche mit ihren 700 Vögeln angeblich die größte Straußenfarm der Welt überhaupt ist.

Von Südaustraliens Bodenerzeugnissen steht obenan der Weizen, und zwar hat man die Kolonie früher die „Kornkammer Australiens" genannt, da in guten Jahren nicht nur der eigene Bedarf und derjenige der Nachbarkolonieen gedeckt, sondern noch viele Schiffsladungen nach England exportiert werden konnten, wohin die erste Sendung schon im Jahre 1845 ging. Der größte Weizenexport fand im Jahre 1891 statt und belief sich auf 304818 Tons. Das Erntewetter ist in Südaustralien immer trocken und günstig, dafür fehlt aber auch vorher nicht selten der nötige Regen und beeinträchtigt dadurch das Resultat; eine gute Ernte entschädigt freilich für vier oder fünf schlechte, und die Qualität des hiesigen Weizens ist vorzüglich. Die letzten trockenen Jahre haben in der Weizenproduktion Südaustraliens einen enormen Rückgang veranlaßt, nämlich von 14 Millionen Bushels in 1893/94 oder 8,8 Bushel pro Acre auf 2,8 Millionen Bushels oder 2,5 Bushel pro Acre in 1896/97; der höchste Ertrag war 1887/88 mit 19 Millionen Bushels oder $9^1/_2$ Bushel pro Acre.

Mit seiner Weinproduktion, welche 1897 1900000 Gallonen Wein und 150000 Gallonen Brandy betrug, steht Südaustralien an der Spitze sämtlicher australischen Kolonieen, und zwar sind auch hier besonders Deutsche als Weinbauer thätig; freilich herrscht unter ihnen, besonders in der Gegend von Tanunda, Nuriootpa und Angaston Klage über ungenügenden Absatz. Hunderte von Tonnen Trauben blieben an den Stöcken hängen, und manche Weinbauer fingen an, ihre Pflanzungen auszuroden, nachdem Trauben im Herbste 1897 unter 1 Pfund Sterling pro Ton verkauft wurden. Die Phyllorera hat in Südaustralien ihre Erscheinung bislang zwar noch nicht gemacht, doch steht ihre Einschleppung aus Viktoria zu befürchten. Die am rationellsten betriebenen Pflanzungen und Kellereien gehören unsern Landsleuten, und zwar sind darunter besonders hervorzuheben: B. Seppelt in Seppeltsfield mit 120 Acres Eigenland und dem gepachteten Ertrag von umliegenden 2000 Acres, die aus Ackerland in Weingärten umgewandelt wurden; H. Bühring & Sobels in Springvale kultivieren allerdings nur 130 Acres, und auf diesen außer Wein auch noch Äpfel und Oliven, aber sie haben in ihrem, auch auf den Lloyd-Dampfern eingeführten „Quellthaler" einen in Australien sonst unerreichten leichten Hock geschaffen, welchen sie mit 18 Schilling das Dutzend Flaschen verkaufen, während ihr Claret von 13 bis 18, ihr Portwein zwischen 23 und 63 Schilling kostet. Die 160 Acres großen Aulbana Vineyards bei Adelaide liefern einen besonders guten Claret. Der Weinexport der Kolonie belief sich 1897 auf 513714 Gallonen.

Auch die Olivenkultur wurde schon frühzeitig von der „Südaustralischen Gesellschaft" eingeführt und giebt gute Erträge.

Unter den Mineralschätzen Südaustraliens steht obenan Kupfer, das zuerst

in einem Hügel bei Adelaide gefunden wurde, zuerst ausgebeutet aber in der 1843 entdeckten Kapunda-Mine. Zwei Jahre später fand ein Schäfer das Burra Burra-Kupferlager bei Kooringa auf, welches bis zum Jahre 1897 232000 Tons im Werte von $3^1/_8$ Millionen Pfund Sterling lieferte, seit einigen Jahren wegen des gesunkenen Kupferpreises aber nicht mehr die Bearbeitung lohnte. Im Jahre 1860 wurden im nördlichen Teile der Yorke-Halbinsel noch reichere Kupferminen als in Burra Burra gefunden, nämlich die Lager in Moonta und Wallaroo, welche heute durch Schächte bis zu 1900 bezw. 1380 Fuß Tiefe erschlossen sind. Bis zum Jahre 1897 sind in den beiden letzteren Minen 1263376 Tons Kupfererz im Werte von $9^1/_5$ Millionen Pfund Sterling gefördert worden, und zur Zeit sind 600 Arbeiter in den Kupferminen thätig. Der Wert des in ganz Australien bis Mitte 1898 gewonnenen Kupfers betrug rund 570 Millionen Mark, wovon auf Südaustralien allein 426 Millionen entfallen. In den letzten Jahren wurden infolge der niedrigen Kupferpreise die Arbeiten in vielen, früher reiche Ausbeute liefernden Gruben ganz eingestellt oder doch beschränkt; mit dem Steigen des Preises werden jetzt die Arbeiten in den Bergwerken auf Yorkes Peninsula, in Burra Burra und Kapunda, wo zahlreiche Deutsche wohnen, wieder aufgenommen. Im Norden und Nordosten der noch wenig erforschten Kolonie hat man neue, äußerst reiche Kupferlager entdeckt, und schon beginnt das englische Kapital zur Hebung dieser Schätze mobil zu werden; auch die Regierung will durch Errichtung von Erzaufbereitungs- und Schmelzanlagen helfend eingreifen. Während die Erze in Montana, dem bedeutendsten Kupferdistrikt Nordamerikas, einen durchschnittlichen Metallgehalt von 7 % haben, steigt er hier bis zu 10, ja 12 %, und es steht zu erwarten, daß Südaustralien binnen kurzem den ersten Platz unter den Kupfer erzeugenden Kolonieen, der ihm eine Zeit lang von Neu-Südwales und Tasmanien streitig gemacht wurde, wieder einnehmen wird.

Gold, Silber, Eisen, Kohle, Zinn, Bismut und Kobalt kommen auch in Südaustralien vor, werden aber bislang fast nirgends in irgendwie nennenswerten Mengen ausgebeutet. Erst eine im Juni 1899 erfolgte Entdeckung dürfte sich wertvoll erweisen. Um diese Zeit wurden nämlich von zwei Prospektors, welche die Gegend zwischen dem Torres- und dem Eyre-See nach Kupfer durchforscht hatten, in Worturpa, einer seit 30 Jahren verlassenen Schafweide 85 km von der Bahnstation Oodnadatta entfernt, mehrere Klumpen Erzes mit einem weißlichen metallischen Mineral gefunden. In Adelaide untersucht, ergab die Analyse 5 bis 107 Unzen reinen Goldes auf die Tonne und außerdem einen hohen Gehalt von Tellur, welcher dem Erze seinen weißlichen Glanz verlieh, nämlich $^3/_4$ des Gesamtgewichts, während der Nickelgehalt des Erzes auf etwa $^1/_5$ des Gesamtgewichts bestimmt wurde. Der Hauptfundort liegt an einem Hügel, der aus Thonschiefern, krystallinischem Kalkstein und Erzsteingängen besteht, und das umgebende Gebiet ist bereits auf viele Meilen im Umkreis abgesteckt und an Unternehmer vergeben.

Da auch Südaustralien Importzölle von durchschnittlich 15—25 % Höhe besitzt, so hat sich hier ebenfalls eine gewisse Industrie entwickelt, und zwar zählte man 1896 in der Kolonie 756 Fabriken mit 12460 Arbeitern, 10650 männlichen und 1810 weiblichen; 55 Fabriken der Kleiderbranche stehen obenan, daneben giebt

es 35 Eisen- und Messinggießereien, 55 Dampfmahlmühlen, 34 Ziegeleien, 31 Druckereien, 29 Wagenbauanstalten, 28 Brauereien, 26 Weinfabriken und Destillationen, 21 Sägemühlen, 20 Gerbereien, 19 Sattlereien, 19 Schuhfabriken, 13 Jam- und Fruchtkonservenfabriken und 10 Kerzen- und Seifenfabriken.

Was unsere deutschen Landsleute in Südaustralien anbetrifft, so haben dieselben von Anfang an ganz wesentlich zur Entwickelung der Kolonie beigetragen und sind hier — vielleicht mit Ausnahme von Queensland — zahlreicher vertreten, als in irgend einer anderen australischen Kolonie. Schon in einem der ersten von der „Südaustralischen Compagnie" expedierten Schiffe hatte man 1836 den deutschen Geologen Johannes Menge, welcher in vier Erdteilen Erfahrungen gesammelt hatte, und den man ob seiner Verdienste später den „Vater der Südaustralischen Mineralogie" nannte, mit einigen deutschen Bergleuten und Steinmetzen, daneben zwei deutsche Weinbauer und drei deutsche Bauern herausgeschickt; die eigentliche deutsche Einwanderung stammt aber besonders aus drei Perioden.

Die ersten im November 1838 auf dem „Prince George" Angekommenen waren 200 schlesische Alt-Lutheraner aus Klemzig im Kreise Züllichau, welche Friedrich Wilhelms III. Agenda nicht annehmen, sondern lieber auswandern wollten. Das Recht dazu gestand man ihnen anfangs nur für Rußland zu, auf englische Verwendung und unter — später zurückgezahltem — Passagevorschuß des Direktors der „Südaustralischen Compagnie", George Fife Angas, wurden aber schließlich vier Schiffsladungen dieser deutschen Puritaner nach Südaustralien gebracht. Es waren dies fast ausschließlich Ackerbauer und Schäfer, welche von zwei von der preußischen Verwaltung gemaßregelten Pastoren — darunter der über 70jährige Pastor Kavel, der seines Glaubens wegen selbst Gefängnis nicht gescheut hatte — begleitet waren. Diese ersten Deutschen ließen sich zwei Meilen nordöstlich von Adelaide in Klemzig auf Ländereien von Angas nieder und erwiesen sich bald als die fleißigsten und zuverlässigsten aller Kolonisten; sie warfen sich nicht, wie viele der englischen „Kolonisten", auf Landspekulationen und auf Städteniederlassungen, sondern bearbeiteten das Land und trieben Viehzucht. Ihre Frauen waren im Feld und auf der Weide thatkräftige Stützen der Männer, und in der kunstgerechten Schafschur und in der marktfähigen Zubereitung der Wolle, die sie in ihrer schlesischen Heimat erlernt hatten, standen sie in der Kolonie überhaupt einzig da; in dieser Beziehung und im Weinbau waren die Deutschen die Pioniere Südaustraliens. Die Berichte der Klemziger an Freunde und Verwandte in Schlesien und Brandenburg veranlaßten einen Teil derselben, nachdem sie vorsichtigerweise vorher einen Kundschafter in das freiheitliche Land hinübergeschickt hatten, im Jahre 1844 mit 181 Seelen auf dem „George Washington" von Bremen ab auszuwandern; die „Südaustralische Compagnie" trug zu ihrer Passage 200 Pfund Sterling bei, und um eine direkte Handelsverbindung mit Deutschland zu eröffnen, ging dieses Schiff auf der Heimreise nach Deutschland zurück. Im nächsten Jahre folgten noch 268 deutsche Auswanderer auf der „Patell" ab Bremen mit einer geringen Passageunterstützung.

Ein größerer Nachschub von mehreren Tausenden unter der umsichtigen Leitung der Gebrüder Schomburgk kam dann in den Jahren 1848/49 heraus und

bestand aus politisch Unzufriedenen, ehrlichen Republikanern, die lieber ihr Vaterland verließen, als sich den damaligen Verhältnissen in Deutschland anzubequemen; diese Einwanderer gehörten größtenteils einer bessern Klasse an, umfaßten gebildete und studierte Leute, und zwar besonders viele Holsteiner, und lieferten Australiens Küsten willkommene Pioniere. Bemerkenswerterweise blieben die deutschen Ansiedler Südaustraliens dem Exodus, welcher der Goldentdeckung in Viktoria folgte, fast vollständig fern, bestellten nach wie vor ihren Acker und standen sich dabei, besonders angesichts der starken Preissteigerung aller landwirtschaftlichen Produkte, besser, als die Mehrzahl der Goldsucher. Dagegen hatte die Entdeckung der Gold- und Kupferminen einen weiteren Nachschub deutscher Einwanderung von Europa aus zur Folge, und in dieser dritten Klasse befanden sich besonders zahlreiche Bergleute aus dem Harz.

Man schätzt die Zahl der Deutschen in Südaustralien heute auf 30000, worunter etwa 10000 in Deutschland Geborene sein mögen.

In der Hauptstadt Adelaide leben gegen 1000 Deutsche, welche meist Handwerker und Arbeiter, nur zu einer geringen Zahl Kaufleute sind. Recht vielen dieser Leute geht es nichts weniger als glänzend, und wiederholentlich wurde mir von ihnen gesagt, daß sie in Deutschland besser vorwärtskommen könnten und gern nach dort zurückkehren würden, wenn sie nur ihr kleines Häuschen hier verkaufen könnten. Von den hiesigen zwei evangelisch-lutherischen Kirchen steht die kleine Stephaniekapelle in Piriestreet unter Leitung des Tübinger Dr. Eitel, eines Weltmannes, welcher früher in Hongkong englischer Schulinspektor war, jetzt Professor der deutschen Sprache an der Universität von Adelaide ist und liberale Anschauungen auch in seiner Kirche vertritt, während Pastor Dorsch, welcher der stattlichen Bethlehemskirche in Flinders Street vorsteht, die „strenge" Richtung einhält. Hinter der letzteren Kirche befindet sich im ersten Stocke eines remisenartigen Baues auch eine deutsche Schule, in der sich ein Lehrer und eine Lehrerin bemühen, 50 bis 60 Knaben und Mädchen die 6 vorgeschriebenen „standards" der australischen Volksschule beizubringen. Der Unterricht wird in deutscher und englischer Sprache erteilt, und das Schulgeld beträgt nur 6 Pence die Woche, doch bleiben die Kinder hier gewöhnlich nur ein Jahr und besuchen dann die englischen Schulen.

Im Oktober 1899 wurde in Adelaide der Grundstein zu einer neuen Kirche der Stephanie-Gemeinde gelegt, und Dr. Eitel erinnerte in seiner warmen Ansprache an die große Festversammlung daran, daß das neue Gotteshaus nicht nur dazu bestimmt sein solle, in ihm der Gemeinde das Wort Gottes zu verkündigen, sondern auch den Gebrauch der deutschen Sprache und die Liebe zum alten Vaterland zu hegen und zu pflegen. Er schloß daran die Worte: „Ich muß leider auch an dieser Stelle der traurigen Überzeugung Ausdruck geben, daß, wenn der Strom der deutschen Einwanderung weiter stockt, wie bisher, das Deutschtum dieser Kolonie von der überwältigenden Flut des Angelsachsentums bald verschlungen sein wird. Aber mittlerweile verharren wir, die wir geborene Deutsche sind, auch hier im Schatten der englischen Flagge treu in unserer Liebe zu Gott, Kaiser und Vaterland, und niemand kann und wird uns das verdenken." Darauf erhob sich der Oberrichter und hielt eine warme Lobrede auf das Deutschtum in der Kolonie, anknüpfend an die Person des Dr. Eitel, dessen außerordentliche

Verdienste um das Schulwesen in Hongkong unvergessen seien. Er fuhr dann fort: „In der Entwickelungsgeschichte unserer Kolonie hat das deutsche Element eine Rolle gespielt, wie kein anderes Volk. Von welcher Tragweite war jener Novembertag des Jahres 1838, an welchem das Segelschiff „Prince George" in Port Adelaide Anker warf, um hier 200 ihres Glaubens wegen verfolgte Deutsche zu landen, die sich hier eine neue Heimat gründeten, die Vorboten von 16 000 Landsleuten, die unsere Kolonie auf die Höhe bringen halfen, auf welcher sie heute steht. Wie nahe liegt der Vergleich mit den „Pilgrim-Vätern", die vor 200 Jahren mit der „Mayflower" aus dem damals unduldsamen England kamen, um in Nordamerika den Grund zu einem neuen, mächtigen Staatswesen zu legen! Von den Ufern der Oder und des Rheins kamen jene fleißigen deutschen Pioniere, sie pflanzten Reben und führten den Obst- und Gemüsebau ein; sie schufen ein Paradies aus der Wildnis. Die Deutschen zähle ich zu den ruhigsten und wertvollsten Elementen unserer Bevölkerung, und ich schließe mich aus vollem Herzen der Mahnung an: Bewahren Sie Sich Ihre herrliche Sprache und Ihre Treue gegenüber dem deutschen Vaterlande — das ehrt Sie und uns." Dazu kann man „Amen" sagen.

Unter den deutschen Vereinen Adelaides steht obenan der „Deutsche Klub" mit jetzt circa 90 Mitgliedern, welche einen Jahresbeitrag von $2^1/_2$ Guineas zahlen. Dieser Klub hatte sich in einer der Hauptstraßen der Stadt mit einem Aufwand von 12 000 Pfund Sterling, wovon 8000 Pfund Sterling geborgt waren, ein sehr stattliches eigenes Heim mit einer großen Konzerthalle geschaffen, aber die Elemente dieses Vereins waren zu verschieden; man suchte zwar allmählich die Handwerker und Arbeiter auszuschließen, aber dadurch kam die Gesellschaft in finanzielle Schwierigkeiten, und so war man schließlich froh, als man im Jahre 1898 das Haus für 9000 Pfund Sterling an die Heils-Armee verkaufen konnte, die es als Boarding House und für ihre Verwaltungsbureaus einrichtete. Der „Deutsche Klub" hat seitdem ein bescheidenes Mietshaus bezogen und mag jetzt, nach Abtragung seiner Schulden, vielleicht wieder eine gewisse Blüte erlangen. Die s. Z. aus dem Klub ausgeschiedenen Mitglieder gründeten den „Deutschen Fortschrittsverein", dem außer 250 Deutschen auch eine Anzahl englischer Mitglieder angehören. Rein politisch ist der „Südaustralische Allgemeine Deutsche Verein" mit 400 Mitgliedern, unter denen ca. 150 Engländer sind; hier findet man Sozialisten, Nihilisten und Anarchisten — allerdings auch die extremsten nur Theoretiker, nicht Fanatiker der That — in schönem Bunde vereint, von Hochhaltung des Deutschtums ist hier überhaupt keine Rede, vielmehr scheut man sich in diesen Kreisen nicht, deutsche Verhältnisse selbst in hiesigen englischen Zeitungen abfällig zu kritisieren. Eine Liedertafel, ein Turnverein und drei Kegelvereine führen die Deutschen sonst noch gesellig zusammen. In Adelaide erscheint bei Basedow, Eimer & Co. auch die älteste und verbreitetste deutsche Zeitung Australiens überhaupt, ebendaselbst auch jährlich ein deutscher Volkskalender, deutsche Bücher finden dagegen, mit Ausnahme von Gebetbüchern, fast gar keinen Absatz, da die leselustigen Kreise sich fast ausnahmslos auf englische Litteratur beschränken.

Recht groß ist die Zahl deutscher Siedelungen im Innern des Landes, und

wir finden daselbst folgende deutsche Pfarrgemeinden: Tanunda (3), Hahndorf (2), Mannum (2), Dutton (2), Yorketown (2), Point Paß (2), Lights Paß (2), Bethanien, Bethel bei Kapunda, Rain, Emmaus, Petersburg, Steinfeld, Rosenthal, Blumenberg, Eudunda, Bright, Carlsruhe, Balaklava, Callington, Gambiertown, Rheinthal und Appila; wo mehr als eine evangelisch-lutherische Kirche am Orte existiert, ist betreffende Zahl in Klammern beigesetzt. Weitere deutsche Siedelungen werden durch die Ortsnamen Buchsfelde, Neukirch, Langmeil, Lobethal, Grünthal, Concordia, Hildesheim, Friedrichswalde, Sedan, Gnadenfrei, Kaiserstuhl, Neumecklenburg, Schönborn und Sommerfeld angezeigt. Die von den deutschen Gemeinden unterhaltenen Schulen in Südaustralien übertreffen an Zahl diejenigen aller anderen australischen Kolonieen, und zwar zählt man hier 32 Schulen mit 40 Lehrern und ca. 1260 Schülern, und Hahndorf hat sogar ein deutsches Lehrerseminar.

Hahndorf, wohl die bekannteste der hiesigen deutschen Ansiedelungen, wurde 1838 gegründet und nach dem Kapitän des Schiffes „Zebra" benannt, einem der beiden Segler, welche die Auswanderer nach Südaustralien brachten. Der Ort liegt 17 Meilen östlich von Adelaide freundlich in den schönen Mount Lofty-Bergen, $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Eisenbahnstation Ambleside entfernt, mit welcher es zweimal am Tage Coach-Verbindung hat. Die 500 Einwohner des etwa 60 Häuser zählenden Ortes sind auch heute noch fast ausschließlich Deutsche, und auch in Tracht und Sprache meist noch deutsch geblieben, wenngleich die jüngere Generation anfängt, schon mehr Englisch als Deutsch zu sprechen, was schließlich angesichts der Kleinheit und Isoliertheit der versprengten fremdsprachigen Inseln nicht zu verwundern ist. Unsere Landsleute hier besitzen je 10 bis 100 Acres Land, treiben Feldbau, Milchwirtschaft, Zwiebel-, Kartoffel- und Gemüsebau, Stellmacherei und allerlei Handwerk, und wenn sie auch nicht „reich" geworden sind, so haben sie doch alle ihr behagliches Auskommen. Am wohlhabendsten ist der Bäcker, welcher auch eine Obstmus-Fabrik angelegt hat.

Die weitaus größte Zahl deutscher Siedelungen liegt von Hahndorf nach Norden zu gleichfalls in der Mount Lofty-Kette, aber auch in den Murray-Niederungen, in der Nähe von Mannum, Cournamont und andern Orten herrscht vielfach der deutsche Farmer vor; man findet hier den Murray entlang an den Flußbiegungen viele hübsche Heimstätten mit aus Stein gebauten Farmhäusern, von denen ein jedes seinen Blumen- und Gemüsegarten und seinen unvermeidlichen deutschen Bauernwagen besitzt. Das Land hier ist stellenweise erst wenige Jahre unter Kultur, und die Farmer haben unter der anhaltenden Dürre der Jetztzeit schwer zu leiden gehabt, aber da der Boden sehr fruchtbar ist, so entschädigt eine gute Ernte für mehrere verdorbene. Die Gegend hier zeigt freundliche wellige Ebenen mit schönen Hügeln im Hintergrund, stellenweise prächtigen Baumwuchs und ziemlich gute Fahrstraßen.

Südaustralien ist auch für die deutschen Missionen in Australien ein Hauptfeld gewesen, und zwar sind die größeren Stationen Bethesda im eigentlichen Südaustralien und Hermannsburg im Nordterritorium.

Im südaustralischen Parlament ist das Deutschtum durch zwei Mitglieder vertreten.

Die Hauptstadt der Kolonie, die freundliche Gartenstadt Adelaide, liegt am Fuße der ziemlich steil abfallenden Mount Lofty-Kette in der ganz flachen und baumlosen Küstenebene, und zwar nicht am Meere, sondern sieben Meilen von Port Adelaide, seinem Hafenplatz, landeinwärts.

Der letztere ist am Südende eines 5 Meilen langen und eine halbe bis eine Meile schmalen und vollständig geschützten Meeresarmes, des Lipson Reach, hinter einer sandigen, 2 Meilen breiten Landzunge gelegen, bietet bei Niedrigwasser 22 Fuß Wassertiefe, bei Flut 7 Fuß mehr, und ist in jeder Beziehung gut ausgerüstet. Doch kommen nur die Kolonialdampfer und die Segelschiffe nach Port Adelaide herein und legen hier an dessen hölzernen Bollwerken an, während die großen überseeischen Dampfer, da sie nicht jederzeit aus- und einfahren können und durch das Warten auf die Flut eventuell kostbare Zeit verlieren würden, draußen auf der offenen, ungeschützten Rhede von Largs Bay liegen bleiben. Die Küste wird hier durch flachen Sandstrand und stellenweise durch niedrige Dünen gebildet, zwischen denen sich eine Reihe freundlicher Villen hinzieht, während am südlichen Ende der beiden hier ins Meer hinauslaufenden Brücken, am Semaphore, eine Badeanstalt errichtet ist. Die Schiffsladung wird in Largs Bay in Leichter gelöscht, Passagiere werden bei unruhiger See ähnlich wie in Südostafrika in Körben auf den Tender befördert, der sie zur Anlegebrücke bringt, und das Ganze ist umständlich und teuer; verursacht doch die Tonne Ladung 6 Schilling Leichterspesen und 4 Schilling Eisenbahnfracht von Port Adelaide bis Adelaide.

20 Minuten Eisenbahnfahrt bringen uns von dem freundlichen, mit seiner Umgebung 21 000 Einwohner zählenden Ort Port Adelaide nach der Hauptstadt hinein, deren „Centralbahnhof“ bislang auch nur ein bescheidener provisorischer Bau ist. Auch das Straßenbahnwesen in der Stadt ist noch sehr primitiv, weder Dampf, noch Kabel, noch Elektricität sind hier angewandt, sondern etwa zehn verschiedene Privatgesellschaften versehen den Dienst durch Pferdebahnen, und das entspricht ganz dem ruhigen Allgemeincharakter der Stadt, die weit mehr einen landstädtischen als einen großstädtischen Eindruck macht, da mit Ausnahme des Centrums die Häuser fast allgemein mit Gärten verziert sind und die ganze Stadt von einem freundlichen Parkgürtel umgeben ist.

In der Mitte und in den vier Ecken des die regelmäßig angelegte „City“ bildenden länglichen Rechtecks befinden sich große Squares, und auf allen vier Seiten bilden breite, mit Schattenbäumen eingefaßte Boulevards, die sogenannten „Terraces“, die Grenzen gegen die anstoßenden Parks. Die Gebäude der „City“ gleichen denjenigen einer wohlhabenden Mittelstadt, sind freundlich und gefällig, aber meist nur niedrig und weit vom Skyscraper-Stile entfernt, und da auch hier das Einzelwohnhaus ganz allgemein ist, so ist die Stadt, welche nur 40 000 Einwohner, mit ihrer Umgebung in 10 Meilen Umkreis Anfang 1899 147 600 Köpfe zählte, doch sehr ausgedehnt. Wegen ihrer besonders großen Anzahl von Kirchen nennt man sie in Australien die „Holy City“. Die vom Mittelpunkt der Stadt, dem Viktoria Square, nach Norden führende, 132 Fuß breite King Williamsstreet enthält die Mehrzahl der recht stattlichen öffentlichen Gebäude, wie Post, Regierungsgebäude, Stadthaus, Börse und verschiedene Banken, während die östlich von ihr abgehenden Pirie, Grenfell und Rundle Street der Hauptsitz für

den Detail- und Groß-Handel sind. Der King William Street folgend, kreuzen wir „die Nordterrasse", den stattlichsten der hiesigen Boulevards, lassen links das erst halb fertige, aus einheimischem weißen Marmor aufgeführte Parlamentshaus und den Stadtpark mit seiner von Liebespaaren besuchten Rotunda, rechts das in einem schönen Garten gelegene, aber sehr einfache Gouverneurshaus liegen und sehen nun vor uns zwischen grünen Wiesen und schattigem Gebüsch den gewundenen Torrensfluß, der an und für sich ein kümmerliches Gewässer, hier durch ein im Jahre 1881 mit einem Kostenaufwand von 15000 Pfund Sterling angelegtes steinernes Wehr in einen zwei Meilen langen, malerischen See umgewandelt wurde. Nördlich vom Torrenssee liegt, ebenfalls ringsum von Parkgelände umrahmt, das nur aus Wohnhäusern bestehende Nord-Adelaide.

An der „Nordterrasse" finden wir außer Bahnhof, Parlament und Gouverneurshaus auch noch eine Reihe weiterer schöner öffentlicher Bauten, wie die Bibliothek, das Museum, die 1872 gegründete Universität und die Gebäude der Jubiläums-Ausstellung von 1887, deren massive Mittelhalle jetzt zu einer Bergbau- und Gewerbeschule und zu einer Kunstgallerie dient. Das daneben liegende große Krankenhaus ist von einem besonders schönen Garten umgeben, welcher direkt an den 40 Acres umfassenden und hochinteressanten botanischen Garten mit seinen Palmen-, Farren-, Viktoria regia- und Kalt-Häusern und seinem botanischen Museum anschließt. Dieser Garten verdankt seine Bedeutung den Bemühungen des Deutschen Dr. Richard Schomburgk (geboren 1811 in Freiburg a. d. U., gestorben 1891 in Adelaide), welcher von 1865 bis 1891 dessen Direktor war, und auch Schomburgks Nachfolger, H. Holtze, ist wiederum ein Deutscher. Anlage und Reichhaltigkeit dieses Gartens sind außerordentlich schätzenswert. Seine Nordwestecke nimmt ein netter zoologischer Garten ein, welcher durch einen jährlichen Staatsbeitrag von 2000 Pfund Sterling, durch freiwillige Unterstützungen und ein Eintrittsgeld von 6 Pence erhalten wird.

Im Osten und Süden der überaus gefälligen Gartenstadt erhebt sich über der im Sommer vergilbten, im Winter üppig grünen Ebene die langgestreckte, von kraterartigen Einsattelungen unterbrochene Mount Lofty-Kette mit ihren Weingärten, Wäldern und Sommerfrischen, unter denen Marble Hill, des Gouverneurs Landsitz, auch von der Stadt aus sichtbar ist. Während der Sommer, besonders Dezember bis Februar, in Adelaide recht drückend sein kann und die Temperatur bis 45° im Schatten steigt, kommt es im Monat August hin und wieder zu leichtem Frost, und schroffe Temperaturwechsel sind nicht selten. Die Adelaide-Wasserleitung, deren Anlage $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling gekostet hat, bezieht das kostbare Naß aus drei großen, in den Mount Lofty-Bergen 6, 7 und 12 Meilen von der Stadt entfernt gelegenen Reservoirs.

Wenn der Lokalstolz der Bewohner von Adelaide auch ziemlich entwickelt und bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt ist, so kann man andererseits doch nicht leugnen, daß die Stadt in Bezug auf geistiges und geselliges Leben tot und sehr zurückgeblieben ist. Auch das Geschäft hier ist klein, ruhig und zurückhaltend, aber meist solide, da man im allgemeinen nicht mehr unternimmt, als man übersehen kann.

Außer den bereits genannten Städten sind in Südaustralien an größeren Orten noch zu erwähnen: Mount Gambier mit 8000, Kapunda und Port Pirie mit je 5000, Petersburg mit 3500 und Kooringa mit 2600 Einwohnern; die übrigen Ortschaften zählen meist nur wenige hundert Seelen.

Das

Nord-Territorium

bildet mit seinen 1 255 891 □km zwar weitaus den größten Teil der Kolonie „Südaustralien", hat auf diesem immensen Gebiet aber bislang nur eine Bevölkerung von 4200 Seelen, worunter 1500 Europäer und 2300 Chinesen, und dabei hat die Auswanderung selbst hier letzthin die Einwanderung überschritten.

Das früher in seinem nordöstlichsten Teile „Arnhemsland", in seiner großen Südhälfte „Alexandraland" genannte Gebiet bildet ein großes Tafelland, das von zahlreichen, bis 600 m hohen Bergketten durchzogen ist; die bedeutendsten darunter sind die im Süden gelegenen Mac Donnel-, James- und Petermann-Ketten, zwischen denen der große Salzsee Amadeus liegt. Ein großer Teil des Westens ist sandige Wüste. Im Norden durchziehen einige wasserreiche und streckenweise schiffbare Flüsse das Land, welches nach Süden zu immer wasserärmer wird, daselbst nur vereinzelte Quellen und Oasen aufweist, und wo die ziemlich bedeutenden Flußbetten nur nach den seltenen Regengüssen und auch dann nur für kurze Zeit Wasser führen. Die Vegetation bilden auch hier überwiegend Akazien und Eukalypten, daneben teilweise in dichtem Busch der Teatree (Melaleuca), doch treten dazu auch einige tropische Formen, wie Seaforthia, Cycas, Livingstonia und Schrauben-Palmen, an der Küste Mangroven mit wenig nutzbarem Holze und an einigen Flüssen der Nordküste Bambuse. Zu der Tierwelt, welche ganz Australien eigen ist, treten hier noch die Krokodile; die weißen Ameisen erweisen sich hier und in Queensland als besonders schädliche Holzzerstörer. Das Klima ist bis auf Malaria in den sumpfigen Niederungen auch für die Europäer günstig.

Während die Ehre der Entdeckung des Nord-Territoriums den Holländern gebührt, wurden die ersten Ansiedelungen hier 1824 von den Engländern angelegt, und zwar auf der Insel Melville und auf der Coburg-Halbinsel, wo 1831 auch ein Militärposten in Port Essington errichtet wurde; aber erst im Jahre 1864 begann die eigentliche Kolonisation des Landes, nachdem es auf Ersuchen Süd-Australiens dieser Kolonie im Jahre 1863 von England überwiesen wurde. Das Nord-Territorium wird seitdem von einem „Residenten" verwaltet, welcher der Oberleitung in Adelaide untersteht. Man begann damit, 250 000 Acres Ländereien in Lots von mindestens 160 Acres zu vermessen und verkaufte dieselben je zur Hälfte in Adelaide und London zum Preise von 7/6 d pro Acre; ein zweites zu vermessendes Gebiet von 250 000 Acres Land sollte zu 12/6 der Acre ausgeboten werden, doch ist dafür bislang weder Bedürfnis noch Nachfrage gewesen. Nachdem man zunächst Escape Cliffs an der Adam-Bai als Platz für die erste Stadt und als Sitz der Regierung gewählt hatte, verlegte man letzteren im Jahre 1869 etwas südlicher nach Palmerston an Port Darwin, dessen ausgezeichneter Hafen in Australien sofort hinter Sydney und Port Jackson rangiert. Trotz großer Ausgaben von seiten Südaustraliens, welche bis Mitte 1898 für das Nordterritorium 1 806 470 Pfund Sterling betrugen,

sind die Erfolge der Kolonisation bislang aber nur geringe geblieben, die Gesamteinnahmen des Distrikts beliefen sich 1897 nur auf 33910 Pfund Sterling, und das anhaltende Defizit verursacht Südaustralien ernstliche Sorge.

Ungefähr sämtliche anderweit in Australien vorkommende Mineralien finden sich auch im Nordterritorium, doch ist man bislang nur der Gewinnung von Gold ernstlich näher getreten; aber auch darin haben teils schwindelhafte Gründungen abschreckend gewirkt, teils haben ungenügende maschinelle Ausrüstungen noch keinen nennenswerten Erfolg aufkommen lassen, obgleich Alluvial- wie Riffgold in zahlenden Mengen nachgewiesen sind. Die Bevölkerung der Goldfelder belief sich 1897 auf 3300 Köpfe, inkl. 1600 Chinesen, und die Gesamtausbeute an Gold betrug im gleichen Jahre 1897 23577 Unzen im Werte von 81024 Pfund Sterling.

Ackerbau beschränkt sich auf einige kleine Kulturen von Mais, Reis und Gemüse seitens der Chinesen, und im ganzen waren 1897 in dem ungeheuren Gebiet nur 1167 Acres unter Kultur.

Für Weidezwecke waren Anfang 1898 180000 Quadratmeilen verpachtet und darauf 232000 Rinder, 70000 Schafe und 5800 Pferde vorhanden. Die Viehzucht leidet hier freilich sehr unter einheimischen Zecken, und der mühsam aufgebaute Export von Rindern ist unterbrochen worden durch das von der holländischen Verwaltung auf Java erlassene Einfuhrverbot und durch die von den andern australischen Kolonieen wegen der Rotwasserkrankheit des Viehs auferlegte Quarantäne. Auch Trockenperioden sind der Viehzucht hier häufig sehr schädlich.

Perlfischerei wird besonders an der Küste der Melville-Insel betrieben, und die dabei beschäftigten 39 Boote förderten im Jahre 1897 137 Tons Muscheln im Werte von 15600 Pfund Sterling.

Im Jahre 1897 betrugen die Importe des Distrikts 150430 Pfund Sterling und die Exporte 142330 Pfund Sterling, unter letzteren Gold 81120, Rinder 22960, Perlmutterschalen 15660, Wolle 6850, Häute und Hörner 4500, Glimmer 3600 und Trepang mit 2000 Pfund Sterling.

Die freundlich gelegene Hauptstadt Palmerston hat eine 1120 Fuß lange, vorläufig hölzerne Landebrücke, an welcher die größten Seedampfer anlegen können, und der Distrikt zählt 800 Einwohner, darunter zahlreiche Chinesen. Eine 146 Meilen lange Eisenbahn, welche im Jahre 1889 fertiggestellt wurde und 1155000 Pfund Sterling kostete, führt von Palmerston nach Pine Creek, dem Centrum der Goldfelder.

Japanische Kapitalisten haben letzthin Land am Viktoriafluß angekauft und beabsichtigen, es mit Japanern zu besiedeln. —

Summa Summarum hat Südaustralien von seiner Ausdehnung zur Timor-See bislang recht wenig Freude gehabt.

Zwischen Südaustralien und Westaustralien fehlt zur Zeit noch eine Landverbindung, wenn man sich nicht unsagbaren Strapazen bei Durchquerung der wasserlosen Wüste aussetzen will, und man benutzt also für gewöhnlich den Seeweg von Adelaide nach Albany am King George Sund an der Südküste, oder nach Fremantle an der Mündung des Swan River an der Westküste.

Westaustralien.

„Westralia“, wie die „Colonials“ das Land kurz nennen, bildet mit seinen 2527283 □km das gesamte westliche, in weiten Strecken noch unerforschte Drittel des Kontinents. Seinen einförmigen Küsten sind zahlreiche Inseln vorgelagert; tiefere Einschnitte mit guten Häfen finden sich besonders an der Nordküste, während an der Westseite die Sharks- und Geographenbai, an der Südseite der King George Sund zu nennen sind. Hinter der meist niedrigen und sandigen, im Süden aber steil aufsteigenden Küste erhebt sich das Land rasch zur Hochebenen-Formation, an deren hohem Ostrand sich Berge bis zu 1158 m (Mount Bruce) erheben, dann senkt sich das Land allmählich zu einer mit Gebüsch und Strauchwerk oder mit Stachelgras bedeckten, fast wasserlosen und von dürren Bergzügen durchsetzten Sandwüste. In diesem Gebiet tertiären Sandsteins giebt es zahlreiche große Salzsümpfe, und häufig tritt hier die Fata Morgana auf und trägt dazu bei, den Wanderer zu verirren. Von den Flüssen, deren großartige Betten aber selten mit Wasser gefüllt sind und deren Mündungen gewöhnlich unzugänglich bleiben, sind von Süd nach Nord an der Westküste die nennenswertesten der Blackwood, Swan, Murchison, Gascoyne, Ashburton, Fortescue, De Grey und Fitzroy; die südliche Küste besitzt keinerlei Flußlauf. Das Klima ist in dem fast allein bewohnten südwestlichen Teile der Kolonie warm, trocken und gesund. Klimakrankheiten kommen nicht vor, wohl aber typhöse Fieber, besonders in größeren Orten, deren sanitäre Vorrichtungen nicht mit dem Wachstum der Bevölkerung gleichen Schritt halten. Sehr lästig sind die zahlreichen Fliegen, welche selbst Netze und Schleier durchdringen und häufig Entzündungen verursachen; doch verschwinden diese Plagegeister bei Sonnenuntergang, ebenso wie die Hitze. Die Nächte sind oft recht kühl, auf Perioden von heißen Tagen folgen solche von kühleren, und zwar mit einer derartigen Regelmäßigkeit, daß man seine Reisen danach einrichten kann. Die Pflanzenwelt zeigt in der kleinen Südwest-Ecke des Kontinents dichten Hochwald — besonders Jarrah- und Sandelholz — und einen überraschenden Reichtum an Arten, während in den parkähnlichen Savannen des Nordens bereits Vertreter tropischer Flora auftreten. Die Tierwelt Westaustraliens ist dieselbe wie in Südaustralien.

Der erste Europäer, von dem wir wissen, daß er die westaustralische Küste sah, war der Portugiese Menezes, welcher 1527 die Abrolhos benannte; im Jahre 1616 fuhren Holländer in die Sharks-Bai ein und besuchten in der Nächstzeit eine Reihe weiterer Küstenpunkte, während der Engländer Dampier 1688 und 1699 der Nordwestküste entlang segelte. 1791 entdeckte Kapitän Vancouver den King

George Sund, 1801 erforschte Flinders einen Teil der Südküste, und im gleichen Jahre besuchten zwei französische Korvetten die Westküste und untersuchten und benannten daselbst eine ganze Reihe von Punkten, die noch heute ihre französischen Namen tragen.

Eine gewisse Kolonisation aber begann erst 1826, indem man von Sydney aus eine Anzahl von Sträflingen, mit der Bewachung zusammen 75 Personen, nach Albany brachte, die Station aber schon 1831 nach Rockingham, 14 Meilen südlich von der Mündung des Swan-Flusses, verlegte. An letzterem hatte Kapitän Fremantle schon 1829 die britische Flagge gehißt an der Stelle, wo jetzt die nach ihm benannte Stadt steht, und im gleichen Jahre kam als erster Gouverneur der anfänglich „Swan River Ansiedelung" genannten Kolonie Kapitän Stirling heraus, dessen im Jahre 1828 gelieferte Berichte die heimische Regierung zur Anlage der Niederlassung veranlaßt hatten. Wenige Wochen nach Stirlings Eintreffen wurde die Hauptstadt Perth gegründet und im Jahre 1831 von Kapitän Bannister die erste Überlandreise von Perth nach dem King George Sund ausgeführt. Schon im Jahre 1829 war auch das erste Emigrantenschiff angekommen, und eine mit großen Landschenkungen ausgestattete englische Gesellschaft sandte 1829—30 39 Auswandererschiffe mit 1125 Kolonisten heraus. Aber die Entwickelung der Kolonie innerhalb der ersten zwei Jahrzehnte war eine sehr langsame; im Jahre 1848 belief sich die Bevölkerung erst auf 4622 Seelen, das Land unter Kultur umfaßte nur 7047 Acres und der Viehstand 141000 Schafe, 11000 Rinder, 2100 Pferde, 2300 Schweine und 1400 Ziegen. Da entschloß man sich im Jahre 1850, die Regierung direkt um Überweisung von Sträflingen zu ersuchen, und dieser Bitte wurde umgehend entsprochen, so daß zwischen 1850 und 1868 nicht weniger als 10000 Sträflinge, und zwar ausschließlich Männer, eingeführt wurden. Auf Drängen der übrigen australischen Kolonieen wurde dann aber auch hier die weitere Einführung von Verbrechern eingestellt, und die Entwickelung Westaustraliens blieb eine sehr langsame, bis im Jahre 1887 in größerer Menge Gold gefunden und dadurch ein Zuströmen von Einwanderern, meist aus den Schwesterkolonieen, und von Millionen englischen Kapitals veranlaßt wurde. Bis dahin unbesiedelte und fast unbekannte, als wertlos betrachtete Strecken des weiten Gebietes gewannen durch die Goldfunde ungeahnte Bedeutung. Nachdem die Kolonie bis zum Jahre 1890 Kronkolonie geblieben war, wurde ihr in diesem Jahre die volle Selbstverwaltung wie den anderen australischen Kolonieen zugestanden, trotzdem ihre Bevölkerung damals nur 5000 Köpfe betrug; bis 1898 war die Zahl der Einwohner auf 170000 gestiegen, worunter nur 55000 weiblichen Geschlechts und ein guter Teil bedingungsweise freigelassener Verbrecher oder deren Nachkommen waren. Die Zahl der hiesigen Chinesen betrug 1940.

Die Kolonie hat durch die Goldentdeckungen im letzten Jahrzehnt zwar einen in mancher Beziehung phänomenalen Aufschwung genommen, im großen und ganzen aber ist sie trotz ihrer Größe weitaus die unentwickeltste der sieben großen australischen Kolonieen geblieben. Was die Stellung Westaustraliens zur Föderationsidee anbelangt, so hat sich die Kolonialregierung 1899 dagegen entschieden, dieselbe einem Volksreferendum zu unterbreiten. Es ist aber von seiten des östlichen Teils der Kolonie, also der Goldfelder-Region, welcher sich über ungenügende

Vertretung im Perth-Parlament beklagt, eine lebhafte Bewegung im Gange, sich von Westaustralien zu trennen, eine eigene Kolonie zu bilden und diese der „Common wealth" anzugliedern. Die „Miners" in Westaustralien werden zur Zeit nämlich nicht viel besser behandelt, als die „Uitlanders" in Transvaal, deren Klagen England den Vorwand zu dem „civilisatorischen" Kriege in Südafrika lieferten.

Die Agitation ist nicht ohne Erfolg geblieben, denn am 31. Juli 1900 fand schließlich doch noch eine Volksabstimmung statt, die zu Gunsten der Föderation ausfiel, und so hat denn nachträglich auch Westaustralien bei der Regierung des Mutterlandes die Genehmigung nachgesucht, sich der Common wealth anzuschließen. So dürfte die Föderation also von Anfang an den ganzen australischen Kontinent und Tasmanien umfassen.

Westaustralien ist in folgende 6 „Divisionen" oder Landdistrikte eingeteilt: Der Eucla-Distrikt bildet den südöstlichen Küstenstreifen und hat zwar an einigen Stellen gute Weide, ist aber so ungenügend bewässert, daß er fast unbewohnt ist.

Der anstoßende Südwest-Distrikt dagegen ist weitaus der am dichtesten besiedelte Teil Westaustraliens überhaupt; wir finden hier die guten Häfen Albany am King George Sund und Fremantle am Swan River, ein gutes Klima, genügenden Regenfall, weite Striche dichter Wälder und gute Weidegründe.

Der nördlich davon folgende Gascoyne-Distrikt ist schon bedeutend trockener, doch haben letzthin eine Anzahl wohlhabender und erfahrener junger Leute aus Viktoria an der Mündung und entlang dem Laufe der Murchison- und Gascoyne-Flüsse Viehzuchtstationen errichtet, welche ihnen, wie der Kolonie, Nutzen versprechen. Die zwischen den beiden genannten Flüssen liegende Sharks-Bai ist dadurch wichtig, daß auf ihren ausgedehnten Bänken die echte Perlmuschel vorkommt und gefischt wird. Im Hinterland liegen die Murchison und andere Goldfelder.

Der weiter nördlich folgende Nordwest-Distrikt bietet gutes Weideland und auch an dem hier fließenden Ashburton haben sich Ansiedler aus Viktoria niedergelassen; ebenso ist die Umgebung des Haupthafens Roebourne besiedelt worden, seitdem man im Hinterland Alluvialgold fand.

Der nördlichste, der Kimberley-Distrikt, welcher die am reichsten gegliederte Küste besitzt, ist in seinem Innern erst 1879 erforscht worden, und man hat daselbst ein fruchtbares und wohl bewässertes Land, seit 1882 auch Gold gefunden.

Das ganze Innere der Kolonie bildet der Ost-Distrikt, welcher die Hälfte der Gesamtfläche einnimmt und zum großen Teil sandige und wasserlose Wüste darstellt, deren Wert erst durch die seit 1887 gemachten reichen Goldfunde erkannt wurde.

Viehzucht und Ackerbau bildeten zwar die Basis der Kolonie, und es fehlt nicht an dazu geeigneten Ländereien, aber im Jahre 1897 mußten doch noch für 925 849 Pfund Sterling Acker- und Meiereiprodukte eingeführt werden, eine für die kleine Bevölkerung überaus große Summe. Letzthin hat allerdings der Weizenbau in Westaustralien so zugenommen, daß man hofft, vom Jahre 1900 ab seinen Bedarf an Brotkorn selbst erzeugen zu können. Im Jahre 1897 waren 133 182 Acres unter Kultur, davon 38 705 Acres Weizenboden, der allerdings auch in seinen besten Lagen der Düngung bedarf; neben Weizen werden Gerste,

Mais und Kartoffeln gebaut. Getreide gedeiht nördlich bis zum 29. ^{0} hinauf, und Erträge von 20 bis 30 Bushel pro Acre sind in dem Hügelland östlich von Perth etwas Gewöhnliches. Mit Irrigation würden auch weite Strecken sandigen Landes in fruchtbarstes Ackerland zu verwandeln sein, freilich hat die Bohrung artesischer Brunnen nur an wenigen Stellen gutes Wasser erschlossen, der weitaus größte Teil des Grundwassers ist salzig. Eine im Jahre 1895 gegründete staatliche Agrikulturbank sucht durch mit 5 % zu verzinsende Vorschüsse den Ackerbau zu heben.

Obst-, Wein-, Oliven- und Tabak-Bau, ebenso wie Seidenzucht, ergeben gute Resultate, doch fehlt es noch sehr an den nötigen Arbeitskräften und Kapitalien, um diese Kulturen zu entwickeln.

Dagegen hat Schaf- und Rinderzucht in Westaustralien seit Entdeckung der guten Weidegründe in den nördlichen Distrikten einen erfreulichen Aufschwung genommenen, die Kolonie verspricht in Wolle und Rindvieh eine nennenswerte Exportzunahme, und ihre Nähe zu Indien, Singapore und Java hat eine lohnende Pferdeausfuhr nach diesen Gegenden erleichtert. Um die auch hier strichweise sehr zahlreichen Kaninchen zu bekämpfen, hat man an der Südküste mehrere hundert Katzen freigelassen, und die der Viehzucht schädlichen, früher sehr gefürchteten giftigen Pflanzen hat man mit Erfolg niederzuhalten verstanden.

Perlmuscheln werden nicht nur in der Sharks-Bai, sondern auch beim Nordwestkap gefunden und haben eine größere Bedeutung durch ihre Schalen, als durch ihre Perlen, von denen nur selten solche von größerem Werte gefunden werden. Eine große Anzahl Fischerböte, welche früher in der Torresstraße, der Queenslandküste gegenüber, fischte, arbeitet seit einiger Zeit mit ihrem wertvollen Apparat und einer Reihe von Malayen, Japanesen und Bewohnern von Thursday Island an der westaustralischen Küste, wo zwei Arten der Muschel heimisch sind, nämlich die Meleagrina margaritifera und die Meleagrina radiata; die letzteren, kleineren werden mit 15 bis 60 Pfund Sterling die Tonne bezahlt, die 6 bis 10 Zoll langen Schalen der margaritifera $6^{1}/_{2}$ bis 10 Pfund Sterling höher. Während früher die Perlfischerei nur nahe dem Ufer mit Hilfe farbiger Taucher ausgeübt wurde, hat man die Operationen jetzt, nach teilweiser Erschöpfung dieser Gründe, weiter hinaus, 3 bis 10 Meilen von der Küste entfernt, verlegt, und man betreibt sie nun mit Hilfe von Taucherapparaten; leider fehlt es vielfach an Geld, um die letzteren zu beschaffen, und so ist diese Industrie seit einigen Jahren ins Stocken gekommen.

Die Schnabelschildkröte, welche auf allen Küsteninseln vorkommt, liefert nennenswerte Mengen von Schildpatt, auf verschiedenen Inseln werden auch Guanolager ausgebeutet, und immense Austernbänke liegen verschiedenen Teilen der Küste vor.

Seine heutige Wichtigkeit verdankt Westaustralien aber nicht den bisher besprochenen Kulturen und Industrien, sondern seinem Goldreichtum.

Schon in den Jahren 1856 bis 1858 waren von R. Austin Funde berichtet worden, welche die Vermutung von Goldschätzen in Westaustralien in weitere Kreise trugen, und die Regierung ersuchte im Jahre 1860 Hargreaves, den Ent-

decker des ersten Goldfeldes in Neu-Südwales, die Kolonie zu besuchen und über deren Goldaussichten ein Gutachten zu erstatten. Hargreaves Meinung ging dahin, daß in dem damals allein bekannten Küstenstreifen der Südwestecke der Kolonie nie Gold in zahlender Menge gefunden werden würde, und das ist auch bis heute wahr geblieben. Das edle Metall wurde zwar im Jahre 1868 im Mündungsgebiet des Irwinflusses und darauf nahe Albany gefunden, aber beide Stellen an der Südküste erwiesen sich für die Bearbeitung nicht lohnend, und die zahlreich herbeigeströmten Goldgräber gingen enttäuscht von dannen und brachten die Goldlager Westaustraliens in schlechten Ruf. Auch in Kimberley wurden 1882 Goldfelder entdeckt und 1886 als solche proklamiert, aber diese Alluviallager waren klein und von den in Scharen herbeigeströmten Diggern bald ausgearbeitet. Inzwischen hatten Spuren von Gold mehr nach dem Innern zu gewiesen, und im Jahre 1887 fand Austin 200 Meilen östlich von Perth in den Yilgarn-Hügeln sehr reiche Lager auf. Natürlich folgte auch hier bald der übliche Ansturm, und die folgenden Explorationen ergaben die Existenz eines 80 Meilen langen Gürtels von Quarzriffen, deren Reichtum stellenweise bis auf zwei und sechs Unzen Gold pro Ton Erz stieg. Auch Alluvialgold wurde in einigen reichen Lagen gefunden, aber der Mangel an Wasser, das größte Hindernis für die hiesige Goldentwickelung, verhinderte bislang dessen rationelle Ausbeutung. Im Jahre 1888 wurde reiches Alluvial- und Riffgold im Nordwest-Distrikt, im Hinterland von Roebourne, 1890 bis 1891 auch am Ashburton- und Murchison-Fluß gefunden. Das Jahr 1891 brachte auch die Entdeckung der berühmten, 100 Meilen östlich von Southern Croß, dem Centrum der Yilgarn-Goldfelder, liegenden Coolgardie-Lager durch Bailey, einen Goldsucher aus Viktoria. Zwei Jahre später wurde durch Hannan das nahe, noch reichere Kalgoorlie entdeckt, ebenfalls im Jahre 1893 auch das hinter der Esperance-Bai gelegene Dundas-Goldfeld. Weitere reiche Funde wurden 1895 am Darlot-See östlich von den Murchison-Quellen gemacht, und das westaustralische Goldgebiet zerfällt nun in drei Teile:

Das südlichste und reichste mit den Yilgarn-, Coolgardie-, Dundas-, Mount Margaret- und Broad Arrow-Goldfeldern;

das mittlere mit den steigende Erträge liefernden Yalgoo-, Murchison- und Peak Hill-Goldfeldern und dem Centrum Cue; und

das nördliche mit den weniger ergiebigen und weit zurückstehenden Goldfeldern von Kimberley, Ashburton, Gascoyne und Pilbarra.

Diese Goldlager, teils flötzartiger, teils alluvialer Natur, erstrecken sich über ein Gebiet, welches anderthalbmal so groß wie Deutschland ist. Die Grundlage des Bodens ist Granit, von Schiefer oder Sandstein überlagert, und die Gänge mit eingesprengten Goldnestern sind oft 20 und 30 Meter mächtig. Am Ausgehenden sind dieselben oft sehr angereichert, nach der Tiefe zu vermindert sich der Goldgehalt aber meist beträchtlich, und dadurch sind begreiflicherweise sehr unliebsame Verminderungen in der Ausbeute bei längerem Betrieb eingetreten. Alluvialgold ist überall zu finden, wo primäre Goldlager anstehen, und der schwerste Goldklumpen von über 14 kg Gewicht wurde 1897 bei Lake Way angetroffen. Zur Bearbeitung des Erzes waren 1897 50 Pochwerke vorhanden, deren Betrieb im Süden wegen Wassermangels schwierig ist. Entweder wird man Wasser von

weitem dahin führen müssen, wozu bereits großartige Vorbereitungen im Gange sind, oder andere, nämlich Trockenbetriebe, einführen.

Die Selbstkosten der Goldgewinnung sind je nach den Umständen sehr verschieden und nehmen mit der Entfernung von der Küste zu.

Auch unter den westaustralischen Bergbau-Interessenten giebt es viele sogenannte „Sachverständige" von zweifelhaftem Werte, durch deren zum Verkauf der Minen nötige Berichterstattung, die stets glänzend ausfällt, Kapitalgeber oft geschädigt wurden. Dadurch, daß man Goldlager nach dem reichen Ausgehenden beurteilte, übertrieb man vielfach deren Wert, und die außerordentliche Nachfrage europäischer Banken und Bergbau-Gesellschaften, die um jeden Preis australische Goldlager zu Gesellschafts-Gründungen erwerben wollten, führte zu einer außerordentlichen Preissteigerung der Kaufobjekte. Die australischen Unterhändler schlugen auf den ursprünglichen Kaufpreis ein unverhältnismäßiges Aufgeld, und jene Gründer glaubten, die vermeintlich höchst wertvollen Lagerstätten nicht hoch genug gründen zu können.

Der Verlauf verschiedener australischen Minenentwicklungen liest sich wie ein Roman. So wurde im Juni 1893 in Adelaide die „Coolgardie Gold Mining und Prospecting Company, Limited" mit einem Kapital von nur 15 Aktien à 15 Pfund Sterling gebildet, um den Deutschen G. W. Brockmann und Mr. Pearce auf Goldentdeckung auszusenden. Zwar hatte man ursprünglich Coolgardie in Aussicht genommen; aber die genannten beiden Leute lehnten die ihnen dort angebotenen Bergrechte ab, drangen weiter vor bis zu dem heutigen Kalgoorlie und nahmen hier 330 Acres auf. Aus diesem überaus bescheidenen Anfang gingen folgende Minen hervor, welche 1899 die beigesetzten Werte repräsentierten: Great Boulder 1 662 550 Pfund Sterling; Lake View Consols 2 812 500 Pfund Sterling; Associated Mines 2 475 000 Pfund Sterling; Ivanhoe 1 875 000 Pfund Sterling; Kalgoorlie Mint 100 000 Pfund Sterling; Lake View South 220 000 Pfund Sterling; Lake View Extended 65 750 Pfund Sterling und Great Boulder Nr. 1 65 000 Pfund Sterling = 9 275 750 Pfund Sterling Total. Bis Anfang 1899 haben diese Compagnien 560 000 Unzen Gold gefördert, 950 000 Pfund Sterling in Dividenden und 3 421 000 Pfund Sterling in Aktien verteilt.

Ein anderartiges Beispiel bildet die Geschichte der 12 Meilen von Coolgardie entfernten Londonderry Mine: Sechs Goldgräber erzielten hier in 8 Wochen bei Bearbeitung von nur $1^1/_2$ Ton Gestein nicht weniger als 4279 Unzen Gold; auf diese phänomenale Ausbeute hin wurde die Mine kurz darauf mit einem Kapital von 700 000 Pfund Sterling gegründet und davon nur eine Viertelmillion dem großen Publikum zur Verfügung gestellt. Die 20 Schilling-Aktien stiegen schnell auf 34, aber der Goldreichtum nahm bald so stark ab, daß die Aktien auf 5 Schilling sanken.

Andere Gründungen sind freilich auch recht unglücklich verlaufen, und der europäische Kapitalist sollte also sorgfältiger prüfen oder zu Vermittlern nur größere Gesellschaften, Firmen von tadellosem Rufe oder Sachverständige von fleckenloser Vergangenheit wählen. In manchen Lagern ist wirklich ein großer Goldreichtum vorhanden, aber im ganzen wird man zu einem wirtschaftlichen, mit besten wissenschaftlichen Erfahrungen arbeitenden Betrieb dringend genötigt. Besonders bei der

Bearbeitung der Schwefelerze ist man, z. B. auch in Kalgoorlie, auf große Schwierigkeiten gestoßen, doch werden die Hindernisse allmählich überwunden.

Daß Bergwerksdirektoren und -Beamte die genaue Kenntnis ihrer Gruben dazu benutzen, sich durch Privatspekulationen auf unlautere Weise Vermögensvorteile zu verschaffen, kommt in Australien ebenso wie in Amerika und Südafrika nicht selten vor. Nichts ist leichter, als zu geeigneter Zeit eine Verringerung der Ausbeute eintreten zu lassen, oder dieselbe durch Raubbau für kurze Dauer zu steigern und an der Börse mit dieser Kenntnis glücklich zu operieren. Die Auswahl möglichst zuverlässiger Beamter und deren reichliche Bezahlung, um den Reiz von Privatgeschäften abzustumpfen, ist also geboten.

Die gesamte Goldausbeute Westaustraliens belief sich bis März 1898 auf 1 865 134 Unzen im Werte von 7 087 512 Pfund Sterling, und seit dem Jahre 1898 nimmt Westaustralien unter allen australischen Kolonieen überhaupt den ersten Platz betreffs Goldproduktion ein. Betrug der hiesige Goldexport noch im Jahre 1886 nur 302 Unzen im Werte von wenig über 1000 Pfund Sterling, so erreichte er 1898 schon fast die Höhe von vier Millionen Pfund Sterling, im Finanzjahr 1899/1900 sogar 6 431 000 Pfund Sterling.

Von den außer Gold in Westaustralien vorkommenden Metallen sind Kupfer und Blei schon von 1842 ab eine Zeit lang in der Gegend zwischen Geraldine und Geraldton bearbeitet worden, auch in der Darling-Kette, nahe Roebourne, und im Kimberley-Bezirk fand man Kupfer und Bleiglanz, deren Ausbeutung wurde aber als unlohnend eingestellt, nachdem der Preis für diese beiden Metalle so wesentlich sank. Von Rot- und Magneteisenerz harren ungeheure Lager der Erschließung; Zinn existiert in verschiedenen Teilen der Kolonie, und in der Letztzeit sind, begünstigt durch Anlage von Schmelzwerken an Ort und Stelle, besonders die Green Bushes Zinnlager außerordentlich schnell entwickelt worden. Als besonders wichtig aber hat sich die im Jahre 1896 erfolgte Entdeckung der Collie-Kohlenfelder bei Bunbury erwiesen, nachdem die schon seit 1846 an verschiedenen Punkten der Südküste aufgefundenen Kohlenlager wegen zu geringer Qualität unbenutzt bleiben mußten. Die Collie-Gruben dagegen liefern gute Kohle aus Gängen von großer Mächtigkeit und sind seit 1898 an die Südbahn angeschlossen, um das Produkt bequem nach Bunbury, Perth und Fremantle bringen zu können.

Die Südwestecke der Kolonie besitzt ausgedehnte dichte Wälder etwa von der Größe Großbritanniens, und hier herrscht, besonders im Rockingham-Bezirk, der wertvolle Jarrah-Baum vor (Eukalyptus marginata), dessen dauerhaftes Holz zu Eisenbahnschwellen, Wasserbauten, Straßenpflaster und Grubenholz — auch für Transvaal — dient; daneben finden sich andere wertvolle Eukalypten, wie Tuart und Karri, Wattlen und Sandelholz, letzteres besonders im York-Bezirk. Dagegen fehlen auch hier zu Brettern geeignete weiche Hölzer. Der eigenartige Grasbaum, Kingia australis, kommt in Südwestaustralien besonders häufig vor.

Die Zahl der Fabriken in Westaustralien betrug im Jahre 1897 368, davon befanden sich 114 in Perth und 49 in Fremantle; nennenswert darunter sind 45 Ziegeleien, 45 Sägemühlen, 14 Mahlmühlen, 17 Brauereien, 12 Gießereien,

20 Wagenbauanstalten, 5 Gerbereien und 46 Sodawasserfabriken. Die in „Unions" organisierten Arbeiter Westaustraliens sind außerordentlich anspruchsvoll, wie ein im März 1899 ausgebrochener Strike der Stauer in Fremantle beweist. Die „Union" verlangte damals, daß an der Seite ihrer Mitglieder keine freien, ihrer Organisation nicht angehörenden Arbeiter angestellt werden dürften; daß die Festsetzung der Löhne ausschließlich dem Arbeiterverband, ohne Rücksicht auf den Arbeitgeber, zustehe und daß die „Union" auch die Zahl der zu beschäftigenden Arbeiter zu bestimmen habe. Freie Arbeiter, die sich zur Löschung der Ladung des Lloyddampfers „Karlsruhe" in genügender Zahl auf der Werft einstellten, wurden durch die „Union"-Arbeiter mit Gewalt fernzuhalten gesucht, aber die Polizei griff energisch ein, und das von drei Geistlichen gebildete Schiedsgericht entschied gegen die übertriebenen Ansprüche der „Union".

Der Wert der Einfuhr betrug im Jahre 1897 6418565 Pfund Sterling, wovon 2562694 Pfund Sterling aus andern australischen Kolonieen kamen, während die Ausfuhr im gleichen Jahre nur 3940098 Pfund Sterling wertete und zur Hälfte nach andern Teilen Australiens und halb nach England ging. Die Hauptartikel der Ausfuhr bestanden in Gold 2565000 Pfund Sterling, Wolle 296000 Pfund Sterling, Holz 242000 Pfund Sterling, Perlen und Perlmuscheln 60000 Pfund Sterling und Häuten und Fellen mit 38000 Pfund Sterling. Der Handel geht meist über Fremantle—Perth und über Albany, den Anlegeplätzen der überseeischen Dampfer, Bunbury führt Jarrah und andere Hölzer, Geraldton Wolle und Blei, Roebourne Wolle, Pferde und Perlmuscheln aus.

Die Ausgaben der Kolonie im Jahre 1898 beliefen sich auf 3256912 Pfund Sterling, wovon die Hälfte auf Eisenbahnen und andere öffentliche Bauten verwandt wurde, während sich die Einnahmen, hauptsächlich aus Zöllen und Bahnerträgen fließend, und ohne Erhebung einer Einkommensteuer, auf 2754747 Pfund Sterling stellten, für eine Bevölkerung von nur 170000 Seelen eine gewiß außerordentlich hohe Summe. Für das Finanzjahr 1899/1900 sind die Einnahmen mit 2795490 Pfund Sterling, die Ausgaben mit 2616363 Pfund Sterling eingesetzt. Die Einfuhrzölle schwanken zwischen 5 und 20 % ad. val. Die öffentliche Schuld Westaustraliens betrug Mitte 1898 9,2 Millionen Pfund Sterling, und davon sind 78 % für öffentliche Bauten ausgegeben.

Von den Eisenbahnen Westaustraliens gehören 970 Meilen dem Staate, 391 Meilen Privatgesellschaften, und zwar liegen sie sämtlich im Südwesten der Kolonie. Die wichtigsten Linien sind diejenigen von Perth nach Albany; von Perth nach Bunbury und Busselton; von Perth nach Southern Croß, Coolgardie, Kalgoorlie und Menzies; von Perth nach Geraldton und Northhampton und von Geraldton nach Cue. Geplant ist u. a. eine Bahn von Coolgardie nach Norseman im Dundas-Goldfeld, welche eventuell nach der Esperance-Bai fortgesetzt werden soll, und eine Linie von Coolgardie nach dem kleinen Küstenort Eucla an der Südostgrenze, um eine Verbindung mit Südaustralien zu schaffen. Im Jahre 1896/97 standen die im Betrieb befindlichen Bahnen mit einem Kost von $3^3/_4$ Millionen Pfund zu Buche, ergaben einen Reingewinn von 9% und waren damit weitaus die bestrentierenden Bahnen von ganz Australien überhaupt. Sind doch seit Er-

schließung der Goldfelder die Überschüsse der Staatsbahnen von 45000 Pfund Sterling im Jahre 1890 auf 337000 Pfund Sterling im Jahre 1896/97 gestiegen.

Sehen wir uns nun einige der Hauptplätze der Kolonie etwas näher an.

Fremantle, der bedeutendste Hafenplatz Westaustraliens, liegt an der 1697 von dem Holländer Vlaming entdeckten Mündung des von Felsufern eingefaßten Swan River, welcher bis Perth hinauf schiffbar ist und in seinem Oberlauf den Namen Avon führt. Der Hafen von Fremantle ist nicht gegen alle Stürme genügend geschützt, und es werden deshalb z. Z. zu seiner Sicherung ausgedehnte Arbeiten ausgeführt, deren Kosten auf 16 Millionen Mark veranschlagt sind. Die beiden Wellenbrecher am Eingang des Flusses wurden bereits 1897 beendet, und zwar ist der nördliche Arm 3450, der südliche 2000 Fuß lang. Auch die Zufahrt ist schon wesentlich vertieft und verbessert worden, so daß jetzt Dampfer von 10000 Tons direkt langseits der Werft anlegen können. Bei herannahendem Sturme mußten die Schiffe früher Zuflucht in dem Schutzhafen des 12 Meilen entfernten Garden Island suchen. Der Swan-Fluß ist bei Fremantle durch eine von den Sträflingen aufgeführte hölzerne Brücke von 954 Fuß Länge und 46 Fuß Breite überspannt, und die alte Sträflingsanstalt ist eins der Charaktergebäude der Stadt, welche mit ihren Vorstädten zusammen etwa 17000 Einwohner zählt.

Bahn oder Dampfer führen uns zu der 12 Meilen flußaufwärts liegenden Hauptstadt Perth. Der Swan River erweitert sich hinter Fremantle zu dem seeartigen, malerischen Melville Water, und weiter hinauf liegt am Nordufer des Stromes das freundliche Perth mit seinen meist einfachen und niedrigen, aber massiven Häusern, überragt von dem Glockenturm des im Centrum der Stadt gelegenen, von den Sträflingen aufgeführten Stadthauses, dessen Halle 2000 Personen faßt, und welches das größte Gebäude der Stadt repräsentiert. Die Hauptstraße des nicht gerade sehr regelmäßig angelegten Ortes ist St. Georges Terrace. Die Temperatur hier schwankt zwischen 0,4 und 44° C. im Schatten. Januar bis März sind auch in der Südwestecke Australiens heiß und drückend, während des Restes des Jahres aber ist das Klima angenehm und gesund, und besonders die Monate September und Oktober sind entzückend.

Die Stadt Perth mit ihrer Umgebung zählt 35000 Köpfe, die Einwohnerzahlen der weiteren nennenswerten Städte Westaustraliens sind für Coolgardie 13000, Kalgoorlie 12000, Menzies, Albany, Bunbury und Geraldton je 3000 und Southern Croß 1500; die übrigen Ortschaften haben selten mehr als wenige hundert Bewohner.

Albany hat einen, auch als Kohlenstation dienenden, vorzüglichen Hafen, exportiert Jarrah- und Karri-Holz und gilt als Sanatorium Westaustraliens.

Reisen und Explorationen im Innern waren früher überaus beschwerlich und werden zum Teil auch heute noch mit Kamelen ausgeführt, welche außer den Personen auch noch Zelte, Wasserkessel, Werkzeuge und Lebensmittel tragen; diese in Bezug auf Nahrung und Wasserbedarf so anspruchslosen Tiere — als Nahrung genügt ihnen das dürre Salzbuschwerk, und einige Kamele sollen hier bis zu 600 Meilen weit ohne Tränkung gegangen sein — werden von Afghanen geführt und zu Karawanen von 50 bis 100 Stück vereinigt. Die auf diesen Zügen mitge-

nommenen eisernen Wasserbehälter spielen für die Reisenden eine sehr wichtige Rolle, da das Erbohren von Wasser im Innern fast überall wenig Erfolg gehabt hat. Heutigen Tages aber kann man die Haupt-Minencentren Cue, Coolgardie, Kalgoorlie und Menzies bereits mit der Bahn erreichen, und zwar führt uns dieselbe von Perth nach Coolgardie in 30 Stunden. Die Fahrt geht durch meist mit Eukalyptus-Buschwald bestandenes Land zunächst in 12 Stunden nach Southern Croß, dem Centrum der Yilgarn-Goldfelder, einer aus Wellblech- und Segeltuch-Häusern bestehenden Stadt mit ca. 1500 Einwohnern. Seit 1896 ist die Bahn von hier weiter nach dem 361 Meilen von Fremantle entfernten Coolgardie eröffnet, wohin uns eine Weiterfahrt von 18 Stunden bringt. Der Ort zählt 13000, mit seiner Umgebung 30000 Seelen, und auch hier finden wir neben einigen Steingebäuden vorherrschend das typische australische Goldgräberhaus aus Wellblech und Segeltuch, daneben aber bereits elektrische Straßenbeleuchtung. Die Hotels sind nicht gerade schlecht, aber ungemütlich und überfüllt, und die Bars sind bis tief in die Nacht hinein stark besucht; am lebhaftesten ist das Treiben am Sonnabend Abend, weil dann so ziemlich alle Bergleute zur Stadt kommen, um zu feiern. Die Bevölkerung ist sehr bunt, wenn auch weniger gemischt, als in Johannesburg; die meisten kommen aus Ostaustralien, dann folgen Engländer und Deutsche, letztere in der Kolonie überhaupt fast ausschließlich als Bergleute vertreten. Farbige, besonders Chinesen, sind in den Goldfeldern Westaustraliens nur vereinzelt als Köche und Diener geduldet, können aber keine Minenrechte erwerben. Sicherheit und Rechtsschutz sind befriedigend, und das Leben ist gesitteter, als sonst auf den Goldfeldern; besonders das rüde Raufen und Schießen kommt kaum vor, auch fehlen die Spielhäuser; ein sehr „freundliches" Dasein bieten die Goldfelder freilich nicht. Für Sicherheit sorgt, wenn nötig, die Bevölkerung der Goldfelder unter Umständen übrigens auch selber, indem sie Verbrecher durch förmlichen Rechtsspruch verbannt. Von den Eingeborenen droht auch hier im Innern keine Gefahr.

Sein Wasser bezieht Coolgardie bislang noch aus 12 Sammelteichen für Regenwasser, welche in günstigen Jahren größere Vorräte für mehrere Monate liefern; außerdem destilliert man ein allerdings recht fade schmeckendes Trinkwasser aus dem Grundwasser der Salzlagunen und der Brunnen. Das zum Trinken bestimmte Wasser wird gewöhnlich in einem aus dichtem Drell gefertigten Sack aufgehängt, wobei es durch die Oberflächenverdunstung ziemlich kühl bleibt. In der Wasserversorgung der östlichen Goldfelder wird aber bald ein großer Umschwung eintreten, da man Anfang 1898 mit den auf 50 Millionen Mark geschätzten Arbeiten begonnen hat, um vom Helena-Fluß in der Darling-Kette nahe Perth gutes Quellwasser ca. 525 km weit in eiserner Röhrenleitung nach den an Salzsümpfen reichen, aber des Trinkwassers entbehrenden Strecken zu führen, und zwar 25 Millionen Gallonen pro Tag. Fürwahr, ein Riesenunternehmen.

Im Jahre 1899 fand in Coolgardie auch die erste größere Westaustralische Ausstellung statt.

Das 24 Meilen nordöstlich von Coolgardie gelangene Kargoorlie ist seit Entdeckung der hiesigen Goldfelder im Jahre 1893 bereits zu einer Stadt emporgewachsen, welche 12000, mit ihrer Umgebung 20000 Bewohner zählt, gutes

Trinkwasser besitzt und im übrigen den Charakter von Coolgardie und den anderen westaustralischen Minenorten trägt. Seit 1898 führt die Bahn von hier aus noch 82 Meilen weiter nach Norden zu der Minenstadt Menzies, welche 3000, mit ihrer Umgebung 6000 Bewohner zählt.

Es ist gesagt worden: „Western Australia is the land of sin, sun, sand, sweat, salt, sorrow, sore eyes and Sir Josef Forrest“ — letzterer einer der Hauptexplorateure und schon seit 1890 Premierminister von Westaustralien —, und daraus kann man leicht erkennen, daß im Goldlande nicht alles Gold ist. Gewiß sind großartige und lohnende Goldfelder vorhanden, aber dieselben sind meist im Besitz fremder Gesellschaften, benötigen zu ihrem Betrieb nur eine beschränkte Anzahl von Händen, und der erzielte Gewinn geht meist außer Land und wird nicht in Westaustralien angelegt. In der Anfangszeit des „Gold West Bubble“ herrschte hier freilich ein großer „Boom“, öffentliche Gelder wurden reichlich aufgenommen und ausgegeben, aber Goldbau allein bildet nirgends eine sichere Basis für den Wohlstand eines Landes, und so trat denn auch hier sehr bald ein starker Rückschlag ein, veranlaßt durch die Überkapitalisierung der zur Ausbeutung der Bergwerke und Wälder der Kolonie gegründeten englischen Gesellschaften. Die Folgen dieser Stockung zeigen sich auch darin, daß die Auswanderung letzthin die Einwanderung übertraf. Bislang kamen viele verheiratete Arbeiter aus andern australischen Kolonieen ohne ihre Familien nach Westaustralien, da Mieten und Lebensmittel hier teurer als anderwärts auf dem Kontinent sind, und dadurch erklärt sich auch teilweise das große Übergewicht des männlichen über das weibliche Geschlecht in der Kolonie; seit Anfang 1899 sollen bei öffentlichen Arbeiten aber nur solche verheiratete Arbeiter angestellt werden, deren Familien nicht außerhalb Westaustraliens wohnen, damit das Geld nicht außer Land gehe. Der Weg scheint kaum praktisch gewählt, um der Kolonie Bevölkerungszuwachs zu bringen.

Queensland.

Diese Kolonie nimmt die Nordostecke des australischen Kontinents ein, und zwar fand Cook im Jahre 1770 die Moreton-Bai auf, welche er nach dem Präsidenten der Royal Society in London benannte, fuhr dann der Küste entlang weiter nach Norden bis zu Kap York und Possession Island, die englische Flagge hissend und den Ostrand des Kontinents für seinen Souverän in Besitz nehmend. In den Jahren 1799 und 1802/3 untersuchte der zunächst vom Gouverneur Hunter, auf der zweiten Reise von der britischen Admiralität entsandte Leutnant Flinders diese Küsten weiter, ebenso 1817 Leutnant King; man traf Eingeborene an, die höher veranlagt waren, als ihre Brüder in der Nähe von Port Jackson, doch war man bislang kaum über die Küsten hinaus vorgedrungen. Erst Oxley, der mit Auffindung eines geeigneten Platzes für eine neue Sträflingsstation beauftragt war, entdeckte 1823 den Brisbane- und den Bremer-Fluß, und unter seiner Leitung wurde im Jahre 1824 die erste Niederlassung an der Moreton-Bai angelegt. Man wählte als Ort derselben zunächst Humpybong, aber an dessen Stelle schon im nächsten Jahre das 30 Meilen südlicher gelegene und nach dem damaligen Gouverneur von Neu-Südwales benannte Brisbane. Die Sträflinge wurden dazu angehalten, den Wald zu roden, Häuser und Straßen zu bauen und die Verbindung mit dem Hinterland zu schaffen, dessen erster Pionier der von Neu-Südwales aus über Land vordringende Botaniker Allan Cunningham war und dem später unser Landsmann Leichhardt und andere Forscher folgten. Durch den aufrührerischen Charakter der Sträflinge einerseits, die Strenge und Grausamkeit einiger Kommandanten andrerseits ist die frühste Geschichte des „Moreton-Bai-Distrikts" eine sehr unerquickliche, und erst seitdem das Land im Jahre 1842 für freie Ansiedler geöffnet wurde, nahm es allmählich eine erfreuliche Entwicklung. Im Dezember 1848 langte das erste Schiff mit freien Einwanderern, im Jahre 1850 die letzte Sendung von Sträflingen aus England an, und im Jahre 1851 konnte das erste Schiff mit Vollladung Moreton-Bai verlassen.

Der Distrikt wurde zunächst von Neu-Südwales aus verwaltet und seine Ansiedler waren im Sydney Parlament vertreten; die große Entfernung und die Verschiedenheit der Interessen machten aber bald eine Trennung wünschenswert, und im Jahre 1859 wurde die seitdem „Queensland" genannte Nordostecke des Kontinents als besondere Kolonie proklamiert. Zahlungseinstellungen seitens der Lokalbank und vieler Privatleute, Dürre und Viehsterbe markierten das Jahr 1866 zu einem in den Annalen der Kolonie traurig berühmten, aber die Bevölkerungszahl wuchs und war von 2257 in 1846, 8575 in 1851, 17082 in 1856, 34367 in in 1861 auf 146690 in 1873 gestiegen, und die seit 1871 inaugurierte Politik, die

Einwanderung durch Regierungsunterstützung zu fördern, zeitigte gute Früchte. Der große Strike der Seeleute 1890, der Scherer-Ausstand 1891, starke Ueberschwemmungen und der allgemeine Bankkrach im Jahre 1893 schädigten die Kolonie vorübergehend allerdings schwer, trotzdem aber nahm ihre Bevölkerung stetig, wenn auch langsam zu, und man schätzte dieselbe 1899 auf 500000 Seelen. Im Jahre 1898 betrug der Überschuß der Einwanderung über die Auswanderung 6142 Köpfe und war damit der stärkste aller australischen Kolonieen überhaupt.

Widerstrebende Interessen, die verschiedene Stellung, welche Nord und Süd betreffs der Einwanderung farbiger Arbeiter einnehmen, und angeblich unproportionierte Vertretung im Parlament haben schon 1892 zu dem Vorschlag geführt, die Kolonie in zwei durch den 21. Breitengrad getrennte Provinzen mit Lokalgesetzgebung und Lokalgouverneuren zu teilen, die aber der Centralregierung von Brisbane unterstellt sein sollten. Ein 1888 dem Parlament vorgelegter, aber gleichfalls nicht angenommener Vorschlag wollte das jetzige Queensland sogar in drei Distrikte mit getrennten Finanzen teilen, deren Grenzpunkte an der Küste die Mündung des Kolan-Flusses und Kap Palmerston und deren Hauptstädte Brisbane, Rockhampton und Townsville sein sollten, doch ist bislang wenig Aussicht für Realisierung einer Trennung, solange der Norden noch so dünn besiedelt ist. Besitzen Central- und Nord-Queensland auch die größten Herden und die ergiebigsten Goldminen, so ist doch nur Süd-Queensland im eigentlichen Sinne kolonisiert, und die hier lebenden zwei Drittel der Gesamtbevölkerung bilden betreffs Stabilität der Beschäftigung und der Heiratsquote weitaus die bessere Klasse; je weiter man nach Norden kommt, um so seltener werden die Ansiedlungen und um so ausschließlicher sind sie auf die Küste beschränkt.

Was Queenslands Stellung zur Föderation anbelangt, so herrschte dagegen im Süden eine starke Opposition, während das Centrum und der Norden immer dafür waren.

Was Queenslands Bodengestaltung anbetrifft, so ist die Küste des 1730721 □km großen Landes meist steil und nur im Carpentaria-Golfe flach und sumpfig; eine Reihe von Einschnitten bieten dem Verkehr leidliche Häfen. Höchst eigenartig ist das große australische Barrier-Riff, welches seinesgleichen nicht auf der Erde hat und, genau der Küstenlinie folgend, die Nordostküste Australiens auf fast 2000 km begleitet. Die Gebirge der Kolonie sind eine Fortsetzung des Neu-Südwales-Systems, und zwar finden wir etwa 80 km vom Meere entfernt ein durchschnittlich 600 m hohes Küstengebirge, dessen höchste Punkte an der Südostgrenze der Mount Lindsay (1241 m) und weiter nördlich der Bellender Ker (1650 m) sind. Weiter westlich breitet sich ein niedriges, von einzelnen Gebirgsrücken durchzogenes Plateau aus, welches nur dünnen Baumschlag, aber guten Graswuchs aufweist. Die nennenswertesten, teilweise schiffbaren Flüsse sind: Burnett, Fitzroy und Burdekin, welche zum Stillen Ozean, Albert, Flinders, Norman, Gilbert und Mitchell, die in den Golf von Carpentaria, der Macintyre, Condamine und Warrego, welche in den Murray fließen, und der Barku mit Thomson, Herbert u. a., die sich im Innern verlieren. Die Flußebenen sind außerordentlich fruchtbar und im Norden zur Kultur von Zuckerrohr und Baumwolle

geeignet. Seen von Bedeutung sind nicht vorhanden. Die Regenmenge beträgt an der Küste 1630, im Innern 670 mm. Zu Zeiten wird Queensland von Hochfluten schlimmster Art, häufiger aber noch von entsetzlicher Dürre heimgesucht. Man hat deshalb vom Jahre 1885 ab ausgedehnte Bohrversuche unternommen, und diese haben in Tiefen zwischen 500 und 5000 Fuß auch auf dem teilweise spärlich bewässerten und wüsten Hochplateau des Innern fast unerschöpfliche Wassermengen durch artesische Brunnen erschlossen; im Jahre 1897 lieferten 541, meist private, Bohranlagen 140 Millionen Gallonen Wasser pro Tag, und ein 750 Fuß tiefes Bohrloch in Edmington Station bei Hughenden ergab täglich $3^1/_2$ Millionen Gallonen. Der Druck dieses teilweise in hohen Fontänen aufsteigenden Wassers ist stellenweise kolossal, in einem Falle über 230 Pfund auf den Quadratzoll; freilich ist bei allen diesen artesischen Brunnen innerhalb weniger Jahre ein nennenswertes Fallen zu konstatieren gewesen, und damit ging die Wassermenge bisweilen auf ein Drittel, ja bis auf nur ein Zehntel zurück. Nirgends ist die Anfangsleistung konstant geblieben. Das Wasser ist zum Teil warm, manchmal sogar heiß. Das durch artesische Brunnen gewonnene kostbare Naß ist bislang fast ausschließlich zum Tränken des Viehs benutzt worden, aber man geht nunmehr auch mit der Absicht um, es für künstliche Bewässerung von Ackerland zu verwenden und hat damit in Barcaldine, Central-Queensland, sehr gute Versuchsresultate erzielt. Um das der Tiefe entspringende Wasser abzuleiten und auf einer möglichst langen Strecke nutzbar zu machen, reißt man vermittelst eines V förmigen, von 2 Balken gebildeten, an der Spitze mit Eisen beschuhten und mit Ochsen bespannten Pfluges meilenlange Gräben auf. Bei den Untersuchungen über die wasserführenden Schichten will man übrigens gleichzeitig entdeckt haben, daß sich Kohlenflötze von der Küste aus beinahe tausend englische Meilen weit ins Innere erstrecken, womit für die Entwickelung des Landes ungeahnte Aussichten erschlossen würden.

Das Klima der Kolonie ist, obgleich Queensland zum weitaus größten Teile bereits nördlich des Wendekreises liegt, wegen der Trockenheit seiner Atmosphäre Europäern zuträglicher, als in andern Ländern gleicher Breite; mit der nach Norden zunehmenden Hitze und Regenmenge gestaltet sich natürlich auch das Klima für die Europäer ungünstiger.

Die Flora umfaßt die meisten australischen Arten neben etwa 500 malayischen und indischen. Während sich im Norden mehrere Palmenarten, wie Livistonia australis und die schönen Ptychosperma Cunninghamii oder Seaforthia elegans, der nach seinem bauchigen Stamme benannte Flaschenbaum Delabechia rupestris, der Affenbrotbaum Adansonia Gregorii, Spathodeas, Grevilleas und Pandanus finden, sind im Centrum und im Süden Nadelhölzer häufig, darunter die Bunya-Bunya (Araucaria Bidwillii), die Moreton-Bai-Tanne (Araucaria Cunninghamii), die als Bauholz geschätzte Kaurifichte Dammara robusta, die „She Pine“ = Podocarpus elata und Callitris-Cypressen. Die Eukalypten sind in vielen Arten vertreten, erreichen an der Küste eine Höhe von 90 m und liefern hartes Nutzholz, auch giebt es hier wertvolle Möbelhölzer, wie die rote Ceder, Cedrela Toana, und verschiedene Flindersia, wie Flindersia oxyleyana oder Yellow Wood, und Flindersia australis oder Cudgerie; die „Silky Oak“ oder Grevillea robusta liefert Faßdauben, und der Waldreichtum gestattet

eine ansehnliche Holzausfuhr. Zahlreiche Akazienarten und eine Reihe prächtiger Farren sind auch hier vertreten.

Die hiesige Tierwelt ist ganz die des übrigen Australiens, nur reicher und durch einige Vogelarten Neuguinea und dem asiatischen Archipel näher stehend. In den nördlichen Flüssen sind Krokodile häufig, Fische, darunter der merkwürdige, nur hier vorkommende Lungenfisch Ceratodus, und Austern giebt es in den Flüssen und an der ganzen Küste in Menge. Perlmuscheln und Trepang werden an der Nordspitze und auf Thursday Island gefischt.

Den Hauptreichtum des Landes liefert seine Viehzucht, da die hiesigen Futterpflanzen sehr zahlreich und fast 250 verschiedene Grassorten hier heimisch sind und teilweise sehr üppig gedeihen; reichen die Weidegräser in einigen Gegenden den Rindern doch bis an den Leib heran. Die Viehzüchter an dem regenreichen Ostabhang des Küstengebirges treiben fast ausnahmslos Rindviehzucht, und auf den meisten Stationen wird hier Zucht mit Mästung vereinigt. Gute fette Ochsen in Küstendistrikten wiegen 760—800 Pfund, während die vom Westen kommenden Tiere größer gebaut sind und ausgeschlachtet über 1000 Pfund wiegen. Leider hat die Tick-(Zecken-)Krankheit besonders in Central- und Nord-Queensland große Verluste, stellenweise bis zu 60 % des Bestandes, verursacht, und Impfung und Eintauchen der erkrankten Tiere in Baumwollsamenöl sind ohne sonderlichen Erfolg geblieben.

Die Schafzucht wird besonders in den trockeneren, salzhaltigen Gebieten westlich des Küstengebirges betrieben, da die Gräser des Küstenstrichs den Schafen nicht zusagen und letztere hier sehr unter Würmern leiden; die Durchschnittsgröße der Schafherden beläuft sich etwa auf 12000 Tiere.

Die Dürre der letzten Jahre hat auch hier die Zahl der Rinder und Schafe wesentlich reduziert.

Das wertvollste Produkt der Viehzucht bildet die Wolle, aber auch dem Export von lebendem Vieh und von gefrorenem Fleische hat man seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen, denn es liegt auf der Hand, daß die enormen Herden weit mehr als den eigenen Fleischbedarf der Kolonie liefern. In früheren Jahren waren die südlichen Australkolonieen gute Absatzgebiete für das überzählige Schlachtvieh, und man führte dahin große Mengen von Schafen und Rindern aus; dies Geschäft in lebendem Vieh ist indessen sehr zurückgegangen, seitdem sich die eigenen Bestände der Nachbarstaaten gehoben haben und letztere jetzt beinahe im stande sind, ihren Bedarf im eigenen Lande zu decken. Es trat also die Frage an Queensland heran, was mit dem überzähligen Vieh anzufangen sei. Einkochen ergiebt keinen großen Nutzen, Talg und Haut oder Fell sind die einzigen dabei gewonnenen Produkte neben den minderwertigen Hörnern und Hufen, und man wandte sich deshalb auch hier dem Präservieren des Fleisches in Blechdosen eingekocht oder in gefrorenem Zustand zu. Trotzdem dieses Queensland-Fleisch bislang allerdings nicht die Aufnahme in England gefunden hat, die man erhoffte, und die in London erzielten Preise keineswegs immer ermutigend waren, so sind doch fortgesetzt neue Fleischpräparierungswerke entstanden, und man zählte deren in Queensland 1897 35, welche 2838 Leute beschäftigten und im genannten Jahre 242000 Ochsen und 794000 Schafe schlachteten. Ein Parlamentsbeschluß von 1893 gewährte staatliche

Kapitalvorschüsse nicht nur zur Errichtung von Fleischexport-Werken, sondern auch für Molkereien, und setzte für Butter und Käse Exportprämien fest. Zur rationellen Herstellung der Molkerei-Produkte haben sich eine Reihe von genossenschaftlichen Fabriken gebildet, und ehe die hiesige Butter verschickt wird, wird sie der Kontrolle eines Sachverständigen unterworfen, der nur erstklassige Ware zur Ausfuhr zuläßt, so daß Queensland-Butter in London etwa einen Schilling das Pfund erzielt. An Farmprodukten wurden 1897 hergestellt: $5^2/_3$ Millionen Pfund Butter, $2^1/_3$ Millionen Pfund Käse und 6,1 Millionen Pfund Speck und Schinken.

Der Preis fetter Hammel reguliert hier mit 6 bis 8 Schilling, fetter Rinder mit 2 bis 4 Pfund Sterling, der Schweine mit 20 bis 27 Schilling.

Der Pachtpreis von Schaf- und Rinderfarmen betrug 1897 in unangesiedelten Gegenden durchschnittlich 25 Schilling, in Prima-Land 48 Schilling für die englische Quadratmeile.

Auch für Geflügelzucht ist das Klima der Kolonie gut geeignet, und Eier sind vom November bis Februar mit 3 bis 6 Pence das Dutzend zu haben.

Da Queensland sich über 18 Breitegrade ausdehnt, so sind seine Bodenkulturen ziemlich mannigfacher Art, doch ist der Ackerbau verhältnismäßig noch wenig entwickelt, am meisten in den Süddistrikten, wo Weizen, Gerste und Kartoffeln gebaut werden, während man weiter nördlich Mais, Hirse, Zuckerrohr und etwas Baumwolle, Reis und Kaffee pflanzt. Bislang deckte die Kolonie noch nicht ihren eigenen Bedarf an Brotfrüchten, sondern importierte davon 1897 noch für über eine halbe Million Pfund Sterling, da aber die von den Schwesterkolonieen einwandernden Ackerbauer sich fast ausnahmslos dem Weizenbau widmen und dazu praktische Erfahrungen und meist auch einiges Kapital mitbringen, so dürfte hierin bald eine Besserung eintreten. Bis jetzt hat man Weizen hauptsächlich in den Darling Downs gezogen, letzthin aber haben einige von Viktoria eingewanderte Farmer auch in Central-Queensland den Weizenbau in großem Maßstabe begonnen, und bei Barcaldine sind in einem günstigen Jahre 30 Bushels pro Acre geerntet worden. Queensland hat außerdem noch den Vorteil, den die anderen Kolonieen nicht haben, daß, sobald die Weizenernte eingeheimst ist, das Feld umgepflügt und eine andere Frucht eingesät werden kann, so daß man also zwei Ernten im Jahr erzielt. Auch Mais, welcher ein Drittel des kultivierten Landes bedeckt, ist bislang meist im Süden der Kolonie angebaut worden und erzielt durchschnittlich 24 Bushel der Acre, letzthin sind aber auch größere Strecken damit im Cairns-Distrikt bestellt worden und ergaben hier bis zu 42 Bushel. Ein guter Teil Mais wird halbreif geschnitten und als Grünfutter verwandt.

Weizen wird im Mai gesät und im Dezember geerntet, der im Januar gesäte Mais ist schon im April reif.

Etwa die Hälfte des unter Kultur genommenen Landes besteht aus Parzellen bis zu 50 Acres, und zwar entfallen von diesen 40 % auf Besitzungen von 5 bis 20 und 60 % auf solche von 20 bis 50 Acres, und die Regierung wendet der Kleinansiedelung besonderes Interesse zu. So hat sie seit 1894 eine Reihe großer und fruchtbarer „Freeholds“ in den Darling Downs, welche nur als Schafweide dienten, aufgekauft und parzelliert, um sie dem Ackerbau zugänglich zu machen, ein Experiment, welches in jeder Beziehung gelungen ist.

Queensland ist par excellence das Zuckerland Australiens. Der erste hiesige Zucker kam 1866 auf den Markt, und wenn diese Industrie nach anfänglicher Blüte auch letzthin während einiger Jahre daniederlag wegen der Schwierigkeit, Arbeiter zu bekommen, der drückenden Konkurrenz des Rübenzuckers und dadurch hervorgerufener niedriger Preise, so ist sie doch jetzt wieder im Aufsteigen begriffen und noch hundertfacher Ausdehnung fähig. Nachdem das anfangs gepflanzte Bourbonrohr durch Krankheiten ausgestorben ist, baut man jetzt kräftigere Arten an. Das Zuckerrohr ist nur alle drei Jahre neu zu pflanzen, und der hiesige Boden ist reich genug, um künstliche Düngung entbehren zu können, er muß nur von Unkraut frei gehalten werden. In den südlichen Teilen der Kolonie leidet das junge Rohr zuweilen unter Frost. Auf größeren Plantagen von etwa 1000 Acres rechnet man auf Bestellung von je 5 Acres einen Kanaken; bei Pflanzungen von 100 Acres aber gebraucht man nur 10 Kanaken, spart also die Hälfte der Arbeitslöhne, und so ist man denn mehr und mehr dazu übergegangen, die großen Pflanzungen aufzuteilen. Kleinere weiße Farmer, welche gewöhnlich ganz ohne Kanakenhilfe arbeiten und weiße Hilfe als zu teuer nicht verwenden können, vermögen je nach der Zahl der Familienmitglieder 20 bis 40 Acres Zuckerrohrland zu bestellen und finden dabei ihr gutes Auskommen. Hand in Hand mit der Parzellierung des Großgrundbesitzes hat man Einrichtungen schaffen müssen, um den Kleinfarmern einen festen Absatz und eine lohnende Verarbeitung des produzierten Rohres zu sichern und zu diesem Zwecke die „Central Mills" errichtet, welche die ganze Rohrproduktion der Umgebung aufkaufen und rationell verarbeiten. Das alte System, daß jeder Rohrbauer seinen Zucker selbst sott, ist mehr und mehr als unlohnend aufgegeben worden; um rationell und profitabel produzieren zu können, bedarf man heutigen Tages kostspieliger Maschinenanlagen und größerer Rohrmengen, als der einzelne Pflanzer sie sich beschaffen kann, und so ist denn einerseits eine Arbeitsteilung zwischen Pflanzer und Zuckersieder eingetreten, und andererseits sind viele der kleinen Zuckersiedereien, welche mit dem Großbetrieb der modernen Central Mills nicht konkurrieren können, eingegangen. Über den Preis des gebauten Rohres, der etwa zwischen 10 und 15 Schilling pro Ton schwankt, werden unter Berücksichtigung des jeweiligen Zuckerpreises Vereinbarungen von Saison zu Saison getroffen, und die Campagne beginnt alljährlich im Mai. Die Zuckerernte von 1898 ergab von 90000 Acres 156000 Tons = 1,7 Tons Zucker pro Acre.

Um die Zuckerindustrie zu heben, gewährt die Regierung seit Anfang der 90er Jahre Vorschüsse zur Errichtung von Central Mills, und es arbeiten jetzt 11 solcher Compagnien; die maschinelle Einrichtung stammt teils aus Glasgow, zum größten Teile wird sie jetzt aber schon im Lande selbst bei Walkers Limited in Maryborough hergestellt.

Die vier wichtigsten Distrikte für Zuckerrohr sind bislang Bundaberg, Maryborough, Mackay und Herbert, und der Export geht fast ausschließlich nach den andern australischen Kolonieen, die mit ihrem enormen Zuckerverbrauch ein großes Absatzfeld bieten. Die Colonial Sugar Refining Company beherrscht den australischen Markt. Um der europäischen Konkurrenz zu begegnen, agitiert die Queensland-Regierung seit 1899 für eine Verdoppelung der australischen Einfuhrzölle auf Prämien-Rübenzucker.

Früchte gedeihen hier so vorzüglich, daß man Queensland auch das „Bananaland" zubenannt hat. Ananas werden hier in großen Feldern wie Kohlköpfe gezogen, erreichen ein Gewicht von 4 bis 10 Pfund und reifen das ganze Jahr über, besonders aber im Januar, Februar und im Juni, Juli; die zum Versand bestimmten Früchte werden unreif gepflückt. Orangen und andere Citrus-Arten gedeihen besonders gut im Wide Bay-Distrikt und mit Oliven zusammen auch auf den Darling Downs. Weinanbau wird besonders in der Nähe von Warwick, Brisbane, Gatton, Toowoomba und Roma betrieben, und zwar vorwiegend von Deutschen, doch ist die Gesamtproduktion nicht groß und der erzeugte Wein meist nicht berühmt.

Kaffee pflanzt man bislang besonders auf den zwischen Brisbane und Gympie gelegenen Blackall-Hügeln, und zwar tragen dreijährige Bäume 3½ Pfund, sechsjährige bis zu 7 Pfund Kaffee im Jahr, für größere Pflanzungen freilich würde die Beschaffung von Arbeitern wieder Schwierigkeiten machen.

Tabak, bisher meist von Chinesen angebaut, hat keine befriedigenden Resultate ergeben, unter Leitung eines von der Regierung berufenen amerikanischen Fachmanns sucht man diese Kultur aber jetzt zu heben, und zwar namentlich in den südlichen Darling Downs.

Eine landwirtschaftliche Schule wurde 1897 in Gatton errichtet, Direktor ist ein Amerikaner, während die beiden Lehrer für Chemie und Naturwissenschaften Deutsche sind.

Die angebauten Flächen und Erträge waren für die Hauptprodukte im Jahre 1897:

	Acres.	Ertrag.	
Mais	109 721	2 803 172	Bushels,
Weizen	59 875	1 009 293	„
Hafer, Gerste, Roggen	4 381	89 665	„
Reis	445	12 990	„
Zuckerrohr	98 641	97 916	Tons Zucker,
Luzerne	23 362	52 827	„
Kartoffeln	8 197	18 520	„
Bataten	3 581	17 466	„
Bananen	4 828	16 494 604	Dutzend,
Orangen	2 196	1 628 176	„
Wein	1 881	4 822 991	Pfund Trauben und
		207 945	Gallonen Wein,
Ananas	909	351 524	Dutzend,
Tabak	755	5 703	Centner,
Kaffee	311	86 114	Pfund,
Baumwolle	48	19 977	„

Unter den Mineralschätzen Queenslands steht weit obenan das Gold, welches hier in nennenswerten Mengen zuerst 1858 bei Rockhampton gefunden wurde. Die Regierung stimulierte die Aufsuchung weiterer zahlender Goldfelder 1867 durch Ausschreibung von Prämien in der Höhe von 200 bis 1000 Pfund

Sterling, und dies führte schon im selben Jahre zur Auffindung der Gympie-Goldfelder, wo ein 100 Pfund schwerer, 4000 Pfund Sterling wertender Goldklumpen nahe der Oberfläche gefunden wurde. Weitere Entdeckungen teilweise sehr reicher Lager folgten, und zur Zeit giebt es in der Kolonie 25 Goldfelder, welche sich fast ausschließlich auf der Ostseite des Küstengebirges finden und sich bis zu Thursday Island hinauf erstrecken. Im Jahre 1897 waren bei der Goldgewinnung 11 938 Weiße — 7250 auf Quarz- und 4688 auf Alluvialgold — und 897 Chinesen beschäftigt, und der Gesamtertrag belief sich auf 807 928 Unzen Gold im Werte von 2 553 141 Pfund Sterling. Die Quarzpochwerke verarbeiteten 779 287 Tons und erzielten 770 804 Unzen, während Waschgold nur auf 37 124 Unzen kam. Der Goldgehalt des Erzes pro Ton schwankte zwischen 7 dwts. 11 grs. in Bowenfeld und 3 Unzen 14 dwts. 3 grs. in der Russel Extended-Mine, der Wert des Goldes pro Unze zwischen £ 2. 9/8 d in Croydon und 4 Pfund Sterling in Rockhampton, Clermont, Mareeba u. a. Cyanisierung ist bei weitem noch nicht allgemein eingeführt, und zeitweiliger Wassermangel hat besonders im Croydon-Bezirk zeitweise zu Betriebseinstellung geführt. Die Zahl der registrierten Goldbergwerk-Gesellschaften im Jahre 1897 betrug 232 mit einem Nominalkapital von 7 Millionen Pfund Sterling, wovon $5^1/_2$ Millionen eingezahlt waren. Von diesen Compagnien sind 127 in Gympie, 59 in Charters Towers und 21 in Croydon.

Gute **Kohle** ist in weiten Gebieten vorhanden, bislang aber erst wenig erschlossen. Im Jahre 1897 wurden 358 000 Tons gefördert, und zwar hauptsächlich in den Bezirken von Ipswich, Wide Bai und Clermont, womit fast der gesamte Bedarf der Kolonie gedeckt werden konnte; man hofft aber mit Recht, das Produkt bald auch exportieren zu können.

Zinn, Kupfer, Silber, Bismut, Eisen, Blei und andere Mineralien kommen auch vor und teilweise in nennenswerten Mengen, werden bislang aber noch wenig ausgebeutet, wegen schlechter Rentabilität durch die gesunkenen Preise sind die Förderungen von Zinn, Kupfer, Silber und Blei sogar wesentlich zurückgegangen. Auch Opale werden in Queensland gefunden.

In der **Perlfischerei** des Nordens waren 1897 39 Schoner mit einer Besatzung von 1667 Mann, meist Kanaken und Malaien, dazu einige Lascars und Chinesen, beschäftigt, während auf dem Barrierriff, der Murray- und der Darnley-Insel Seegurken gesammelt werden. Im Brisbane-Distrikt wird auch etwas **Fischerei** betrieben, und die Austern werden daselbst rationell gezüchtet.

Die **Industrie** Queenslands beschäftigte 1898 in 1803 Etablissements 22 800 Arbeiter, und zwar stehen, nach dem Werte ihrer Erzeugnisse geordnet, an der Spitze: 81 teilweise gut lohnende Zuckersiedereien und Raffinerien, 35 Fleischpräservierungswerke, darunter die großen Gefrierwerke in Brisbane, Rockhampton und Normanton, 131 Sägemühlen, 156 Eisenwerkstätten aller Art, 24 Brauereien, 16 Wollwäschereien, 131 Druckereien, 12 Mehlmühlen, 39 Schuhfabriken, 20 Kleiderfabriken, 45 Gerbereien, 97 Wagenbauanstalten und 21 Talgsiedereien.

Der Import der Kolonie belief sich 1897 auf $5^1/_2$ Millionen Pfund Sterling, der Export auf 9 Millionen Pfund Sterling und setzte sich aus folgenden Hauptposten zusammen: Gold 2 542 000, Wolle 2 509 000, Fleisch 1 028 000, lebendes Vieh 834 000, Zucker 681 000, Häute 273 000, Talg 272 000, Perlmutter 130 000, Früchte 87 000, Kupfer 21 000, Austern 20 000, Butter 16 000 Pfund Sterling.

Da Queensland bislang nicht an die großen europäischen und amerikanischen Postdampferlinien angeschlossen ist, welche sämtlich Sydney als ihren nördlichsten Australhafen benutzen, und an direkten Verbindungen mit Europa nur die vierwöchentlich fahrende British India-Dampfergesellschaft besitzt, so geht der größte Teil des gesamten Auslandverkehrs über Sydney; mangels direkter Verladungsmöglichkeiten besaß selbst Brisbane bis ganz vor kurzem keinen Wollmarkt, die erst 1899 daselbst eingeführten Wollauktionen haben sich aber bewährt, und seitdem kommen auch die Dampfer der Hamburger Australlinie öfter nach Brisbane, denen der Bremer Lloyd wohl folgen dürfte. Die rührige Deutsch-australische Dampfschiffs-Gesellschaft zu Hamburg gedenkt schon im Jahre 1900 eine selbständige Linie mit vierwöchentlichen Fahrten nach Brisbane und andern Queensland-Häfen einzurichten. Bis jetzt war der deutsche Schiffsverkehr mit Queensland gleich Null und beschränkte sich im Jahr auf drei bis vier Segler und vielleicht einen Hamburger Dampfer. Dagegen laufen die drei von Melbourne über Sydney nach Ostasien fahrenden Dampferlinien sämtlich Queensland an. Da schiffbare Flüsse nur in ganz beschränktem Maße vorhanden sind, so haben die Eisenbahnen die Aufschließung des Landes übernehmen müssen.

Die Eisenbahnen von Queensland, deren erste 1866 eröffnet wurde, sind mit Ausnahme von drei kleinen Linien sämtlich im Regierungsbesitz, mit $3^1/_2$ Fuß breiter Spur und umfaßten mit ihren 1898 in Betrieb befindlichen 2636 Meilen 13 verschiedene Systeme. Eine Küstenbahn führt im Anschluß an das Neu-Südwalesnetz nach Brisbane, Gympie, Maryborough, Bundaberg und Gladstone, hier aber hört die Bahn auf, und alle nördlicher gelegenen Städte sind nur durch Dampfer zu erreichen; dagegen führen von neun Küstenpunkten aus meist nur kurze Stichbahnen nach den im Hinterland liegenden Goldfeldern und Weidegründen. Bis 1898 hatte die Kolonie 18 Millionen Pfund Sterling für Eisenbahnen ausgegeben, die sich mit nur 2,9 % verzinsten; die Durchschnittsbaukosten für die Meile beliefen sich auf 6850 Pfund Sterling. Die Schaffung eines Schienenstranges, der den aufblühenden und an natürlichen Hilfsquellen aller Art sehr reichen Norden mit der Hauptstadt und dadurch auch mit den anderen Kolonieen verbände, ist der Zukunft vorbehalten und durch die wirtschaftliche Depression zur Zeit verhindert, ebenso wie die Erbauung einer Transkontinentalbahn. Letztere hatte man schon seit 20 Jahren in Aussicht genommen, und die zum Studium einer Trace Blackall—Port Darwin 1878/79 ausgesandte Expedition ist auf keine technischen Schwierigkeiten gestoßen; auch eine 1881 ausgeführte zweite Exploration zwischen Roma und Port Parker am Carpentaria-Golfe ergab günstige Berichte.

Die öffentliche Schuld von Queensland, durch Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen, Wege- und Brückenbau, andere öffentliche Arbeiten und durch

Unterstützung von Einwanderung verursacht, belief sich Mitte 1897 auf $33\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling und war damit die relativ größte aller australischen Kolonieen. Das Jahresbudget balancierte 1897/98 in Einnahmen und Ausgaben mit $3\frac{3}{4}$ Millionen Pfund Sterling; Zölle, Eisenbahnen und Landpachten ergaben die Hauptposten der Einnahme, während Einkommen- und Grund-Steuern hier noch nicht eingeführt sind. Die Einfuhrzölle betragen im allgemeinen 25 % vom Werte.

Die Regierung der Kolonie ist, wenn zwar auch hier von der Arbeiterpartei beeinflußt, so doch noch nicht unter deren maßgebenden Herrschaft, wie in den meisten anderen australischen Kolonieen; die gesetzgebende Versammlung Queenslands setzte sich 1899 zusammen aus 43 regierungsfreundlichen gemäßigten Mitgliedern, 21 Arbeitern und 8 Unabhängigen. Die Bevölkerung von Central- und Nord-Queensland, meist „Station Hands" und Minenleute, wählt überwiegend für die Arbeiterpartei. Das Regierungsprogramm weist zur Zeit folgende Punkte auf: Betreibung der Föderation; spezielle Beschränkung der Einwanderung farbiger und anderer Arbeiter; Einschränkung der staatlich unterstützten Einwanderung Weißer auf 100 Dienstboten und Farmer im Monat und für nur sechs Monate im Jahre; Betreibung einer energischen Politik betreffs Ausbau des Eisenbahnnetzes und Ausführung anderer öffentlicher Bauten, und Gründung einer Universität und Minenschule als Krönung des Schulwesens.

Die wichtigsten Städte in der Kolonie sind: Brisbane mit 101 500 Einwohnern, Rockhampton 16 000, Charters Towers 13 500, Ipswich 13 000, Maryborough 12 000, Toowomba und Gympie je 11 000, Townsville 10 500 und Bundaberg 7500.

Unter den nichtbritischen Elementen der Kolonie nehmen die Deutschen weitaus die erste Stelle ein; leben doch hier z. B. etwa 35 000 Deutsche, von denen die Hälfte in Deutschland geboren ist, und von welchen ca. 11 000 mit staatlicher Unterstützung nach der Kolonie gebracht wurden. Die ersten deutschen Ansiedler hier waren sieben im Jahre 1837 herausgeschickte Goßnersche Missionare, welche 1838 in der Moreton-Bai landeten und den Schwarzen das Evangelium predigen wollten; da es sich aber bald zeigte, daß letztere nicht an feste Wohnsitze zu gewöhnen waren, so blieb den christlichen Sendboten nichts übrig, als ihren Lebensunterhalt durch Landbau zu verdienen; die Mission wurde 1850 aufgegeben, und als sich um diese Zeit mehr Deutsche in der Kolonie einfanden, übten die ersten Pioniere ihren geistlichen Beruf mit segensreichem Erfolg unter ihren Landsleuten aus. Ein größerer Strom deutscher Auswanderung richtete sich aber erst dann nach dem unbekannten Queensland, nachdem Anfang der 60er Jahre der Kaufmann Joh. Christ. Heußler in Brisbane, später deutscher Konsul daselbst, im Auftrag der Kolonialregierung als Einwanderungsagent nach Deutschland reiste und dieser Herr in Verbindung mit dem Hamburger Hause Godeffroy eine Masseneinwanderung organisierte, welche mit Unterbrechungen von 1862 bis 1872 anhielt und 11 000 Personen nach Queensland brachte, die größtenteils aus der Uckermark, den Provinzen Preußen, Pommern und Schlesien, aus Kurhessen und Württemberg stammten; in den letzten Jahren dieser Epoche trugen auch Nanniger

Behrends u. Co. in Brisbane als Vertreter der Hamburger Sloman-Linie viel zur Einführung deutscher Einwanderer bei. Zu jener Zeit war die Viehzucht in einem sehr blühenden Zustand: Die Weiden waren noch nicht ausgesogen, die Wolle gab hohe Preise, Schafe werteten damals 1 Pfund Sterling, und die westlich gelegenen Weidereviere lagen noch unbenutzt da. Die Banken waren bereit, überall Geld vorzuschießen, wo ein guter Weidedistrikt gefunden wurde. Man brauchte deshalb, um das Land zu entwickeln, nur noch den einen unentbehrlichen Faktor: „Arbeitskraft", und die Einführung der Deutschen war deshalb willkommen.

Einem jeden Einwanderer, Frauen und Kinder eingeschlossen, wurde von der Regierung eine Landanweisung im Werte von 12 Pfund Sterling erteilt, wofür er sich in gewissen dazu bestimmten Gegenden eine Anzahl Acres — in einzelnen Fällen bis nahe an 100 — aussuchen durfte. Da aber die meisten deutschen Einwanderer bei ihrer Ankunft in Queensland bettelarm waren, so verkauften sie diese Landanweisungen vielfach, und zwar bis unter die Hälfte des Wertes, und dienten zunächst erst einmal Jahr und Tag den Engländern, um vorab ihr Passagegeld zurückzahlen und alsdann allmählich soviel zurücklegen zu können, um sich eine eigene kleine Farm zu kaufen. Besonders auf den Schafstationen bekam der arbeitswillige Einwanderer damals leicht 30 bis 40 Pfund Sterling Lohn pro Jahr neben den Lebensmitteln, und noch besser als diese Schäfer standen sich, wie jetzt noch, die Scherer, so daß die Leute bei frugaler Lebensweise und den Einkünften eines Gartens, sowie einiger Nebenarbeiten sich recht und und schlecht durchschlugen. Die ersten deutschen Ansiedler ließen sich in dem fruchtbaren Logan-Distrikt südlich von Brisbane nieder, wo sich besonders im Jahre 1863 eine größere Anzahl einfand und geschlossene Gemeinden bildete. Eine Reihe unserer Landsleute fand auch Beschäftigung bei den Eisenbahnarbeiten zwischen Brisbane und Toowoomba, und diese besiedelten später die Hochebenen der Darling Downs. Sie alle hatten zunächst mit vielen Strapazen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Geschlossene deutsche Ansiedlungen folgten 1864 auch im Rosewood-Distrikt, wo damals undurchdringlicher Scrub stand, und die Engländer sahen verächtlich auf die „German fools" herab, als sich die einfachen, aber arbeitsamen Deutschen daran machten, diese Waldungen zu lichten. Heute ist gerade der Rosewood-Distrikt der Musterbezirk der Kolonie, und das Umwandeln des Urwalds in lachende Gefilde hat den englischen Mitkolonisten Respekt vor deutscher Arbeitskraft eingeflößt. Nachdem 1867 das Landgesetz über Scrubländereien erlassen worden war, wonach solche bis zu 80 Acres zu 2/6 d pro Acre von der Regierung aufgenommen werden konnten und in 5 Jahresraten à 6 d der Acre zu bezahlen waren, kam eine größere Zahl deutscher Ansiedler nach hier. Im Jahre 1877 wurden auch die Ländereien des nach Westen sich anschließenden Fassifern-Distrikts zur Aufnahme offen erklärt, und der prächtige schwarze Boden des damals mit dichtem Scrub bewaldeten Gebietes liefert heute sehr ergiebige Ernten. Der nächstliegende Lockyer-Distrikt, der sich von Rosewood bis zu den Gebirgsketten nahe Toowoomba hinzieht, hat ebenfalls eine große Anzahl deutscher Farmer aufzuweisen, aber hier wohnen sie nicht so geschlossen beisammen, mit Ausnahme von Hessenburg und Plainland. Die Darling Downs, eine ausgedehnte, wellenförmige Hochebene mit vorzüglichem Boden, hat gleichfalls viele Deutsche, auch außer den

ursprünglich am Bahnbau beschäftigten, angezogen, und es dürften deren heute etwa 1600 Familien hier leben. Fernere deutsche Ansiedlungen finden wir weiter nördlich an der Küste in und um Maryborough, Bundaberg und Mackay, und die Hauptbeschäftigung dieser deutschen Ansiedler ist Zuckerrohrbau; von den rund 100000 Acres mit Zuckerrohr bestellten Landes ist etwa ein Neuntel von Deutschen bebaut, während der Gesamtgrundbesitz unserer Landsleute in der Kolonie auf 330000 Acres geschätzt wird mit einem Werte von 280000 Pfund Sterling in den Städten und 710000 Pfund Sterling auf dem Lande.

Der größte Teil der eingewanderten Deutschen widmete sich dem Landbau, und nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten leben die meisten heute in behaglichen Verhältnissen, haben ein freundliches Haus, Wagen und Pferde, bauen Weizen, Mais, Kartoffeln, Gemüse und Obst, treiben Schweinezucht und bringen Butter zu Markte. Besonders hervorzuheben ist, daß die deutsche Farmfrau im Gegensatz zur putz- und vergnügungssüchtigen modernen Australierin nicht die „Lady" spielt, sondern im Stall und Hühnerhof, auf der Wiese und im Felde brav mithilft, und aus der Anspruchslosigkeit der Deutschen erklärt sich auch deren größerer Erfolg im Vergleich zu den seltenen englischen Kleinfarmern. Als Pionieransiedler und Kleinfarmer sind die meist aus den niederen Ständen und aus kleinen Verhältnissen stammenden strebsamen, fleißigen und genügsamen Deutschen in Queensland wie anderwärts unerreicht; kann man ihnen einen Vorwurf machen, so ist es der, daß ihnen etwas Unternehmungsgeist in größerem Stile gewöhnlich fehlt. Unter den Squattern, die sich von Haus aus vorwiegend aus den vermögenden Klassen rekrutieren, finden sich auch in Queensland so gut wie keine Deutschen; zwar besitzen einige unserer Landsleute Herden von 4000 bis 5000 Schafen, und dieselben liefern die beste Wolle der Kolonie überhaupt, aber sie stehen an Bedeutung doch weit zurück gegen die Engländer, welche auch hier Herden bis zu 400000 Stück und im Norden „Runs" von 30 bei 40 Meilen haben.

Wir finden in Queensland aber auch recht zahlreiche deutsche Kaufleute, Handwerker und Arbeiter, und es giebt wohl kaum einen Ort in der Kolonie, wo der Deutsche nicht anzutreffen wäre. Der deutsche Großkaufmannsstand ist allerdings auch hier nicht vertreten, dagegen hat der Deutsche regen Anteil an den sich entwickelnden Industrien und an der Grubenausbeutung genommen; das in industriellen Betrieben von hiesigen Deutschen angelegte Kapital kann auf 160000 Pfund Sterling veranschlagt werden, während in Gold- und andern Minen fast eine halbe Million Pfund Sterling deutsches Geld beteiligt ist. Nicht weniger als 85 Hotels in Queensland sind teils in deutschem Besitz, teils unter deutscher Leitung, und 5 deutsche Ärzte, welche meist als Schiffsärzte nach hier kamen, vertreten die heimische Wissenschaft.

Da die eingewanderten Deutschen zum größten Teile der evangelisch-lutherischen Konfession angehören, so sind auch die Kirchen dieser Konfession recht zahlreich, und an über 50 deutschen Gemeinden wirken 24 Geistliche, welche meist der „Evangelisch-lutherischen Generalsynode Australiens" und der „Vereinigten deutschen und skandinavischen lutherischen Synode in Queensland" angehören; daneben finden sich noch deutsche Baptisten und Apostelprediger, und alle halten streng darauf, daß in

ihren Gemeinden ausschließlich deutsch gepredigt wird. Nur Pastor E. Becker in Süd-Brisbane und Pastor R. de Haas in Charters Towers, der einzigen Gemeinde in ganz Australien, die sich bisher offiziell der preußischen Landeskirche angegliedert hat, predigen seit einiger Zeit in ihren deutschen Kirchen in englischer Sprache, den Engländern zur Freude, welche darin das Aufgehen im Angelsachsentum begrüßen, deutschen Patrioten zum Kummer. Im großen und ganzen aber sind gerade die evangelischen Pastoren erfreulicherweise Träger des Deutschtums, und eine Beeinflussung in dieser Beziehung ist dringend nötig, weil leider auch hier viele unserer Landsleute, genau wie in Nordamerika und Südafrika, selbst in deutschen Läden lieber schlechtes Englisch als ihr heimisches Deutsch reden, ihre Kinder sich geradezu der deutschen Abstammung schämen und in Verkennung des ihnen so leicht gemachten Vorteils, bequem zwei Kultursprachen lernen zu können, das Deutsche oft ganz vernachlässigen; wachsen sie doch unter englisch sprechenden Gespielen und Dienstboten auf, und sprechen doch auch die Eltern aus geschäftlichen oder geselligen Rücksichten selbst im eignen Hause vielfach nur englisch, während sogar hier lebende Briten hin und wieder die gebotene Gelegenheit benutzen, ihre Kinder Deutsch lernen zu lassen. Kommt nicht ein dauernder und größerer Nachschub von Deutschen nach Queensland, so dürften die Tage des Deutschtums hier gezählt sein.

Die deutschen Pfarrgemeinden in Queensland sind die folgenden: Nord-Brisbane, Süd-Brisbane und in der Nähe Nundah und German Station; im Logan Distrikt: Beenleigh, Philadelphia und Waterford-Bethanien; im Ipswich-Distrikt: Ipswich, Rosewood, Kirchheim, Marburg und Minden; im Fassifern-Distrikt: Fassifern, Dugandan und Engelsburg; im Lockyer-Distrikt: Laidley und Hatton Vale; in den Darling Downs: Toowoomba, Highfields, Goombungee, Pittsworth, Meringandan und Douglas; ferner in den weiter nördlich gelegenen Küstenstädten: Maryborough, Bundaberg und Mackay und in Charters Towers. Die wenig zahlreichen deutschen Katholiken verschmelzen sich auch hier mit dem irischen Element, die deutschen Israeliten halten sich zu ihren englischen Glaubensbrüdern und haben mit diesen zusammen eine Synagoge in Brisbane.

Deutsch-englische Gemeindeschulen, die früher in verschiedenen Distrikten Queenslands bestanden, sind jetzt überall eingegangen und haben rein englischem Einfluß weichen müssen, teils wegen Uneinigkeit der Deutschen, teils aus Furcht vor den Ausgaben und wegen der Schwierigkeit, passende Lehrer zu bekommen.

Zum Verbrecherkontingent stellen die hiesigen Deutschen nur 2,1 %, d. h. den geringsten Prozentsatz unter allen hier vertretenen Nationalitäten.

Die Naturalisation kann in Queensland jederzeit ohne vorhergehenden Minimalaufenthalt erfolgen und verursacht nur 4/6 d. Spesen; die deutschen Farmer hier sind durchgängig naturalisiert, und da sie in verschiedenen Wahldistrikten ausschlaggebend sind, so bewerben sich auch die englischen Kandidaten für das Kolonialparlament in den deutschen Zeitungen in deutscher Sprache um die Stimmen ihrer deutschen Mitbürger, ebenso wie in Südaustralien. So ist u. a. auch der jetzige Premierminister Dixon, ein früherer Hausagent, bei seiner Wahl deutschen Stimmen verpflichtet. Deutsche sind selbst auch schon wiederholt in das Unter- und Oberhaus gewählt worden. Premier Dixon möchte auch weiterhin

gern geschlossene deutsche Gemeindeansiedelungen in neu aufzuschließenden Gebieten Queenslands entstehen sehen, wo Scrubland in Blocks von 80 Acres zu 2/6 der Acre zu haben ist, zahlbar in 5 Jahresraten à 6 d. Man versichert, daß hier für einen jungen praktischen Landwirt mit ca. 20000 Mark Kapital die beste Chance auf dem ganzen australischen Kontinent geboten sei: Das Klima ist für Schafzucht sehr geeignet, Schafkrankheiten existieren nicht, und die den Rindern schädlichen Zecken kommen bislang nur auf den größeren Stationen von Central- und Nord-Queensland, nicht aber in den kleineren Milchwirtschaften des Südens vor. Fließendes Wasser ist allerdings in vielen Gebieten rar, und die mit Erfolg gebohrten artesischen Brunnen kosten kaum unter 1000 Pfund Sterling. Queensland macht besonders in Shropshire (England) Propaganda für staatlich unterstützte Auswanderung von Farmern, aber auch deutsche Landwirte, wenn sie keine „Paupers" sind, und besonders deutsche Dienstmädchen — ein auch bei uns schon recht seltener Artikel, wie ich mir Mr. Dixon trotz meines Junggesellentums mitzuteilen erlaubte — sind der Queensländer Regierung willkommen. Ein Nicht-Pauper soll mindestens 100 Pfund Sterling Bargeld beim Landen in der Kolonie besitzen, als zukünftiger Farmer am liebsten nicht über 30 Jahre alt, mit einer praktischen, arbeitsamen Frau verheiratet sein und außer landwirtschaftlicher Erfahrung womöglich auch schon einige Kenntnis der englischen Sprache mitbringen.

„Paupers", deutsche Handarbeiter, Handwerker, Commis und Kaufleute werden dagegen hier meist mit scheelen Augen betrachtet, von Arbeiter-Unions und Publikum möglichst geschnitten, und neuer Zuzug davon ist absolut unerwünscht. Die hiesigen Arbeiter sind überhaupt gegen jede weitere Einwanderung, weil sie solche nur mit Rücksicht auf eventuellen Lohndruck beurteilen.

Im Interesse der Auswanderung nach Queensland und zur Anbahnung direkter Handelsbeziehungen sandte die Kolonialregierung Herrn Heußler im Jahre 1897 zum zweiten Male nach Mitteleuropa, diese Mission ergab aber keine nennenswerten Resultate.

Die Passagebeihilfe, welche die Queensland-Regierung britischen und andern Staatsangehörigen auch jetzt noch zu teil werden läßt, beschränkt sich im allgemeinen auf körperlich und geistig gesunde, persönliche Verwandte und Bekannte von solchen, mindestens 6 Monate in Queensland ansässigen Kolonisten, die sich beim Einwanderungsamt im Interesse ihrer europäischen Freunde um diese Vergünstigung bewerben. Die gewöhnliche Zwischendeckspassage von London nach Queensland beträgt bei vollständig freier Verpflegung Pfund Sterling 13. 13.—, von der Regierung gutgeheißene „Nominees" aber bekommen Fahrscheine zu folgenden ermäßigten Preisen:

Männl. Pers. v. 1—12 J. 2 Lstrl.; v. 12—40 J. 4 Lstrl.; v. 40—55 J. 8 Lstrl.; über 55 12 Lstrl.
Weibl. " " " 1 " " 2 " " " " "

Die Reise vom Kontinent bis nach London ist vom Auswanderer allein zu tragen. Alle Einwanderer finden bei Ankunft in der Kolonie freie Aufnahme für 2 Wochen im Einwandererhaus und sind berechtigt, eine Bahnfreikarte nach irgend einem Teile der Kolonie zu beanspruchen.

Die der Regierung durch Einwanderer-Unterstützung erwachsenden jährlichen

10*

Kosten sind von 130000 Pfund Sterling in 1888/89 stetig gesunken bis auf 6000 Pfund Sterling in 1895/96, 1897/98 wieder auf 18000 Pfund Sterling gestiegen.

Von besonderer Wichtigkeit ist für Queensland die Frage der Einführung farbiger Arbeiter, und es leben deren heute in der Kolonie 8600 Südseeinsulaner, meist von den Neuen Hebriden und den Salomonsinseln stammend, 8000 Chinesen, 3000 Japaner, 500 Javanesen und 900 andere Asiaten.

Die Chinesen sind hier als Gemüse- und Bananenbauer, als Waschgold-Sucher und Fischer thätig; die ihnen früher auferlegte Kopfsteuer hat man seit 1888 aufgehoben, ihre Einwanderung aber noch weit mehr als zuvor dadurch beschränkt, daß man den Schiffen bei 500 Pfund Sterling Strafe im Uebertretungsfalle verbot, mehr als einen Chinesen auf je 500 Tonnen Schiffsraum in der Kolonie zu landen.

Während die anderen englisch-australischen Kolonieen dem von Großbritannien abgeschlossenen Handelsvertrag mit Japan nicht beigetreten sind, um sich betreffs der japanischen Einwanderung freie Hand zu lassen, ist Queensland 1899 einen Vertrag mit Japan eingegangen, welcher die Frage der Zulassung von japanischen Arbeitern und Handwerkern derart regelt, daß nur solche Japaner Pässe für Queensland bekommen, welche der japanischen Regierung von der Kolonialverwaltung ausdrücklich bezeichnet werden; im ersten Jahre bewarben sich überhaupt nur fünf, früher bereits in Queensland ansässig gewesene Japaner um Pässe für die Kolonie, und die Erlaubnis zur Einführung von Japanern für die Perlfischerei und die Zuckerrohrkultur ist letzhin von der Kolonialregierung abgelehnt worden, weil für diese Zwecke jetzt genug Kanaken zur Verfügung stehen.

Das Wort „Kanaka" = Mensch bezeichnet eigentlich die Bewohner von Hawai, wird jetzt aber allen Südseeinsulanern beigelegt. In früheren Zeiten waren bei der Beschaffung dieser „freien Arbeiter" die empörendsten Grausamkeiten begangen worden, welche durch staatliche Überwachung jetzt ausgeschlossen werden sollen. Nachdem ihre Einführung eine Zeit lang ganz verboten war, ist sie seit 1892 im Interesse der Zuckerrohr- und Baumwollpflanzer aber wieder erlaubt und derart gesetzlich geregelt, daß die Kanaken einer besonders gegen Einschleppung von Lepra gerichteten Gesundheitskontrolle unterworfen und nach Ablauf des Kontrakts nach ihrer Heimat zurückgeschickt werden; als Lohn bekommen sie 14 Pfund Sterling pro Jahr und freie Rationen. Die durch Anwerbung und Transport bedingten Kosten machen den Kanaken allerdings zu einem fast ebenso teuren Arbeiter, wie den Weißen, aber man ist wenigstens ihrer Arbeit sicher und riskiert nicht, wie bei den letzteren, daß sie gerade in den kritischsten Momenten striken. Die Kanaken arbeiten besonders in den Zuckerfeldern der Distrikte Childers, Maryborough, Mackay, Ingham, Geraldton und Cairns, während sich Süd-Queensland den Kriegsruf aller anderen australischen Kolonieen: „Australien für die Weißen" zu eigen gemacht und sich dadurch in einen scharfen Gegensatz zu den Bedürfnissen seiner Brüder in Central- und Nord-Queensland gesetzt hat, welche Gegend man spöttisch mit dem Namen „Mongrelia" belegt. Die Gestattung der Kanakeneinfuhr wird nämlich nicht bloß in Queensland selbst, sondern auch in den andern Kolo-

nieen von den weißen Arbeitern aufs heftigste angefeindet, obwohl nach dem Urteil aller Sachverständigen weiße Arbeiter für die Plantagenarbeit in dem ungesunden Klima des Nordens durchaus ungeeignet sind, so daß sie von der Zulassung der Kanaken ihrerseits keinen Schaden haben, während ohne diese eine Ausnutzung der Bodenschätze des Landes unmöglich wäre.

Landerwerb ist allen Farbigen in Queensland überhaupt untersagt.

Die Bedingungen, unter welchen sonst laut der Land-Akte vom Jahre 1897 Ländereien seitens der hiesigen Kolonialregierung zu erwerben sind, richten sich nach der Art des Bodens und weisen folgende Formen auf:

1. Landwirtschaftliche Ansiedelungen.

Ackerbauheimstätten einer Person bis zu 160 Acres zugestanden, welche vom Ansiedler selbst für 5 Jahre bewohnt werden müssen. Freibesitz gegen Zahlung von 2/6 d pro Acre in 10 Jahresraten.

Ackerbaufarmen einer Person bis zu 1280 Acres zugestanden. Der Kaufpreis variiert je nach Güte des Bodens und nach den örtlichen Verhältnissen von 15/— für den Acre an aufwärts und ist in 20 Jahresraten zu tilgen. Das Land muß ununterbrochen von dem Ansiedler oder seinem Vertreter bewohnt werden.

Innerhalb von fünf Jahren müssen Ackerbau-Heimstätten wie Farmen eingezäunt oder andere Verbesserungen gemacht sein, deren Wert demjenigen der Umzäunung gleichkommt. Nachdem dies geschehen und der Rest des Kaufpreises erlegt ist, genießt der Ansiedler unbeschränktes Besitzrecht.

2. Ansiedelungen für Viehzüchter.

Weide-Farmen können von einer Person bis zu 20000 Acres aufgenommen werden, und zwar für 14, 21 oder 28 Jahre; die jährliche Pacht variiert nach Bodenbeschaffenheit, beträgt mindestens 1/2 d pro Acre und ist nach Ablauf der ersten 10 Jahre, in der Folgezeit alle 5 Jahre, einer Revision unterworfen, welche den Pachtpreis aber nicht über 50 % im Vergleich zur vorhergehenden Periode erhöhen darf. Die Ländereien müssen innerhalb von 3 Jahren mit einem soliden Zaun umgeben sein, während der ganzen Pachtzeit stets vom Pächter oder dessen Agenten bewohnt und können nicht zu einem Freibesitz umgewandelt werden. Die Kosten eines Zaunes mit den hier üblichen sechs Drähten belaufen sich auf 28 bis 30 Pfund Sterling für die englische Meile.

Weide-Heimstätten bis zu 2000 Acres haben vor den Weide-Farmen bei sonst gleichen Bedingungen den Vorzug; der Viehzüchter wohnt in diesem Fall persönlich auf der Farm und läßt sich nicht durch einen Agenten vertreten.

3. Scrub-Ansiedelungen.

Mit Scrub bewachsene Ländereien können bis zu einem Areal von 10000 Acres und einem Zeitraum von 30 Jahren aufgenommen werden; je nach Klassifikation sind derartige Länder 5 bis 20 Jahre pachtfrei, und während dieser pachtfreien Zeit muß der Ansiedler das Land lichten, freihalten und mit einer widerstandsfähigen Umzäunung versehen. Späterhin ist eine jährliche Pacht von 1/2 bis 1 d pro Acre zu entrichten.

Einzäunungen oder andere Verbesserungen auf dem Pachtlande sind von einem neuen Pächter dem alten zu vergüten.

4. Bedingungslose Aufnahmen.

Ländereien bis zu 1280 Acres können zum Preise von 13/4 d pro Acre aufwärts, zahlbar in 20 Jahresraten, zu unbeschränktem Besitz erworben werden.

5. Landankauf bei Versteigerung von Kronland.

Ackerbauländereien von 1 Pfund Sterling pro Acre aufwärts, andere Ländereien von 10/— pro Acre aufwärts. Zahlung innerhalb drei Jahren ohne Zinsen.

Es wird niemandem gestattet, Regierungsland aufzunehmen, der nicht von Geburt oder durch Naturalisation britischer Unterthan und mindestens 16 Jahre alt ist.

Besuchen wir nun einige Hauptpunkte der Kolonie.

Die Eisenbahnstrecke zwischen Sydney und Brisbane, der Hauptstadt Queenslands, ist 723 Meilen lang und erfordert 28 Stunden Fahrt, welche bis New Castle (102 Meilen) stellenweise sehr malerisch ist und zahlreiche hochstämmige Fächerpalmen (Livingstonia) im Laubwalde zeigt. Weiterhin verläßt die Bahn die Küstennähe, überschreitet die 2100 Fuß hohe Liverpool-Kette und den 4470 Fuß hohen Ben Lomond und erreicht nach 18stündiger Fahrt von Sydney aus den Grenzort Jennings, wo man nach Zollrevision zu Schmalspurbahn übergeht. Die Weiterreise erfolgt über Warwick und Toowoomba durch den schwarzen Humusboden der 1400 bis 2000 Fuß hohen Darling Downs mit ihren freundlichen, vielfach deutschen Ansiedelungen, prächtigen Weizen- und Maisfeldern zwischen gelichtetem Eukalyptuswald, frischgrünen Wiesen und einfachen, aber gefälligen Holzhäusern mit Wellblechdach. Das Land in den Darling Downs besteht hauptsächlich aus offenen, von Hügeln eingefaßten und leicht bewaldeten Ebenen. Der Boden ist vulkanischen Ursprungs, verwitterte Lava von schwarzer, roter oder Chokoladen-Farbe und von einer Tiefe zwischen 10 und 60 Fuß. Zahlreiche Bäche durchfließen das Land, und Brunnen, welche gegraben wurden, lieferten Wasser bei einer verhältnismäßig geringen Tiefe. Das Land wurde 1827 vom Botaniker Cunningham aufgefunden und nach dem damaligen Gouverneur von Neu-Südwales Darling benannt, aber erst 1841 kamen die ersten Ansiedler von Neu-Südwales aus nach hier, und große Strecken Länder sind damals billig erworben worden; haben Engländer doch hier noch heute Areale von 10000 bis 150000 Acres im Besitz. Die langanhaltende einseitige Beweidung hat allerdings gerade den Grasbestand auf den Darling Downs arg mitgenommen, und der Boden ist, nachdem die feinsten und besten Gräser mit den Wurzeln ausgerissen sind, meist „sheep sick“ geworden. Schafzucht rentiert sich bei heutigen Bodenpreisen hier deshalb vielfach nicht mehr, das Land verlangt vielmehr die Bebauung und den Aufbruch für Ackerbetrieb.

Die bedeutendste Stadt der Darling Downs ist Toowoomba, auf dem Kamme der „Dividing Range“ 1920 Fuß ü. M. gelegen, so daß hier im Winter leichter Frost eintritt, und mit seiner Umgebung 10000 Bewohner zählend, unter denen sich ca. 400 deutsche Familien befinden. Die ersten deutschen Ansiedler hier waren Schäfer, welche im Jahre 1854 durch Konsul Kirchner in Sydney aus Deutschland eingeführt wurden unter Kontrakt, englischen Herdenbesitzern in den Darling Downs für zwei

Jahre zu dienen. Heutigen Tags widmen sich unsere Landsleute hier allen möglichen Beschäftigungen, treiben in der „Stadt", welche fast nur aus einer langen Straße besteht, einige Handwerke, meist aber sind sie als Kleinfarmer beschäftigt. Ihr Grundbesitz beträgt hier gewöhnlich nur 5 bis 40 Acres, die sie mit Obst, Gemüse, Wein, Weizen und Mais musterhaft bestellen, daneben treiben sie etwas Milchwirtschaft. Unsere Landsleute hier haben es durch Fleiß und Genügsamkeit durchgängig zu einem behaglichen Auskommen, aber selten zu mehr gebracht; auch heute noch suchen sich die Männer vielfach einen Nebenverdienst durch Scheren, die Hausfrau hilft von früh bis spät in Stall, Garten und Feld emsig mit, und die Töchter auch leidlich gut situierter Familien verdingen sich in der Stadt als Dienstmädchen, aber dabei herrscht meistens eine wohlthuende Zufriedenheit. Grund und Boden ohne Einzäunung wurden von den hiesigen deutschen Ansiedlern schon in den 60er Jahren mit 10—12 Pfund Sterling der Acre bezahlt und wertet heute 15 Pfund Sterling pro Acre, in der „Stadt" Toowoomba sogar bis zu 40 Pfund Sterling der Fuß Straßenfront. Seitdem die Regierung große Schaf-„Runs" für kleinere Farmen aufgeteilt hat, ist Land in der Umgebung billiger geworden; die 36000 Acres umfassenden Ländereien des 1897 von der Regierung angekauften Headington Hill Estate z. B. wurden Selektors in Sektionen bis zu 640 Acres zum Preise von 1 bis 4½ Pfund Sterling der Acre angeboten, je nach Lage, Bodengüte und bereits vorhandenen Verbesserungen und in Terminzahlungen, die sich über 20 Jahre erstrecken. In Highfields unweit Toowoomba und in dem etwas westlicher gelegenen Westbrook haben Deutsche heute Farmen bis zu 1200 Acres im Besitz, die sie teils zu Weizenbau, teils als Weide benutzen. Seit wenigen Jahren haben sich auch eine Reihe deutscher Farmer aus Viktoria und Südaustralien hier niedergelassen, die hier besser zu prosperieren hoffen als im Süden; bieten die Darling Downs doch 4 Millionen Acres erstklassigen Ackerbodens, und davon sind bislang wenig über 100000 Acres unter Kultur, hauptsächlich in Kleinfarmen. Viele Ansiedler haben letzthin aber ihre Anbauflächen vergrößert, und an einzelnen Stellen sind Areale von 600 bis 1000 Acres unter Weizen, so daß gegenwärtig $^4/_5$ des in ganz Queensland überhaupt produzierten Weizens in den Darling Downs gebaut werden. Die Verbindung von Ackerbau und Viehzucht hat einen so guten Erfolg gehabt, daß die früheren Viehzüchter (Squatters) moderne Farmer werden und die Landwirtschaft mit Hilfe der neusten Maschinen betreiben. Sechsscharige Pflüge sind nichts Ungewöhnliches, die Zahl der Mäh- und Bindemaschinen ist erstaunlich groß, und Dampfdreschmaschinen giebt es auf jeder Farm von einiger Bedeutung.

Einige unternehmende deutsche Obstzüchter mit größeren Orangenpflanzungen möchten gern einen direkten Export der goldenen Früchte nach Deutschland anbahnen, aber die mangelnden direkten Dampferverbindungen machen diesen Wunsch vorläufig unrealisierbar.

In Aßmannshausen bei Warwick zieht der deutsche Kolonist Jakob Kirchner wohl den besten Wein der Kolonie.

In Toowoomba befinden sich nicht weniger als drei deutsche evangelisch-lutherische Kirchen, und Pastor Langebecker, der mit Unterbrechung schon seit 1867 hier amtiert, erteilt einmal in der Woche auch Unterricht in Religion und deutscher

Sprache; im übrigen genießen die deutschen Kinder, wie in allen anderen australischen Kolonieen, den Unterricht in den englischen Staatsschulen. Der hiesige deutsche Klub „Teutonia" ist wegen seiner sozialdemokratischen Tendenz von den besseren Elementen schon seit Jahren verlassen, und selbst seine Existenz ist unter vielen hiesigen Deutschen unbekannt; die Mitglieder kommen nur einmal in der Woche zu Spiel und Trank zusammen, sonst ist das Lokal geschlossen. Das beste Hotel am Platze, das „Imperial", eine Filiale des „Lennons" in Brisbane, wird auch von einem gefälligen Deutschen, Herrn G. Feldmann aus Hannover, verwaltet.

Auf der Weiterfahrt senkt sich die Bahn kurz hinter Toowoomba durch zahlreiche Tunnels an den Abhängen der bewaldeten Bergkette zur fruchtbaren Küstenebene hinab und führt über den stattlichen Ort Ipswich am Bremer, einem südlichen Nebenfluß des Brisbane-Stromes, nach

Brisbane. Deutsche steigen gewöhnlich in dem von Herrn W. Petermann verwalteten Lennons-Hotel ab.

Der Kolonie Hauptstadt liegt in direkter Linie 12 Meilen, auf dem Flußweg 25 Meilen von der Mündung des gewundenen Brisbane-Stromes in die Moreton-Bai entfernt, sehr malerisch halbinselartig in einer dieser Windungen eingebettet, deren hügelige Ufer, zusammen mit den im Westen steil aufsteigenden Bergen, einen sehr freundlichen Rahmen bilden. Einen besonders schönen Rundblick genießt man bequem von dem nahe dem Centralbahnhof aufsteigenden Signalhügel aus. Die Straßen der Stadt sind in regelmäßigen Blocks angelegt, und die Hauptstraßen der City sind Queens- und George-Street. Gegenüber der großartigen eisernen Viktoriabrücke, welche 1040 Fuß lang und 73 Fuß breit als einzige Brücke den Strom überspannt, erhebt sich als vornehmstes Gebäude der Stadt der aus schönem Sandstein aufgeführte Monumentalbau der „Treasury" für die verschiedenen Regierungsbureaus, und dasselbe schöne Material ist auch bei einer Reihe von andern öffentlichen Bauten, bei Bank- und Geschäftspalästen verwandt; letztere sind großenteils aus der „Boom"-Zeit stammende „weiße Elephanten", d. h. ungesunde Gründungen, die sich bislang wenigstens nicht rentieren; eine ganze Anzahl dieser stolzen Mietbauten stehen vielmehr halb oder ganz leer. Die Hauptbank Queenslands, die seitdem reorganisierte Queensland National-Bank, sah sich infolge sehr schlechter Verwaltung 1893 auch gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen, und unter ihren Schuldnern figurierten auch eine Reihe Minister, Parlamentarier und andere hochgestellte Persönlichkeiten, welche den Kredit der Bank für Land-, Minen- und andere Spekulationen in Anspruch genommen hatten.

Georgestreet nach Süden folgend, finden wir links das palastartige Gebäude des Queensland-Klubs, Queens Park überblickend, rechts den stattlichen Bau des Parlamenthauses, und die ganze Südspitze der Halbinsel ist mit Garten- und Parkanlagen bedeckt, welche das einfache Gouverneurshaus und den schönen botanischen Garten umfassen. An der Ostseite der City zieht sich dem Strome entlang das Hafenviertel, aus dem das kuppelgekrönte Zollhaus hervortritt, das hiesige „Hafenleben" ist aber meist überaus dürftig; ich traf z. B. außer zwei kleinen Kanonenbooten nur einen Segler und einen Dampfer an. Wegen einer

der Flußmündung vorliegenden Barre und der Untiefen des Flusses konnten größere Schiffe bis vor 10 Jahren nicht zur Stadt heraufkommen; Durchschnitte, Sprengungen und Baggerungen haben aber seitdem das Fahrwasser soweit geregelt und vertieft, daß bei niedrigstem Wasserstand 20 Fuß Tiefe zwischen der Barre und den Werften Brisbanes verfügbar sind, und kleine Flußdampfer gehen 40 Meilen weiter den gewundenen Strom bis nach Ipswich hinauf. Ein in Südbrisbane 1881 angelegtes Trockendock kann Schiffe bis zu 420 Fuß Länge aufnehmen.

Der verhältnismäßig kleine Kern der Stadt, welcher überwiegend dem Geschäftsverkehr dient, wird nach allen Seiten hin von weitläufigen Vorstädten eingefaßt, und die hier befindlichen Wohnhäuser liegen meist in freundlichen Gärten und zeigen vorgebaute Veranden. Um diese gewöhnlich aus Holz gebauten Häuser besser zu ventilieren und einigermaßen gegen die weißen Ameisen zu schützen, hat man sie vielfach auf Stelzen gestellt. Große Flächen Landes sind an den Grenzen der Stadt und in den Vorstädten zu öffentlichen Parks reserviert worden und tragen dazu bei, Brisbanes freundlichen Gesamtcharakter zu erhöhen. Obgleich die Bevölkerung Brisbanes in einem Radius von 5 Meilen wenig über 100000 Seelen beträgt, so finden wir hier doch über 50 Kirchen und Kapellen der verschiedenen christlichen Sekten, Bauten aus Stein und aus Holz in den verschiedensten Stilarten, darunter in einem Radius von 8 Meilen auch fünf deutsche Kirchen mit vier Pastoren.

In Brisbane und nächster Umgebung leben zur Zeit gegen 600 deutsche Familien, und zwar gehören dieselben überwiegend dem Handwerkerstand an — besonders zahlreich sind die Schuhmacher vertreten — und haben einen stark sozialdemokratischen Zug. Die Zahl der Gebildeteren übersteigt kaum ein Dutzend und umfaßt die Pastoren, zwei Ärzte, einige kleine Kaufleute und kaufmännische Agenten und Regierungsbeamte, wie P. F. Sellheim, den Unterstaatssekretär für das Minenwesen, dessen Thatkraft viele der wichtigsten Goldfelder der Kolonie ihre Entwicklung verdanken, und dessen Name auch einem Orte und einem Flusse beigelegt worden ist. Zwei deutsche Zeitungen suchen neben den deutschen Kirchen deutsche Sprache und deutschen Sinn zu pflegen, eine Anzahl Vereine deutsche Wohlthätigkeit und Geselligkeit. Der älteste deutsche Verein Brisbanes ist der schon 1857 gegründete Deutsche Krankenverein. Ein eigenes Heim besitzt der 1883 gegründete Deutsche Turnverein, welcher 1890 in Süd-Brisbane aus einfachen Materialien, Holz und Wellblech, einen von zwei Türmen flankierten, recht stattlichen Bau aufführte, der einen großen Saal im Oberstock und freundliche Klubzimmer und eine Bibliothek im Untergeschoß enthält; außer Turnen und Kegelspiel werden hier auch Musik und Gesang gepflegt, und unter den 120 Mitgliedern, welche einen Jahresbeitrag von 12 Schilling entrichten, befinden sich auch eine Reihe Engländer. Ein Deutscher Unterstützungs- und ein Deutscher Flotten-Verein sind 1899 in Brisbane gegründet worden.

Die 604 Meilen lange Südwest-Bahn führt von Brisbane über Roma, wo auch eine Anzahl deutscher Ansiedler Weizen und Wein bauen, nach Cunnamulla, dessen Distrikt durch zahlreiche artesische Brunnen bewässert und dadurch nicht nur

für Viehhaltung, sondern auch für Ackerbau erschlossen ist; auch werden hier Opale gefunden.

Eine andere Bahn führt nach dem Norden der ausgedehnten Kolonie, deren 2500 Meilen lange Küstenlinie Veranlassung dazu geboten hat, daß sich der Handel hier nicht, wie in den bislang beschriebenen Kolonieen, in der Hauptsache nur auf einen Hafen konzentriert hat. Eine Bahnfahrt von 107 Meilen bringt uns zunächst nach

Gympie, dem ersten Orte der Kolonie, wo Gold in nennenswerten Mengen gefunden wurde. Das war im Jahre 1867, und nachdem man sich anfangs auf Gewinnung des Alluvialgoldes beschränkte, sind heute hier eine ganze Reihe von Schächten bis zu 1500 Fuß Tiefe gebohrt worden, und das Goldfeld ist seiner Bedeutung nach das drittwichtigste der Kolonie. 61 Meilen der Bahn oder 54 Meilen dem Maryfluß folgend, gelangt man von Gympie aus zu dessen natürlichen Hafenplatz

Maryborough, welches noch 25 Meilen von der Mündung des Maryflusses entfernt liegt, eine freundliche Stadt mit 11000 Einwohnern und Sitz einer ziemlich bedeutenden Industrie ist. Obenan steht die Maschinenfabrik Walkers Limited, welche die Einrichtungen für die meisten Zuckerfabriken lieferte und auch Lokomotiven baut; ferner finden wir hier Sägemühlen und die bedeutendsten Dampfbautischlereien der Kolonie, welche das Holz des reich bewaldeten Hinterlandes bearbeiten. Außer Edelmetallen, Hölzern und Kohlen kommt auch noch Zucker von den Pflanzungen am Unterlaufe des Maryflusses zur Ausfuhr. In Maryborough und dem dazu gehörigen Wide Bai-Distrikt leben etwa 450 deutsche Familien, hauptsächlich als Farmer an den Ufern des Maryflusses, dessen in den letzten Jahren häufig eingetretene Überschwemmungen große Verluste verursacht haben; die Stadt selbst besitzt 2 deutsche Kirchen. Die zweistündige Eisenbahnfahrt von Maryborough nach Bundaberg — 54 Meilen — bringt uns zunächst nach dem 18 Meilen entfernten

Howard, dem Centrum der Burrum-Kohlenfelder, deren Ausbeutung durch die Versandung der Mündung des Burrumflusses leider bislang erschwert wird.

Bundaberg, das Centrum der Zuckerindustrie, ist am Burnett-Fluß 10 Meilen von dessen Mündung entfernt gelegen und für Schiffe von 500 Tons zugänglich. Neben den Tausenden von Südseeinsulanern, die in den Zuckerrohrpflanzungen beschäftigt werden, sind auch die Mehrzahl der hier ansässigen circa 200 deutschen, meist aus Pommern stammenden Familien mit dem Anbau des Zuckerrohrs beschäftigt, und zwar bestellen sie, ebenso wie Hunderte von Dänen, mit welchen sie in guter Kameradschaft leben, Flächen von circa 100 Acres und liefern das Rohr an die Central Mills. Während der letzten Jahre haben die Eigentümer großer Ländereien damit begonnen, ihre Güter in kleinere Parzellen von 50 bis 200 Acres aufzuteilen und diese an Leute mit geringem Kapital zu verpachten; durch jährliche Abzahlungen sind diese Pachtländer innerhalb von 10 Jahren dann vielfach in den Besitz der Pächter übergegangen. Unter den etwa 30 Zuckerfabriken des Distrikts befinden sich 3 Raffinerien, unter denen die 1882 errichtete Millaquin die größte der Kolonie überhaupt ist.

Die Bahn führt die Küste entlang noch 111 Meilen weiter bis nach

Gladstone, einer der ältesten Niederlassungen der Kolonie und schon 1846 auf Veranlassung des englischen Staatsmannes gegründet, dessen Namen sie trägt. Der tiefe und gut geschützte Hafen gilt für den besten von Queensland, der kleine Ort hat bislang aber keine sonderliche Bedeutung erlangt. Die Küstenbahn erreicht hier, 329 Meilen nördlich von Brisbane, ihr Ende. Den nächsten wichtigen Punkt, 91 Meilen nach Nordwesten zu, bildet

Rockhampton, die größte Stadt und der Haupthafen von Central-Queensland, 43 Meilen von der Mündung des Fitzroy-Flusses in die Keppel-Bai entfernt. Große Seeschiffe bis zu 25 Fuß Tiefgang legen an den Werften der Flußhäfen Broadmount und Port Alma nahe der Mündung des Stromes an, bis nach Rockhampton selbst können Schiffe bis zu 1000 Tons und 17½ Fuß Tiefgang nur zur Flutzeit heraufkommen. Die hiesige Gegend wurde zuerst im Jahre 1855 besiedelt, verdankt ihr Aufblühen aber dem Zuströmen von Tausenden von Goldsuchern, welche 1858 durch das Auffinden der Goldfelder von Port Curtis nach hier gelockt wurden; diese sehr beschränkten Alluviallager waren aber schon nach wenigen Tagen erschöpft, und viele der Zugewanderten mußten für Rechnung der Regierungen von Neu-Südwales und Viktoria zurückgesandt werden. Später wurde jedoch 28 Meilen südwestlich von Rockhampton das berühmte Krokodile- oder Mount Morgan-Goldfeld aufgefunden, welches sich als das zweitwichtigste von Queensland erwiesen hat und eins der reinsten Golde der Erde liefert; das edle Metall findet sich hier höchst eigenartig als Niederschlag in einem Eisen- und Kieselsinter. Da Rockhampton außerdem der natürliche Ausfuhrhafen eines reichen und gut bewässerten Weidedistrikts ist, so wird es in Australien betreffs seines Exports nur von Sydney, Melbourne und Adelaide übertroffen; zur Verschiffung gelangen besonders Wolle — ebenso viel wie von Brisbane —, Fleisch, Talg und Häute, und der Gesamt-Exportwert belief sich 1897 auf 2,1 Millionen Pfund Sterling. Das weidereiche Hinterland ist durch die direkt nach Westen führende Centralbahn aufgeschlossen, welche über Emerald und Barcaldine geht und vorläufig in Longreach, 424 Meilen von Rockhampton entfernt, endet. Auch in Rockhampton sind einige Deutsche ansässig, doch ist hier die frühere deutsche Kirche eingegangen, seitdem eine große Anzahl deutscher Familien von hier fortzog. In Mount Morgan und in Gympie leben ebenfalls einige Deutsche, bilden daselbst aber keine geschlossene deutsche Gemeinden.

Die achttägige Seereise zwischen Rockhampton und der Nordspitze Australiens führt nicht mehr durch das offene Meer des sogenannten „Stillen Ozeans", der seinen Namen so selten verdient, sondern durch den kanalartigen Meeresarm zwischen der Küste des Kontinents und dem 2000 km langen Barrierriff, welches in seiner Linienführung genau der wechselnden Küstenrichtung entspricht; in ruhigem Fahrwasser gleitet das Schiff dahin, unter Lotsenführung die heute genau bekannten Fährlichkeiten des früher sehr berüchtigten Fahrwassers vorsichtig vermeidend. Bei dem südlichsten Teile, dem Swain-Riff, welches noch nicht den eigentlichen Charakter des Barrierriffs zeigt, ist der Kanal 160 km breit, bald aber verschmälert er sich und ist weiter nördlich an vielen Stellen nur 8—15 km breit. Das Barrier-Riff bildet keine durchweg geschlossene Kette, sondern ist vielfach durchbrochen, und

diese Kommunikationen zwischen dem Riffkanal und dem offenen Meere sind teils ganz schmal, teils bis zu 15 km breit; die breiteren finden sich stets den Mündungen von Flüssen gegenüber, deren süßes Wasser das Wachstum der Korallen hindert. Die Breite des Riffs schwankt zwischen 300 und 2000 m. Zwischen der Hauptbarriere und der Küste finden sich im Kanal allenthalben noch verstreute Riffe, meist vereinzelt, an einigen Stellen aber so gedrängt, daß das Fahrwasser des Kanals außerordentlich eingeschränkt wird. Die Tiefe des Kanals beträgt im Norden durchschnittlich 20—40, im Süden 70—90, an einzelnen Stellen sogar 110 m. Unmittelbar hinter der Brandung an der Außenseite dieser natürlichen Wellenbrecher betragen die Tiefen schon 45—145 m, und noch weiter hinaus fällt der Seeboden zu einer Tiefe von 700 m und mehr ab. Die Entstehung des Barrierriffs ist wahrscheinlich durch eine allmähliche Küstensenkung zu erklären, welche das ehemalige Uferriff in ein Barrierriff verwandelte. Zur Ebbezeit ragt das Riff als ein breiter dunkler Streifen mehrere Fuß hoch aus dem Meere empor, und mit Ausnahme einiger bewaldeter Inseln ist das 4000 deutsche Quadratmeilen große Areal von Riffen und Inseln unfruchtbar und unbewohnt. Dagegen bildet es einen der ergiebigsten Trepanggründe der Welt, und diese in China so geschätzten Seegurken werden hier von Weißen in großen Mengen gefischt.

Auf der Fahrt durch den sich allmählich verengenden Kanal windet sich das Schiff zwischen einem Gewirr prächtig bewaldeter, steil aus dem Meere aufsteigender Inseln und der schön geformten, gebirgigen Küste des Festlands hindurch, die eine Reihe prächtiger Landschaftsbilder bieten.

Die Dampfer der Australasian United Steam Navigation Company gehen wöchentlich einmal von Rockhampton nach Norden und laufen als ersten Hafen

Mackay an, gehen bezw. bei der Flat Top-Insel vor Anker, und ein Tender bringt uns in einer Stunde den Pioneer-Fluß hinauf durch das flache, fruchtbare Küstenland nach der Stadt Mackay, welche Mittelpunkt eines lohnenden Zuckerdistrikts ist, der auch ca. 100 meist leidlich prosperierende deutsche Familien zählt und seit 1879 auch eine deutsche Kirche aufweist. Über Bowen geht die Dampferfahrt weiter nach

Townsville. Diese zukünftige Hauptstadt und gegenwärtig schon jedenfalls die wichtigste Hafenstadt von Nord-Queensland liegt malerisch an einer langgestreckten flachen Bucht am Fuße des steil aufsteigenden, 1000 Fuß hohen Castle Hill. Bislang bilden in Townsville zwei bis zu 4088 Fuß lange steinerne Wellenbrecher einen guten Hafen, den man durch beständiges Baggern auf 22 Fuß Tiefe bei niedrigem Wasserstand zu halten sucht, man projektiert aber auch das Fahrwasser des Roß Creek soweit zu vertiefen, daß selbst größere Schiffe direkt an den Werften der Stadt anlegen können, was bislang nur für kleine Schiffe möglich ist. Townsville bildet nicht nur den Ausfuhrplatz für einen ungeheuren Weidebezirk und dessen Hauptprodukte Wolle und Fleisch, sondern weist in seiner Nähe auch die reichsten Goldfelder Australiens auf, deren Centrum das 82 Meilen nach Südwesten zu und 1000 Fuß über dem Meere liegende Charters Towers ist. Eine Eisenbahn von Townsville bringt uns nach diesem berühmten, im Jahre 1872 als Goldfeld proklamierten Platz, dessen Gruben bereits bis zu einer Tiefe von 2500 Fuß geführt sind, ohne an Goldreichtum nachzulassen. Von den hier lebenden

Miners arbeiten 300 auf Alluvialgold, der Rest auf Quarz. Deutsche sind hier mit etwa 260 Seelen vertreten und besitzen ein schönes steinernes Gotteshaus, größer als diejenigen der deutschen Gemeinden zu Brisbane, Sydney und Melbourne, dank der Munificenz von Heinrich Paradies und Friedrich Pfeiffer, durch glückliche Beteiligung an Goldbergwerken reich gewordener Männer. Auch ein deutscher Verein besteht hier. Die von Townsville ausgehende „Nordbahn" führt über Charters nach Westen weiter und dürfte demnächst Winton (379 Meilen) erreichen, das Centrum einer der reichsten Weidedistrikte von ganz Queensland.

Weiter nordwärts ist das bergige und bewaldete Küstenland bislang fast noch unbesiedelt, dagegen bildet

Cairns mit seinem ausgezeichneten Hafen wieder eine bedeutende Niederlassung an der Nordostküste. An einer halbkreisförmigen Bucht gelegen, wird die Stadt von einer hohen bewaldeten Bergkette umsäumt, die mit ihrer üppigen tropischen Vegetation, den wasserreichen Gebirgsströmen und den mächtigen Felswänden eine Bergscenerie von wunderbarem Reize bietet; eine landschaftliche Perle bilden besonders die 20 Meilen von Cairns entfernten, direkt an der Bahn gelegenen Barronfalls, welche inmitten tropischer Vegetation 700 Fuß hoch herabstürzen. Der fruchtbare Küstengürtel ist berühmt wegen seiner Bananen- und Zuckerrohr-Anpflanzungen, und im Hinterland liegen die Minendistrikte von Herberton und Chillagoe mit ihren Zinn-, Kupfer-, Silber- und anderen Gruben. Eine Bahn soll von Cairns aus diesen reichen Bezirk erschließen, der Bau hat sich aber als so kostspielig erwiesen, daß er vorläufig nur 47 Meilen weit geführt worden ist.

Eine Dampferfahrt von nur 100 Meilen weiter nach Norden bringt uns nach

Cooktown, wo der berühmte Entdecker Cook im Jahre 1770 sein durch die Kanalfahrt schwer beschädigtes Schiff „Endeavour" ausbesserte. In neuerer Zeit gewann der Ort dadurch Bedeutung, daß 1873 in seinem Hinterland am Palmerfluß reiche alluviale Goldlager entdeckt wurden, welche in $4^1/_2$ Jahren die phänomenale Ausbeute von 839000 Unzen Gold ergaben; aber da der Vorrat damit bald erschöpft war, verlief sich die Bevölkerung eben so schnell, wie sie gekommen war. Andere Goldfelder harren noch der Erschließung, die Ausbeutung des gleichfalls vorhandenen Zinnes ist wegen des niedrigen Preisstandes dieses Metalls letzthin eingeschränkt gewesen. Der Distrikt ist berühmt wegen der Güte seiner Orangen, Mangos und anderer tropischer Früchte und besitzt auch zur Zuckerkultur geeignetes, aber noch kaum benutztes Land. Obgleich Cooktown mit seinem trefflichen Hafen der natürliche Handelsplatz für den Verkehr mit Britisch-Neuguinea ist, hat er bislang doch nicht sonderlich prosperieren können. Es befindet sich hier übrigens auch ein von Dr. med. Kortüm verwaltetes deutsches Vicekonsulat.

440 Meilen Fahrt durch ruhiges klares Wasser bringen uns zwischen einer Unzahl von Inseln und Inselchen hindurch nach der Nordspitze der weit vorgestreckten Yorkhalbinsel, und wir legen am Pier von

Thursday Island an, einer sehr kleinen, malerischen Insel an der Torresstraße, welche zur Gruppe der Prince of Wales-Inseln gehört, einen Hauptsitz für die Perl- und Trepangfischerei und eine Dampfer- und Kohlenstation auf dem Wege nach Singapore bildet. Die gesamte Bevölkerung der Insel besteht nur aus 1700 Köpfen, darunter sind 600 Weiße und besonders zahlreiche Javanesen. Der

Vegetationscharakter Australiens tritt dem malayisch-indischen Neuguineas in der Torresstraße so unvermittelt gegenüber, wie wir ähnliche Beispiele nur selten finden.

Der wenig ausgebuchteten Westküste der York-Halbinsel entlang geht die Fahrt fast direkt südlich 500 Meilen weiter nach

Normanton. Diese Stadt liegt 50 Meilen von der Mündung des Normanflusses entfernt und ist wichtig als Ausgangspunkt für ausgedehnte Weidedistrikte und die nahen, durch eine 95 Meilen lange Eisenbahn mit ihr verbundenen Goldfelder von Croydon.

Die Küstenfahrt endet 238 Meilen weiter nahe der Nordwestgrenze von Queensland an der Mündung des Albertflusses, und Tender bringen die Passagiere 30 Meilen flußaufwärts nach dem kleinen

Burketown, welches gleichfalls Mittelpunkt eines guten Weidedistriktes ist.

Der vorstehende kurze Überblick dürfte eine ungefähre Idee geben über die hier vertretenen natürlichen Schätze mancherlei Art, welche zum Teil erst wenig, teilweise noch gar nicht ausgenutzt werden und Queensland zu einer der zukunftsreichsten unter den australischen Kolonieen gestalten dürften.

Geographisch und seiner Verwaltung nach schließt sich an Queensland Britisch-Neu-Guinea an.

Britisch-Neu-Guinea.

Die von dem Entdecker nach dem Namen ihrer Bewohner zuerst „Papua", nach ihrer vermeintlichen Ähnlichkeit mit der afrikanischen Guinea-Küste von dem Spanier Ortiz später Neu-Guinea genannte Insel wurde 1526 von dem Portugiesen Jorge de Menezes aufgefunden und später von Torres (1606), Schouten (1616), Dampier (1699), Cook (1770), d'Entrecasteaux (1792) und Bampton (1793) besucht, aber erst im Jahre 1828 nahmen die Holländer von dem westlichen Teile der großen Insel bis zum 141.° östlicher Länge offiziell Besitz. Dieselben errichteten das Fort de Bus an der Tritonbai, gaben diese höchst ungesunde Niederlassung aber schon 1836 wieder auf, ohne damit jedoch ihren Ansprüchen auf die Westhälfte der Insel zu entsagen. Englische, holländische, italienische, deutsche und russische Forschungsreisende wirkten während der nächsten Jahrzehnte in verschiedenen Teilen der Insel, vom Jahre 1871 an erschienen hier auch Missionare der Londoner Missionsgesellschaft. 1873 entdeckte Kapitän Moresby den nach ihm benannten Hafen und nahm ihn für England in Besitz, und um 1874 begann in Australien, besonders aber im nahen Queensland, eine Agitation zu Gunsten der Annektierung Neuguineas, doch fanden diese Bestrebungen in London keine Unterstützung, und auch die damals entstandene „New Guinea Colonization Association" hatte keinen Erfolg. Von 1877 ab wurde das Land auch von australischen Goldsuchern erforscht, welche das edle Metall jedoch nur in ganz verschwindend kleinen Mengen fanden.

Erst im März 1883 wurde die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die Insel gelenkt, als die Osthälfte derselben von Sir Thomas Mac Ilwraith, derzeitigem Premierminister von Queensland, kurzweg für England annektiert wurde, „erstlich, „weil ihr Besitz für das britische Reich wertvoll und speziell für den Frieden und „die Sicherheit Australiens, die Entwickelung des australischen Handels und für „Verhinderung und Bestrafung von Verbrechen in der Südsee wichtig sei; zum „andern, weil die Etablierung einer fremden Macht in der Nachbarschaft Australiens „für britische und speziell australische Interessen schädlich sein würde." Auch dieses eigenmächtige Vorgehen einer Kolonialverwaltung wurde zwar in London nicht gebilligt, aber im November 1884 erschien doch ein britisches Geschwader in der Orangebai und proklamierte das englische Protektorat über den südöstlichen Teil der Insel, deren nordöstlicher Teil Ende 1884 offiziell unter deutschen Schutz gestellt wurde. Britisch-Neu-Guinea wurde dann 1888 als Kronkolonie erklärt und sein in Port Moresby residierender „Administrator" dem Gouverneur von Queensland

unterstellt, welche Kolonie sich mit Neu-Südwales und Viktoria zusammen verpflichtete, für 10 Jahre mit je 5000 Pfund Sterling, zusammen also bis zu 15000 Pfund Sterling pro Jahr, für das Verwaltungsdefizit des neuen Besitzes aufzukommen.

In dem Verwaltungsjahre 1896/97 beliefen sich die Verwaltungsausgaben auf 16228 Pfund Sterling gegen 10633 Pfund Sterling eigene Einnahmen, welche mit 9336 Pfund Sterling fast ganz aus den in Port Moresby, Samarai und Daru erhobenen Zöllen stammen, die auf die meisten Einfuhrartikel 5 bis 10 % ad. val. betragen. Die Importe im gleichen Verwaltungsjahre, meist aus Bedarfsartikeln für die wenigen Europäer bestehend, werteten 51392 Pfund Sterling, die Exporte 44345 Pfund Sterling, bestehend aus den Hauptposten: 7148 Unzen Gold = 25018 Pfund Sterling, 16 Tons Kautschuk 13742 Pfund Sterling, 470 Tons Kopra 3494 Pfund Sterling, 300 Tons Sandelholz 2323 Pfund Sterling, Perlmuscheln 980 Pfund Sterling und Schildpatt 519 Pfund Sterling.

Bei der Anspruchslosigkeit uud Bedürfnislosigkeit der Papuas kann es nicht Wunder nehmen, daß sich auf Neu-Guinea noch kein ausgeprägter Handelsverkehr zwischen ihnen und den Europäern entwickelt hat; soweit ein Handel mit den Eingeborenen besteht, ist er fast noch ausschließlich Tauschhandel, wobei auf seiten der Europäer Tabak und Eisen die Hauptrolle spielen, neben Messern, Tomahawks, Angelhaken, Lavalava-Stoff (rotes Baumwollzeug), Perlen und kleinen Spiegeln. Ein allgemeines Tauschmittel, wie im Bismarck-Archipel das Muschelgeld, giebt es in Neu-Guinea noch nicht.

Das für Erzeugung von Nahrungsmitteln von den Eingeborenen benutzte Land ist diesen reserviert, andere Ländereien können, aber nur von Engländern oder naturalisierten Briten, unter der Bedingung erworben werden, daß man sie benutzt und verbessert. Landerwerb von Spekulanten, welche das Land nicht ausnutzen, sondern liegen lassen wollen, ist unzulässig. Für Ackerbauzwecke geeignetes Kronland wird unter festgesetzten Bedingungen betreffs vorzunehmender Ameliorationen nicht unter 2/6 d. pro Acre vergeben, bedingungslos verkauftes Land der Acre nicht unter 10/— für Ackerbau, 5/— für Kokospflanzungen, 2/— für Weidebetrieb und nicht unter 5 Pfund Sterling für Handel- oder Fischereizwecke.

Kontrakte mit einheimischen Arbeitern unterliegen der Regierungskontrolle und dürfen 12 Monate nicht überschreiten.

Von dem mit seinen Nebeninseln 807956 □km umfassenden Neu-Guinea, der größten Insel der Erde und dem Verbindungsglied zwischen dem indischen Archipel und dem australischen Kontinent, kommen 229102 □km auf den südöstlichen britischen Teil, der im Norden von einer bis zu 4000 Meter hohen, teilweise vulkanischen Gebirgskette begrenzt ist, während der Südwesten von der niedrigen, unbenutzbaren Sumpfebene des Fly-Flusses eingenommen wird. Den Kern der Kolonie bilden die Küstengebiete um Granville, den Hauptort an Port Moresby, und die Sagodistrikte der Küste zwischen der Maiwa-Bucht und dem George-Fluß. Diese Gegenden sind gut besiedelt und bieten in Sago und Töpferwaren zwei Ausfuhrprodukte der Eingeborenen. Für Kulturen geeignete Flächen sind nur spärlich vertreten und bereits meist von den Papuas in Anspruch genommen, sodaß auch, abgesehen von dem feuchten, ungesunden Klima, die An-



Bewohner von Neu-Guinea.

siedelung von Europäern im großen Ganzen hier aussichtslos ist. Große Mengen von Kopra liefert besonders der Osten der Kolonie, und wie die Regierung stark Kokospalmen angepflanzt hat, hat man ihr auch nahe gelegt, die Kultur des jetzt fast ausgerotteten Guttapercha-Baumes (Palaquium spp.) und anderer Gummipflanzen zu betreiben. Gold hat man seit 1888 auf den Louisiaden und verschiedenen Punkten der Hauptinsel entdeckt, bislang aber überall nur in sehr geringen Mengen; auch Blei, Zinnober, Schwefel, Topase und Beryll sind an verschiedenen Orten gefunden, Trepang und Schwämme werden sehr erfolgreich an verschiedenen Stellen, Perlmuscheln in der westlichen Torresstraße gefischt.

Was die hiesige Pflanzenwelt anbetrifft, so dehnt sich hinter den Mangroveufern in den sumpfigen Niederungen zunächst ein Buschwald aus, in dem die Sagopalme (Metroxylon) dichte Bestände bildet, und der reich an struppigem Unterholz, Schling-, Kletter- und Schmarotzerpflanzen ist. Farren, Farrenbäume, Pandanus und Palmen sind zahlreich vertreten, von letzteren an der Küste die Kokos, weiterhin Areca, Kentia, Cariota und armdicke Kletterpalmen (Calamus), wozu in den Hochwäldern, welche den Hauptbestand bilden, Barringtonia, Hibiscus, Caryophyllus aromatica, Myristica moschata, Flindersia papuana, Bania thyrsiflora, Caesalpinias und Elaeocarpus kommen; die sonst seltenen Libocedrus und Phyllocladus treten hier fast waldbildend auf, und zahlreiche Arten prächtiger Rhododendren zieren die höheren Berglagen. Von australischen Typen finden sich die Melaleuca, Casuarinen und Proteaceen, von Koniferen Araucarien und Dammara; in Höhen von 400—500 m treten Savannen mit Eukalypten auf. Von stärkehaltigen Knollengewächsen sind einige Dioscoreas einheimisch, die Colocasia antiquorum wird angebaut, und die Sagopalme ist streckenweise so reichlich vertreten, daß die Eingeborenen fast ausschließlich von ihrem Marke leben. Bananen, Zuckerrohr und Tabak kommen wild vor.

Die Tierwelt enthält die Mehrzahl der in Australien vorkommenden Beuteltiere, das Baumkänguruh ist Neu-Guinea eigen, dagegen fehlen hier der Beutelwolf und das Schnabeltier. Das Schwein ist das nützlichste Tier der Insel und liefert den Eingeborenen, welche es stellenweise als Haustier halten, die Hauptfleischnahrung. Die Vogelfauna ist scharf gekennzeichnet durch die fast ganz auf Neu-Guinea und seine Nebeninseln beschränkten Paradiesvögel und andere farbenprächtige Arten; unter den zahlreichen Papageien und Tauben verdient besonders die stattliche Krontaube Erwähnung. Kasuare repräsentieren die Straußvögel. Alligatoren und Süßwasser-Schildkröten sind zahlreich vertreten, und glänzend gefärbte Schmetterlinge beleben die heiße Luft.

Die Bewohner sind im Südosten von Polynesiern beeinflußte Papuas, und zwar schätzt man ihre Zahl, recht unsicher, auf 350000, wonach Britisch-Neu-Guinea der am dichtesten besiedelte Teil der im allgemeinen recht spärlich bewohnten großen Insel ist. Daneben lebten im Jahre 1891 auf Neu-Guinea 272 Fremde, wovon 115 Briten, 89 Polynesier, 20 Franzosen und 18 Malayen und Javanesen waren.

Drei englische Missionsgesellschaften, die schon erwähnte Londoner und seit 1891 auch die Anglikaner und Wesleyaner, daneben seit 1885 auch die französische katholische Mission des heiligen Herzen Jesu haben unter Mitwirkung polynesischer Lehrer eine große Reihe von Stationen auf Neu-Guinea und den vorliegenden

Inseln, sonst finden sich Europäer nur in Granville an Port Moresby, einem kleinen Orte mit einer Anzahl von Holzhäusern für Europäer auf einem Hügel oberhalb des aus etwa 150 Hütten bestehenden Pfahldorfes der 800 Eingeborenen; Samarai an der Südspitze und die Insel Daru im Westen sind nur Regierungsstationen.

Wechselfieber sind besonders an der Küste sehr häufig, und eine bösartige Form des Ringwurms bildet eine weitverbreitete ansteckende Krankheit.

Die nach einem malayischen Worte Papuas oder „Kraushaarige" genannten Bewohner Neu-Guineas sind die am reinsten erhaltene Rasse der Melanesier, zu welchen außerdem noch die Einwohner des Bismarck-Archipels, der Salomon-, Santa Cruz- und Fidschi-Inseln, Neu-Kaledoniens und der Neuen Hebriden gehören. Dieser Völkerstamm ist von mittlerer Größe und schmutzig-dunkelkupferner Hautfarbe; ihre Stirn ist schmal, die Nase breit und etwas gebogen, der Mund groß und von dicken Lippen eingefaßt. Die Haare sind schwarz und kraus, Bart ist fast nicht vertreten. Die Frauen haben einen eigentümlichen männlichen Typus. Da man der Kleidung bei der andauernd hohen Temperatur nahezu entbehren kann, so geht das Volk einfach ganz nackt und gebraucht höchstens dürftige Kleidungsstücke, wie den Lalalap, Schürze aus gespaltenen Pandanus- und Palmblättern oder aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes verfertigt. Schwerer plumper Schmuck aus Hunde- und Eberzähnen und aus Muscheln ziert, bezw. entstellt Ohren und Nasen, und um Hals, Arme und Beine trägt man Bänder mit den verschiedensten Gegenständen daran. Mit Ausnahme von Schmucknarben an Arm und Rücken, die mit glühenden Kohlen erzeugt werden, kennt man Tätowierungen nicht, doch liebt es der Papua, Gesicht und Körper mit bunter Erde, besonders rot, zu bemalen. Aus naheliegenden Gründen unterwerfen sie ihr Kopfhaar einer Behandlung mit einer Lösung von gebranntem Korallenkalk, wodurch das Haar je nach der Konzentration der Flüssigkeit eine fuchsrote bis weißgelbe, ja ziemlich reinweiße Färbung annimmt; einen tief dunkelfarbigen Eingeborenen mit einem nordischen Flachskopf umherlaufen zu sehen, macht natürlich einen überraschenden Eindruck. Das Haar, zuweilen künstlich verstärkt, wird teils in turbanähnlichen aufrecht stehenden Wülsten, teils in lang herabhängenden dünnen Strängen angeordnet. Bei ihren mit Flöten begleiteten, nur von Männern ausgeführten Tanzlustbarkeiten, besonders auch bei dem „Duk Duk" und anderen Geheimbünden, spielen kunstvolle und phantastische Tanzmasken eine große Rolle.

Die Häuser, nur zum Schlafen und zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter dienend, sind meist langgestreckte viereckige Hütten mit niedrigen Wänden und schrägem, tief herabhängendem Dach aus Palmblättern oder Stroh, mit stellenweise sehr hohem Firste, und ruhen, auf dem Wasser sowohl wie vielfach auch zu Lande, auf Pfählen. Junggesellen haben ihre eigenen Wohnungen, welche für Frauen tapu sind. Allgemein finden sich große und sorgfältig gebaute Gemeindehäuser, welche ebenso wie die Häuptlingswohnungen zuweilen mit Schnitzereien und Menschenschädeln verziert sind. In Neu-Guinea und in Isabella legt man die Wohnungen zum Schutze gegen Überfälle auch in Baumkronen an.

Die Hauptnahrung besteht aus Pflanzenkost, welche im Osten die meist

sorgfältig kultivierte Tarowurzel, im Westen der Sago liefert. Schweine, auf Neu-Guinea auch Hunde, Hühner, Fische und Schildkröten, bilden die Fleischnahrung. Während im westlichen Gebiet geistige Getränke ganz zu fehlen scheinen und dafür Tabak und besonders Betel sehr beliebte Reizmittel bilden, ist im östlichen Melanesien fast allgemein der berauschende Trank aus der Kawawurzel bekannt. Sämtliche Melanesier, besonders aber die Salomonsinsulaner, sind ausgesprochene Kannibalen, wobei ihre stark ausgeprägte Rachsucht das Hauptmotiv liefern mag. Landbauer und Fischer üben ihre Gewerbe streng getrennt aus; erstere benutzen dabei nur spitze Stöcke, letztere Boote mit Auslegerbalken und doppelten lateinischen Segeln, vielfach auch Doppelboote mit verbindender Brücke.

Geistig stehen die Melanesier weit höher, als man früher wohl anzunehmen geneigt war, von vielen Lastern der Polynesier sind sie verhältnismäßig frei, und zu mechanischen Arbeiten haben sie ein bewundernswertes Geschick. Sie allein unter allen Völkern des Großen Ozeans verstehen, Tongefäße herzustellen; sehr kunstvoll gearbeitet und verziert sind ihre hölzernen Speere und Keulen, und ihre Steinäxte arbeiten besser, als die ordinären aus Europa importierten eisernen. Im Bismarckarchipel bilden auf Stränge gezogene, abgefeilte Kaurimuscheln ihr „Diwarra" genanntes Geld. Im Dienste der Europäer stehende Melanesier haben oft eine überraschende Anpassungsfähigkeit bekundet und sind brauchbare Diener, einzelne sogar vorzügliche Köche geworden. Freilich hängen sie sehr am Hergebrachten; was ihre Tuputama oder Vorfahren nicht thaten, läßt auch sie im allgemeinen kalt, und deshalb gehört eine andauernde Einwirkung der Europäer dazu, um sie zu zuverlässigen Arbeitern zu machen; es scheint aber sicher, daß der Papua mit der Zeit ein gutes Arbeitermaterial abgeben wird. Die melanesischen Sprachen sind außerordentlich zahlreich, doch fehlen ihnen die Worte für abstrakte Begriffe, und es ist deshalb unklar, wie man solchen Naturkindern unsere von den kompliziertesten Begriffen wimmelnde Glaubenslehre beibringen will. Die eigenen religiösen Vorstellungen der Melanesier stehen auf einer sehr niedrigen Stufe, und auch die Gliederung des Volkes ist wenig entwickelt. Zu einer größeren politischen Einheit sind die Melanesier deshalb auch niemals zusammengetreten, und am weitesten geht die Zersplitterung gerade auf Neu-Guinea. In der Familie nimmt die Frau meist eine sehr untergeordnete Stellung ein; durch Kauf erworben, hat sie ein sehr hartes Los, und fast alle Arbeiten liegen ihr ob. Polygamie herrscht fast überall, aber dabei nicht die Ausschweifung, wie bei den meisten polynesischen Völkern.

Der Vorwurf der Hinterlist erscheint bei der relativen Häufigkeit, mit welcher Niedermetzelungen von Seeleuten durch Papuas berichtet werden, gerechtfertigt, aber eben doch nur scheinbar, wenn wir uns die thatsächlichen Umstände vergegenwärtigen. An einer von Europäern bislang kaum besuchten Küste erscheint ein Schiff, und die Eingeborenen eilen in ihren Canos herbei. Ein lebhafter Tauschhandel entsteht, sie werden zutraulicher, eine Anzahl von ihnen kommt an Bord, wo sie plötzlich überwältigt, die sich zur Wehre Setzenden getötet und die anderen als Sklaven oder sogenannte „freie Arbeiter" davongeführt werden. Kann man sich dann wundern, wenn die nächsten Europäer, die jene Küste besuchen, aus Rache erschlagen werden und so für die Schuld ihrer Vorgänger büßen müssen?

Dieser euphemistisch „Labour Trade" genannte Menschenraub, der heute wohl als beendet zu betrachten ist, wurde früher namentlich von englischen Kapitänen höchst schwungvoll betrieben; auf deutschem Gebiet ist es heutigen Tages fremden Nationen gesetzlich verboten, Arbeiter anzuwerben, und dieses ganze Geschäft ist besser geregelt worden. Gewöhnlich werden die Arbeitskräfte für drei Jahre angeworben und nach Ablauf dieser Zeit nach ihrer Heimat zurückgebracht.

Da ich nicht beabsichtige, sämtliche kleineren Gruppen der Südsee einzeln zu beschreiben, so will ich an die kurze Schilderung der Melanesier gleich hier eine Beschreibung der anderen Südseeinsulaner anschließen und eine gedrängte Übersicht von Ozeanien überhaupt.

Ozeanien.

Unter diesem Namen faßt man heute gewöhnlich die Inselschwärme der Südsee zusammen, welche sich von den Palau-Inseln als den westlichsten bis zur Osterinsel als den südöstlichsten Vorposten erstrecken und nach ihren verschiedenen Bewohnern in die drei Hauptgruppen Mikronesien, Melanesien und Polynesien zusammengefaßt werden.

Neuguinea und die anderen melanesischen Inseln, unter denen die wichtigsten der Bismarckarchipel, die Salomonsinseln, Neukaledonien, die Neuen Hebriden und Fidschi sind, sind vorwiegend vulkanischer Natur, und viele der Eilande tragen noch heute thätige Vulkane. Diese Gruppe ist nach Umfang und Einwohnerzahl die bedeutendste.

Mikronesien mit den Palau-, Marianen-, Karolinen-, Marschall-, Gilbert- und Bonin-Inseln, und

Polynesien, welches alle östlich gelegenen Gruppen umfaßt, darunter als größte die Sandwich-, Samoa-, Gesellschafts-, Marquesas- und Tonga-Inseln, besteht teils aus hohen Inseln rein vulkanischer Natur, vielleicht den noch hervorragenden Spitzen eines untergegangenen Kontinents, teils aus niederen Eilanden, welche vorzugsweise Werke riffbauender Korallen sind. Die oft sehr regelmäßige Anordnung der Inseln in mehr oder weniger geraden oder bogenförmigen Linien verstärkt die Vermutung, daß sie die letzten Spuren unter das Meer versunkener Gebirge sind.

Neuseeland, obgleich von Polynesiern bewohnt, bildet eine Gruppe für sich.

Die Größenverhältnisse und Einwohnerzahlen der einzelnen Gruppen sind folgende:

Melanesien:	Neu-Guinea	14673	geogr.	□Meilen,	837000	Einw.
	die übrigen Inselgruppen	2650	„	„	643000	„
Polynesien:	Hawai	307	„	„	90000	„
	die übrigen Inselgruppen	182	„	„	112000	„
Mikronesien:		64	„	„	97000	„
Neuseeland:		4923	„	„	800000	„
	Ozeanien:	22800	„	„	2579000	„

Die Bildung der interessanten Koralleninseln kann man sich ungefähr folgendermaßen erklären. Die Korallen siedeln sich an den Küsten der Inseln und Kontinente warmer Meere auf einem höchstens 35 bis 50 Meter tiefen Grunde des Ozeans an und bilden daselbst einzelne Höcker, zwischen denen sich Trümmer von Korallenstöcken, den Skeletten von Korallentierchen, vom Meere zusammengespült, festsetzen. Neue Generationen bauen sich auf den alten Höckern auf, erhöhen dieselben und überwölben ihre Zwischenräume, und zwar ist das Wachstum dieser sich so bildenden „Korallenbänke" ein verhältnismäßig rasches; ist doch z. B. die Torresstraße seit ihrer Entdeckung durch Ausbreitung der Korallenbauten in ihrem Fahrwasser so bedeutend beschränkt worden, daß man an eine gänzliche Sperrung derselben in der Zukunft denken darf. Die kalkreichen Exkremente zahlreicher, die Korallenfelder abweidender Fische mischen sich mit den durch die Wellen abgerissenen Korallentrümmern, die zu Sand zerkleinert werden und sich in allen Zwischenräumen ablagern. Bis an die Meeresoberfläche zu Ebbezeit bauen sich die Polypen empor, dann siedeln sich auf ihrer Oberfläche besonders Kalkalgen an, die eine Entblößung zu Ebbezeit vertragen; Wellen und Wind werfen abgerissene Trümmer von Korallen auf die Höhe des Riffs, und so hebt sich dieses im Verlauf der Zeit zunächst an einzelnen Punkten und endlich im ganzen Umfang über die höchste Flutlinie.

Darwin hat nicht nur die verschiedenen Formen der Korallenkolonieen übersichtlich eingeteilt, sondern auch eine Hypothese über den Bildungsvorgang für diese verschiedenen Formen aufgestellt, welche auf der Annahme allgemein verbreiteter Senkungen des Meeresbodens beruht. Er unterscheidet Saum-, Damm- und Lagunen-Riffe.

Saum- oder Küsten-Riffe erstrecken sich dicht am Rande eines Landes ins Meer, fußen auf dem sich vom Ufer herabsenkenden Meeresboden und werden vom Strande gewöhnlich durch schmale Streifen ganz seichten Wassers geschieden, welche das Landen meist nur in Booten gestatten.

Die Damm- oder Barrier-Riffe sind aus den Küstenriffen durch allmähliche Senkung des Landes entstanden und ziehen sich in größerer, oft meilenweiter Entfernung von der Küste dahin; sie erreichen eine Breite von vielen Kilometern und, wie wir bei dem Großen Barrier-Riff vor der Küste von Queensland gesehen haben, eine Länge von 2000 km. Ein Meeresarm von gewöhnlich nicht unbedeutender Tiefe, das Küstenmeer, dessen Boden aus Korallensand besteht, und in dem sich zahlreiche Korallenbänke und Riffe zu erheben pflegen, trennt das Barrier-Riff von dem Küstenriff; die ruhige Wasserfläche dieses Meeresarms kontrastiert stark mit der tosenden Brandung am Außenrand des Riffs, welche den randständigen Korallenstöcken eine reichere Nahrungszufuhr bietet, als das ruhige Küstenmeer.

Ist das Sinken des Landes oder der Insel soweit vorgeschritten, daß sie ganz unter dem Spiegel des Meeres verschwinden, so geht das Barrier-Riff in das Lagunen-Riff oder Atoll über, welches nun nicht mehr Land, sondern eine seeartige Meeresfläche, die Lagune umgiebt; diese merkwürdigste Form ist besonders im indischen, mehr noch im Stillen Ozean verbreitet und weist zwei Unterformen auf: sie zeigt nämlich entweder einen nur wenige Fuß über Fluthöhe hohen und meist nur 300—400 m breiten, ovalen, seltener kreisrunden Ring, welcher im

Innern eine ruhige, 60—150 m tiefe Wasserfläche einschließt; manchmal erhebt sich das Atollriff aber auch nur in einzelnen, im Kreise angeordneten Inseln über das Meer. Schroff fällt das Atollriff zum tiefen blauen Ozean ab, viel sanfter neigt es sich nach innen unter das meist flache, grünliche Gewässer der eingeschlossenen Lagune; zu diesen natürlichen Häfen, in deren Korallengrund die Schiffe auf ruhigem Wasser gut verankert werden können, wenn auch draußen weißschäumende Wellenkämme hoch aufgepeitscht werden, führen meist mehrere genügend tiefe Lücken als sichere Durchlässe für die Schiffe durch das Riff.

Auch die Hochinseln sind zuweilen von einem atollartigen Kranz eines mehr oder weniger weit ausgerückten Damm-Riffs umzogen, hinter dessen Durchfahrten in sturmgedeckten Lagunenstreifen sich recht gute Ankerbuchten finden.

Darwins Theorie geht, wie schon erwähnt, von der Annahme allgemein verbreiteter Senkungen des Meeresbodens aus. Dabei muß sich aber die Senkung stets so langsam vollziehen, daß die Korallen durch Fortbau nach oben ersetzen können, was ihnen durch zu tiefes Eintauchen entzogen wird, denn bei einer Tiefe von 35—50 m ist die Grenze der Lebenszone der Korallen bereits erreicht. Auf der Insel Funafuti, einem typischen Atoll der Ellice-Gruppe, im Jahre 1898 vorgenommene wissenschaftliche Tiefbohrungen des Ringfelsens ergaben noch bei einer Tiefe von 340 m einen harten, dolomitähnlichen Riffstein, so daß der Beweis eines Korallenbaues erbracht ist, der bis in Tiefen hinabgeht, in denen niemals lebende Polypen riffbildender Korallen angetroffen wurden. Dieser Befund läßt sich wohl nur durch eine allmähliche Senkung des in geringerer Tiefe begonnenen Baues erklären, wie sie die Darwinsche mannigfach bestrittene Koralleninsel-Theorie voraussetzt.

Bei Ebbe, wo ein großer Teil des Riffs, bei manchen Atollen der ganze Korallenring aus dem Wasser hervorragt, lassen sich natürlich Bau und Fortbildung der Riffmauer am besten beobachten. Dann gewahrt man, wie rüstig die stockartig miteinander verbundenen Polypen, meist Madreporen, namentlich an der Nordostseite ihren Bau weiterführen, denn gegen diese Seite treibt ihnen unter dem Einfluß des Nordostpassates die Brandung stets die meiste Nahrung zu. Kaum zu Manneshöhe überragen diese Flacheilande das Mittelwasser mit ihrem aus festem, lichtgrauen Korallengestein oder aus weißgelblichem Korallenkalksand bestehenden Boden, über den sich erst im Laufe der Zeit durch die Vegetation eine dunklere Humusdecke ausbreitet. Ein natürliches Merkmal aller aus festgestampften Lagen von korallinischen Trümmergestein aufgebauten Inseln ist, daß ihnen trotz des feuchten Tropenklimas jedwede Quelle, jeder Bach fehlt. In den Boden eingegrabene Cisternen füllen sich bei der Porosität des Kalkgesteins und der Meeresnähe bald mit Brackwasser.

Als dem Meeresboden entstiegene Landschollen haben die Koralleninseln ihren Pflanzenteppich aus Arten gewebt, wie sie ihnen von älteren Ländermassen in Sporen oder Samen geliefert werden, sei es durch Wind, Meeresdrift oder Vogelflug; dadurch ist besonders die Flora der Flacheilande keineswegs „tropisch mannigfaltig", sondern stimmt auf weite Flächen ärmlich eintönig überein. Jedoch sind die wenigen Arten stets so malerisch gruppiert, so formenschön und meist wie zu theatralischer Wirkung in reizendem Durcheinander zusammengewürfelt, in strotzender

Üppigkeit sich drängend, daß man fast überall einem reichen Landschaftsschmuck durch die Vegetation begegnet. Kaum ist auf dem Korallenriff eine neue Zinne aufgeworfen, so schmückt sich die jugendliche Schaumgeborene nach Professor Kirchhoffs klassischer Schilderung, der wir in den nächsten Zeilen folgen, alsbald mit smaragdenem Geschmeide. Besonders einige strauchartige Gewächse, voran eine Scaevola, leiten den Übergrünungsvorgang ein; ihr rascher Aufwuchs fördert baldige Bildung von Dammerde, in welcher dann nach dem Zufallsspiel allerwegen gleichartiger Ursachen eine ganze Reihe von Gewächsen Wurzel schlägt, gleichartig auf allen flachen Koralleninseln, nur mit leisen Variationen der sich stets gleichen Grundmelodie. Wo die Humusschicht am mächtigsten lagert, erheben sich nach wenigen Jahren hohe Bäume zum bereits entstehenden Walde. Nach außen, d. h. nach der offenen See zu, ist dieser regelmäßig von schlank aufgeschossenen Kokospalmen umsäumt, die ihre herrlichen Federbuschwipfel immer in Seeluft schaukeln wollen. Sie bringen wegen der Leichtigkeit, mit der ihre großen Nüsse in der Meeresströmung treiben und von der Brandung auf das niedrige Ufer geworfen werden, den fast nie fehlenden amerikanischen Einschlag in das Gewebe; ja zuweilen bilden sie, wie von Menschenhand in Reihen gepflanzt, den alleinigen Baumwuchs neben dem Gesträuch der langgezogenen Atollinseln.

Wo durch ein vorgelagertes Riff Schutz gegen die Brandung gewährt wird und reichlich Süßwasser vom Lande her zufließt, also vor allem am Strande der von Bächen und Flüssen durchrauschten vulkanischen Hochinseln, treffen wir eine andere Formation innerhalb des Gürtels, der zur Ebbe meerfrei wird: den Mangrovenwald. Dieser besteht, wie ein nordischer Wald, aus ganz wenig Baumarten, hier meist aus einer schlanken, buschartig wachsenden Rizophora, die ihr kegelförmiges Luftwurzelgestell bei Ebbe über dem schwarzen Schlammgrund erblicken läßt und außerdem aus den mit glänzend dunkelgrünen Lanzettblättern büschelweise besetzten Gezweig seicht bogenförmige Wurzeln in den Boden senkt; dazu gesellt sich die weit imposantere Sonneratia mit ihren hohen, von dunkler Rinde überzogenen Stämmen, die zu mehreren divergierend aus derselben Wurzel aufwachsen und mit ihrer freundlich hellgrünen Laubfülle einen anmutigen Kranz um den Fuß der Hochinseln zu schlingen pflegen.

So reizvoll nun sich hinter diesen Mangrovenwipfeln das vegetative Landschaftsbild entrollt, so lieblich neben seltener werdenden Kokospalmen die zierlichen Arecapalmen, Kentias, die prächtige Fächerpalme Pritchardia und die wunderschönen Schirme der Baumfarren von den Höhen herniedergrüßen, so sind es doch immer nur einige Hundert von Gewächsarten, meist der indisch-malayischen Flora angehörig, aus denen sich in immer neuen Gruppierungen auch die reichere Pflanzenwelt der Hochinseln zusammenfügt; darunter sind Kraut- und Baumfarren stark vertreten, auf einigen Inselgruppen, wie Neukaledonien, den Neuen Hebriden und den Fidschi-Inseln kommen auch die in Neuseeland häufigen Koniferen, wie Dammara und Araucarien vor, und je weiter man nach Osten kommt, um so einfacher wird die Vegetation und ärmer an Arten. Den Rand des Bergwaldes bezeichnet ein in zahlreichen violetten Blüten prangendes Gesträuch, eine Rhexia, der für die amerikanischen Tropen so charakteristischen Familie der Melastomeen angehörig. Im Gebirgswald selbst jedoch überraschen uns die heiligen Hallen der Banyanen-



Mann von den Salomons-Inseln.

feige Ficus indica mit ihrem riesigen, auf senkrechten Luftwurzeln wie auf Pfeilern ruhenden Laubdach; sie sind dieselben wie am Gangesufer. Daneben findet man häufig den zu den Mörder- oder Würgfeigen gehörenden Ficus Aoa Warburg, der gewöhnlich in den Astgabeln fremder Bäume keimt und den Tragbaum allmählich vollständig verdrängt und tötet. Aber auch mancher Sonderschmuck wurde dem hiesigen Walde zu teil, so die Barringtonia speciosa mit den zierlichen Büscheln lebhaft hellgrüner Blätter und prächtigen großen weißen Blüten mit langen, karminroten Staubfäden. Ein anderer charakteristischer Waldbaum ist der den Malvaceen angehörige Hibiscus populneus. Lianen verpflechten durch dichtes Netzwerk Baum mit Baum und bilden am Waldrand wandartige Gestelle, an denen sich großblättrige Aristolochien nebst einer schönen blaublühenden Windenart in Guirlanden bis zu den höchsten Baumwipfeln emporschlingen.

Auch an Fruchtbäumen und nahrungsspendenden Stauden ist die Waldung nicht arm, und da der Mensch manche davon bei seiner Hütte pflanzt, Getreidefelder hingegen durchaus fehlen, so geht die Waldpoesie auch auf dem geklärten Boden der Pflanzungen nicht ganz verloren. Die hiesigen Orangen sind anscheinend die nämliche Art, welche aus den Monsunländern Asiens nach Südeuropa gelangte. Die duftigsten, für Europäernasen allerdings zu aufdringlich riechenden Früchte liefern verschiedene Pandangarten, von denen Pandanus odoratissima neben der Kokospalme mit Vorliebe gezogen wird. Sparrig verästelt, erheben die schlanken Stämme dieser Schraubenpalme ihre langen dunkelgrünen Schilfblätter in nur endständigen Büscheln hoch empor, und aus der Mitte der letzteren wächst der runde goldgelbe Fruchtknoten hervor, welche demjenigen der hier gleichfalls wild wachsenden Ananas gleicht. Der Brotfruchtbaum ist aus seiner südostasiatischen Heimat möglicherweise erst durch den Menschen hierhergebracht worden, wächst heute aber wie ein Wildling im Urwalde. Die Papaien oder Melonenbäume vermehren sich bei ihrem außerordentlich schnellen Wachstum vielfach wie Unkraut. Die Sagopalme Metroxylon kommt ostwärts bis zu den Freundschaftsinseln vor. Tahitisches Zuckerrohr gedeiht in hoch aufschießenden Horsten an den Ufern der Gebirgsbäche und wird auch feldmäßig angebaut, weil sein süßes Mark eine Lieblingskost der Südseer bildet. Ähnlich verhält es sich mit der Banane und den Caladium-Arten, deren zuweilen weit über Manneshöhe aufschießende breite Pfeilblätter zur Physiognomie der feuchten Waldgründe gehören. Einige der Caladien sammelt man ihrer mehlreichen Knollen wegen aus dem Walde, andere baut man an, so namentlich Caladium esculentum, das den Taro liefert und zusammen mit der Yamswurzel den hier fehlenden Getreidebau ersetzt.

Der Papiermaulbeerbaum Broussonetia papyrifera, verschiedene Hibiscus-Arten und andere Pflanzen liefern in ihrem Baste die für die magere Kleidung benötigten leichten Stoffe.

An Tieren ist das Wasser der Südsee überaus reich, das Land arm. Das Meer wimmelt von Geschöpfen aus fast sämtlichen Klassen des Tierreichs. Von den massenhaften Fischarten schießen reizende buntfarbige Gebilde pfeilschnell über die der Oberfläche des Meeres so nahen Zaubergärten der riffbauenden Korallentierchen. Neben Riesenschildkröten und giftigen Seeschlangen birgt die Salzflut

zahllose vielgestaltige Krebse und Weichtiere. Für den Insulaner ist von Belang die Riesenmuschel (Tridacna gigas), aus der er vielfältiges Gerät herstellt, und die echte Perlmuschel; nicht minder der Trepang, der in bis meterlangen und schenkeldicken Gurkenformen träge auf den Korallenriffen herumliegt und eine kostbare Ware für den chinesischen Markt liefert. Indessen, woher sollten die erst im Laufe des Tertiär- und Quartäralters entstandenen Inseln Säugetiere beziehen, falls sie nicht etwa als blinde Passagiere, wie die Ratten im Schiffskiel, oder wie die Fledermäuse angeklammert an treibenden Pflanzenmassen, anlangten, oder endlich mit Absicht von Seefahrern gelandet wurden, wie frühzeitig Schweine und Hunde? So vermissen wir denn in der That die wildlebenden Säugetiere gänzlich bis auf eine Ratte und den fliegenden Hund. Selbst die viel reichere und weiter verbreitete Vogelwelt nimmt nach Osten zu immer mehr ab. Auch mit Insekten sind die meisten Südseeinseln nur spärlich ausgestattet, und selbst die Käferwelt, in tropischen Festlanden mit Waldbedeckung oder deren insularen Abgliederungen so überschwenglich mannigfaltig, tritt ganz zurück; nur Cycaden lassen auf vielen Inseln ihr schmetterndes Gezirp ertönen, Mosquitos peinigen besonders zur Regenzeit, hier und da entfalten schöne Schmetterlinge ihre Farbenpracht. Eine Anzahl flinker Eidechsen, deren Eier sich beim Schwimmen durch das Salzwasser lebenskräftig erhalten, beleben in Menge den Boden, wie Busch und Baum.

Was nun die Bewohner anbetrifft, so sind die Flachinseln viel dichter bevölkert als die Hochinseln, weil sie durchweg besiedelungsfähig sind und außerdem einen relativ weit größeren Küstenzug besitzen. Die Melanesier habe ich bereits besprochen, wenden wir uns nun zu den Polynesiern.

Diese haben braune Hautfarbe in vorwiegend hellen Abstufungen und schwarzes oder braunes, lockiges oder straffes Haar. Ihr Körperbau ist von mittlerer Größe, wohl proportioniert, aber meist nicht sonderlich kräftig. Tätowierung wurde teils aus religiösen Anschauungen, teils nur als Schmuck angewandt. Betreffs ihrer Tracht ist bei Männern unerläßlich der gewöhnlich Maro genannte Gürtel aus Zeug, Mattengeflecht oder Blättern, der, um den Unterleib gelegt, die Schamteile verhüllt, zwischen den Beinen hindurchgeht und hinten befestigt wird; Frauen dient ein kurzer Rock aus denselben Materialien, und Kinder gehen bis zur Mannbarkeit ganz nackt. Fußbekleidung fehlt allen Südseern, Schmuck aus Blumen, Früchten, Federn und Muscheln ist sehr beliebt, und weit verbreitet ist auch hier der Brauch, das Haar durch Waschen mit Kalkwasser rot oder weiß zu färben.

Die Häuser sind meist viereckige Hütten mit kahnförmigem Dache und Wänden, die aus Rohr und Matten bestehen. Inmitten des Estrichs stellt eine mit Steinen ausgelegte Vertiefung den Herd dar; hier bäckt man in heißer Asche Brotfrucht und Fisch und läßt auch wohl nachts das Feuer zum Verscheuchen der Mosquitos fortglimmen. Häufiger noch kocht man außerhalb des Wohnhauses und benutzt dazu auch sogenannte „Öfen", d. h. Gruben, die mit heißen Steinen ausgelegt sind, auf welche man die vegetabilische oder animalische Nahrung legt und diese wieder mit heißen Steinen bedeckt, worauf das Ganze mit Blättern und Erde

dicht verschlossen wird. Kochendes Wasser war mangels Gefäßen unbekannt; Salz ersetzt man durch Seewasser. Feuerbereitung fand allenthalben durch Reiben weicheren Holzes an härterem statt. Tisch, Stuhl oder Bett braucht man nicht; auf sauberen, von Frauenhand geflochtenen Matten hockt man des Tags und streckt sich des Nachts zum Schlummer aus, wobei man zuweilen eine schemelartige Kopfunterlage gebraucht.

Zu Waffen und Gerät benutzte man früher nur Holz, Pflanzenfasern, Knochen, Schildpatt, Fischzähne und Muschelschalen, denn Eisen versagte die Natur. Lanze und Wurfspeer wurden etwa mit Haifischzähnen gefährlich zugeschärft, aus Kokosfasern fertigte man die Schleuder, aus eisenhartem Holze schnitzte man die wuchtige Keule, wie den Aststiel, an dem man die Beilschärfe aus geschliffenem Basalt oder aus dem Schloß der Riesenmuschel mit zähestem Baste unzertrennlich befestigte, und das Schildpatt gab hübsche Trinkschalen, größere freilich die Kokosnuß. Die hölzernen, auf niedrigen Füßen ruhenden Kawaschalen überziehen sich im Laufe der Zeit auf dem gebrauchten inneren Teile mit einer opalisierenden Schicht und gehören zu dem wertvollsten Hausrat. Töpferei war nur auf den Palaus und der Osterinsel bekannt. Scharfe Muscheln ersetzten die Messer. Zum Bearbeiten des Bodens brauchte man höchstens einen zugespitzen Grabstock oder einen Holzspaten. Galt es doch nur, die in gutem Boden so rasch wuchernden Knollenfrüchte und das Zuckerrohr anzubauen, daneben etwa noch den strauchigen Rauschpfeffer Piper methysticum zur Bereitung des Kawatrankes, welcher erheiternd und erfrischend wirkt, weniger in den Kopf als in die Beine geht und bei längerem Gebrauch paralysierend wirkt. Die getrocknete Kawawurzel wird entweder von jungen Mädchen oder von Jünglingen gekaut, oder mit den Händen zerrieben, in Wasser geknetet, dann mehrmals mit Wasser übergossen und mit einem kleinen Besen aus Hibiscusbast geseiht. Der Trank hat eine eigenartige, aber nicht unangenehme Bitterkeit, an die man sich schnell gewöhnt, und wirkt überaus durststillend. Im westlichen Teile der Südsee kultiviert man den Betel, welcher den Kautabak vertritt, und die Gelbwurz Curcuma, das beliebte Mittel zum Gelbfärben der Haut.

Wo es zur Genüge Brotfrucht und Taro giebt, ist für die **Hauptkost** gesorgt. Die noch im Ausreifen begriffene Kokosnuß spendet den stets kühlen Labetrunk und das Meer die erwünschte Zukost an Muscheln und Krebsen, vornehmlich aber an Fischen, die man zumeist in Netzen, aber auch mit Hilfe des Speeres fängt. Auf Ponapé nudeln die Frauen ihre kleinen Hunde mit Brotfruchtbrei, um sich an einem fetten Braten gütlich zu thun; wo das Schwein eingeführt war, war auch dieses als Braten der Vornehmen hoch geschätzt. Im übrigen aber mußte man sich aufs Meer begeben, wollte man sich nicht zu nährstoffarmer Vegetarierkost verdammen, und deshalb schlief das uralte Seefahrerhandwerk, ohne welches die Leute ja nie auf die Inseln gelangt sein würden, selbst dort nicht ein, wo auf dem üppigen Fruchtboden der Hochinseln die allzu gütige Mutter Natur die Thatkraft der Bewohner leicht erschlaffen ließ. Erst durch europäischen Einfluß wurde auch Branntwein bekannt und dieser besonders aus Orangen und den Wurzeln der Cordyline australis hergestellt; nur in Mikronesien kannte man den Palmwein, in Neuseeland waren berauschende Getränke

ganz unbekannt. Ebenfalls erst durch die Europäer hat sich jetzt auch der Tabak über die ganze Inselwelt verbreitet.

Der Gruß der Polynesier bestand in einem gegenseitigen Berühren der Nasen, nach dem dafür gebrauchten Worte ein „Beriechen". Die Sitte, sich einen Fremden zum Freunde zu wählen und den Namen mit ihm zu vertauschen, war häufig. Dem Ehrengast zur Seite lagerte sich nachts vielfach die Tochter des Häuptlings.

Im Gegensatz zu der Sprachvielheit der Melanesier hat sich die Spracheinheit der Polynesier von Neuseeland bis nach Hawai und zur Osterinsel großartig erhalten.

Charakteristisch für die Polynesier ist sodann ihre schroffe Ständegliederung in Häuptlinge, Freie und Sklaven. Der Häuptling hatte, trotz einer vorhandenen repräsentativen Vermittelung zwischen Fürst und Volk meist despotische Gewalt und war, wie die Priester, Träger des „Tapu", einer aus politisch-religiöser Anschauung entsprungenen besonderen göttlichen Kraft, welche die mit ihr belegten Dinge dem Gebrauche des Menschen entzieht. Eine Verletzung des Tapu wurde mit dem Tode bestraft. Die Gemeinen haben in der Regel kein Grundeigentum und müssen dem Adel mit ihren Bodenerzeugnissen zinsen.

Aus der großen Fülle ihrer Götter heben sich besonders hervor Maui, der Himmel und Erde voneinander getrennt hat und ebenso wie Tangaroa als Schöpfer auftritt, ferner Tati, der linkshändige Erderschütterer Samoas, Ru, der Himmelsgott, und sodann die aus den Seelen verstorbener Vornehmen hervorgegangenen Tiki oder Tii, welche in der Unterwelt (Po) zu wirklichen Göttern wurden, während die Unedlen und die Weiber gänzlich zu Grunde gingen. Flutsagen finden sich unter ihren poetischen Ueberlieferungen vielfach. Das Totenreich der Gegenwart und das Land ihrer Ahnen bezeichnen die Polynesier mit Hawaiki oder Hawaii, und die Gelehrten sind sich bislang über die geographische Lokalisierung dieses alten Stammlandes noch nicht einig; einige suchen es in Sawaii, andere auf den Fidschi- oder Tonga-Inseln. Die Priester, welche sich aus den Vornehmen rekrutierten, waren zugleich Ärzte, Bewahrer alles Wissens und häufig Staatsmänner. Die Bestattung der Vornehmen war mit großen Feierlichkeiten verbunden, und die Begräbnisstätten wurden mit behauenen Steinen belegt und von Mauern eingefaßt. Witwen pflegten ihrem verstorbenen Gemahl oft freiwillig in den Tod zu folgen, und alte Leute wurden nicht selten nach vorherigem Uebereinkommen von ihren nächsten Verwandten getötet. Menschenopfer schlossen sich an die Totenfeste an und wurden von den Priestern auch gefordert beim Baue von Tempeln, Kriegskanos, bei Beginn eines Krieges u. s. w. Kindesmord, namentlich der von Mädchen, war in Polynesien noch bei Ankunft der Missionare eine der anerkanntesten Institutionen und trug zur Entvölkerung bei. Der in alter Zeit in ganz Polynesien herrschende Kannibalismus fand sich bei dem Erscheinen der Europäer vereinzelt noch vielfach, als allgemeiner Brauch auf Neuseeland und den Marquesas vor.

Das Band der Ehe ist ein sehr lockeres und kann mit der größten Leichtigkeit gelöst werden. Die Vornehmen lebten fast überall in Polygamie, und die Achtung des weiblichen Geschlechts war im allgemeinen eine sehr geringe. Von allen wichtigen Festen und selbst von der gemeinsamen Mahlzeit mit den Männern waren die Frauen ausgeschlossen. Die Leichtfertigkeit in geschlechtlicher Beziehung ist sehr groß.

Die Mikronesier, eine Mischung polynesischer, melanesischer und malayischer Elemente, unterscheiden sich von den Polynesiern nicht mehr, als etwa die Deutschen von den Skandinaviern, und zwar besteht der Unterschied hauptsächlich in gewissen Abweichungen der religiösen und politischen Anschauungen und namentlich in der Verschiedenheit der Sprachen, welche bei den Mikronesiern einen starken Konsonantismus aufweisen. In Bezug auf Gewerbthätigkeit stehen die Mikronesier noch über den Polynesiern, sie allein in der ganzen Südsee kennen den Webstuhl und die Kunst, Holzgefäße durch Lackieren zu verschönern, und sie benutzen aus Stein, Muscheln, Glas- und Porzellanscheiben bestehendes, dem Polynesier unbekanntes Geld; auf Yap dienen als solches auch aus Palau bezogene mühlsteingroße runde Steinscheiben aus krystallinischem Kalkspat, „Münzen", deren Entwendung in des Wortes wörtlichstem Sinne sehr schwer ist.

Der erste Europäer, welcher einen Teil Ozeaniens entdeckte, war Magalhaes, welcher 1521 die Marianen auffand; vier Jahre später fand Diego da Rocha die Karolinen, doch wurden diese Gruppen erst von 1668, bezw. 1730 ab durch die Spanier christianisiert, aber nie ernstlich kolonisiert, und die allmähliche Auffindung sämtlicher anderen Inselgruppen hatte zunächst nur geographisches Interesse. Erst das 19. Jahrhundert führte Ozeanien nach und nach in das Getriebe des Welthandels ein. Als erste erschienen die Walfischfänger, so lange die das laue Seewasser liebenden Pottwale noch häufig waren, und ihnen folgten Händler und Missionare — keineswegs immer die besten Elemente der menschlichen Gesellschaft — welche die Bevölkerung der Südsee mehr und mehr in Berührung mit der Civilisation Europas brachten. Diese erwies sich freilich vielfach als ein Danaergeschenk, und vorwiegend wurden nur die Laster der neuen Kultur angenommen. Die englischen Missionare verbanden Glaubenslehre mit Handel, wodurch ein Zwiespalt zwischen ihnen und den Händlern geschaffen wurde. Bei katholischen Missionen ist diese Verquickung nicht üblich, und darin liegt zum Teil mit der Grund ihres Erfolges. Andere Schäden des Missionswesens in Polynesien sind der Streit der verschiedenen christlichen Missionen untereinander und die häufig damit Hand in Hand gehende politische Propaganda. Jählings schwand die heimische Sitte der Südsee-Völker; im blendenden Glanze der aufgehenden Sonne unserer Gesittung verkümmerte der ehrenwerte Arbeitsfleiß, die Schaffens- und Lebensfreude der Eingeborenen, und erschreckend minderte sich in den letzten Jahrzehnten ihre Volkszahl, weniger durch die ziemlich harmlose Kriegsführerei unter sich — gilt doch die Tötung von ein oder zwei Menschen schon als großer Sieg — als durch ansteckende Krankheit, wie die Pocken. Wie stark im letzten Jahrhundert die Zahl der Südseeinsulaner zurückgegangen ist, mögen folgende Angaben belegen. Es betrug die Zahl der Eingeborenen in

	um 1800	um 1900
Hawaii	300000	30000
Fidschi	250000	100000
Neu-Kaledonien	200000	40000
Tahiti	140000	12000
Neuseeland	120000	40000

	um 1800	um 1900
Neue Hebriden	100 000	60 000
Marquesas	30 000	6 000

Aber man kann sich der ergreifenden Einsicht nicht verschließen, daß es vor allem der Mißmut über den versagenden Erfolg im Wettbewerb mit dem Weißen, das Gefühl, von diesem überall, selbst ohne darauf gerichtete Absicht, verdrängt zu werden, das Erlahmen der Kraft, die geistige Versumpfung ist, was den Naturkindern am Lebensmarke zehrt. Noch heute stehen die staunenswerten cyklopischen Gräber und Wasserbauten aus riesigen Basaltblöcken und Basaltsäulen, vor allem die von Nanmantal auf dem Riff vor Ponapés Ostküste, die 10 Meter hohen steinernen Bildsäulen auf der heute fast ausgestorbenen Osterinsel, die aus Korallenkalk-Blöcken künstlich zusammengefügten Straßen unter den Guanolagern der Christmas-Insel und die Monumentalbauten Tongatabus und der Marianeninsel Tinian, jetzt von Schlinggewächsen überwucherte Trümmerreste einer größeren Vorzeit, wo noch kühner Unternehmungsgeist, mechanische Kunst, Kraft und Heldenmut diese Insulanerstämme adelten.

Auch die Missionen, deren verschiedene Sekten sich untereinander, wie schon angedeutet, in wenig christlicher Eifersucht Konkurrenz machen, haben zur Hebung der Freude am Leben wenig beigetragen. Lesen, Schreiben und englische bezw. französische Sprache werden zwar von den Missionaren unterrichtlich verbreitet, mit Seife und Kamm hat eine bessere Reinlichkeitspflege begonnen; man liest sich nicht mehr wechselseitig die Läuse ab, um sie zu verzehren, und verspeist nicht mehr die Flöhe, die man von Schoß- und Masthunden fing, was früher selbst Königsfrauen keineswegs verschmähten. Indessen über die äußerlichen Formen des Christentums, Kirchenbesuch, Beten und Hymnensingen scheint es — trotzdem daß über 3000 Polynesier selbst „teacher" = Missionare geworden sind — noch nicht weit hinausgekommen zu sein, denn die gewiß die Abnahme der Volkszahl mitverschuldenden geschlechtlichen Ausschweifungen blühen nach wie vor. Auch der allzu nachsichtslose Vernichtungskrieg selbst gegen harmlose Heidenbräuche, wie Tanz und Gesang der alten Lieder, hat der Mission geschadet, ebenso wie die rigorose Durchführung der Temperenzgesetze. Die armen „Kanaken" sollen keinen Toddy mehr trinken, den sie erst von den Europäern aus den zuckerhaltigen Blütenkolben der Kokospalmen hatten herstellen lernen; nicht einmal Tabak sollen sie rauchen. Nur ganz verschüchtert wagen sie es, von der alten Zeit zu reden; aus Furcht vor der Mission summen sie dem Fremden auf dessen Wunsch nur leise, wie verstohlen, eine alte Weise vor, sind jedoch nicht zu einer Übersetzung zu bewegen, denn der Inhalt sei „zu schlecht".

Der Wert der Inseln Ozeaniens — mit Ausnahme von Neuseeland — liegt in den Produkten, welche der Boden spontan oder seit dem Auftreten der Europäer durch die Kultur hervorbringt, und in dem Erträgnis der Seefischerei. Von Mineralien hat man bisher nur auf Neu-Kaledonien nennenswerte Ausbeute in Gold, Kupfer und Nickel gefunden. Die gegenwärtig in den Welthandel kommenden Produkte sind in erster Linie Kopra, sodann Zucker, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Steinnüsse, Perlmutter, Perlen und Trepang. Diese Produkte werden teils von den Eingeborenen eingehandelt, teils auf den von Europäern selbst angelegten

Plantagen gebaut. Es giebt wohl kaum ein so rentables Massenerzeugnis der Tropen, wie die an kostbarem Öle zu mannigfachster technischer Verwendung so reiche Kopra, diese unscheinbaren Scherbenstücke, in welche behufs leichterer Verfrachtung der straußeneigroße Hohlkern der ausgereiften Kokosnuß zerschlagen zu werden pflegt. Und dabei trägt die in der Pflege äußerst anspruchslose kostbare Palme von ihrem 9. bis zu ihrem 80. Lebensjahre den erstaunlich großen Fruchtsegen unablässig. Sie nimmt mit dem dürftigsten Korallensandboden vorlieb und wünscht nur tropische Sonne, tropischen Regen und Seeluft. Man rechnet den Ertrag einer Palme jährlich auf etwa 80 Nüsse à 300 Gramm Kopra. Ziemlich regelmäßig alle fünf Jahre pflegt freilich eine Trockenzeit einzutreten, während welcher der Kopra-Ertrag gering ist und nahezu ganz zur Ernährung der Eingeborenen aufgebraucht wird.

Die erste Rolle im Handel mit den Inseln der Südsee — immer ausschließlich Neuseelands — haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika inne, welche im Handel mit Hawaii nahezu ein Monopol besitzen; dann folgen England, besonders durch den Besitz der Fidschi-Inseln, und Deutschland. Nachdem das Haus Brander in Tahiti und Hackfeld in Honolulu als deutsche Pioniere in der Südsee vorangegangen waren, spannte das große Hamburger Haus Godeffroy in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein vielseitiges Interessennetz über die ganze Südsee aus, und mehr als 100 seiner Schiffe verschafften der deutschen Flagge überall im Stillen Ozean Ansehen. Andere, meist Hamburger Häuser folgten, so Ruge und Hedemann auf Fidschi. In den Jahren 1873—76 erschlossen dann Kapitän E. Hernsheims Reisen den nordwestlichen Teil Ozeaniens dem deutschen Handel und führten daselbst zur Gründung des Hauses Hernsheim & Co. mit zahlreichen Stationen. Außerhalb des letzthin schnell anwachsenden Besitzes unter Reichshoheit pflegt Deutschland auch noch nennenswerte Handelsbeziehungen mit Hawaii, wo 1896, vor der amerikanischen Okkupation, 1432 Deutsche lebten, und dessen Aufblühen hauptsächlich unserem Landsmann Klaus Spreckels aus S. Franzisko, dem „Zuckerkönig", zu verdanken ist; ferner mit Fidschi, Tahiti und Tonga. Erst in vierter Linie folgen die Franzosen, deren hiesige Besitzungen zwar einen nennenswerten Handel haben, der aber meist in deutschen und englischen Händen ruht. Die früheren spanischen Besitzungen in der Südsee standen nur in sehr loser Verbindung mit dem Mutterlande und in gar keiner kommerziellen.

Die Aufteilung der Inselgruppen Ozeaniens unter die Europäer begann 1828 mit der bis heute platonisch gebliebenen Festsetzung der Holländer auf der Westküste Neu-Guineas, von 1831 ab nahmen die Engländer, von 1838 ab die Franzosen verschiedene der größeren Inselgruppen in Besitz, aber erst vom Jahre 1884 ab, als auch Deutschland Kolonieen zu erwerben anfing, erfolgte eine schnellere Aufteilung des Restes, wobei die Südsee-Interessensphären zwischen England und Deutschland durch das Abkommen vom 6. April 1886 vereinbart wurden, und an der sich seit 1897 auch Nordamerika aktiv beteiligte. So befinden sich denn am Ende des 19. Jahrhunderts mit Ausnahme einiger ganz unbedeutender, über den Stillen Ozean verstreuter Eilande, welche teilweise auf Guano exploriert werden,

im Besitze der eingeborenen Herren nur noch die Neuen Hebriden, deren beabsichtigte Okkupation seitens Frankreichs 1886 durch die energischen Proteste Australiens verhindert wurde.

Der gegenwärtige Besitzstand der Fremden in Ozeanien ist also zur Zeit der folgende:

	□km.	Einwohner.
England:		
Neuseeland und zugehörige Gruppen	271 067	800 000
Neu-Guinea	229 102	350 000
Südliche Salomonsinseln	33 335	135 000
Fidschi	20 837	122 000
Tonga	997	21 000
Santa Cruz	938	5 000
Christmas und Fanning	668	200
Gilbert	430	35 000
Cook-Inseln	368	8 400
Malden-, Phönix-, Ellice-, Manihiki-, Union-, Starbuck- und Johnston-Inseln	232	5 000
	557 974	1 481 600
Holland:		
Neu-Guinea	397 204	238 000
Deutschland:		
Neu-Guinea	181 650	110 000
Bismarckarchipel	47 100	188 000
Nördliche Salomonsinsel	10 565	41 000
Palau, Marianen, Karolinen	2 076	38 000
Marschall-Inseln	415	16 000
West-Samoa	2 588	29 000
	244 394	422 000
Frankreich:		
Neu-Kaledonien	19 823	62 700
Tahiti, Marquesas, Paumotu, Mangarewa und Tubuai	4 108	27 000
Uea, Futuna und Alofi	255	5 000
	24 186	94 700
Nordamerika:		
Hawaii	16 946	110 000
Guam	514	5 200
Ost-Samoa	199	8 500
	17 659	123 700
Chile:		
Osterinsel seit 1888	118	150
Japan:		
Bonin und umliegende Inseln	86	148



Fidschianer.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Inselgruppen und mit den großen Kontinenten ist auch heute noch in Ozeanien ein mangelhafter, und vielfach muß man noch monatelang auf eine zufällige Schiffsgelegenheit warten, um die eine oder andere Gruppe zu erreichen. Fidschi, Samoa und Hawaii werden durch den transpacifischen Dampferdienst mit Nordamerika und Australien verbunden, Neu-Kaledonien wird von der Australlinie der Messageries Maritimes und von der Australasian United Dampfer-Compagnie angelaufen, Deutsch-Neu-Guinea und die Marschall-Inseln von der Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd, und dieser trifft, ebenso wie die Jaluit-Gesellschaft, Vorbereitungen, um auch Mikronesien in den Bereich des Weltverkehrs zu ziehen. Bereits in den Jahren 1886—93 hatte der Bremer Lloyd eine vierwöchentliche, vom Reiche mit jährlich 270 000 Mark subventionierte Zweiglinie von Sydney aus nach Tonga und Samoa eingerichtet, welche aber leider im April 1893 zu Gunsten der Linie Singapore—Neu-Guinea aufgehoben wurde. Auch deutsche Postanstalten im Anschluß an die Lloyd-Dampfer waren 1886 auf Samoa und Tongatabu errichtet worden, letztere wurde aber beim Eingehen der Lloydlinie nach hier aufgegeben, und nur die Postagentur in Apia blieb bestehen. Der Bremer Lloyd hat Mitte 1900 beschlossen, die bisherige achtwöchentliche Linie Singapore—Neu-Guinea bis nach Sydney zu verlängern und zu einer dreimonatlichen zu machen, daneben aber eine neue dreimonatliche Linie Hongkong — Saipan (Marianen) — Ponape (Karolinen) — Neu-Guinea — Rockhampton—Brisbane und Sydney zu errichten. Durch die Weiterführung dieser beiden neuen Linien bis Sydney ist eine direkte Verbindung der Reichspost-Dampferlinie nach Ostasien und Australien und eine Rundtour um Australien auf dem Wege Colombo—Melbourne—Sydney—Hongkong bezw. Singapore—Colombo hergestellt, die das große südasiatisch-australische Inselreich auf verschiedenen Wegen umfaßt.

Auch die Union Steamship Company von Neuseeland besucht vierwöchentlich die Fidschi-, Samoa- und Tonga-Inseln, eine andere vierwöchentliche Linie geht nach Rarotonga und Tahiti, und seit 1898 arrangiert diese Gesellschaft auch jährliche Sommerexkursionen von Sydney bezw. Auckland aus, welche in etwa sechswöchentlicher Fahrt in den Monaten Juli und August einen Teil der interessantesten Südseegruppen berühren, wobei einer der elegantesten Dampfer der Compagnie mit vorzüglicher Verpflegung und Bedienung benutzt wird, und deren Preis auffallend niedrig bemessen ist, eine Vergnügungstour, die, wenn sie mehr bekannt, gewiß eine der beliebtesten auf dem Erdball werden wird.

Die allgemeine Verkehrssprache Ozeaniens ist ganz überwiegend das Englische, und wenn die Eingeborenen eine fremde Sprache lernen, so ist es meist die englische, die sie wenigstens mit einigen Brocken vielfach radebrechen. Andrerseits lernen sich auch die meisten ozeanischen Sprachen leicht, und die Mehrzahl der Fremden ist mehr oder weniger mit ihnen vertraut.

Ich bitte nunmehr den geneigten Leser, mich nach denjenigen Inselgruppen begleiten zu wollen, die ich aus eigener Anschauung kenne, und zwar zunächst nach den Fidschi-Inseln.

Fidschi.

Diese Gruppe wurde schon im Jahre 1643 von Tasman entdeckt und von ihm „Prins Wilhelms-Eilanden“ benannt. 1774 sah Cook nur eine ihrer südlichsten Inseln, Vatoa; auch Bligh und Wilson besuchten sie in den nächsten zwei Jahrzehnten, aber eine gründlichere Erforschung des Archipels verdankte man erst D'Urville, welcher ihn 1827 und 1838 besuchte, und ihm folgte 1840 Wilkes, dessen Aufnahmen so ausführlich und vollständig sind, daß sie die Grundlage für alle ferneren Forschungen bildeten.

Schon vor Ankunft der Europäer waren die Fidschileute in lebhaften Verkehr mit den Tonganern getreten, und es hatte sich eine gegenseitige Achtung zwischen diesen beiden Völkern herausgebildet, wobei die Fidschier als bessere Krieger, die Tonganer wegen ihrer höheren Bildung geachtet wurden. Es scheint, daß letztere hauptsächlich zum Baue größerer Boote nach hier kamen, zu denen es auf ihren Inseln an Bauholz fehlte, und daraus gingen zahlreiche Niederlassungen der Tonganer auf Fidschi hervor; ja in neuerer Zeit versuchte sogar König Taufaahau von Tonga seine Herrschaft auf die Ostgruppe der Fidschi-Inseln auszudehnen, was aber durch den König von Mbau erfolgreich hintertrieben wurde.

Die ersten Europäer, welche sich auf verschiedenen Inseln der Gruppe „ansiedelten“, waren 27 im Jahre 1804 von der Norfolk-Insel in einem offenen Boote entflohene englische Sträflinge, welche den eingeborenen Häuptlingen in ihren Kämpfen untereinander beistanden und dafür ungefähr alles bekamen, was sie nur wünschten. Ein im Jahre 1808 gestrandetes schwedisches Sklavenschiff, die „Eliza“ unter Charles Savage, lieferte die zweite „Ansiedler“-Gruppe, welche als Besitzer einiger den Fidschiern bislang unbekannten Musketen für den Häuptling von Mbau — einer kleinen Insel an der Ostseite der Hauptinsel Viti Levu —, dem sie sich anschloß, ein sehr wertvoller Bundesgenosse wurde und es diesem erlaubte, seinen Einfluß über den Hauptteil des Archipels auszudehnen. Schon im Jahre 1810 nahmen die Häuptlinge von Mbau den Titel „Vuni Valu“, d. h. „Wurzel des Krieges“ an, der auch auf ihre Nachfolger überging. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begannen dann auch, obgleich Fidschi wegen seines Kannibalismus fast den schlechtesten Ruf in der ganzen Südsee hatte, einzelne englische und amerikanische Händler nach Mbau und Vanua Levu zu kommen, angelockt durch den Handel in Sandelholz, welches einen guten Markt in China fand. Der chinesische Verkehr entwickelte dann auch die Fischerei und die von Amerikanern gelehrte marktfähige Zubereitung des Trepang, der in China geschätzten Delikatesse.

Bald folgten auch christliche Missionare, und zwar zunächst von Tonga kommende Wesleyaner, die sich 1835 in Lakemba niederließen, während die katholischen Missionare, weniger erfolgreich, 1844 von Namuka aus ihre Thätigkeit begannen; das Resultat war, daß wenigstens an der Küste bald Ruhe und Sicherheit herrschten. Unter den Eingeborenen allerdings wurden unterdeß die üblichen Fehden beständig fortgesetzt, und zwar so erbittert, daß sie nach Schätzung des berühmten Missionar-Pioniers John Williams jährlich einen Menschenverlust von 1500 bis 2000 Personen verursachten, und noch im Jahre 1840 zerfiel der Archipel in sieben verschiedene Staaten.

Schon 1847 setzte Nordamerika hier einen Konsularagenten ein, und es fehlte nun auch bald nicht an „internationalen" Verwicklungen.

König Seru oder Thakambau, welcher in seiner Jugend zwar auch Kannibale gewesen — wenn auch nicht so stark wie sein berüchtigter Vater König Tanoa —, im Jahre 1854 aber zum Christentum übergetreten war, hatte sich im Verkehr mit dem inzwischen angewachsenen weißen Element eine Schuldenlast aufgebürdet, welche auf wohl nicht ganz berechtigte Weise mit 45000 Dollars beziffert und deren Anerkennung im Jahre 1856 durch die Drohung eines amerikanischen Kriegsschiffes erzwungen wurde.

Erst im Jahre 1859 ernannte auch Großbritannien einen Konsul auf Fidschi, und dieser Mr. Pritchard entfaltete bald eine rege Thätigkeit; er erkannte, wie geeignet die Inseln für Baumwollenbau sein würden, und veranlaßte den Hauptchef Thakombau, England die Oberhoheit über die Gruppe und die Abtretung von 100000 Acres Land gegen die Bezahlung seiner Schulden anzubieten. Die britische Regierung sandte zum Studium der Verhältnisse 1860 eine Kommission hinaus, der als Botaniker auch der Deutsche Dr. Berthold Seemann angehörte, welcher Pritchards Vorschlag der Protektoratsübernahme unterstützte; aber die Missionare, welche eine Schädigung ihres Einflusses befürchteten, bewirkten die Ablehnung der Schutzherrschaft, und Pritchard wurde 1863 abberufen.

Inzwischen hatte sich im Jahre 1860 die deutsche Firma F. & W. Hennings als Vertreter Godeffroys auf Fidschi etabliert und setzte sich im Jahre 1863 selbständig in Levuka auf, wo ihre bahnbrechende und erfolgreiche Thätigkeit bald auch die Aufmerksamkeit der Australier auf die Gruppe richtete, welche anfingen, einzuwandern, Viehzucht zu treiben und Kaffee und Baumwolle zu pflanzen; und da die Eingeborenen sich weigerten, zu dienen, so wurden andere Melanesier als Arbeiter eingeführt. „Sea Island"-Baumwolle wurde bald als die beste im Markte überhaupt bekannt. Im Jahre 1868 bildete sich dann in Melbourne die „Polynesian Company", welche des Königs Schuld an die Amerikaner mit 9000 Pfund Sterling bezahlte und dafür eine Landabtretung von 200000 Acres erhielt.

Um den ewigen Streitigkeiten unter den Eingeborenen ein Ende zu bereiten, wurde schließlich 1871 auf Rat der Wesleyanischen Missionare von den beiden Hauptrivalen um die Obermacht, Thakombau und Maafu, ersterer als König anerkannt und eine konstitutionelle Verfassung nach europäischem Vorbild eingeführt, mit einem aus zwölf einheimischen Häuptlingen oder Rokos bestehenden Ministerium, einem von den Weißen gewählten gesetzgebenden Rat und einem Obergericht. Die Staatseinnahmen wurden durch eine Steuer von 20/— für jeden Mann und 4/—

für jede Frau aufgebracht. Diese Nachäfferei europäischer Zustände, wie sie in Polynesien wiederholt versucht worden ist — außer hier auch in Hawaii, Tahiti, Tonga und Rarotonga — verlief harmlos, solange die Interessen der Regierung und diejenigen der Kolonisten zusammentrafen; sobald diese sich aber trennten, namentlich sobald Steuern von den Weißen gefordert wurden, erfolgte offener Widerspruch von ihrer Seite und Weigerung, die neuen Gesetze anzuerkennen. Inzwischen stieg die Staatsschuld auf 80000 Pfund Sterling, die Verwirrung wurde immer größer, und so sah sich König Thakombau Anfang 1874 veranlaßt, sein Land Großbritannien wiederholt anzubieten, diesmal aber als Eigentum. Auch jetzt noch lehnte die englische Regierung zunächst ab, übernahm aber schließlich im Oktober desselben Jahres die Insel als Kronkolonie, sämtliche Ländereien als Kronland und nahm dafür die Schulden des Königs auf sich und bezahlte diesem bis zu seinem im Jahre 1883 erfolgten Tode ein Jahresgehalt. Nun hatten in den letzten 10 bis 12 Jahren zahlreiche Europäer und Amerikaner von den einheimischen Häuptlingen Land erworben, die neue Regierung behielt sich aber das Recht vor, alle vor 1875 abgeschlossenen Landkäufe zu prüfen, und eine zu diesem Zwecke eingesetzte Kommission untersuchte bis 1881 nicht weniger als 1327 Einzelfälle, von denen nur 517 voll anerkannt, 361 Ansprüche gänzlich abgewiesen wurden. Unter letzteren befanden sich auch 140 Forderungen im Gesamtbetrag von ca. 140000 Pfund Sterling, welche deutsche Staatsangehörige geltend machten, und auf deren Betreiben und nach langwierigen diplomatischen Verhandlungen wurde 1885 eine gemischte Kommission eingesetzt, welcher für Deutschland sein Generalkonsul für Australien, Dr. Krauel, angehörte, und im Mai 1885 wurden die deutschen Ansprüche mit einer Zahlung von 10620 Pfund Sterling abgefunden.

Durch Englands Haltung in dieser Angelegenheit erlitt Fürst Bismarcks bis dahin bestandenes Vertrauen in Englands Wohlwollen gegenüber überseeischen Unternehmungen deutscher Kaufleute den ersten Stoß. Zugleich bewies die Entwicklung von Fidschi zum Vorteil der sich dort niederlassenden Engländer und zum Nachteil des deutschen Handels die Richtigkeit der englischen Handels- und Kolonial-Devise: „Der Handel folgt der Flagge.“ War doch der deutsche Einfluß auf Fidschi gerade zur Zeit der englischen Annexion ein besonders großer, das Haus Godeffroy stand in seiner Blüte, und auch Deutschland war die Gruppe angeboten worden; es war alles so gut vorbereitet, daß man in Berlin nur „Ja“ zu sagen brauchte, aber dieses „Ja“ erfolgte nicht.

Die Siedelung durch Europäer geschah allerdings nicht so rasch, wie man zunächst gehofft hatte, sondern nach anfänglichem Zuströmen trat bald ein Rückschlag ein, und Ende der achtziger Jahre verminderte sich die Zahl der Europäer zusehends. Immerhin haben die Inseln, seitdem sie britische Kolonie geworden sind, einen großen Aufschwung genommen.

Die Fidschi-Gruppe besteht im ganzen aus 255 Inseln und Inselchen, von denen aber nur 80 bewohnt sind, die übrigen kaum den Meeresspiegel überragen, und umfaßt einschließlich der nur 36 □km großen, ihrem Verwaltungsbereich im Jahre 1880 angegliederten polynesischen Insel Rotumah 20837 □km und 122000 Einwohner. Davon waren 1897: 3400 Europäer, 12000 Halbblut, 10430 Inder

und 2310 eingeführte Melanesier. Unter den so zahlreichen Inseln des Archipels sind nur Viti Levu, d. h. „das große Viti“, und Vanua Levu, d. h. „das große Land“, von bedeutenderer Größe, 15 weitere Inseln von einigem Umfang folgen alsdann, darunter als wichtigste Taviuni, Kandavu und Ovalau, während alle übrigen klein sind. Die Eingeborenen nennen ihr Land meist Viti; Fidschi ist die durch Cook in Aufnahme gekommene Form des Wortes, wie sie in den östlichen Inseln des Archipels gebraucht wird, während man im Westen nur Viti kennt.

Das von diesem Archipel umschlossene Meer gehört zu den gefährlichsten Teilen des Großen Ozeans überhaupt. Sind doch alle Inseln von Korallenriffen umgeben, teils Strand-, teils Damm-Riffen, von denen sich besonders die letzteren oft weit ins Meer erstrecken und häufig nur durch schmale Kanäle voneinander getrennt sind. Dazu kommen starke und unregelmäßige Strömungen, und so ist denn die Schiffahrt zwischen den Inseln überaus beschwerlich. Hinter den Riffen finden sich allerdings zahlreiche Häfen, aber die meisten sind nur für kleine Schiffe zu gebrauchen, alle schwer zugänglich und gewöhnlich durch einzelne Korallenriffe gefährdet.

Mit Ausnahme der kleinsten, von Korallen gebildeten, gewähren die Inseln fast durchweg einen sehr anziehenden Anblick; aus ihren romantischen Bergzügen erheben sich scharfe, zackige Pics; auf den beiden größeren Inseln, namentlich an den Flußmündungen, erstrecken sich einzelne größere Ebenen, und fast überall treffen wir auf eine schöne und üppige Vegetation. Das Gestein der bis zu 1500 m hohen Berge ist überwiegend vulkanischer Natur und besteht aus Basalt, Trachyt und Tuffen, und daß die vulkanische Thätigkeit hier auch heute noch nicht ganz erloschen ist, beweisen häufige Erdbeben und heiße Quellen. Der Boden ist gewöhnlich ein aus der Verwitterung vulkanischer Gesteine entstandener roter Lehm und bei hinreichender Bewässerung überaus reich und ergiebig; aber auch ältere Formen, wie Granit, Schiefer und Sandstein, sind in einigen Teilen gefunden worden.

Urwälder, wie sie in Melanesien vorherrschen, finden sich auf Fidschi nur noch an einzelnen Punkten und in beschränkter Ausdehnung, und zwar zeigen wegen der größeren Feuchtigkeit und der häufigeren Niederschläge besonders die Südostküsten dichten Wald, während die trockeneren Nordwestküsten auf ausgedehnte Strecken nur mit Gras oder Farren bedeckt sind und sich deshalb für Viehzucht und selbst Ackerbau eignen. Die Vegetation der Inselgruppen zwischen Neu-Kaledonien und Fidschi trägt zwar auch überwiegend malayischen Charakter, ist aber durch das Auftreten von Araucarien, der Kaurifichte Dakua (Dammara vitiensis) und der Niu Sawa-Palme (Kentia exorrhiza) besonders gekennzeichnet und sehr reich an Arten. Im Niederwald finden wir wenig Unterholz, aber laubreiche Baumkronen, im Hochwald auch starkes Unterholz. Neben 13 Arten Palmen, worunter die prächtige Fächerpalme Pritchardia pacifica, finden wir hier zahlreiche Farren von dem zierlichen Hymenophyllum bis zu der 50 Fuß hohen Alsophila, auch Vogelnestfarren, ferner Bambusse, Podocarpus, Apocineen, Myrtaceen und Leguminosen. Hervortretend sind der stattliche, an Oel und Harz reiche Dilo (Calophyllum inophyllum) mit glänzenden großen Blättern und sperrigen wohlriechenden weißen Blütenrispen, welcher das Tacamahaca-Öl und geschätztes Bau-

holz liefert; der nicht minder ansehnliche Ivi (Inocarpus edulis) mit seinem stark gerieften Stamm, die Südsee-Kastanie; der wegen seines harten Nutzholzes geschätzte Vesi (Afzelia bijuga) und der Lauci (Aleurites triloba) oder Kerzennußbaum, mit fliederartigen weißen Blüten, deren ölreiche walnußgroße Doppelsamen allgemein als Leuchtmaterial benutzt werden; Blätter und junge Sprößlinge des Lauci erscheinen durch die weiße Behaarung wie gepudert. Ferner seien genannt die Tavola (Terminalia catappa), die mit gelben Malvenblüten übersäten Vao oder Wau (Hibiscus tiliaceus und tricuspis), und der Milo (Thespesia populnea), die prächtige Vutu (Barringtonia speciosa), die Cerbera lactaria, deren rote apfelgroße Früchte giftigen Samen bergen, der Ohiva-Ficus und die originelle Walai (Entada scandens), ein niedriger Leguminosenbaum mit eigenartigen Astverschlingungen und meterlangen Fruchthülsen, deren bis hühnereigroße Samen von den Eingeborenen beim Lavo-Spiele zum Schnellen benutzt werden. Das so geschätzte Sandelholz ist nach und nach bereits fast ganz ausgerottet worden. Der stattliche Wi-Baum (Spondias dulcis) liefert eine saftige gelbe Frucht, der Masi-Strauch (Broussonetia papyrifera) den Bast zu dem Tappa genannten Stoff der Eingeborenen, der pfeifenstrauchähnliche Busch Piper methysticum in seiner Wurzel den erheiternden, hier Yangona, sonst Kawa genannten Trank. Im Busch finden wir auch den Nungastrauch (Nelitis vitiensis) mit zartlilaen Blütenbüscheln, die heliotropähnlich riechen, und zahlreiche Lantana Camara mit ihren farbenprächtigen Blütendolden; die eingeführte Mimosa sensitiva mit ihren lila Blütenbaumeln und den 5 endständigen Fiederblättern, welche sich bei der leisesten Berührung schließen, ist durch das Vieh über die Inseln stark verbreitet worden. Die Waloa (Rizomorpha sp.) überzieht mit ihrem gelben, bindfadenartigen Geschling ohne Anfang und Ende Boden und Gesträuch, und Kautschukpflanzen sind ziemlich häufig.

In den Höhen über 700 m tritt eine Aenderung ein, hier finden sich Myrtaceen, Melastomeen, Epakrideen, parasitische Orchideen, Freycinetias, — kletternde Pandanaceen —, Moose und Flechten, und die eleganten Fächer der Kau Märi (Astelia montana) haften an Felsen und Ästen.

In den waldreichen Gegenden der Westküste treffen wir dagegen auf neuseeländisch-australische Elemente, wie Akazien, Metrosideros, Epakrideen, Dammaras, Dacrydium, Podocarpus und das Eisenholz Nokonoko (Casuarina esquisetifolia), daneben aber auch Pandanus, welche mit dem magersten Boden zufrieden sind.

Da Sümpfe nur in beschränktem Maßstabe vorhanden sind, so ist das Land für ein tropisches verhältnismäßig gesund; die den Europäern am gefährlichsten werdende Krankheit ist Dysenterie. Die Regenzeit, welche gleichzeitig die heißeste ist, dauert von Oktober bis April und ist von überaus häufigen starken Gewittern und zeitweise auch von furchtbaren Orkanen begleitet, welche ein bis drei Tage anhalten. Letztere treten besonders in den Monaten Dezember und Januar und am stärksten im März auf, während der Monat Februar frei zu sein pflegt. Im Mai beginnt die Trockenzeit, während der es aber auch durchaus nicht an Regenschauern fehlt; diese Periode ist zugleich die kühlste und für Europäer angenehmste.

Die Vitier sind ursprünglich Melanesier, aber durch den schon erwähnten regen Verkehr mit den Tonganern so sehr mit polynesischen Einflüssen durchtränkt, daß sie unter den Melanesiern geistig am höchsten stehen. Freilich bieten sie ein eigentümliches Gemisch guter und böser Eigenschaften, treten bei ihnen doch die üblen Seiten des melanesischen Charakters besonders stark hervor; sie sind rachsüchtig, wild, grausam, kannibalisch, kriegs- und kampfeslustig, hinterlistig und verräterisch, womit wieder ihre Vorliebe für Ränke und Lügen, Argwohn, Mißtrauen und häufiger Diebstahl zusammenhängen; auch Neugierde und Schwatzhaftigkeit sind ihnen eigen. Andererseits aber sind sie geschickt, arbeitsam und hervorragend bildsam; wenn nicht kriegerisch erregt, auch zutraulich, offen, freundlich, heiter, überaus gastfrei und höflich. Auch sind sie im allgemeinen mäßig und der Sinnlichkeit nicht im gleichen Maße ergeben, wie die Polynesier.

Die Körperbildung der Vitier weist im allgemeinen keine sehr großen, aber gut und kräftig gebaute Gestalten auf, welche an physischer Kraft den Polynesiern überlegen sind, diesen aber an Anmut nachstehen. Die chokoladenbraune Hautfarbe erhält durch die reichliche Behaarung des Körpers eine bläuliche Schattierung. Die Gesichtszüge sind gewöhnlich scharf gezeichnet, die Augen schwarz und tief liegend, die Stirne ist hoch, die Nase meistens etwas flach, der Mund breit und von dicken Lippen eingefaßt, der Bart, auf den sie sehr stolz sind, stark und buschig. Eine ganz besondere Sorgfalt wird auf die Pflege und Anordnung ihres schwarzen, starken und sehr krausen Haares verwandt. Die Frauen sind im allgemeinen häßlich, Schönheiten unter ihnen sehr selten.

Die Tracht der Vitier ist dürftig, aber reinlich; die Männer tragen den Malo genannten Gürtel mit zwei hinten herabhängenden Enden, welche bei den Vornehmen zuweilen eine lange Schleppe bilden; darüber legen sie jetzt auch häufig den Frauenrock Liku. Dieser besteht aus Streifen von Hibiscusbast, Pandanusblättern, den Ranken der Waloa oder aus Gras, ist verschieden gefärbt, und während seine Länge bei unverheirateten Frauen kaum handbreit ist, reicht er bei verheirateten bis zum Knie und tiefer herab. An den Küsten wird jetzt der „Sulu", ein rot oder blau bedrucktes oder buntgewebtes baumwollenes Lendentuch, stellenweise auch schon europäische Kleidung getragen, d. h. die hier allgemein üblichen weißen Drill-Anzüge für die Männer, während die Frauen einen europäischen Rock und darüber ein langes loses Übergewand tragen. Die eingeborenen Polizisten in Suwa und Levuka, den beiden einzigen „Städten" des Archipels, tragen blaue Jacken über einem weißbaumwollenen gezackten Lendentuch, weder Fußbekleidung noch Kopfbedeckung und führen einen Holzknüppel. Daß die Eingeborenen durch die europäische Tracht nicht gewinnen, trifft auch hier zu. Ich hatte z. B. Gelegenheit, die samoanische Prinzessin Faamu, die Tochter des Königs Malietoa Laupepa und Schwester des Prätendenten Tanu, welche in Levuka lebt, sowohl in ihrer Nationaltracht, wie in europäischem Kleide mit Hut und Schirm zu sehen, und ein jeder mußte sie in ersterer unvergleichlich viel anmutiger und natürlicher finden. Durch Nachahmen der Europäerin verliert die Südseerin den größten Teil ihrer Naivität, Grazie und Schönheit.

Die Hauptpflege wendet der Vitier dem Haupthaare zu, und zwar mit solchem Eifer, daß Vornehme ihren besonderen Friseur zu halten pflegen und oft

täglich einige Stunden darauf verwenden. Die Hauptsache ist, das Haar möglichst hoch aufzubauen und eventuell seine natürliche Bildung durch künstliche Hilfsmittel zu steigern. Der Erfindungsgabe der Friseure ist ein weiter Spielraum gelassen; am häufigsten ist eine Form à la gespreiztes Stachelschwein, oder wie Vorstbesen-Enden oder, wenn man es klassischer ausdrücken will, nach Art eines römischen Helmes. Kalkeinschmierung dient zum Aufbau der Frisuren, und sapolinhaltige Blätter werden zu Kopfwaschungen gebraucht; ganz allgemein ist, das Haar mit Asche von Blättern zu pudern — was den Frauen untersagt ist — und nach verschiedenen Mustern rot, gelb und grau zu färben. Als Haarschmuck werden lange Schildpattnadeln, Kämme aus Kokosblattrippen mit langem Handgriff, Federn, Blumen, besonders von Hibiscus, und Glaskorallen verwandt. Die Mädchen lassen das Haar hinter den Ohren lang wachsen und flechten es in Zöpfchen, Frauen schneiden es ab und frisieren es ähnlich wie die Männer, ohne es aber zu gleichem Umfang auszudehnen.

Das Gesicht wird in den mannigfaltigsten barocken Mustern rot, blau und weiß, bei Kriegern besonders schwarz bemalt, dagegen ist Tätowierung nur auf Frauen beschränkt und selten. Salben mit Kokosöl, welches zuweilen wohl auch mit Sandelholz parfümiert wird, und das Bestreichen mit Curcumapulver sind dagegen häufig. Die Vitier halten ihren Körper durch auffallend fleißiges Baden rein, trotzdem macht sich besonders unter den Armen der Pepea genannte eigentümliche Schweißgeruch der Farbigen unangenehm bemerkbar.

An den Bändern um Hals, Arme und Beine werden Muscheln, Schildpatt, Wurzeln und Zähne von Ebern, Menschen und Walfischen befestigt.

Die Hütten der Vitier, die Vata, sind durchweg länglich viereckig, aber in einzelnen Gegenden verschieden; meist sind sie auf einer etwa 2—10 Fuß hohen, seitlich mit Steinen belegten Erhöhung aufgebaut, und zwar ruht das Sparrenwerk auf massiven Pfosten, während die aus Rohrgeflecht gebildeten Wände mit Gras und Makita- (Parinarium laurinum) Blättern bekleidet sind. Das Gerüst des Hauses ist mit „Sinnet", den aus Kokosfasern hergestellten Tauen, zusammengebunden. Die Dächer sind auffallend hoch und scharfkantig und mit Palm- oder Zuckerrohrblättern oder dem Schilf der Sila (Coix Lacryma) gedeckt und reichen über die Hauswände oft beinahe bis auf den Boden herab. Bei besseren Häusern pflegt der Dachbalken an jedem Ende weit hervorzuragen und hier mit Muscheln geschmückt zu sein. Nur selten findet man auch kleine Fenster; die Thür liegt in der Mitte einer Längsseite, und ein gekerbter Balken oder ein Brett führt zu ihr empor. Das kühle Innere ist fast immer nur ein einziger großer Raum, dessen Boden mit Matten gedeckt ist, in der Mitte mit einem eingesenkten, von Steinen eingefaßten Feuerplatz, der Minka; „Möbel" sind nur durch einige Gerüste zum Aufbewahren der Sachen und die Longa, eine Erhöhung von Stangen zum Schlafen, vertreten. Die Hausgeräte bestehen in Schlafmatten, cylindrischen Kopfkissen, Kali, aus Holz oder Bambus, und Mosquitonetzen aus Tappa. Als Schüsseln dienen auf Holzbrettern liegende Blätter, zum Trinken die Kokosschalen, Bilo, und bei den Kawafesten die schönen hölzernen Tanoa-Bowlen. Gewöhnlich ist jedes Haus zum Schutze gegen die Schweine von einer Pallisade von Farren-



Häuptlings-Haus auf Fidschi.

baumstämmen umschlossen, und außer den Wohnhäusern giebt es noch ganz ähnlich gebaute kleinere zum Kochen, zum Zubereiten des Tappastoffes und zum Aufbewahren der Wurzeln; die Vorratshäuser sind der Ratten wegen auf vier stelzenförmige Pfosten gestellt und durch Leitern zugänglich. Auch haben die Vitier besondere zu Abtritten bestimmte Plätze. In der Mitte eines jeden der meist kleinen Dörfer liegt die Rara, ein offener Platz für Feste und öffentliche Versammlungen, und hier findet sich auch das Bure oder Gemeindehaus.

Die Nahrung der Vitier ist überwiegend vegetabilisch und besteht hauptsächlich aus den Taro- und Yam-Wurzeln, aus Brotfrucht, Bananen und Kokosnüssen; das Zuckerrohr kauen sie bloß aus. Dazu treten häufig Fische, Muscheln und Krebse, während Hühner und Schweine meist nur für Vornehme reservierte Leckerbissen sind.

Der Menschenfresserei waren sie bis zum Jahre 1876 in schauriger Weise ergeben, selbst halbverfaultes Menschenfleisch wurde von ihnen noch verzehrt, und zwar verspeisten sie nicht nur Kriegsgefangene, sondern auch Leute des eigenen Stammes. Mit diesen Leichenschmausen waren festbestimmte religiöse Gebräuche verbunden, und damit hängt wohl zusammen, daß Bukalo, Menschenfleisch, ursprünglich nur den Männern gestattet, den Frauen untersagt war und selbst in neuerer Zeit diese und die Kinder nur die Überreste erhielten; daß man sich besonderer Gabeln aus Casuarinen-Holz zum Essen dieses Fleisches bediente, während man bei aller übrigen Nahrung nur die Finger gebrauchte; daß man zu Menschenfleisch eigens dazu bestimmte Pflanzen aß, und daß es nicht mit den Lippen berührt, sondern direkt in den Mund gesteckt werden mußte. Die Leichen der Kriegsgefangenen sind ursprünglich offenbar als Opfer an die Götter angesehen worden, und wahrscheinlich haben auch alle sonst Geschlachteten früher als Opfergaben gegolten; so erklärt es sich, daß bei dem Baue der Tempel und Häuser oder bei Vollendung der Boote Menschen geschlachtet wurden; man wälzte die großen Kanos auf Körpern von Menschen wie auf Rollen ins Meer und verzehrte dann die Leichen. Kriegsgefangene siedelte man auf kleinen Inseln eigens zu dem Zwecke an, um auf Generationen hinaus stets frisches Menschenfleisch zu haben, und waren gerade keine Kriegsgefangenen zur Hand, so opferte man Frauen, Kinder und Niedriggestellte, Kaisi. Die Leichen wurden entweder zerschnitten und die einzelnen Stücke in Blätter gehüllt oder auch ganz in sitzender Stellung gebacken. Die Knochen der Gefressenen und gewisse Teile hing man an Bäumen auf und bezeichnete die Zahl der Leichen durch in den Boden gesteckte Steine; diese steinerne Chronik des großen Ra Undreundre von Rakiraki wies 1849 nicht weniger als 872 Steine auf, und das, nachdem viele von ihnen schon entfernt worden waren. Daß bei einem Volke, welches von Jugend auf an solche Scenen gewöhnt war, keine edleren Regungen wie Mitleid, Dankbarkeit und Ehrgefühl entstehen konnten, ist begreiflich, hat doch z. B. die Vitiersprache bezeichnenderweise nicht einmal ein Wort für „Dank“, während die polynesischen Sprachen darin reich sind.

Die saubere und sehr sorgfältige Zubereitung der Speisen erfolgt teils in ballonförmigen Töpfen aus Thon oder Eisen, teils einfach über offenem Feuer, bei größeren Festen auch durch erhitzte Steine in dem „Lovo“, dem polynesischen

Ofen. Zur Zubereitung des Menschenfleisches dienten besondere Öfen und Töpfe, die zu keiner andern Speise benutzt werden durften. Die Frauen essen von den Männern getrennt. Die Getränke werden direkt in den Mund gegossen, und zwar liefert ihnen das Hauptgetränk das Wasser, daneben trinken sie die Milch der Kokosnuß und auch die polynesische Kawa, hier Yangona genannt; die großen Kawafeste sind stets von religiösen Ceremonien begleitet. Betel ist unbekannt, jedoch der Tabak jetzt allgemein beliebt.

Hauptbeschäftigung bildet der Landbau, für den sie ebensoviel Vorliebe als Geschick haben, und zwar pflanzen sie besonders Yams und Taros, daneben Bananen, Brotfrucht, Zuckerrohr, den Papiermaulbeerbaum, Tabak, Yangona und in neuerer Zeit etwas Baumwolle; den Pflug ersetzt ein spitzer Stock. Schweine und Hühner bilden die Haustiere. Ebenso geschickt wie im Landbau sind die Vitier im Fangen von Fischen, Schildkröten und Muscheln und im Bauen von Booten, die bis zu 300 Krieger trugen, und mit denen sie als gute Seeleute zwischen den einzelnen Inseln ihres Archipels verkehren. Die Frauen verfertigen schöne Masi-Stoffe oder Tappa für das Sulu genannte Lendentuch aus dem Baste der Broussonetia, den Liku-Rock aus dem Baste der Waundina (Paritium tiliaceum) oder aus einer Art Schilf, der Eleocharis articulata. Nachdem die Epidermis der für Herstellung von Tappa benutzten Pflanzen durch eine Muschel abgetrennt ist, wird der Bast in Wasser aufgeweicht, dann auf einem Holzblock mit einem hölzernen, viereckigen Hammer geklopft, dessen Schlagseite verschieden gemusterte Schnitzereien trägt, und dadurch, wie durch Anwendung eines Kleisters aus Pfeilwurz, werden die einzelnen Stücke verbunden. Die so erzielten Zeuge werden durch Pflanzenstoffe gelb, rot oder schwarz gefärbt, und mit Hilfe von Bambusstäbchen trägt man auch geometrische Muster auf ihnen auf; diese farbigen Stoffe nennt man Ngatu, im Gegensatz zur weißen Tappa, die, in Rollen bis zu 100 m Länge aufbewahrt, heute noch als Zahlungsmittel bei Käufen gebraucht wird und speziell auch bei Geschenken eine große Rolle spielt. Einen besonderen Schmuck bilden die Fransen der Waloa. Sehr geschickt sind die Frauen ferner im Herstellen schöner Matten; die gröbsten aus Kokosblättern dienen als Segel, die feineren zum Bedecken des Bodens, die feinsten zum Schlafen und werden aus den Blättern des Pandanus und der Flagellaria indica geflochten. Ebenso schön werden Körbe, Netze und Fächer gearbeitet, und die aus Kokosfasern zusammengedrehten, viel gebrauchten Taue und Stricke. Auch in der ohne Drehscheibe betriebenen Bereitung von schönen Töpfen sind sie sehr geschickt.

Die Vitier lebten früher meist in Polygamie, und zwar hing die Zahl der Frauen von der Stellung und dem Reichtum des Mannes ab, einige Häuptlinge hatten gegen 100 Weiber; heutigen Tages ist Vielweiberei hier selten. Die Lage der Frau ist im allgemeinen eine traurige, Kindermord, besonders von Mädchen, häufig.

Das Volk liebt Spiele und friedliche wie kriegerische Tänze im Festschmuck und mit Begleitung von — oft obscönem — Gesang, von Musik und Händeklatschen, welch letzteres auch als Zeichen der Zustimmung viel benutzt wird. In Suwa

und Levuka bedürfen diese „Meke Meke“ genannten Tänze heutigen Tages der besonderen Erlaubnis der englischen Obrigkeit, und zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sind sie überhaupt verboten, aber jedes Dorf hat seinen besonderen Tanzplatz, wo des Nachts getanzt wird. Die Musikinstrumente sind die Lali-Trommel, ein mit Haut überspannter hohler Stamm; eine mit der Nase geblasene Art Panflöte und eine besonders im Kriege gebrauchte weittönende Muscheltrompete. Grüne Zweige und das Erscheinen von Frauen und Kindern sind Zeichen freundlicher Gesinnung.

Die Sprache der Vitier, melanesisch mit polynesischer Beeinflussung, zerfällt in eine Reihe von Dialekten, und das Englische ist nur wenigen vertraut; deshalb erscheinen neben 3 englischen Zeitungen auch drei Zeitungen in Fidschisprache, und zwar je eine von der Regierung, den Wesleyanern und der römisch-katholischen Mission herausgegeben.

Besondere Kenntnisse besitzen die Vitier in der Medizin, sie sind geschickte Operateure, gute Kenner der Pflanzensäfte und stehen deshalb auch über ihren Archipel hinaus, besonders in Tonga und Samoa, in hohem Ansehen. Viel angewandt werden sicher wirkende Abortus-Mittel, welche die Abnahme der Bevölkerung stark mitverschulden, und deren Zubereitung Familiengeheimnis ist. Auch in Deutschland bekannt geworden ist die aus einem Gemisch einheimischer Pflanzen hergestellte, „Tonga“ genannte Medizin gegen Neuralgie, welche von Epipremnum mirabile stammt.

Die Religion der Vitier, bei denen die Priesterschaft der Mtebe eine Rolle spielte, war zum größten Teil Ahnendienst, und zwar gab es neben Göttern allgemeiner Verehrung solche für jedes Dorf und sogar für jedes Haus; Götterbilder aber waren unbekannt, mit Ausnahme von 12 kleinen von den Priestern aufbewahrten. Heutigen Tages sind die Eingeborenen längst zum Christentum bekehrt, und zwar zählte man im Jahre 1897 95000 Protestanten und 10000 Katholiken.

Ihre stark entwickelte Vorliebe für Handel erleichterte den Verkehr mit den Europäern.

Die Verwaltung des Archipels ist heute die folgende:

Die Kolonie steht unter einem Gouverneur, welcher gleichzeitig „High Commissioner of the Western Pacific“, d. h. von allen ozeanischen Besitzungen Großbritanniens mit Ausnahme vom Neuseeland-Bezirk und den Neu-Südwales-Dependenzen (Lord Howe-, Norfolk- und Pitcairn-Inseln), ist, und dem eine Exekutive von 4 Mitgliedern und ein Gesetzgebender Rat von 12 Mitgliedern zur Seite stehen; die 16 Distrikte werden von 12 besoldeten Häuptlingen, den Roko Tui, verwaltet, neben welchen 26 einheimische Richter amtieren, und die sich auf circa 19000 Pfund Sterling pro Jahr belaufenden Steuern der Eingeborenen werden in Kopra, Tabak, Mais und Baumwolle entrichtet. Dies Verwaltungssystem scheint zur Befriedigung der Eingeborenen zu funktionieren.

Die Einnahmen der Kolonie im Jahre 1897 betrugen 74490 Pfund Sterling, die Ausgaben 73230 Pfund Sterling und die öffentliche Schuld 213256 Pfund Sterling. Etwa die Hälfte der Einnahmen entstammt den Zöllen, und zwar variieren die Importzölle zwischen 5 und 20 % ad. val., und auch alle Export-Produkte sind mit Zöllen belegt.

Sitz der Verwaltung ist seit 1882 Suwa auf Viti Levu, während früher Levuka auf Ovalau diese Stelle einnahm, und diese beiden Orte sind auch die einzigen „Städte" des Archipels.

Der auch auf diese beiden Plätze konzentrierte auswärtige Handel, welcher meist über Sydney oder Neuseeland geht, verteilte sich 1897 auf

	Import.	Export.	Zolleinnahmen.
Suwa	132 236	395 547	23 257 Pfund Sterling.
Levuka	66 511	36 312	9 720 "

Die Einfuhr besteht in allerlei Bedarfsartikeln für die Europäer, Brotstoffen, Maschinen, Kohlen, Schlachtvieh und Fleisch, während in der Ausfuhr obenan standen: 26 900 Tons Zucker für 323 829 Pfund Sterling; 7756 Tons Kopra für 70 812 Pfund Sterling und 31 308 Kisten Früchte für 16 513 Pfund Sterling. Es folgten 185 Tons Erdnüsse für 2636 Pfund Sterling, 10 Tons Tabak für 2051 Pfund Sterling, 15 041 Gallonen Sprit für 1880 Pfund Sterling, 8843 Säcke Kokosnüsse für 1876 Pfund Sterling, 10 Tons Wolle mit 1719 Pfund Sterling, 34 Tons Kidney-Baumwolle 1615 Pfund Sterling, 12 Centner Perlmuscheln 1032 Pfund Sterling und 19 Tons Trepang mit 812 Pfund Sterling.

Im Jahre 1899 war Fidschis Einfuhr auf 263 000 Pfund Sterling, die Ausfuhr auf 481 000 Pfund Sterling gestiegen.

Bankverkehr geht durch die Filialen der Bank of New Zealand in Suwa und Levuka.

Die Fidschi-Inseln bilden einen Stützpunkt für die englische Pacific-Dampferlinie zwischen Vancouver (Kanada) und Australien und werden außerdem vierwöchentlich nach jeder Richtung von den Dampfern der Union Steamship Company of New Zealand besucht, welche Sydney, Fidschi, Samoa, Tonga und Auckland anlaufen. Die Verbindung unter den einzelnen Hauptinseln der Gruppe vermittelt der nur 174 Tons große alte Union-Dampfer „Maori", berüchtigt wegen seines zu einer Art Schraubenbewegung kombinierten Stoßens und Rollens.

Eine Kabelverbindung mit und unter den einzelnen Fidschi-Inseln existiert zur Zeit noch nicht; auf den Dampfern mitgeführte Brieftauben vermitteln hin und wieder den Verkehr zwischen Suwa und Levuka.

Der 180. Grad, die Linie des Datumwechsels, geht mitten durch die Gruppe, und um dieser eine einheitliche Zeit zu geben, ist durch Dekret von 1879 die australische Zeit als die hier maßgebende erklärt worden.

Die Hauptschwierigkeit betreffs wirtschaftlicher Ausnutzung der Kolonie haben von Anfang an mangelnde und teure Arbeitskräfte gebildet. Da die Vitier im allgemeinen nicht in den europäischen Pflanzungen arbeiten, sah man sich gezwungen, melanesische und mikronesische Arbeiter einzuführen; dieser „labour trade" genannte Menschenhandel steht heute unter Aufsicht der Regierung und wird von speziellen Segelschiffen betrieben, welche den Pflanzern Arbeiter von den Neuen Hebriden und den Salomonsinseln zu circa 15 bis 16 Pfund Sterling, von der Gilbert-Gruppe zu 8 Pfund Sterling pro Kopf liefern. Der Arbeitgeber verpflichtet sich, nach Ablauf des Kontraktes die „Kanaken", wie man sie auch hier nennt, nach ihrer Heimat zurückbefördern zu lassen, was in den letzten Jahren

5 Pfund Sterling nach den Gilbert-Inseln, $5^1/_2$ Pfund Sterling nach den Neuen Hebriden und 7 Pfund Sterling nach den Salomonsinseln kostete, und hat außerdem für die Regierungskontrolle $1^1/_2$ Pfund Sterling pro Kopf zu bezahlen. Die Kontrakte liefen früher auf 10, jetzt nur noch auf 3 Jahre und gewähren dem Arbeiter neben vollständig freier Station, d. h. Wohnung, Kost, Kleidung und ärztlicher Behandlung, einen jährlichen Barlohn von 3 Pfund Sterling oder von 6 Pfund Sterling an solche Arbeiter, welche schon früher unter Kontrakt gedient haben. Gingen die Arbeiter nach Ablauf ihrer Vertragszeit einen neuen Kontrakt — gewöhnlich nur auf 12 Monate — ein, so bekamen sie leicht auch bis zu 12 Pfund Sterling pro Jahr bei freier Station. Aus verschiedenen Gründen ist die Einführung dieser Kanaken — welche besonders auf Bananen- und anderen Frucht-Pflanzungen, nicht in den Zuckerfeldern beschäftigt werden — in der letzten Zeit sehr zurückgegangen, dagegen hat die Einführung der weniger kräftigen indischen Kulis stark zugenommen, und diese haben die Arbeiter für die Zuckerfelder geliefert. Die erste Sendung derselben kam unter Kontrakt mit der indischen Kolonialregierung im Jahre 1879 nach Fidschi, und seitdem sind diese Inder, besonders für größere Pflanzungen, unentbehrlich geworden. Der Transport derselben nach Fidschi kostet dem Pflanzer etwa 16 Pfund Sterling, wovon 6 Pfund bei Bestellung, die restlichen 10 Pfund nach Ankunft und Zuweisung der Arbeiter zu zahlen sind; diese Kulis verpflichten sich für 10 Jahre, und zwar zunächst auf 5 Jahre an den ersten Brotherrn, und ihre Heimsendung erfolgt auf Kosten der Kolonie. Der Tageslohn dieser Inder beträgt 1/— für Männer und 9 Pence für Frauen, wovon die während der ersten 6 Monate laut bestimmtem Schema zu liefernde Kost mit 4 Pence abgezogen werden darf; Wohnung und ärztlichen Beistand haben auch sie frei. Wenn die Inder sich selbst verpflegen, kostet sie ihre Nahrung 1/6 d. pro Woche, und sie können demnach also verhältnismäßig gute Sparrücklagen machen. Ein indischer Vorarbeiter z. B. hat in 10 Jahren 700 Pfund Sterling zurückgelegt, wobei allerdings eine Erpressung von 6 Pence pro Kopf und Woche mitspricht, welche jeder Kuli im Interesse guter Behandlung „freiwillig" dem Vormann spendet. Viele dieser eingeführten Inder sind nach Ablauf ihres Kontraktes als „freie Arbeiter" verblieben, teils auf Pachtland Zuckerrohr, Reis, Bananen zc. für eigene Rechnung pflanzend, teils im Lohn auf den Pflanzungen der Europäer arbeitend. Man hofft so allmählich den jetzt noch bestehenden Arbeitermangel durch Inder heben zu können.

Von dem auf 4953920 Acres geschätzten Flächenraum der Inseln waren im Jahre 1896 nur 39400 Acres unter Kultur, und zwar nimmt diejenige des

Zuckerrohrs trotz der seit 1883 so niedrigen Preise für das Produkt die erste Stelle ein. Von den vier Zuckerfabriken auf Viti Levu gehören zwei, von den zwei auf Vanua Levu eine der Colonial Sugar Refining Company, Limited, in Sydney, welche ihre erste hiesige Mühle 1881 in Rewa errichtete. Diese Gesellschaft besitzt noch ungefähr 10 weitere Zuckerfabriken in Queensland und Nord-Neu-Südwales, sowie Raffinerien in Brisbane, Sydney, Melbourne, Adelaide und Auckland und eigene Dampfer, und ist weitaus der bedeutendste Zuckerproduzent Australiens. Das Kapital der Compagnie beträgt eine Million Pfund Sterling, die Dividende der letzten Jahre 10 %, und die von ihr beschäftigten Chemiker

sind fast ausschließlich Deutsche, deren oberster einen Jahresgehalt von 800 Pfund Sterling bezieht. Der Gehalt eines gewöhnlichen Commis der Gesellschaft auf Fidschi beträgt bei freier Station 3 Pfund Sterling pro Woche, und ihre sämtlichen hiesigen weißen Angestellten genießen alle zwei Jahre einen dreimonatlichen Urlaub mit freier Passage und fortlaufendem Gehalt. Feldbahnen werden in den Zuckerpflanzungen mannigfach benutzt.

Neben Zucker findet die bequeme Kultur der Kokospalme die meiste Beachtung; jeder Baum ergiebt pro Jahr etwa 100 Nüsse mit einem Ertrag von 3 bis 5 Schilling. Einmal entwickelt, braucht die Palme nur wenig Pflege, und das Unkraut wird von den in den Pflanzungen gehaltenen Rindern niedergehalten.

Seitdem die Dampferverbindungen regelmäßiger und schneller geworden sind, hat sich auch ein lebhafter Handel in frischen Früchten, und zwar besonders in Bananen und Orangen, entwickeln können; einzelne Dampfer haben über 30000 Bunde Bananen nach Sydney mitgenommen.

Baumwolle gedeiht auf der Insel ganz vorzüglich und liefert die oft preisgekrönte „Sea Island Cotton"; wegen der Arbeiterschwierigkeiten ist diese hier zuerst von den Europäern eingeführte Kultur aber sehr zurückgegangen, war 1895 fast ganz erloschen und ist auch seitdem gering geblieben; man exportiert seit 1887 nur noch die Kidney-Varietät.

Kaffee, welcher 4 bis 5 Centner Bohnen pro Acre ergab und zuerst 1877 exportiert wurde, hat seit 1881/82 schwer unter dem Rostpilz Hemileia vastatrix zu leiden gehabt und liefert jetzt nur eben noch den eigenen Bedarf, während Tabak, besonders von den Eingeborenen sowohl für ihren eigenen Konsum, wie für Steuerzahlung kultiviert, zunehmende Beachtung gefunden hat, ebenso wie der vorzüglich gedeihende Reis, welcher aber bei weitem noch nicht den eigenen Bedarf deckt, da davon noch immer für ca. 11000 Pfund Sterling eingeführt werden müssen. Dagegen hat der groß betriebene Anbau von Mais abgenommen. Die erst in der letzten Zeit begonnene Kultur des Thees, welcher ca. 400 Pfund pro Acre liefert, aber später 600 Pfund ergeben soll, scheint gute Resultate zu versprechen.

Unter den Fidschi-Pflanzern befinden sich auch eine Reihe jetzt meist verengländerter Deutscher.

Die Viehzucht, besonders diejenige der Schafe, leidet unter der Feuchtigkeit, außerdem scheut man die Kosten der Einzäunung, die Spesen, um die Tiere zu Markte zu bringen, sind verhältnismäßig bedeutend, und so wird denn für die Europäer Fleisch und Schlachtvieh in nicht unbedeutender Menge von den australischen Kolonieen eingeführt. Der hiesige Viehstand wurde 1897 geschätzt auf 1630 Pferde, 12500 Rinder, 4760 Schafe und 1270 Schweine, von denen eine Anzahl wild im Busche laufen. Auch unsere Haushühner sind auf Fidschi verwildert und werden von den Männern gefangen, während die Fischerei vielfach von Frauen ausgeübt wird. Für Schildkrötenfang ist das Korallenmeer zwischen den Fidschi-Inseln einer der ergiebigsten Gründe.

Gutes Eisenerz ist in Menge vorhanden, Gold, Kupfer und Graphit sind in kleineren Quantitäten entdeckt worden, doch findet eine bergmännische Thätigkeit hier bislang nicht statt.

Die größte der Inseln ist mit 11600 □km und 50000 Einwohnern Viti Levu, d. h. „Groß Viti", auf deren centraler Hochebene sich einige steile Berge, darunter die imposante Basaltkuppe des Voma 1220 m hoch, erheben, und die von einer Reihe von Flüssen durchzogen ist, welche Landschaftsbilder von großartiger Schönheit bieten. Der Oberlauf dieser Wässer ist vielfach in tiefe Schluchten eingeschnitten, deren steile Abfälle namentlich von Farren bedeckt sind. Im Mittellauf, wo die Flüsse streckenweise in breiten Thälern dahinfließen, wie auch im Unterlauf, führen sie bald durch ausgedehnte, mit kräftigem Graswuchs bedeckte Flächen, bald durch sumpfige Niederungen, in denen sich Bambus und Zuckerrohr ausbreiten, bald dichte Waldungen, deren Laubkronen den Wasserspiegel teilweise gänzlich überschatten. Der größte Fluß, der Rewa, an dem auch die Hauptzuckerkulturen liegen, ist von seiner Mündung, welcher malerische niedrige Palmeninseln und Riffe vorlagern, 60 km flußaufwärts für kleine Dampfer von 15 Tons fahrbar.

Kommt man von Sydney her, so erblickt man nach 7tägiger Dampferfahrt als erste Landmarke den Mount Washington der südlichsten, 535 □km großen Fidschi-Insel Kandavu, läßt dann links einige kleinere Inseln liegen und erreicht 6 Stunden später Suwa, den an der niedrig verlaufenden Südost-Ecke von Viti Levu gelegenen Hauptplatz der Insel mit einem der besten Häfen des Archipels, welcher tief ins Land eindringt, frei von Bänken, vollkommen sicher und geschützt und leicht zugänglich ist. Nach Westen zu erheben sich eine Reihe üppig grüner, malerischer Bergzüge, über deren langen Rücken scharfe Spitzen, Kegel und Kuppen, darunter der groteske „Teufels-Daumen", emporstreben. Eine lange hölzerne, mit zwei Geleisen ausgestattete Brücke gestattet auch größeren Dampfern direktes Anlegen, und auf niedrigen Plattform-Lowrys werden die Waren an Land oder an Bord des Schiffes befördert.

Die Europäerstadt zieht sich in langer Linie am Strande entlang und besteht aus leichtgebauten Häusern aus weißgetünchten Brettern und Wellblech, die Warenschuppen sind teilweise sogar gänzlich aus letzterem Material errichtet. Wir finden hier drei einfache Hotels, zwei Klubs und unter den bescheidenen Läden auch einige deutsche, während die „größeren" deutschen Geschäftshäuser in Levuka etabliert sind; auch die dortigen „Importeure" haben übrigens für europäische Begriffe nur sehr bescheidene Ladengeschäfte. Dagegen sitzen die verhältnismäßig zahlreich vertretenen Juden, darunter auch verschiedene verengländerte Deutsche, überwiegend in Suwa. Von den drei englischen Zeitungen Fidschis erscheinen zwei in Suwa, eine in Levuka. Die Verwaltungs- und Justiz-Gebäude liegen auf einer leichten Anhöhe in der östlichen Stadthälfte und sind ebenfalls nur weiß getünchte Bretterbauten, denen aber rot gemalte Pfeiler, Firsten und Wellblechdächer einen freundlichen Anstrich verleihen. Ich war gerade zur Zeit der Quartalsitzungen in Suwa und wohnte den Verhandlungen des Obergerichts bei, zu welchem die englischen Anwälte „würdevoll" in abgetragenen und zerfetzten schwarzen Talaren und ungepflegten Perrücken erschienen und einen recht saloppen Eindruck machten. Dafür waren es aber wenigstens ältere Leute, während ein Teil der hiesigen englischen Beamten kaum den Knabenjahren entwachsene junge Bürschchen sind. Besonders die Inder und Salomonsinsulaner liefern auf Fidschi einen sehr

hohen Prozentsatz schwerer Verbrecher, und allein an einem Nachmittag sah ich vier indische Galgengesichter, trotzdem sie den ihnen zugeschriebenen Mord bis zum Schlusse standhaft leugneten, zum Tode durch den Strang verurteilen. Folgen wir der Strandpromenade, welche Prachtblicke auf das blaue Meer und die schönen Bergformen bietet, weiter nach Osten, so passieren wir den in einer englischen Kolonie unvermeidlichen Criquetplatz und finden an der äußersten Spitze inmitten eines großen, aber recht vernachlässigten Gartens das einfache Gouverneurshaus, auch nur einen weiß und rot angestrichenen Holzbau mit rotem Schindeldach. Bei Ebbe ist der der Ostseite vorgelagerte Korallengrund weit hinaus trocken gelegt.

Richtet man seine Schritte vom Centrum nach Westen, den Mangrovestrand entlang und an Hütten der Salomonseiländer vorbei, so gelangt man zu dem ummauerten Viereck des Gefängnisses, hinter welchem sich auf einem Hügelrücken das Hospital erhebt. Auch die katholische Kirche- und das katholische Missionshaus liegen auf einer leichten Anhöhe, von welcher aus man einen entzückenden Rundblick genießt; daneben existieren eine anglikanische und eine presbyterianische Kirche und eine unter europäischer Leitung stehende Handwerksschule für Eingeborene.

Das Ganze ist eingebettet in einer üppigen tropischen Vegetation von Mangos, Wao, Iwi, Lauci, Dilo, Lebbach, Flamboyant, Kokos- und Pritchardia-Palmen, zwischen denen Hibiscus-Büsche mit glühend roten oder gefüllten gelben Blüten, Crotons, Poinsettias und Akalyphen ihre Farbenpracht entfalten, Bambus, Baum- und andere Farren und allerlei Schlinggewächs den Einschuß liefern, während Agaven und Pandanus besonders dem Strande entlang auftreten. Brotfruchtbäume, Papaias, hohe Orangen- und Pompelmusenbäume, Bananen und Ananas liefern die Hauptfruchtarten; Taro ist nahe allen Hütten angepflanzt und bildet mit Yams, Kokos und Brotfrucht zusammen die vier Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, deren Hütten in kleinen Gruppen an den Wasserläufen liegen. Jeden Sonnabend gehen die in der Stadt lebenden Eingeborenen in den Busch, um aus ihren dort liegenden Kulturländern den Wochenbedarf an Yams und Taro zu holen.

Ein kleiner Dampfer läuft täglich von Suwa nach der Laucala-Bai und von hier den stattlichen Rewa-Fluß hinauf zwischen Zuckerfeldern, tropischem Wald und Ansiedelungen der Eingeborenen hindurch bis nach Nausori, wo die älteste Zuckerfabrik der Colonial Company, gegenüber auf der andern Seite des Flusses auch ein leidliches Hotel, liegt. Der Rewa-Fluß ist bis 25 Meilen hinauf an vielen Stellen circa 200 Meter breit und bis 50 Meilen hinauf für kleine Boote schiffbar.

Dem nördlichen Arme des Rewa-Deltas gegenüber liegt, durch ein Korallenriff mit der Hauptinsel verbunden, das Eiland Mbau, der alte Königssitz, wo noch bis in die 50er Jahre des 19. Jahrhunderts Tanoa seine kannibalischen Orgien abhielt. Während in andern Teilen Fidschis den Menschenopfern die Schädel eingeschlagen wurden, ehe man sie zubereitete, ließ Tanoa seine Opfer erst ihren eigenen Ofen herstellen und überließ ihnen dann, sich darin in einer passenden Stellung für ihr Backen zurechtzukauern. Noch heute ist Mbau der Sitz der höchsten Viti-Aristokratie, und die Sprache Mbaus ist die klassische, bildet



Berg Zion in Nukualofa. Hauptstadt von Tonga.



Königspalast in Nukualofa, Tonga-Inseln.

die lingua franca des Archipels und muß von jedem verstanden werden, der Anspruch auf Bildung macht.

Etwas weiter nach Suwa zu liegt vor dem Rewa-Delta auf der niedrigen kleinen Palmeninsel Nukula die Quarantänestation.

Eine besondere Erwähnung unter den Satelliten Vitu Levus verdient noch die westlich von Suwa liegende Mbenga-Insel, weil hier eine eigenartige und wohl noch nicht aufgeklärte Feuerprobe vorgeführt wird, welche darin besteht, daß Leute barfuß unbeschädigt über einen Haufen glühend heißer Steine wandeln. Diese Feuerprobe wird Umu Ti, d. h. „Ti-Ofen", genannt und von einer bestimmten Familie aus Raiatea ausgeübt. Man nahm bislang an, daß diese „Feuergänger" ihre Fußsohlen mit irgend einem Stoff einrieben, der sie gegen Verbrennung schütze. Nun bringt aber das Journal der Polynesischen Gesellschaft die Mitteilung, daß mehrere Europäer sich ebenfalls derselben Feuerprobe unterworfen haben, und durch den Verlauf dieses kühnen Wagnisses ist die Thatsache nur noch unbegreiflicher geworden. Oberst Gudgeon, der britische Resident in Rarotonga, Cooksinseln, befahl anfangs 1899 einen jungen Mann aus Raiatea zu sich, der zu der Gruppe der „Feuergänger" gehörte; es wurde wie gewöhnlich auf einer Lage von Steinen ein großes Feuer angezündet, und nachdem die brennenden Scheite entfernt worden waren, fand Gudgeon die glühenden Steine für einen Versuch bereit. Der Eingeborene bemerkte, daß zwei Steine nicht heiß geworden waren, weil man sie von einem „Marä", einem geheiligten Platze, genommen hatte, sonst aber befand sich alles in heißester Glut. Die vorbereitende Ceremonie dauerte nicht lange, der Raiatea-Mann sprach nur einige Worte und schlug dann zusammen mit einem Tanira (Jünger) den Rand des Ofens dreimal mit einem Ti-Zweige, von der Dracaena-Pflanze Cordyline australis. Dann schritten sie beide langsam und sicher über die 4 Meter breite Lage glühender Steine hinweg. Nunmehr reichte der Tanira einem der anwesenden Europäer seinen Zweig und sagte: „Ich übergebe Dir meinen „Mana", führe Du nun Deine Freunde hindurch." Das Wort „Mana" bedeutet in der Fidschisprache eine Art von magnetischer oder magischer Kraft, welche die verschiedenen Individuen in verschiedenem Maße besitzen sollen. Nachdem noch auf den Wunsch des Oberst Gudgeon die glühenden Steine so umgedreht worden waren, daß sie nicht durch ihre Spitzen die zarteren Füße der Weißen verletzen konnten, schritten drei Europäer über sie hinweg, unter der Führung des den Ti-Zweig Tragenden, Gudgeon folgte allein. Der Letztgenannte berichtete dann darüber: „Ich spürte ganz wohl, daß ich über rotglühende Steine ging, und vermochte die Hitze zu fühlen, doch wurde ich nicht verbrannt. Ich fühlte etwas wie elektrische Schläge, sowohl während des Durchganges, als noch hinterher, aber das war alles." Es wird noch bemerkt, daß man die Steine nach der Ceremonie dazu benutzt, um die Ti-Zweige darauf zu rösten, die von den Eingeborenen gegessen werden. Das geschah auch bei dieser Gelegenheit, und die Europäer konnten sich dadurch überzeugen, daß die Steine sich in der That in voller Glut befanden. Oberst Gudgeon berichtet noch, daß die sehr empfindliche Haut seiner Füße nicht einmal durch das Feuer hart geworden war. Eine Erklärung versucht er nicht. Übrigens ist dieselbe Ceremonie, wie die alten Häuptlinge des Urewera-Stammes von ihren Vorfahren berichten, früher auch auf Neu-

seeland in Übung gewesen. Es wird mit Bezug auf die geschilderte höchst merkwürdige Thatsache versichert, daß die Füße in keiner Weise vorher präpariert worden waren, daß sie bei dem nackten Durchschreiten des glühenden Ofens nicht gehärtet wurden, und daß keine ungewöhnliche psychische Erregung vorhanden gewesen wäre; damit fallen die drei wesentlichsten Erklärungen fort, die man bisher für die Feuer-Ceremonie der Fidschi-Insulaner gehabt hat.

Die zweitgrößte Insel der Gruppe, Vanua Levu oder das „Große Land", umfaßt 6406 □km, ist dicht bewaldet, an der Südküste meilenlang von Kokospalmen eingefaßt und besitzt in der Savu-Savu-Bai einen vorzüglichen Hafen, an dessen einzelnen Punkten elf „Traders" Läden besitzen.

Zwischen den beiden Hauptinseln liegt die Insel Ovalau, welche allerdings nur 125 □km groß ist, aber durch ihre centrale Lage von Anfang an einen bevorzugten Platz im Handelsverkehr gebildet hat. Auch diese Insel ist von großer Schönheit, dicht bewaldet und von romantischen, turmartigen und bis zu 637 m hohen Pics vulkanischer Gesteine überragt, zwischen denen sich schmale, fruchtbare und von Gebirgsbächen durchzogene Thäler hinziehen. Eine üppige Pflanzendecke mildert die starren Formen mit Ausnahme der senkrechten Felswände fast überall. Die Bergkonturen weisen ein kleines, aber sehr schönes Washington-Profil auf, wenn wir uns dem an der Ostseite der Insel liegenden Hafenplatz Levuka nähern, der durch zwei Riffkanäle hindurch bequem und sicher zugänglich ist; auch hier legen die Dampfer an einer hölzernen Brücke an. Hinter dem nur schmalen Uferstreifen steigt sofort eine 1500 Fuß hohe, ziemlich steile Bergwand auf, aus deren üppiger Waldung zahlreiche Kokospalmen und eine Reihe freundlicher Wohnhäuser hervortreten; auch hier bestehen die Europäerbauten ausschließlich aus Brettern und Wellblech, nur die mit einem Turme geschmückte katholische Kathedrale ist aus Korallenkalkstein aufgeführt. Das „Geschäftsviertel" zieht sich der einen langen Strandstraße entlang und macht einen überaus stillen und langweiligen Eindruck. Die Stadt hat zwei kleine Hotels, aber mit Ausnahme eines Criquet-Klubs keinen Klub. Ist doch die Zahl der hiesigen Weißen, seitdem der Regierungssitz nach Suwa verlegt wurde, von 2500 auf etwa 250 zurückgegangen. Es befinden sich darunter auch 16 Deutsche, deren Zusammenhalt wegen Konkurrenzneid und persönlicher Differenzen allerdings vieles zu wünschen übrig läßt, während der Verkehr zwischen Deutschen und Engländern ein freundlicher ist; auch der — kaufmännische — deutsche Konsul für Fidschi residiert in Levuka.

Unter den hiesigen Missionaren gelten als die besten die Maristen, während man den Wesleyanern vorwirft, daß sie möglichst viel Bargeld aus den Eingeborenen herauszuschlagen suchen, wobei sie besonders auf die menschliche Eitelkeit spekulieren; milde „Liebesgaben" von 10 Schilling aufwärts werden nämlich in den gedruckten Quittungslisten einzeln aufgeführt und in den Missionskonventikeln auch mündlich ausdrücklich erwähnt, wobei je nach Höhe des Betrages die Versammlung dem Geber durch mehr oder weniger lautes und anhaltendes Händeklatschen dankt. Und dieses Geräusch soll die Ohren der ruhmsüchtigen Eingeborenen so angenehm kitzeln, daß man gern die nötigen Opfer dafür bringt.

Die Gewinnsucht dieser Missionare war auch schuld daran, daß die Regierung ihren Sitz verlegte, da die Wesleyaner für das ihnen gehörige Land, welches zur eventuellen Anlage der Regierungsgebäude in Frage kommen konnte, einen unverhältnismäßig hohen Preis verlangten, während ein findiger Geschäftsmann in Suwa der Regierung das benötigte Terrain gratis zur Verfügung stellte, in der richtigen Voraussicht, daß die allgemeine Steigerung der Bodenpreise ihn dafür bald schadlos halten würde.

Da Levuka dem kühlen Südostwind ausgesetzt ist, Suwa nicht, so ist ersteres angenehmer und gesünder. Gutes Trinkwasser wird beiden Städten durch Leitungen aus den nahen Bergen zugeführt. Giebt es in Suwa einige Wagen und selbst einige Mietwagen, so sind Fahrgelegenheiten in Levuka ganz unbekannt, und man muß die Wanderungen in die reizende Umgebung trotz der Hitze hier zu Fuß antreten, sei es zu einer der „Townships" der Eingeborenen, die zuweilen nur aus etwa 6 Hütten bestehen, oder zu dem 3 km entfernt gelegenen Vorort Vagadace (sprich Vagadally), wo der 25 Fuß hohe Waitova-Wasserfall ein erquickendes Bad bietet. Läßt man die Stadt hinter sich und folgt der guten Straße, welche fast um die ganze Insel herumführt, dem malerischen Strande entlang nach Norden zu, vorbei am Criquetplatz, malerischen Höhlen und schroffen Felsabstürzen, und biegt nach 40 Minuten Gehens links in dichtes Gebüsch ab, so erreicht man einen der Plätze, wo die Menschenopfer stattzufinden pflegten. Dieser von Bäumen und Tarofeldern umgebene offene kleine Platz weist rechts in leichter Biegung eine aus behauenen Korallenblöcken aufgebaute Bank für die Häuptlinge auf, zwischen dieser und einem kleinen Bächlein befindet sich die Höhlung des polynesischen Ofens, in welchem die menschlichen Opfer gebraten wurden, nachdem ihnen an der scharfen Kante eines etwas abseits liegenden, besonders dazu hergerichteten Steines der Schädel eingeschlagen worden war. Die Existenz dieses Opferplatzes ist übrigens selbst manchem Europäer in Levuka unbekannt, und er ist nur unter kundiger Führung aufzufinden.

Die mit 553 □km drittgrößte Insel Taviuni, der „Garten Fidschis", ist vielleicht die malerischste und fruchtbarste der ganzen Gruppe; die Berge steigen hier bis zu 4000 Fuß an und weisen auf ihrer Höhe einen schönen Kratersee auf. Ein guter Weg läuft um die ganze Insel herum.

Kandavu, die viertgrößte Insel der Gruppe, deren Westende im Buke Levu oder Mount Washington fast 3000 Fuß hoch steil aus dem Meere emporsteigt, ist die erste, welche man, von Süden kommend, erblickt, und ist dicht bewaldet. Sie bildete eine Zeit lang den Anlegeplatz der San Francisco-Postdampfer.

Der Fidschi-Gruppe am nächsten liegend und in regen Beziehungen zu ihr stehend sind die Tonga-Inseln.

Tonga.

Die Tonga-Inseln wurden im Jahre 1643 von dem holländischen Seefahrer Tasman entdeckt, 1773 von Cook wieder aufgefunden und von ihm 1777 vier Monate lang näher erforscht und wegen des sanften und freundlichen Charakters der Eingeborenen die „Friendly Islands" genannt, woraus man im Deutschen die „Freundschafts-Inseln" machte, welcher Name sich nicht erhalten hat. Eine gründliche Kenntnis der Inselgruppe vermittelte aber erst das Werk des Engländers William Mariner, welcher 1806 auf dem „Port au Prince" hier Schiffbruch erlitt; während die meisten seiner Kameraden dabei untergingen oder von den Eingeborenen umgebracht wurden, gewann Mariner die Gunst des Königs Finau und brachte eine Reihe von Jahren, wie ein Tonganer lebend, auf den Inseln zu. Später haben D'Urville 1827, Wilkes 1840 u. a. den Archipel besucht und beschrieben.

In vorhistorischen Zeiten haben die Tonganer Heereszüge in weite Fernen unternommen, deren Traditionen sich erhalten haben; in neuerer Zeit führten sie nur in ihrer Heimat gelegentlich bürgerlicher Unruhen Kämpfe, und einzelne beteiligten sich an den Kriegen der Vitier, niemals aber zeigten sie in ihren Kämpfen die wilde Grausamkeit ihrer Nachbarn. Die frühere Herrscherfamilie der Fatafehi wurde im Jahre 1800 durch die Empörung mächtiger Häuptlinge gestürzt, und nach langen Unruhen gelang es dem Häuptling von Hapai, die Vorherrschaft zu erlangen und unter Mitwirkung der Missionare allmählich den ganzen Archipel zu einem Staate zu vereinigen. Den ersten Versuch, hier die christliche Mission einzuführen, hatte schon im Jahre 1797 die 1795 in England gegründete Londoner Missionsgesellschaft gemacht, welche u. a. auch zehn Missionare nach Tongatabu entsandte, dort aber wegen der inneren Unruhen keinen Erfolg hatte und die Station schon im Jahre 1800 wieder aufgab. Ein zweiter, 1822 von den Wesleyanern unternommener Versuch gelang nicht besser, und ebenso wenig glückte ein dritter, 1826 in Tongatabu unternommener, dagegen erzielten dieselben Wesleyaner unter Turner seit 1830 glänzende Resultate in Hapai, zumal sich dessen Häuptling Taufaa Hau, der spätere König Georg I., vom Anfang seiner politischen Laufbahn an eng mit ihnen verbündete, die Einführung des Christentums in ganz Hapai durchsetzte und der Mission 1831 auch Zugang auf Vavau verschaffte. Schon 1832 wurde von den Tonganern ein Krieg gegen Uvea unter dem Vorwand der Heidenbekehrung geführt. Nachdem Taufaa Hau Vavau 1833 mit Hapai vereinigt hatte, wurde auch daselbst das

Christentum eingeführt. Nur ein Teil der Einwohner von Tongatabu blieb den Missionaren feindlich und dem Heidentum treu, allein einzig aus Abneigung gegen Taufaa Hau. Diese Spaltung benutzten französische katholische Missionare, sich 1841 in Tongatabu festzusetzen und die heidnische Partei für ihren Glauben zu gewinnen. 1845 dehnte Taufaa Hau seine Herrschaft aber auch über die Tongatabu-Gruppe aus, brach 1851 den Widerstand der französisch gesinnten Häuptlinge, und „König Georg I." vereinigte nun den ganzen Archipel zu einem Staate. Später, im Jahre 1858, sah sich Georg I. durch ein französisches Kriegsschiff allerdings gezwungen, die katholischen Missionare auf seinen sämtlichen Besitzungen zuzulassen, aber damit wurde hier nicht viel erreicht, denn die Wesleyaner hatten sich bereits zu fest eingenistet und mehr und mehr den Staat nach dem Muster europäischer Monarchien organisiert.

Die Grundlage dazu legte die neue Gesetzgebung von 1839, welche später mannigfach abgeändert und 1862 endgültig bekannt gegeben wurde; darnach wurden die bisherigen Leibeigenen freie Pächter des Landes, und alle männlichen Einwohner über 16 Jahren hatten 6 Dollars jährlicher Steuer zu entrichten. Nach englischem Stile und Vorbild arbeitete man dann auch eine Verfassung aus, welche zum größten Teil vom König selbst stammte und vom 4. November 1875 datiert; dieselbe wurde von den neu eingeführten Kammern in manchen Punkten abgeändert und 1877 in englischer Sprache gedruckt. Die Konstitution setzt eine gesetzgebende Versammlung ein, welche nur alle zwei Jahre zusammentritt, und deren Mitglieder zur Hälfte dem Erbadel angehören und vom König ernannt, zur andern Hälfte vom Volke gewählt werden. Die Exekutive besteht aus einem Ministerium von vier Mitgliedern, von denen dem Premierminister Äußeres, Inneres, Heer und Marine, dem Landminister die Domänen und öffentlichen Arbeiten, dem Polizeiminister die Rechtspflege und dem Finanzminister Steuern, Zölle und andere Geldangelegenheiten unterstellt sind. Die Rechtspflege ist selbständig geordnet und umfaßt einen Obersten Gerichtshof, Geschworenen- und Polizeigerichte. Verkauf von Land wurde den Tonganesen verboten, und selbst wenn sie es an Fremde nur verpachten wollen, müssen sie es vorher der Regierung anzeigen, „damit die Tonganer nicht in die See getrieben werden", wie die Verfassung sehr ausdrucksvoll besagt.

Drei weiße Instrukteure, ein Deutscher, ein Engländer und ein Amerikaner, bildeten dem König eine kleine stehende Armee von 500 Mann.

Das gewählte Wappen zeigt in vierfach geteiltem Felde eine Krone, eine Taube, drei Sterne und drei Schwerter; die Flagge ist rot mit rechteckigem weißen Felde oben am Flaggenstock und darin mit einem stehenden roten Kreuze. Der König trägt in Gala eine Art englischer Admiralsuniform mit goldenen Schnüren, seidener Schärpe um die Brust und bei der Krönung einen mit Hermelin besetzten Mantel und eine von einem Kreuze gekrönte Bügelkrone ohne Steine, welche für 5000 Mark von Sydney verschrieben wurde.

Als die Wesleyanischen Missionare die Gelder des Volkes zu reichlich für nach Sydney bestimmte Gaben in Anspruch nahmen, gründete Georg I. Anfang der siebziger Jahre auf Veranlassung des viel angefeindeten, geschickten Rev. Shirley Baker, welcher lange Jahre hindurch die Rolle des ersten Ratgebers des Königs

spielte, die „Tonga-Freikirche“, als deren Haupt der König sich selbst erklärte, und der größte Teil seines Volkes folgte ihm nach.

Besonders freundlich hatten sich von Anfang an die Beziehungen Georg I. zu Deutschland gestaltet, der exotische König war mit dem Roten Adlerorden dekoriert, und dieser Insel-Zaunkönig sah sich gelegentlich des Ausbruchs des 1870er Krieges veranlaßt, „seinem Freunde“ Wilhelm I. in einem Handschreiben seine völlige Parteilosigkeit zuzusichern. Am 1. November 1876 wurde denn auch der erste Handels- und Freundschaftsvertrag, den Tonga überhaupt einging, mit dem befreundeten Deutschland abgeschlossen und diesem der Hafen Taulanga auf der Insel Vavau zur Errrichtung einer Kohlenstation für seine Marine eingeräumt. Englische Annexionsgelüste fürchtend, bat Georg I. unsern Kaiser sogar dringend um Übernahme des Protektorats seitens Deutschlands, aber damals dachten wir leider noch nicht an Kolonialpolitik, sonst hätten wir s. Z., dem Übergewicht unserer Handelsinteressen entsprechend, manchen Dingen in der Südsee ein anderes Gesicht geben können, als sie es heute haben. Erst am 29. November 1879 schloß dann auch England durch Bemühungen des einflußreichen Missionars Baker einen Freundschaftsvertrag mit Tonga ab, und das Sonderabkommen vom 6. April 1886 zwischen den beiden hier rivalisierenden europäischen Mächten bestimmte, daß Tonga neutrales Gebiet bleiben solle. Am 1. August 1888 zeichneten dann auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika einen Freundschaftsvertrag mit Tonga.

Außer dem Hause Godeffroy, welches sich frühzeitig hier niederließ, und seinen Nachfolgern sind auch eine ganze Reihe anderer Deutscher auf verschiedenen Inseln der Gruppe als Händler angesiedelt, und zwar gehören diese meist zu den zwei verwandten Familien Sanft und Wolfgram aus Pyritz in Pommern, welche sich durch fortwährenden Nachschub seitens ihrer Verwandten ergänzen. Leider hat der deutsche Einfluß auf Tonga in den letzten zwei Jahrzehnten stetig abgenommen zu Gunsten der Engländer, welche den deutschfreundlichen Premierminister Barker, angeblich um ihn vor einer drohenden Häuptlingsverschwörung zu bewahren, durch ein Kriegsschiff nach Neuseeland „retten“ ließen, um freies Feld für sich zu bekommen. Auch das Eingehen der subventionierten Fahrten der „Lübeck“ des Norddeutschen Lloyd nach Tonga und Samoa im Jahre 1893 hat deutschem Handel und Verkehr geschadet, die englischen Dampfer haben seitdem quasi ein Monopol, und der englische Handel auf Tonga überragt heute weit den deutschen.

König Georg Tubou I. starb 95 Jahre alt am 18. Februar 1893 zu Nukualofa, nachdem er vier Thronfolger, nämlich seine zwei Söhne und zwei Enkel, überlebt hatte, und ihm folgte sein 1874 geborener Urenkel Georg Tubou II. Taufaa Ahau, ein Enkel von Georgs I. Tochter Salote, welche von ihrem Vater verbannt worden, weil sie der Wesleyaner Stammkirche treu geblieben und nicht mit zur „Freien Kirche“ übergetreten war. Diese Salote (Charlotte) heiratete einen Verwandten von Lavinia, der Tochter des letzten Tuitonga von der älteren geheiligten Königsfamilie, welche einen weit höheren Rang einnimmt als die jetzige, die in den Augen von Tongatabu eben „nur“ eine Hapai-Häuptlingsfamilie ist. Georg II. vereint nun aber beide Familien in sich.

Unter ihm ging deutscher Einfluß weiter zurück, und als im März 1899 das

deutsche Kriegsschiff „Falke“ mit dem Vicekonsul Grunow an Bord in Tongatabu erschien und verlautete, daß dasselbe Auftrag bekommen habe, den Hafen von Taulanga solange zu besetzen, bis die Tonganer die Summe von 100000 Dollars bezahlt haben würden, welche sie angeblich dortigen deutschen Kaufleuten schuldeten — in Wahrheit handelte es sich nur darum, den König zu bewegen, die Tonga-Gerichte für Schuldklagen von Fremden gegen Tonganer zu öffnen — beeilte sich England, König Georg II. 125000 Dollars durch ein Kriegsschiff der australischen Station zu übersenden, um die deutschen Gläubiger befriedigen zu können, mit der Bedingung, daß der König keinerlei Landrechte an irgend eine fremde Macht abtrete, wogegen England die Unabhängigkeit Tongas garantierte. Gelegentlich des neuesten Samoa-Abkommens verzichtete Deutschland schließlich offiziell auf alle Ansprüche auf die Tonga-Gruppe und Niue oder Savage Island zu Gunsten Englands. Am 19. Mai 1900 wurde — nicht ohne Protest des Königs von Tonga — die britische Schutzherrschaft über diese Gruppen erklärt. Für Anlage einer Kohlenstation und eines befestigten Hafens sicherte sich die englische Regierung Land in der Bucht von Vavau.

Die Missionare, Lehrer und Ärzte, die Zoll- und Postbeamten auf Tonga sind bereits seit Jahr und Tag Engländer, und dieselben führen durchgängig ein sehr beschauliches Leben; selbst an den so seltenen Posttagen z. B. kann man stundenlang vergeblich versuchen, den Postschalter offen zu finden.

Als Landesmünze verkehrt deutsches, englisches und amerikanisches Geld mit gleicher Berechtigung, und von deutschem Gelde kursiert sogar verhältnismäßig viel auf der Gruppe. Die offiziellen Rechnungen werden in Dollars geführt, dessen Unterabteilungen hier aber originellerweise nicht Cents, sondern Schillinge und Pence bilden.

Die in der „Royal Gazette“ veröffentlichten Staatseinnahmen, meist von Zöllen und Kopfsteuern stammend, beliefen sich 1898 auf 104500 Dollars, die Ausgaben inklusive der königlichen Civilliste von 8000 Dollars auf 101800 Dollars.

Der fremde Handel Tongas wies 1897 und 1898 folgende Zahlen in Pfund Sterling auf:

	1897.		1898.	
	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Englische Häuser	45510	49196	21537	25731
Deutsche „	23959	14801	12598	12440
Tonganer „	4072	347	409	328
Andere „	1020	547	632	965

Infolge der Dürren und Stürme der Vorjahre war die Kopraernte im Jahre 1898 kleiner als je, und darunter litt das ganze Geschäft; ging doch die Kopraausfuhr von 54600 Pfund Sterling im Jahre 1897 auf 29600 Pfund Sterling im Jahre 1898 zurück, während das nächstwichtige Exportprodukt: Frische Früchte in gleicher Periode von 2885 auf 3260 Pfund Sterling stieg. Der in Nukualofa und Vavau betriebene Export von frischen Früchten ist wegen des Risikos beim Transport und oft unbefriedigender Preise betreffs seiner Renta-

bilität sehr unsicher und soll öfter Verlust als Gewinn lassen. Die Neuseeländer Union-Dampfergesellschaft berechnet von hier nach Auckland für das Bund Bananen einen Schilling, für die Kiste Orangen 9 Pence Fracht und gewährt deren volle oder teilweise Zurückerstattung, wenn die Ware verdorben in Neuseeland ankommt. Die erzielten Preise in Auckland variieren für Bananen zwischen 6 Pence und 3 Schilling, belaufen sich meist auf etwa 1/6 d für das Bund, und für die Kiste mit ca. 75 Stück Orangen werden durchschnittlich 3 Schilling bezahlt. Da letztere dem Verschiffer nur etwa 7 Pence kosten, wäre das Geschäft ja recht lohnend, wenn nicht der Agent in Auckland auf jede 70 Kisten 30 Kisten gratis verlangte, um mit dem Inhalt letzterer den Ausfall von verdorbenen Früchten der 70 Kisten bei dem Umpacken zu ersetzen. Am Tage der Dampferankunft liegen hoch aufgeschichtet Berge von grünen Bananenbündeln und von Orangenkisten mit rostförmigen, der Luft freien Zutritt lassenden Deckeln auf der Anlegebrücke und dem Ufer entlang, und bis zum letzten Moment führen die kleinen Wagen noch Zufuhren aus dem Innern heran. Der von mir benutzte kleine Dampfer „Taviuni" nahm 2500 Kisten Orangen und 8000 Bund Bananen nach Auckland mit.

Die Einfuhr besteht in Baumwoll-, Woll-, Eisen- und Kurzwaren, Getreide, Bauholz und Konserven, und Deutschland liefert besonders billige bunte Lamas, Musseline, Cachmirs und Alpaccas; auch billige Decken und Plaids, Matten, Schirme und Hüte haben gute Nachfrage.

Der Tonnengehalt des Schiffsverkehrs verteilte sich 1898 mit

74 388	Tons	auf	englische	Schiffe,
5 177	„	„	norwegische	„
931	„	„	deutsche	„
604	„	„	dänische	„
81 100	Tons.			

Der Tonga-Archipel umfaßt 32 größere und ungefähr 150 kleinere Inseln mit zusammen 997 □km und zerfällt seiner Bildung nach in zwei sehr verschiedene Teile, nämlich in zwei parallele Ketten von Eilanden, von denen die westliche vulkanischen Ursprungs, von häufigen und heftigen Erdbeben heimgesucht, bergig und mit Wald bedeckt ist, während der viel längere und breitere östliche Gürtel aus niedrigen, im Durchschnitt etwa 40 Fuß hohen Koralleninseln besteht. Thätig sind noch die Vulkane Tofua und Latte. In den Jahren 1852, 1857 und 1885 haben starke submarine vulkanische Ausbrüche stattgefunden, doch sind die dadurch entstandenen kleinen Inseln schnell wieder verfallen. Die Tongagruppe ist durch einen schmalen unterseeischen Rücken mit den Raoul-, Kermadec- und den Neuseeland-Inseln verbunden; zu beiden Seiten dieses Grates sinkt das Meer zu Tiefen von über 5000 m ab, erreicht zwischen den Tonga- und den Kermadec-Inseln mit 9427 m die zweitgrößte bislang überhaupt irgendwo gemessene, die bedeutendste Gipfelhöhe des Himalaya um 600 m übertreffende Tiefe. Die bislang größte Tiefe von 9644 m ist in den Gräben nördlich der Karolinen bei Guam gefunden. Man hat deshalb die östliche Grenze des australischen zerbrochenen Festlandes mit einer von Neuseeland nach Tonga laufenden Linie identifiziert. Die hiesigen



Tonganisches Mädchen.

Koralleninseln unterscheiden sich von den andern Koralleneilanden der Südsee dadurch, daß ihre Oberfläche nicht felsig, dürr und unfruchtbar, sondern mit einer reichen und ergiebigen Pflanzenerde bedeckt ist, die einen rötlichen Thon überlagert, der seinerseits wieder auf dem Korallenkalk ruht. So sind denn auch diese Inseln mit einer üppigen Vegetation und mit Pflanzungen bedeckt, welche den Einwohnern reichliche Mittel des Lebensunterhalts liefern. Fließendes Wasser ist allerdings auch hier überaus selten, und das Trinkwasser stammt meist aus Teichen und Brunnen und ist mehr oder weniger brackig. Zahlreiche Korallenriffe, und zwar meist Küsten-, seltener Barrierriffe, erschweren den Zugang vielfach.

Die Flora ist überwiegend indisch, umfaßt Ficus, Malvaceen, Leguminosen, Eugenien, Myrtaceen, Rubiaceen, Bambusse, Farren, Kasuarinen und vier Palmenarten, worunter die Kokospalme die wichtigste Kulturpflanze bildet; Yams, Brotfrucht, Bananen und Citrus liefern die Grundlage der auch hier überwiegend vegetabilen Kost.

Eine riesige Fledermaus, der Pteropus tonganus, bildet das auffallendste einheimische Tier.

Das Klima ist gesund, aber heiß und sehr feucht und deshalb für den Europäer erschlaffend.

Die Tonganer sind reine Polynesier, und zwar am nächsten den Samoanern verwandt, deren frühere Zusammengehörigkeit mit ihnen auch von der Sage berichtet wird. Groß, stark und schön gebaut, hellkastanienbraun von Hautfarbe, weist der Tonganer gefällige, dem Europäer ähnliche Gesichtszüge auf. Die Nase ist adlerartig gebogen, vorn oft etwas flach, der Mund nicht durch dicke Lippen entstellt. Die Augen sind schwarz und lebhaft, die Haare schwarz und häufig kraus gelockt; sie tragen nur den Schnurrbart und rasieren den Backenbart. Geistig sind sie unzweifelhaft eins der bevorzugtesten unter den polynesischen Völkern, und zwar sind ihre hervorstechenden Charakterzüge Freundlichkeit, Gefälligkeit und Zutrauen, freilich auch verbunden mit Neugierde und Zudringlichkeit. Ehrgefühl, Stolz und Freiheitsliebe sind bei ihnen stark entwickelt, und als kühne Krieger haben sie sich in früheren Zeiten ihren Nachbarn furchtbar gemacht. Die Neigung zum Stehlen ist bei ihnen stark entwickelt, und „Mogeln“ außerordentlich beliebt; ich sah z. B. einen Deckpassagier bei der Billetkontrolle mit größter Seelenruhe eine fünf Jahre alte, längst ungültige Fahrkarte präsentieren, und als man ihn herausfand, bezahlte er unverblüfft seine vier Dollars Passage. Weniger ausgeprägt ist bei ihnen die bei ausschweifenden anderen polynesischen Völkern so weit gehende Liederlichkeit; offiziell wenigstens ist man betreffs der Moralität auf Tonga sehr streng: Auf den unerlaubten geschlechtlichen Verkehr eines Mädchens mit einem Manne stehen 25 Dollars, im Wiederholungsfalle 125 Dollars Strafe oder entsprechende Zwangsarbeit bis zu drei Jahren für die bethörte Maid. Da sich die jungen Tonganerinnen dadurch aber keineswegs in ihren Zärtlichkeitsbeweisen einschränken lassen, so erwächst dem Staate hierdurch eine ganz nette Nebeneinnahme. Der tonganische Gruß besteht in leichtem Nasenreiben. Die hiesigen Tänze heißen Laka-laka, und im Gesang, selbst vierstimmig, leisten sie Hervorragendes; sie sind mit schöner Stimme begabt, haben guten Vortrag und gefällige Melodien, und im gemischten Chor zeichnen sich

besonders die weiblichen Stimmen aus, während die Jünglinge in ihrem Eifer des Guten leicht zu viel thun und sich überschreien.

Außer der vegetabilischen Nahrung dienen Fische und andere Seetiere, Hühner, Hunde und Ratten; Schweine werden nur bei festlichen Gelagen, dann aber oft in sinnloser Verschwendung gegessen; man stopft den Thieren in Blätter gewickelte heiße Steine in den Leib, legt sie in den mit Brotfruchtzweigen ausgelegten polynesischen „Ofen" und verstopft diese Aushöhlung der Erdoberfläche dann sorgfältig. Menschenfresserei war unter den Tonganern nie allgemeine Sitte, doch hatten sie einzelne von den Vitiern angenommen. Getränk bildet besonders die Kokosmilch, daneben Kawa.

Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern wesentlich dieselbe und besteht aus der Vala, einem Lendentuch aus einheimischem oder baumwollenem importiertem Stoff, das mehrere Mal um den Leib gewunden wird und bis zum Knie herabreicht; die Männer trugen früher statt dessen zuweilen nur den Maro mit den zwischen den Beinen hindurchgezogenen Enden. Für das Färben ihrer Zeuge lieferte der Ruß von den Nüssen der Aleurites triloba das Schwarz, der Saft von Ficus prolixa das Braun, während das Besprengen mit dem Safte des Hea-Baumes einen glänzend roten Firniß liefert. Tätowierung war nur bei den Männern üblich. Seit ihrer Bekehrung sind die Tonganer vielfach zu europäischer Tracht übergegangen, durch einen Auswuchs einseitiger Missionsanschauungen ist „aus Sittlichkeitsgründen" ohne Rücksicht auf das Klima die Bedeckung des Oberkörpers jetzt durch Landesgesetze vorgeschrieben, und so trägt man jetzt Hose und Hemd oder die Vala und eine weiße Jacke; auch heute noch schmücken sie sich mit Guirlanden aus Hibiscus-Bast, Blumen, Blättern und den stark duftenden Pandanusfrüchten. Das Haar wird nach verschiedener Art kurz geschnitten und mit Kalk oder Curcuma rot oder braun gefärbt. Auffallend reinlich in ihrer Körperhaltung, baden sie oft und gern, und zwar am liebsten in süßem Wasser.

Die Wohnungen dienen nur zum Schlafen und zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter; es sind oblonge Hütten mit abgerundeten Ecken, manchmal ganz oval, gewöhnlich 20 bis 30 Fuß lang und mit niedrigen, nur 4 bis 8 Fuß hohen, aus Rohr oder Kokosblättern geflochtenen Wänden; das auf einem Dachbalken ruhende, schildkrötenförmige hohe Dach besteht aus Palmblatt, Bambus oder Zuckerrohrblättern. Die Thüre befindet sich in der Mitte der Längsseite, Fenster fehlen. Das Innere ist um einen Fuß über den Erdboden erhöht und zunächst mit trockenen Blättern, darüber mit Matten belegt. Teilweise bestehen selbst die Eingeborenenhütten heutigen Tages schon aus weißgetünchten Brettern und Wellblech. Um die Häuser der Vornehmen liegen große, mit zierlichen Zäunen eingefaßte Höfe, welche gewöhnlich aus sauber gehaltenen Grasplätzen bestehen und einzelne Fruchtbäume aufweisen. Die rein gehaltenen Wege sind mit Kokospalmen eingefaßt und die unter dem Schatten von Bäumen liegenden Häuser regellos zu Dörfern verbunden, welche eine Art Marktplatz, die Malae, haben.

Den Landbau betreiben die Tonganer mit großartiger Sorgfalt, und ihre umzäunten Felder sind wie Gärten gehalten; da die Kultur von Taro durch die Unmöglichkeit künstlicher Bewässerung verhindert wird, so legt man sich besonders auf Anpflanzung von Yams.

Auch als Fischer und Bootbauer sind die Tonganer überaus geschickt. Sie bauten Boote bis zu 150 Fuß lang und 150 Personen führend und galten für die kühnsten und unternehmendsten Seefahrer unter allen Polynesiern; damit hing ohne Zweifel ihre Macht in früheren Zeiten zusammen. Noch heute sind sie große Freunde von Reisen und treten zwischen den verschiedenen Inseln häufig und gern Besuchstouren zu Verwandten und Freunden an.

Für Handel haben sie von jeher große Neigung gehabt und ihn eifrig und lebhaft betrieben.

Die Bevölkerung teilt sich in zwei große Abteilungen, die Vornehmen und die Gemeinen, je nachdem ihnen das „Tapu" beiwohnte oder nicht, und sie standen früher unter einem „Tuitonga" genannten absoluten König, der die höchsten politischen und zugleich priesterlichen Ehren genoß und göttlichen Rang einnahm; diese Würde war in der Familie erblich. Bei dem Fono, den Versammlungen der Vornehmen, herrschte strengste Etiquette. Alles Land ist in den Händen des Adels, welcher es verpachtet; das Volk zahlt ihm und dem König halbjährliche Abgaben in Produkten.

Die Frauen werden mit Achtung behandelt und haben keine schweren Arbeiten zu verrichten. Sehr feierlich waren die Bestattungen der Vornehmen: Die Leiche wurde in das Grab gelegt, welches in die „Feitoka" gegraben war, d. h. in einen künstlichen Hügel von bis über 20 Fuß Höhe, der mit großen Korallenstein-Quadern umlegt und durch Stufen zu ersteigen ist. Die Grube wurde dann mit weißem Sande aufgefüllt und zierlich mit schwarzen und weißen Kieseln, den Kilikili, belegt, darüber ein kleines Haus gebaut und das Ganze mit Kasuarinen umpflanzt.

Die Gesamtzahl der Bevölkerung Tongas beträgt heute nur noch knapp 21 000, wovon circa 2000 Katholiken, der Rest Protestanten sind. Charakteristisch für die Tonganer bleibt der große Einfluß, welchen die Missionare hier mehr als auf den andern Südseeinseln ausüben; die Einnahmen für rein kirchliche Zwecke fließen demgemäß nirgends so reichlich wie hier. Neben den Tonganern leben 480 Fremde, und zwar meist Engländer.

Deutsche mögen im ganzen etwa 50 auf Tonga leben; dieselben haben ihre deutsche Staatsangehörigkeit allerdings meist verloren und keine andere dafür erworben, ist doch selbst unser deutscher Vice-Konsul in Nukualofa, Herr von Treskow, der als Beamter der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, früher Godeffroy, seit 30 Jahren in der Südsee weilt, „ohne Staatsangehörigkeit". Wir finden deutsche Händler auf Tongatabu in Nukualofa, Mua, Foschok, Bea und Hifohifo, ferner auf Hapai, Vavau und Ninafu. Daß die hiesigen Deutschen übrigens teilweise nicht nur ihre deutsche Staatsangehörigkeit, sondern auch ihr Deutschtum verloren haben, davon erlebte ich traurige Beweise gelegentlich der jüngsten Samoa-Wirren. Entblödete sich doch einer dieser „Deutschen" von Tonga nicht, den mit uns auf einem englischen Dampfer reisenden 20jährigen „Rechtsanwalt" Gaunt aus Melbourne, dessen Bruder als englischer Marineleutnant die „Todesgarde" der Tanuleute auf Samoa anführte, in meiner Gegenwart zu fragen, ob denn die englischen Kriegsschiffe genug Raaen hätten, um alle Deutschen Samoas daran aufzuhängen!

Von den 5 größeren vulkanischen Inseln ist heute nur noch der 11 □km große, 1524 m hohe, erloschene und sehr regelmäßige Vulkankegel Kao bewohnt, die übrigen wurden verlassen.

Die niedrigen Koralleninseln zerfallen wieder in 5 Gruppen, nämlich die 4 Provinzen Vavau, Hapai, Niuafa und Niuatabutabu, welche jede von einem Statthalter verwaltet wird, während die Hauptinsel Tongatabu unter der direkten Verwaltung des Königs steht.

Tongatabu, mit 430 □km und 9000 Einwohnern die größte und fruchtbarste Insel der ganzen Gruppe, ist von dreieckiger Form, mit Ausnahme einiger bis zu 70 m hoher Hügel durchgängig aber nur etwa 6 Meter hoch und deshalb trotz ihres lieblichen und freundlichen Charakters im ganzen doch recht einförmig. Die Nordküste ist flach, sandig und dicht bewaldet, die Ost- und Südseiten fallen steil zum Meere ab. Eine große Lagune, welche in den nordöstlichen Teil der Insel eindringt, bildet einen nicht sehr tiefen Hafen, der gegen das Meer hin durch einige kleine Inseln abgeschlossen, aber gegen Nordwind nur schlecht geschützt ist. Küstenriffe umgeben das Ganze, und ein Barrierriff ist außerdem der Nordseite vorgelagert. Auf letzterer liegt auch der Hauptort mit der Residenz des Königs, die Stadt

Nukualofa, wo die Dampfer direkt an einer hölzernen Brücke anlegen können. Der Anblick, den die in Kokospalmen und Brotfruchtbäumen eingebettete Stadt mit ihren großen offenen Plätzen vom Wasser aus bietet, ist sehr freundlich. Rechts erhebt sich auf dem 30 Fuß hohen Saione oder Zionsberg, dem höchsten Punkte der Umgebung, die ovale alte Wesleyaner-Kirche, ein weißgetünchter Holzbau mit Palmblattdach, dessen Inneres von Säulen aus hartem Holze getragen wird; die tonganesischen Kirchen sind überhaupt durchweg oval nach Art der landesüblichen Hütten gebaut und auch wie diese mit Palm- oder Zuckerrohrblättern gedeckt. Unter der Zionskirche liegt hinter dem von Araucarien, Casuarinen und breitkronigen Ovava-Bäumen eingefaßten Strande und von einem freundlichen Garten umgeben der „Palast" des Königs, ein einstöckiger, mit Veranda umgebener weißgetünchter Holzbau mit Blechkuppel, in europäischem Villenstil, daneben die in gotischem Stile aufgeführte Hofkirche mit zwei verschieden hohen Spitztürmen, ebenso wie alle weiteren Bauten auch nur aus weißgetünchten Brettern hergestellt. Die königliche Kapelle ist im Innern mit schönem Neuseeland-Holzwerk geschmückt, und innerhalb des Palastgrundes liegt auch noch der ovale Bau der Tonga-Freikirche. Weiter links folgen dann, immer dem Strande entlang, die an einem großen öffentlichen Platze gelegenen schuppenartigen Erdgeschoßgebäude der Post- und der Zollverwaltung, das Haus des Premierministers, das Obergericht und das kleine, etwa 20 Schritt lange Parlamentsgebäude. Der einfache Stil des hölzernen australischen Landhauses mit Wellblechdach und Veranden und mit einfachen australischen Möbeln bildet für alle diese Bauten, ebenso auch für die Wohnungen der hier lebenden Europäer und der vornehmen Tonganer, die Regel. Etwas abseits folgen dann die ausgedehnten, gelbbraun gestrichenen Häuser der Faktorei der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, welche Firma von Godeffroys früher so weit ausgedehntem Handelsgebiet in der Südsee jetzt nur noch die Tonga-



Deutsche Factorei in Tongatabu.

und die Samoa-Inseln bearbeitet. Hinter den beschriebenen Anlagen läuft, dem Strande parallel, die „Geschäftsstraße“ der Weißen, wo in freistehenden Gartenhäusern eine Anzahl von Handwerkern und Ladenbesitzern wohnen, und wo man auch ein deutsches und ein englisches Hotel antrifft; die Zahl der hiesigen Deutschen, d. h. der in Deutschland Geborenen, war im Jahre 1899 15. Weiter landein liegen weit verstreut unter Bäumen versteckt die Hütten der Eingeborenen. Die Straßen der Stadt sowohl wie diejenigen auf dem Lande sind ursprünglich gut angelegt und werden durch die Sträflinge möglichst in stand gehalten; durch die herrschende Feuchtigkeit sind sie aber überall mit Gras überwuchert und nach Regen vielfach morastig.

Außer den Missionsschulen unter englischer Leitung besteht hier auch ein Seminar, das Kings College, und eine Handwerkerschule, und der Rektor des College, Mr. Roberts, ist gern bereit, den Fremden Perlmutterschalen mit eingeschnitzten Bildern und schön geschnitzte Holzkeulen — angeblich vor Cooks Ankunft hergestellt — zu teuren Preisen zu verkaufen.

Ganz überraschend ist der Eindruck, den man, besonders als Deutscher, in dem ganz europäisch eingerichteten Königspalast empfängt: Auf zwei Säulen grüßen uns hier nämlich in der Eintrittshalle links und rechts die Büsten unseres Kaisers Wilhelm I. und seines Sohnes, und geradeaus über dem Treppenabsatz prangt ein Ölgemälde mit der überlebensgroßen Reiterfigur unseres ersten Kaisers; das Rosenholzbett des Königs, sein Staatsboot, die Marmorgruppe vor der Hofkirche zum Andenken an den Prinzen Wellington, den Lieblingsenkel Georg I., bilden weitere Geschenke seitens der deutschen Regierung und der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft. Links von der Eintrittshalle liegt das Empfangszimmer mit zwei hochlehnigen Thron- und einer Reihe von gewöhnlichen Sesseln und mit einem Bilde der Königin Viktoria geschmückt; rechts das Eßzimmer. Mit Vorliebe hält sich Seine Majestät aber in der Veranda der Rückseite des Hauses auf, welche auf einen von einem weißgetünchten Holzstaket eingefaßten großen Rasenplatz führt, und zwar bevorzugt er die einfache und bequeme landesübliche Tracht des Lendentuches und einer weißen Jacke.

Der 1874 geborene und 1893 zur Regierung gekommene König Georg Tubon II. Taufaa Ahau ist über 185 cm groß, trotz seiner Jugend bereits 300 Pfund schwer und besitzt Waden von dem Umfang des Leibes eines Durchschnittsmenschen. Sein Gesicht ist dick, aber von angenehmen Zügen, und seine Haltung einfach und schüchtern. In Auckland auf Neuseeland erzogen, spricht er Englisch zwar fließend, zieht aber doch Tonganisch vor. Er ist, wie die meisten seiner Landsleute, ein großer Freund von Musik, spielt selbst Klavier und dirigiert seinen eigenen Kirchenchor, dessen schöner Gesang mit Recht berühmt ist.

Als ich im April 1899 in Tongatabu war, traf man gerade große festliche Vorbereitungen zu der Hochzeit des Königs, die Statthalter der anderen Inselgruppen und zahlreiche andere Tonganer waren bereits in Nukualofa eingetroffen, um an den Festen teilzunehmen, aber — man wußte weder den Tag der Ceremonie, noch den Namen der glücklichen Auserwählten, und das gab natürlich Stoff zu lebhafter Neugierde und allerlei Intriguen. Man sprach von drei Möglichkeiten: Jahrelang hatte man geglaubt, daß Fräulein Jenny, die musikalisch sehr begabte

Tochter unseres mit einer Samoanerin verheirateten deutschen Vicekonsuls die zukünftige Königin sein würde, da sie im Hause des Königs sehr freundschaftlich verkehrte; aber ihre Abstammung wurde schließlich doch nicht hoch genug befunden. Dann kam Edith Marie Pomare Wahine, Prinzessin von Tahiti, in Betracht, mit welcher der sonst so gut unterrichtete Gothaer Hofkalender, Ausgabe 1900, sogar den König als am 8. Dezember 1898 vermählt aufführt; schließlich aber heiratete Georg II. am 1. Juni 1899 in seiner Schloßkirche unter entsprechenden Festlichkeiten Prinzessin Lavenia, die 19jährige Tochter des Polizeiministers Kubo.

Nicht weit hinter der königlichen Villa erhebt sich inmitten des Malae kula, d. h. „großen Platzes", das Grabmal oder Langi König Georg I., ein dreistöckiger Terrassenaufbau aus gesägten Korallenkalkblöcken, auf dessen oberster Plattform sich eine Marmorstumpfsäule mit dem Medaillonbild des Königs erhebt, vor der die Figur eines Löwen steht; eine Menge von Kilikili-Kieseln sind als Weihgeschenke auf dem Grabmal niedergelegt. Die Größe dieses Baus beträgt auf der untersten Terrasse $24^1/_2$, auf der dritten $11^1/_2$ Meter im Quadrat. Nur Georg I. und seine letzte Gemahlin Salote sind in Nukualofa beigesetzt, alle seine übrigen Familienmitglieder ruhen in Uicha auf Hapai.

Die Langis der alten Tuitonga aber finden sich 12 Meilen südlich von Nukualofa nahe der heiligen Stadt Mua, welche an einer fälschlicherweise „Lagune" genannten Einbuchtung des Meeres liegt. Diese unter Bäumen eingebetteten Langis zeigen 2- bis 4stufige Terrassen von 40 bis 50 Meter Länge und 26 bis 40 Meter Breite, und bei ihrem Aufbau sind immense Korallenkalkblöcke verwandt worden, deren Größe bis zu $7^1/_2 \times 2^1/_2 \times 1$ Meter reicht.

Ein anderes Überbleibsel einer sagenhaften Zeit bildet das in Kolonga, 16 Meilen östlich von Nukualofa gelegene Haamunga oder Trilithon, welches aus zwei enormen aufrechten Steinpfeilern besteht, in welche ein steinerner Querbalken eingefügt ist; die Seitenpfeiler dieses Dolmen sind $4^1/_2$ Meter hoch, die Thoröffnung ist 3×3 Meter groß. Erbauer, Alter und Zweck dieses technisch bewundernswerten Baues, welcher noch jetzt heilig gehalten wird, sind heute unbekannt.

Auf der Fahrt nach Mua oder Kolonga — wenn solche die nach Regen grundlosen Straßen erlauben — passiert man in kurzen Abständen eine Reihe freundlich gelegener, kleiner Dörfer.

Die nächstliegende wichtigere Gruppe Hapai besteht aus 6 größeren und mehreren ganz kleinen und niedrigen Eilanden, welche dicht mit Kokospalmen bestanden sind, und umfaßt im ganzen nur 68 □km. Die Ostküste weist niedrige und steile Korallenfels-Abhänge auf, die Westküste flachen Sandstrand. Die Hauptinsel heißt Lefuka, und an ihrer Westseite liegt die Bucht von Pangai. Da hier die Dampfer ziemlich weit vom Lande entfernt vor Anker gehen müssen und eine Anlegebrücke nicht existiert, so hat sich auch kein Export von frischen Früchten entwickeln können; die Ausfuhr beschränkt sich hier auf Kopra, hat allerdings unter der Trockenheit der letzten zwei Jahre und unter Verwüstungen durch Orkane sehr gelitten. Der kleine heiße und schattenlose Hafenort mit etwa 500 Einwohnern weist auch einen „Königspalast" auf, d. h. einen sehr einfachen, einstöckigen und weißgetünchten Holzbau mit einem kleinen Turm und Verandavorbau inmitten

eines einfachen Grasplatzes, den ein Holzstaket umsäumt; doch soll der König, da es sein Stammland ist, angeblich lieber hier als in Nukualofa weilen. Die „Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft“ hat hier ebenfalls eine Faktorei und einen Detailladen, daneben sind drei weitere Deutsche als Händler thätig.

Die nördlichste Gruppe Vavau umfaßt 145 □km mit etwa 3000 Einwohnern. Die Hauptinsel, die zweitgrößte des Archipels überhaupt, besteht aus gehobenem Korallenboden, ist im allgemeinen eben, im Durchschnitt etwa 100 m hoch und von Hügeln durchzogen. Die Küsten sind überwiegend sehr steile Kalkfelswände, besonders an der Nordseite, wo die Insel auch am höchsten ist und zahlreiche Höhlen und Grotten aufweist. Ihre äußere Form ist sehr unregelmäßig und wird durch einen schmalen Isthmus in zwei Halbinseln geteilt, von denen die westliche, kleinere Hihifo heißt; tiefe Buchten dringen von der Südseite aus weit ins Innere. Der Hafen Taulanga, d. h. „der Ankerplatz“, ist der beste des Archipels und wird gebildet durch einen von Westen her tief in die Insel eindringenden Sund, den im Norden die Küste der Hauptinsel, im Süden eine Kette von fünf kleineren Eilanden begrenzt, und in den zwei Pässe führen. Die steilen Klippen mit teilweise unterwaschenen Ufern, isolierte aus dem Wasser aufsteigende einzelne kleine Felsen, die üppige von Kokospalmen überragte Vegetation gestalten die Einfahrt zu einer außerordentlich malerischen. Der eigentliche Ankerplatz liegt im innersten Grunde bei dem Dorfe Neiafu am Fuße des bewaldeten Hügels Olopeka, hinter welchem weiter landein der 134 m hohe Talau aufsteigt, der eine prächtige Rundsicht bietet. Die Ausflüge zum Tafoa, der höchsten Erhebung der Vavau-Gruppe, und zum Liku bilden weitere beliebte Bergpartien. Das Geschäftsviertel des kleinen Ortes zieht sich dem schmalen Strande entlang, die Wohnhäuser aber liegen auf dem dahinter aufsteigenden Hügelrücken, und wir finden auch hier wieder eine Faktorei der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft“ und ein einfaches, aber freundliches deutsches „Hotel“. Der Dampfer legt in Neiafu direkt an der Brücke an, und von hier erfolgt ebenfalls eine Ausfuhr frischer Früchte. Auf der andern Seite des Wasserarms ist von Deutschland seiner Zeit eine kleine Partie Kohlen gelandet worden, um offiziell die uns 1876 eingeräumte „Kohlenstation“ in Benutzung zu nehmen; dieser Kohlenhügel ist längst von dichtem Grün überwuchert.

Etwa 20 Minuten Dampferfahrt westlich von Neiafu liegt auf der Insel Falevai eine der am bequemsten zugänglichen Stalaktitenhöhlen, die Ana beke-beke oder „Schwalben-Grotte“, in welche ein Boot einfahren kann. Durch einen kluftartigen Zugang gelangt man zunächst in eine domartig gewölbte, von zahlreichen Schwalben bewohnte Vorhalle, deren obere Öffnung von Grün überschattet wird, und daran schließt die eigentliche „Blaue Grotte“ an mit den schönsten Tropfstein- und Korallengebilden; tücherartig senken sich hier die Kalksteinformationen von der Decke herab, dort bilden sie versteinerte Wasserfälle, anderwärts wieder Säulen, die beim Anschlagen mit dem Ruder einen glockenartigen Ton von sich geben. Die Grotte pflegt für den Besucher mit bengalischem Feuer und römischen Kerzen illuminiert zu werden, am günstigsten aber ist die Beleuchtung nachmittags, wenn die Sonne ihre Strahlen durch die obere Dom-Öffnung und den nach Westen

gerichteten Schluchteingang hereinsendet, das Wandgestein in seinen weißen, gelben, grünen, braunen und roten Farben schillern läßt, während es am Wasserrand porphyrrot erglüht und in dem wundervoll klaren blauen Wasser unter uns Hunderte von kleinen blauen und roten Fischlein den Korallengarten beleben.

Unter den weiteren Höhlen der Gruppe hat eine romantische Berühmtheit die Mariner-Grotte oder Ana Uku = „Taucherhöhle" auf der Insel Hunga erlangt, welche nur tauchend zu erreichen ist, da ihr Eingang unter Wasser gelegen ist. Die Sage von einem jungen Häuptling, der seine Geliebte hier verborgen hielt und sie lange Zeit täglich in diesem Versteck besuchte, ist von Mariner berichtet und von Byron in seiner Romanze „The Island" benutzt worden.

Eine Dampferfahrt von 1½ Tagen bringt uns nordwärts von Tonga nach Apia auf der Samoa-Gruppe.



Ansicht von Apia.

Samoa.

Die Samoa-Gruppe besteht aus vier größeren und einer Anzahl kleinerer Inseln, deren Umfang und Bewohnerzahl sich wie folgt stellen:

Insel	Fläche	Gesamtfläche	Einwohner	Einwohner gesamt
Sawaii	1691 □km		mit 13000 Einwohnern	
Upolu	868 „		„ 17500 „	
Manono	8,5 „		„ 800 „	
Apolina	4,7 „		„ 300 „	
Deutsch Samoa		2572 □km		31600 Einwohnern
Tutuila	135 □km			
Tau	42 „			
Ofu	23 „			
Olosenga	15 „			
Rosa	1,5 „			
Amer. Samoa		216,5 „		4000 „
Total		2788,5 □km	und	35600 Einwohner,

worunter 2500 Fremde, nämlich ca. 350 Weiße, der Rest Mischlinge und melanesische Arbeiter auf den Pflanzungen sind.

Vom Meere aus gesehen, gewähren die Inseln einen überaus reizenden Anblick; ganz verschieden von Tonga, sind sie — mit Ausnahme des kleinen, im äußersten Osten gelegenen Korallenatolls Rosa — bergig, auf Sawaii bis 1646 m hoch und vulkanischen Ursprungs, wie es die noch erhaltenen Krater und die Gesteine: Lava, Tuffe und Basalt erweisen. Thätige Vulkane existieren auf der Gruppe heute nicht mehr, dagegen finden sich noch heiße Quellen, und Erdbeben sind häufig, wenn auch nicht gefährlich. Noch im Jahre 1866 fand zwei Seemeilen von Olosenga ein submariner Ausbruch mit einem Aschenregen statt, der sich bis zu einer Höhe von 900 m über die See erhob. Mit Ausnahme derjenigen Stellen, wo die Lava noch nicht verwittert ist, ist der Boden von großer Fruchtbarkeit, und die Inseln gehören zu den schönsten und reichsten der Südsee überhaupt und sind durch ihre Lage auch für den Handelsverkehr besonders geeignet. Überall ist die Bewässerung reichlich, und aus den Bergen fließen eine Menge kleiner Bäche, zahlreiche prächtige Wasserfälle bildend, zu den Küsten herab; auf Sawaii freilich absorbiert der poröse Tuffstein höher gelegener Gebiete die Niederschläge teilweise dergestalt, daß sie als unterirdische Flüsse durch verborgene Höhlen des

vulkanischen Gesteins dahinfließen und als zahlreiche klare Quellen erst am Meeresrande wieder zu Tage treten. Bis auf die angebauten Stellen ist fast alles auf diesen Inseln mit prächtigem Wald bedeckt, und zwar herrscht hier, mehr noch als auf den Fidschi-Inseln, die indisch-malayische Flora vor. Wir finden hier 150 verschiedene Farren und Baumfarren, Kokospalmen umgürten die Küste, daneben treten andere Palmen, Malvaceen, Leguminosen, Myrtaceen, Euphorbiaceen und Rubiaceen hervor. Samoas zoologische Berühmtheit ist die sonst nirgends auf der Welt vorkommende und auch hier schon überaus seltene scheue Manumea oder Zahntaube, Didunculus strigirostris, welche auf dem Unterkiefer ihres papageiähnlichen Schnabels zwei richtige Zähne aufweist.

Das Klima ist gleichmäßig, durch die insulare Lage gemäßigt und für ein Tropenland nicht ungesund, das Jahresmittel in Apia 25,7° Celsius. Die trockene Zeit, während welcher der erfrischende Südostpassat weht, dauert vom Mai bis Oktober und ist bis auf einzelne erfrischende Regenschauer gewöhnlich durchgängig schön. Dagegen ist die heißeste Zeit, zwischen Dezember und April, mit ihren wechselnden Winden von heftigen Regengüssen und Gewittern begleitet, und in diese Periode — namentlich zwischen Januar und März — fallen auch die heftigen, zum Glück seltenen Orkane. Die jährliche Durchschnittsregenmenge beträgt in 196 Tagen 3419 mm.

Die größte Insel, Sawaii, ist nichts als ein großer Vulkan mit sanften Gehängen, auf denen sich in zwei Ketten eine ganze Reihe alter Krater aufgesetzt finden, deren Thätigkeit teilweise erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit erloschen zu sein scheint; so ziehen der Nordwestküste entlang gewaltige schwarze Lavafelder, von den Eingeborenen „das Glühende" genannt. Meist aber ist das vulkanische Gestein bereits verwittert und mit herrlichen Wäldern bedeckt, welche die Insel zu einer überaus anmutigen gestalten. Am Strande heben sich die Ortschaften der Eingeborenen mit ihren Kokospalmen, Brotfruchtbäumen, Pandanus und dichten Laubbäumen freundlich von der weißen Korallenküste ab. Überall, wo die beiden Bergketten dicht an das Meer herantreten, sind die Küsten steil und frei von Riffbildung, der flach verlaufende Strand aber ist von Riffen umsäumt. Die Küste ist schwach gegliedert, und gute Häfen fehlen ganz; nur Matautu an der Nordostküste bietet auch größeren Schiffen einen gegen Westen allerdings ungeschützten Ankerplatz. In der Umgebung von Matautu ist auch das Küstenland besonders gut kultiviert, während im übrigen der Anbau auf der Insel nur gering und die Bevölkerung verhältnismäßig dünn ist. Speziell das Innere ist fast menschenleer und erst ungenügend bekannt. Die Eingeborenen nennen die Nordküste Oleitu o Tane, die „Männerseite", die Südküste Oleitu o Fafine, die „Weiberseite". Die „Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft" besitzt auf Sawaii drei Handelsstationen, während ihre hiesige Plantage in den Besitz von Dr. Sierich übergegangen ist.

Zwischen Sawaii und Upolu treffen wir zunächst auf die in freiem Fahrwasser liegende Insel

Apolima, „die hohle Hand", den nach Westen zu offenen, kegelförmigen

Rand eines alten Kraters, der sich 144 m hoch erhebt, und dessen steil zum Meere abfallende Felswände sie zu einer natürlichen Festung wie geschaffen erscheinen lassen, zumal durch die schmale Öffnung im Westen nur ein Boot auf einmal hindurchfahren kann. Dieser Kanal führt uns zu einer Bucht, in deren Mitte ein zuckerhutähnlicher Ausbruchskegel aufsteigt und hinter der sich das alte, muldenförmige Kraterbett ausbreitet, das, jetzt mit der herrlichsten Vegetation geschmückt, die Hütten und Pflanzungen der Eingeborenen trägt.

Nur zwei Seemeilen Fahrt nach Südosten bringt uns dann zu der

Manono-Gruppe, welche durch ein von Upolu ausgehendes Riff umsäumt wird. Die niedrige Hauptinsel von dreieckiger Form erhebt sich in der Mitte zu einem 130 m hohen Berge; überaus fruchtbar, gut angebaut und stark bewohnt, bildet sie einen einzigen Garten, galt früher als politischer Mittelpunkt Samoas und ist deshalb der Wohnsitz zahlreicher Vornehmer. Die Nordküste ist durch Mauern und Grabmale künstlich verschanzt, und die nahe „uneinnehmbare“ natürliche Festung Apolima bildete einen wichtigen Stützpunkt. Nahe Manono und westlich davon erhebt sich außerhalb des Küstenriffs die von Kotzebue „Hahnenkamm“ genannte kleine steile Felsinsel Nulopa, deren Rücken schöne Kokospalmen zieren.

Die nun folgende, verhältnismäßig dicht bewohnte Insel

Upolu ist zwar nicht die größte, aber weitaus die bedeutendste der ganzen Gruppe. Den westlichen Teil bildet eine von schönen Wäldern bedeckte, reiche Ebene von geringer Erhebung, der Distrikt Aana, welcher der fruchtbarste der ganzen Insel ist, allerdings unter Wasserarmut bei den periodischen Trockenzeiten leidet. Auf dieser Westecke erhebt sich isoliert der alte Vulkan Tofua (975 m), der in sehr steilen Abhängen aufsteigt, und dessen Gipfel ein schmaler Rand um einen Krater bildet, dessen schroffe Wände mit dichter Vegetation bedeckt sind. Weiter nach Osten zu beginnt das kühn geformte Bergland der Insel, welches näher der Süd- als der Nordküste zu liegt und zu jener steiler, nach Norden zu sich in sanfteren Abhängen herabsenkt. Es besteht aus einer Reihe von Kraterbergen und basaltischen Domen, wie im Westen der Suisigna und nördlich von ihm der hutförmige Krater des Apia-Berges (737 m), mit dem vorliegenden, 395 m hohen Vaea, welcher den Apia-Hafen kenntlich macht. Östlich davon erhebt sich über einem tiefen Kraterschlund die steile Felspyramide des Pic Godeffroy (610 m), und südlich von diesem liegt der 783 m hohe Lanutoo, dessen Krater inmitten sanft abfallender, von üppigen Wäldern bedeckter Gehänge einen blauen See birgt, einen mit Recht sehr beliebten Ausflugspunkt von Apia aus. Westlich davon durchschneidet der Tiapapata-Paß das Gebirge, und hier führt die „Straße“, ein schmaler Gebirgspfad, von Apia nach Safata und Siumu an der Südküste. Im Osten endlich sind hervorzuheben die beiden Berge Malata und Fao, welche zu beiden Seiten der Bucht von Fangaloa liegen, und von denen der letztere mit 914 m als der höchste der Insel gilt. An der Südküste, welche, soweit es nicht die überwiegende Steilküste verhindert, stark bewohnt ist, liegt der tiefe Hafen von Safata, der selbst größeren Schiffen einen sichern Ankerplatz bietet, während die etwas östlich davon gelegene Bucht von Falealili flach ist. Von den Häfen der Nordküste ist die Bai von Fangaloa zwar tief, aber wegen der heftigen Windstöße von den Bergen, der vielen Küstenriffe und der Schutzlosigkeit nach Norden

für den Großverkehr ohne Bedeutung; immerhin bieten Fangaloa, ebenso wie Falealili, das von Fangaloa zunächst westlich folgende Falifa und andere Plätze treffliche Ankerstellen für kleinere Schiffe und ausreichenden Schutz beim Laden von Pflanzungsprodukten. Zu der westlich von Falifa liegenden, 1879 von Deutschland erworbenen Marinestation Saluafata führt durch das Küstenriff ein breiter Kanal zu einem für kleinere Schiffe geeigneten und gegen Stürme geschützten Ankergrund, dessen sich unsere deutschen Stationskreuzer immer mit Vorliebe bedient haben; sie haben hier oft monatelang in Quartier gelegen und nur hin und wieder kurze Abstecher nach Apia gemacht. Die Gegend von Saluafata ist eine der schönsten und malerischsten auf Upolu überhaupt. Weitaus den wichtigsten Punkt des ganzen Archipels bildet aber das nun etwa 17 km weiter westlich folgende Apia. Das Zurücktreten des Küstenriffs vom Strande bildet hier zwischen den beiden Landspitzen Matautu im Osten und Mulinuu im Westen einen Hafen, der durch einen Riffkanal zugänglich und durch eine vom Lande vorspringende Korallenbank in zwei, 8 bis 16 Meter tiefe Becken getrennt wird; das größere östliche bildet den gewöhnlichen Ankerplatz, das kleinere westliche ist schwerer zugänglich, aber besser geschützt. Vollständigen Schutz nach Norden bietet der Hafen aber nicht, er ist vielmehr sehr starker Dünung ausgesetzt und auch der Ankerraum ist nur beschränkt. Der von Apia aus weiter nach Westen zu folgende Küstenstrich ist der reichste und fruchtbarste Teil der Insel. Die Dörfer der Eingeborenen liegen hier ebenfalls fast ausschließlich an der Küste, da die Pflanzungen aber weiter ins Innere eindringen, so erhält Upolu auch hierdurch den Charakter eines besser besiedelten Landes.

Etwa 65 Seemeilen ostsüdöstlich von Upolu folgt als drittgrößte Insel der Gruppe das gänzlich von vulkanischen Bergen ausgefüllte

Tutuila; es findet sich auch hier noch eine Reihe von Kratern mit weiten Öffnungen, und diese alten Vulkane scheinen sich durch ihre Ausbrüche vereinigt und so die Insel gebildet zu haben, welche trotz der nicht bedeutenden Höhe durch die Schroffheit der Abhänge einen großartigen Eindruck macht. Ganz besonders gilt das von der von mauerartigen Bergabstürzen eingefaßten Nordküste, welche aber trotz ihrer Steilheit auch noch mit Vegetation bedeckt ist und erst am Meeresufer nackte schwarze Basaltklippen zeigt; hin und wieder öffnen sich dazwischen stille Buchten und schluchtenartige Thäler. Etwas weniger steil sind die Berge auf der Südseite, und hier giebt es im Südwestteil der Insel selbst größere hügelige Ebenen, in denen auch die bedeutendste Ortschaft Tutuilas, Leone, liegt; im ganzen aber sind ebene Landstriche hier weit seltener als auf Upolu und Sawaii. Dagegen sind die Küsten von Tutuila weniger einfach, als bei den beiden andern Inseln und werden hier mehr von tieferen Einschnitten durchsetzt. Korallenriffe finden sich nur selten, von geringem Umfang und zerstreut in den kleinen Buchten. Den eigentlichen Hafen bildet die in der Mitte der Südküste gelegene schmale Bucht von Pango-Pango, welche zunächst eine halbe Meile nach Norden zu führt, dann im rechten Winkel abbiegt und sich noch eine halbe Meile weiter nach Westen zieht, allenthalben von 250 bis 320 m hohen steilen Felsen eingeschlossen, so daß sie ganz den Eindruck eines alten Kraters macht; hier erheben sich auch die höchsten Berge der Insel, nämlich im Westen der schlanke, zuckerhut-

förmige Matafoa (730 m) und im Osten der viereckige, flachgipfelige Peiva (448 m), die alle mit der üppigsten Vegetation bedeckt sind. Der vollkommen geschützte Hafen von Pango-Pango ist zwar der beste der ganzen Gruppe, leidet aber auch darunter, daß die Küste von Korallenriffen besetzt, das Wasser zu tief und das Auslaufen gegen den Passat beschwerlich ist. Die Landkommission hatte den Amerikanern hier s. Z. nur 5 Acres zugesprochen, und verschiedene Bemühungen, für die projektierten Werftanlagen passendes Land in der Nähe käuflich zu erwerben, blieben bislang ebenso erfolglos, wie die Fundierungsarbeiten für eine Landungsbrücke.

Knapp weitere 100 Seemeilen nach Osten hin liegen die drei, die Manua-Gruppe bildenden steilen und bis zu 900 m hohen vulkanischen Inseln Ofu, Olosenga und Tau, deren schmale Küsten nur geringe Besiedelung zulassen, aber die saubersten und reichsten Dörfer von Samoa tragen. Ihren blühenden Zustand und die noch auffallend rein bewahrte Eigenart verdankt diese Gruppe dem Umstand, daß sich ihre Bewohner von den westlichen Samoa-Inseln und deren inneren und äußeren Verwicklungen fern gehalten haben.

Und wieder 125 Meilen nach Osten schließt das sehr niedrige, 1819 von Freycinet entdeckte und nach seiner Frau benannte, unbewohnte Atoll

Rosa (samoan.: Nuu Manu = Vogelinsel) die Samoagruppe ab; dieser 5 km im Durchmesser große Korallenring wird von jeder Flut völlig überspült.

Sehen wir uns nun die Bewohner etwas näher an.

Die Samoaner gehören mit den Tonganesen zusammen zu den schönsten polynesischen Rassen, sind auffallend schlank und gut gebaut, von stolzer, selbstbewußter Haltung und dabei groß und kräftig, allerdings mehr fettreich als muskulös, und von ungewöhnlich großem Brustumfang. Ihre Hautfarbe ist hell-oliv bis braun, das mattschwarze Haar schlicht glatt, der Bart wenig entwickelt. Die Gesichtszüge sind intelligent und angenehm, die Backenknochen etwas hervorstehend, die Augen schwarz und oft groß, die Nase ist am Grunde breit, der Mund groß und von vollen Lippen eingefaßt. Außer in der Jugend sind die Frauen weniger schön als die Männer. Gehör, Gesicht und Geruch sind bei ihnen gleichmäßig gut entwickelt, und als ausgezeichnete Schwimmer tummeln sie sich, Fischen gleich, oft stundenlang im Wasser. Elephantiasis kommt unter ihnen verhältnismäßig häufig vor, und auch die hiesigen Europäer haben unter dieser Krankheit zu leiden.

Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern gleich und sehr einfach, und zwar besteht sie entweder aus dem gürtelartigen Tanzschurz Titi, der aus den Blättern der Ti-Staude (Cordyline australis) oder von Hibiscusbaststreifen hergestellt wird, meist aber aus dem Lavalava genannten Lendentuch, welches aus den vom Baste verschiedener Pflanzen verfertigten Siapo-Stoff oder aus einem Stück europäischen Shirtings, bedruckten Kattuns oder schwarzen Kaschmirs besteht und um den ganzen Leib herum gewunden wird. Bei feierlichen Gelegenheiten ersetzen feine Matten dieses Hüfttuch, allein der Oberkörper bleibt gewöhnlich bloß. Erst in neuerer Zeit haben die Missionare die Samoaner an europäische Tracht gewöhnt, die Frauen tragen Sonntags die häßliche tahitische „Tiputa“, ein langes Stück Zeug mit einem Loch in der Mitte zum Kopfdurchstecken, welches hinten und vorn

hemdenartig herabhängt und seitlich offen ist; daß dieser „Fortschritt“ keine Verschönerung bedeutet, liegt auf der Hand. Hosen sind bei den Samoanern, im Gegensatz zu andern Polynesiern, allerdings auch heute noch nicht Sitte, sondern bei den Männern herrscht noch durchweg das Lendentuch, höchstens daß dazu hin und wieder eine Unterjacke oder ein leichtes baumwollenes Jaquet getragen wird. Das Haar tragen die Männer lang herabhängend oder in einen Knoten geflochten, die Frauen schneiden es bei Eintritt der Mannbarkeit bis auf zwei in das Gesicht hängende Locken ab. Zierrat lieben sie sehr. Guirlanden, die Ula und Malo, aus Blumen — besonders des Ylang-Ylang (Cananga odorata) —, Farren, Pandanusfrüchten, und Hibiscus-Baststreifen werden um die Schultern und Hüften gelegt, mit Blumen, Ranken von Alyxia, Blättern und Farren verstehen sie graziös das Haar zu schmücken, wozu alte Leute Moos verwenden; Federn, Muscheln und lange Schweinszähne werden bei dem eng anliegenden Halsschmuck beider Geschlechter gleichfalls verwandt. Die Häuptlinge tragen als festlichen Kopfschmuck die hohe Tuinga, welche vorn mit einem kleinen runden Spiegel versehen ist. Den Körper salben die Weiber mit wohlriechendem Kokosöl. Die Männer tätowieren sich bei eintretender Mannbarkeit in einfachen geometrischen Mustern, und zwar hauptsächlich vom Nabel bis zum Knie, während sich die Tätowierung bei Frauen auf Unterleib und Kniegegend beschränkt und selten ist. Das Bemalen der Haut mit verschiedenen Farben ist nur bei Kriegern üblich. Körper und Haus werden peinlich rein gehalten.

Die Häuser der Samoaner, alle von ovaler Grundform und etwa umgekehrten Booten gleichend, sind sämtlich überaus nett und zierlich erbaut. Von dem durch drei Pfeiler gestützten Dachbalken aus gehen dürre Sparren von Brotfruchtholz, an den Seiten parallel, an den Ecken im Halbkreis herab zu andern Balken, die auf 4 bis 5 Fuß hohen, in der Erde steckenden Pfosten ruhen; alle Befestigung des Holzwerkes geschieht durch Afa, Kokosbaststricke, welche, bunt gefärbt, auch zum Schmuck des Hauses dienen. Das Dach besteht aus Zuckerrohrblättern, die an den Sparren befestigt sind. Der Raum zwischen den untern Pfosten bleibt bei Tage gewöhnlich offen und wird nachts durch Kokosmatten geschlossen. Das Innere hat einen erhöhten Boden, dessen Unterlage Korallenstein und Sand bilden, auf denen erst glatte Kiesel, dann gröbere und feinere Matten liegen; Korallenstein- oder Basaltblöcke bilden die Randeinfassung der Hütte. Zwischen den Mittelpfeilern brennt auf einer Art Herd ein Feuer gegen die Mosquiten, gekocht aber wird stets außerhalb des Hauses. Man schläft getrennt unter aus Siapo hergestellten Mosquitonetzen auf Matten, das Gesicht stets mit einem Stück Zeug bedeckt. Europäische Petroleum-Hängelampen sind heute viel gebraucht und auf Upolu fast in jeder Hütte zu finden; auch kleine Spiegel und europäisches Handwerkszeug sind heute weit verbreitet, selbst Schwarzwälder Uhren, Nähmaschinen und allerlei Frauentand sind nicht selten anzutreffen. Man sitzt mit untergeschlagenen Beinen, und da es Zeichen von Ehrfurcht ist, in Gegenwart der Höheren zu sitzen, so erheben sich auch die Bekehrten in der Kirche niemals. Die Häuser der Vornehmen sind zuweilen auf großen steinernen Plattformen errichtet, welche größer als der Grundriß der Wohnung sind. Die einzelnen Hütten stehen zerstreut und ohne Ordnung unter Fruchtbäumen, dazwischen führen

reinlich gehaltene Straßen, und das Ganze ist zu Dörfern vereinigt. Jedes Dorf besitzt ein besonderes Faletele oder „Großes Haus", welches zu öffentlichen Versammlungen, zu Festen und besonders auch zur Aufnahme von Gästen dient und von einem offenen Grasplatz, der Malae, umgeben ist. Dem Ehrengast wird zur Nachtruhe die Taupou oder Dorfjungfrau, mit oder ohne eine ältere Genossin, zur Seite gelegt, und dieselbe soll als „tapu" betrachtet werden; diese Taupou oder Häuptlingstöchter spielen überhaupt eine hervorragende Rolle, nehmen auch an den Kriegszügen teil, marschieren, Wasser tragend, an der Spitze der Krieger, und ihnen steht das Köpfen der gefallenen Feinde zu.

Die Kost der Samoaner ist zwar wie bei allen Tropenbewohnern überwiegend vegetarianisch, doch genießen wenigstens die besser Situierten daneben fast täglich auch Fleisch, und besonders amerikanisches Salzfleisch ist sehr beliebt bei ihnen. Die Grundlage bildet Taro, hier Talo genannt, da der Samoaner ebenso wenig ein r, wie der Maori ein l kennt; sodann die Ufi genannte Yamswurzel und andere Knollen, Brotfrucht, Kokos und Bananen. Von Tieren genießen sie Schweine (nur bei Festen), früher auch Hunde, die sehr beliebt waren, ferner Hühner, Tauben und andere Vögel, Schildkröten, Schlangen und besonders viele Fische, die sie auch öfter ungekocht essen, und Muscheln. Eine eigenartige, allerdings sehr seltene Speise bildet der höchst merkwürdige Palolowurm. Dieser in Korallenriffen lebende, außer auf Samoa auch in den Fidschi- und Gilbert-Inseln vorkommende „Wurm" ist das zu einem Fortpflanzungskörper umgewandelte Hinterende einer zu den Ringelwürmern gehörenden Tierart, welches mit größter Regelmäßigkeit einmal im Jahre beim Eintritt des letzten Mondviertels zwischen Oktober und November und nur für einen Tag auftritt. Diese Regelmäßigkeit ist so groß, daß selbst in einem Eimer Seewasser, welches palolohaltige Korallenstöcke enthält, die Wurmenden pünktlich am Tage des letzten Mondviertels auftreten. In der See zeigt sich an diesem Tage der Palolo in so ungeheuren Mengen, daß die Samoaner in zahlreichen Booten auf seinen Fang ausgehen, da der etwa wie Austern schmeckende Borsten-Wurm roh oder gebacken eine bei Eingeborenen wie Weißen beliebte Speise bildet; er ist stricknadelstark, mit tausenden von kleinen Füßen besetzt und sehr leicht zerbrechend, von Farbe dunkelgrün bei den mit Eiern, gelblich bei den mit Samen gefüllten. Die Samoaner verbinden die vorstehend geschilderten Speisen geschickt zu Gerichten mannigfacher Art, und die bei Festmahlen zwischen heißen Steinen gerösteten kleinen Schweine und die Backhühner zum Beispiel bilden einen auch von europäischen Gaumen sehr geschätzten Leckerbissen. Statt Salz wird auch hier Seewasser gebraucht. Menschenfraß war in Samoa nicht Sitte, wenn auch hin und wieder Beispiele vorkamen, daß einzelne im Kriege aus Rachsucht oder Prahlerei Menschenfleisch aßen. Es werden täglich zwei Mahlzeiten eingenommen, die eine um Mittag herum da, wo man sich gerade befindet, während die zweite bei Sonnenuntergang alle Familienmitglieder im Hause vereinigt. Gewöhnlich ist es allerdings bei den Samoanern üblich, nur eine Arbeit an einem Tage zu verrichten und diese wenn möglich gegen 10 Uhr vormittags zu beendigen; dann folgen Bad, Mahlzeit und ein langer Mittagsschlaf. Die Speisen backen im Ofen auf glühend gemachten Steinen, und Einholung, Kochen und Zubereitung derselben ist gemeinsame Sache der Männer und der

Frauen. Alle sind sie starke Esser, und namentlich bei Festen werden unglaubliche Mengen vertilgt; Messer und Gabel oder Löffel sind unbekannt, man bedient sich in übrigens ganz gefälliger Weise zum Essen der Finger, Blätter vertreten die Stelle von Tellern. Als Getränke dienen Wasser und Kokosmilch, bei Festen die Kawa, hier Awa genannt, deren Wurzel durch Mädchen und Jünglinge gekaut wird, worauf das daraus hergestellte Getränk unter feststehenden Ceremonien unter alle Gäste verteilt wird. Kokosschalen, Ipu, dienen als Trinkgefäße, große hölzerne Bowlen, Tanoa, für die Kawa. Von den Europäern haben die Samoaner den Tabak angenommen, den sie sehr lieben.

Die Beschäftigung der Samoaner besteht hauptsächlich in Landbau, der allerdings nicht in gleicher Ausdehnung wie bei andern Polynesiern betrieben wird, weil die große Fruchtbarkeit des Bodens und die Fülle wildwachsender Früchte ihn weniger nötig machen. Doch wird Taro an allen dafür geeigneten Stellen sorgfältig gebaut, daneben Yam, Batate, Pia (Tacca), Brotfrucht, Kokos, Banane und Zuckerrohr gepflanzt. Im Erklettern der bis zu 20 Meter hohen Kokospalmen zeigen beide Geschlechter große Gewandtheit, und daraus erklärt sich auch wohl die Gelenkigkeit ihrer Füße. Das einzige Gerät bei der Landbestellung bildet ein spatenartiger Stock. Das überall auftretende Lavageröll bereichert zwar durch seine Verwitterungsprodukte den Boden, verhindert aber die Verwendung von Pflug und Egge, und selbst ein europäischer Spaten ist nur in den seltensten Fällen verwendbar. Der Schweine wegen werden die Felder mit niedrigen Mauern aus Korallenstein umgeben. Von Haustieren ziehen die Samoaner Hühner und Schweine, dazu sind sie geschickte Fischer. Boote bauen sie sehr zierlich und sorgfältig, bemalen sie zuweilen bunt und verstehen sie sehr schnell zu rudern; teilweise sind dieselben mit Auslegern ausgestattet. Für Handel haben die Eingeborenen jederzeit große Vorliebe und Pfiffigkeit bewiesen, dagegen sind sie dem Herrendienst ebenso abgeneigt, wie die Tonganer, und deshalb auch auf den Pflanzungen der Europäer nicht zu verwenden, da die Naturkinder ihre heimatliche Scholle und ihre Unabhängigkeit über alles lieben. Die Frauen und Mädchen stellen besonders aus dem Baste des Ua oder Tutuga (Pipturus incanus) die weiße Tapa her, welche bei Regen in einzelnen Lagen abblättert, und bedecken diesen Stoff mit schablonenmäßigen Mustern in rotbrauner, gelber, schwarzer oder grünlicher Farbe, wozu am häufigsten der rote Eisenstein Ele, Curcuma, die Nuß der Aleurites und der Saft aus dem Stamm der Bergbanane dienen; zuweilen wird der feinere Stoff auch mit einer Art Pinsel bunt bemalt, doch stehen diese Siapos, welche zu Kleidern, Decken und Mosquitonetzen dienen, denen anderer Archipele an Schönheit nach. Dagegen entwickeln die Samoaner einen hervorragenden Geschmack in Falas, geflochtenen Matten, von denen die besseren das wertvollste Eigentum und Tauschmittel bilden; die feinsten, zu Kleidern dienenden Matten sind die aus Pandanusblättern geflochtenen, mit Federn besetzten Ietonga und die aus Hibiscusbast hergestellten Iesina. Ferner verfertigen sie geschmackvolle kleine Kästchen und graziös gehandhabte Fächer (Ili) und Fliegenwedel von großer Zierlichkeit, sogenannte „Fue", aus Palmblattrippen und Pandanusblättern; letztere werden auch von den Rednern bei öffentlichen Versammlungen getragen; sodann sind noch Kämme aus Kokosblattrippen, Körbe aus Pandanusblättern, Kopfkissen aus Bambusrohr mit zwei niedrigen Füßen und Fackeln aus trockenen Kokosblättern zu erwähnen.



Zubereitung der Kawa. Samoa.

Von Charakter sind die Samoaner mild, harmlos, freundlich, heiter und fröhlich; zwar träge in ihren Arbeiten, aber geistvoll, geschickt und höchst bildsam. Ihr Privatleben zeigt eine Anmut und Zierlichkeit, die sie höchst interessant macht. Einen Hauptcharakterzug bildet große Höflichkeit und Artigkeit in der Unterhaltung. Der Gruß bestand auch hier ursprünglich im „Nasen", und noch jetzt pflegen sie bei dem allgemein angenommenen Händeschütteln sich zu bücken und den Rücken der Hand mit der Nase zu berühren. Dank bezeigen sie dadurch, daß sie das Geschenkte, was gewöhnlich zugeworfen wird, gegen den Kopf drücken, heftigen Ausbruch der Freude wie andere Polynesier durch Weinen. Zurückweisung eines Geschenkes gilt als große Beleidigung. Grüne Zweige und die Kawawurzel sind Symbole des Friedens. Die Samoaner sind ferner außerordentlich gastfrei, freigebig und bemüht, sich untereinander beizustehen. Sehr beliebt sind Malangas, gemeinsame Reisen zum Besuch von Bekannten, und auf solchen bringen sie einen großen Teil des Lebens hin. Allerlei Spiele sind bei den so häufigen Festen sehr beliebt, besonders aber Tänze, welche gewöhnlich nach Sonnenuntergang stattfinden. Beide Geschlechter erscheinen dabei möglichst geschmückt und begleiten den Tanz mit Musik, Liedern und Händeklatschen; die Lieder, in gefälligen Durmelodien mehrstimmig gesungen, sind teils lyrischer, teils epischer Natur, und die Musik-Instrumente bestehen hauptsächlich aus Trommeln und aus verschieden langen Bambusstäbchen, welche auf den Boden oder auf Stein geschlagen werden. Den üblichsten Tanz bildet die Siwa, die von Männern wie Weibern, und zwar in sitzender Stellung mit graziösen schwingenden Bewegungen des Oberkörpers, der Arme und Hände ausgeführt wird. Die Tanzenden sitzen in einer langen Reihe, die Mädchen in der Mitte, die Männer an den Seiten, und die Taupou oder Dorfjungfrau figuriert dabei gewöhnlich als Vorsängerin und Vortänzerin, wenn man eine sitzende Dame so bezeichnen darf; der Chor begleitet diese „Freiübung mit Gesang" immer lebhaft, graziös, heiter, lachend und unermüdlich, zwischen den einzelnen Liedern nur kleine Pausen lassend, die mit Trinken einheimischer Getränke ausgefüllt werden; an Stelle letzterer sah ich auf Tonga Samoanerinnen, allerdings im europäischen Hause, auch ganz flott Whisky trinken. Das Sitzballett endet zuweilen in einem wilden, stehend getanzten und ganz unbekleideten faa muli pae pae. Der Nachttanz Pōūla wird fast nur von Männern, sehr selten von Frauen, und zwar stehend getanzt. Erotische Tänze und Spiele sind in großer Mannigfaltigkeit bekannt und beliebt, und auch Criquet und Kartenspiel sind von den Europäern übernommen worden und werden leidenschaftlich betrieben. Auch an Mut und Kampflust fehlt es den Samoanern keineswegs. Die Lust am Stehlen ist bei den Samoanern ebenso stark ausgeprägt wie bei andern Polynesiern; auch ist ihre Unsittlichkeit arg. Sie lebten früher in jetzt nur noch vereinzelt vorkommender Polygamie, doch hatten gewöhnlich nur die Vornehmen mehrere Frauen; die Ehe ist nur dann rechtsgültig, wenn der Mann die Frau in sein Haus aufnimmt, andernfalls gelten Kinder aus diesen Verbindungen als unehelich. Kindermord wurde zwar nicht geübt, umsomehr aber Abortus. Die Frauen leben hier freier, bequemer und sorgenloser, als auf andern Archipelen und ihre Stellung war hier nie so gedrückt. Um lange Verhandlungen und Geschenke zu sparen, entführt nicht selten der Jüngling seine Geliebte und bringt sie zunächst in die Hütte eines seiner Verwandten, wo das Liebespaar

freundlich aufgenommen und beschenkt wird, ehe es nach einiger Zeit in das Elternhaus des Bräutigams übersiedelt. Hier erscheint alsdann die Familie der jungen Frau mit Geschenken: Schweinen, Hühnern, Früchten und Yams, und auch bei der Geburt des ersten Kindes erfolgen wieder Geschenke von den beiderseitigen Eltern. Europäer sind mannigfach echte Ehen mit Samoanerinnen eingegangen, meist allerdings haben sie sich nur auf sogenannte „Samoanische Ehe" eingelassen, welche bloß für die Dauer ihres Aufenthalts auf dem Archipel gilt, und der ganze Anhang der Frau, die „Ainga", betrachtet sich auch dann zutraulich, zuweilen auch aufdringlich, als zur Familie gehörig. Von alters her bestanden feststehende, zum Teil barbarische Strafen für gewisse Verbrechen; auf Ehebruch und Mord stand der Tod, und wenn der Thäter entflohen war, Einziehung seines Besitzes und Verbannung.

Die vokalreiche Sprache der Samoaner, nur aus den 14 Buchstaben a, e, i, o, u, f, g, l, m, n, p, s, t und v bestehend, ist eine der sanftesten und fließendsten aller polynesischen überhaupt; das g wird sanft nasal, der Pago Pago geschriebene Ort z. B. Pango Pango ausgesprochen. Englisch, und zwar das sogenante Pidgin-Englisch, wird nur von einer sehr kleinen Zahl von Samoanern verstanden, und Französisch oder Deutsch noch weniger; dagegen kann fast jeder Samoaner heute seine eigene Sprache lesen, und sehr viele von ihnen sind auch des Schreibens kundig.

Ihre Mythologie war entsprechend der Lebhaftigkeit ihrer Phantasie sehr ausgebildet. Sie glaubten an die Abstammung der Ahnen von dem Gotte Tagaloa a lagi und an ein Leben nach dem Tode, und zwar lag der Eingang zu der Unterwelt Fafa am Westende von Sawaii bei zwei runden Felslöchern, von denen das größere für die Vornehmen, das kleinere für die Geringeren bestimmt war. Die „Aitu" oder Geister der Verstorbenen wurden nach ihrer Rückkehr zu Tagaloa von diesem mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, und auf dieser Anschauung beruhte ein mit Opfern verbundener Ahnendienst. Der Glaube an Zauberer, Wahrsager und das Tapu, hier Saa genannt, war allgemein; die Kraft des Tapu stand allem Göttlichen und den Vornehmen zu und hatte auch hier zur Folge, daß die damit Ausgestatteten nicht allein essen durften. Die heilige Sperre konnte auf alles gelegt werden, und die damit belegten Fruchtbäume bezeichnete man durch Anheftung gewisser Gegenstände, oder indem man einen Speer bei ihnen in den Boden stieß.

Der politischen Organisation nach, welche immer eine sehr lose war, zerfielen die Inseln in 10 Distrikte, von denen drei auf Upolu kamen, nämlich Aana im Westen, Tuamasanga in der Mitte und Atua im Osten. Ob diese Distrikte als Gebiete alter Staaten zu betrachten sind, läßt sich nicht entscheiden. Die Bevölkerung zerfällt in Gemeine und Vornehme, und unter letzteren stehen obenan der Dorfhäuptling Alii und der Distriktsvorsteher Tui, während der höchste Häuptlings- oder Königstitel Tupu lautet. Dazu kamen aber eine Reihe weiterer Titel. Ein Dorf oder eine Provinz, deren Bewohner oder Häuptling sich irgendwie auszeichnet, erhebt auf Grund dieses Ruhmes besondere Vorrechte bei der Königswahl; ein Titel wird verliehen, den betreffende Gegend an einen großen Häuptling fest

bestimmter Familien verleihen darf, und diesem steht dann die Leitung des betreffenden Kreises zu. Nicht eher konnte ein Großer des Landes Herrscher über die gesamte Inselgruppe werden, als bis er eine bestimmte Zahl solcher alter Titel auf sich vereinigt hatte. Eine einflußreiche Rolle spielten daher besonders die Tulafale oder Sprecher, welche im Range den hohen Häuptlingen nur wenig nachstehen und die Führung bei den auf den Malaes stattfindenden Fonos oder Versammlungen haben. Ein besonders berühmter Titel war der von einem Häuptling Tuamasangas aus einem Kriege gegen die Tonganer heimgebrachte Malietoa, d. h. „großer Krieger“, und das Recht, diesen Titel zu verleihen, besitzt der Ort Malie, 12 km westlich von Apia. Mit der Königschaft hatte die „Würde“ Malietoa aber nichts zu thun, ebenso wenig wie der vom Distrikt Faleata vergebene Mataafa-Name, sondern seitdem Samoa in die Geschichte eintrat, d. h. etwa 14 Generationen zurück, haben sich folgende vier „große“ Königsnamen oder Papa ausgebildet: Die beiden ältesten und bedeutendsten, welche in der Tupua-Königsfamilie beinahe erblich geworden waren, sind Tuiatua und Tuiaana, die beiden späteren, von einer Königstochter abstammenden Titel sind Tamasoalii und Gatoaitele. Die Orte, welche betreffende Titel verleihen, sind Lufilufi für den Tuiatua, Leulumoenga für Tuiaana, Afega in der Mitte des Nordrands von Upolu für den Gatoaitele und Safata an der Südküste für den Tamasoalii. Sawaii und Tutuila haben keine eigenen Königstitel zu vergeben, während der sehr alte Königstitel Manuas, Tuimanua, bald verblaßte und diese Insel in stolzer Zurückgezogenheit heute keinen Teil mehr an den westlichen Königswahlen nahm. Tutuila hatte seine Königsrechte seit langer Zeit an Lufilufi abgetreten, die Inseln Manono und Sawaii pflegen seit alters her zu Afega zu halten, dem sich auch Safata anzuschließen pflegt; die Kombination der letzteren wird in der bilderreichen Sprache Samoas als Pule, d. h. Autorität, bezeichnet, während Aana und Atua als Tumua zusammengefaßt werden. Die vier genannten „großen“ Titel müssen auf eine Person vereinigt sein, um derselben volle Autorität als Tafa ifa oder Herr der vier Würden im ganzen Lande zu verschaffen, andernfalls sind Unruhen und Krieg unvermeidlich. Fehden zwischen den Malo oder Siegern und den Waiwai oder Besiegten waren in der That überaus häufig, aber unter den sechs Tafaifa-Königen der Tupuafamilie herrschte Frieden, nachdem sie die sämtlichen vier großen Titel auf sich vereint hatten.

Die durch die verwickelten politischen Verhältnisse Samoas hervorgerufenen häufigen Kriege wurden dadurch begünstigt, daß es seinen Bewohnern weder an Mut, noch an Kampflust fehlt, und man focht die Händel zu Lande, wie zur See aus. Jeder Erwachsene ist zum Kriegsdienst verpflichtet, und man geht in den Kampf möglichst geschmückt, die einzelnen Parteien durch Abweichungen in Haartracht und Zierrat unterschieden. Die Kampfesweise besteht besonders in Überfällen, seltener in offenen Schlachten, denen gegenseitige Herausforderungen vorangehen. Die Kriegsgefangenen wurden getötet, die Frauen in Gefangenschaft geführt und die Felder verwüstet; die geschätztesten Trophäen sind die Köpfe erschlagener Feinde, die bei der Siegesfeier auf der Malae zu einem großen Haufen aufgestapelt wurden. Statt der Speere und Keulen benutzen die Samoaner heute Messer, Flinten und zeitweilig selbst kleine Kanonen; auch verstehen sie Festungen, Olo, anzulegen, die sie mit starken Pallisaden aus Kokosstämmen und mit tiefen Gräben umgeben.

Der einheimische Name Samoa stammt wohl von dem mythischen Moa ab, dem Namen des alten Häuptlings, unter welchem vor vielleicht 500 Jahren die Samoaner aus Hawaii (?) einwanderten; andere übersetzen das Wort mit „Geheiligtes Erdcentrum". In sagenhafter Vorzeit fanden erbitterte Kämpfe zwischen Samoanern und Vitiern statt, von denen sich Nachklänge in den samoanischen Heldengesängen erhalten haben. Um das Jahr 1600 herum wurde Samoa sodann nach blutigen Kriegszügen von den Tonganern unterworfen, die ihr Hauptlager, ebenso wie die Vitier, auf Sawaii hatten, aber schon nach 10 Jahren würde diese Fremdherrschaft durch den Krieg der Matamatame abgeschüttelt, die Tonganer flüchteten auf ihre Inseln zurück, und seitdem hat kein feindlicher Fuß mehr Samoa betreten.

Von Europäern entdeckt wurde die Gruppe im Jahre 1722 durch den holländischen Admiral Jakob Roggeveen, welcher die Manua-Inseln auffand und nach dem Führer seines Schiffes „Baumannsinseln" benannte; dieser Expedition gehörte auch ein deutscher Arzt, Hans Behrens aus Mecklenburg, an, und aus dessen Feder stammt die erste Beschreibung Samoas. Bougainville, welcher die Gruppe 1768 wiedersah, legte ihr den Namen „Navigatorinseln" bei, weil sich hier die Kurse verschiedener Seefahrer kreuzten. Ein unglücklicher Zusammenstoß auf Tutuila, der 1787 den Tod von 11 Begleitern von Lapérouse während der Expedition der „Astrolabe" und „Boussole" zur Folge hatte, hielt mit Ausnahme eines Besuches von Edwards im Jahre 1791 für 30 Jahre alle Schiffe von Samoa fern. 1824 wurde der Archipel dann durch Otto von Kotzebue aufgesucht, aber erst die seit 1830 hier erschienenen Missionare erschlossen ihn der Kenntnis der gebildeten Welt. Die Vermessung der Gruppe erfolgte 1839 von der Expedition der Vereinigten Staaten unter Wilkes, und von den Untersuchungen der neueren Zeit sind besonders diejenigen von Dr. E. Graeffe hervorzuheben, welcher Samoa im Auftrag der Hamburger Firma Godeffroy und im Interesse von deren Museum erforschte.

Die ersten europäischen Ansiedler bestanden in einer Anzahl zuchtloser Verbrecher aus Sydney, die sich hier niederließen und die Inseln mit unglaublichen Greueln erfüllten. Im Jahre 1830 erschienen sodann unter Führung von John William, dem „Apostel der Südsee", die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft, welche sich nach und nach über den ganzen Archipel ausgedehnt und ebenso eifrig als erfolgreich das Christentum unter seinen Bewohnern verbreitet haben. Durch diesen Erfolg angelockt, kamen schon im Jahre 1835 auch wesleyanische Missionare von Tonga herüber, setzten sich zuerst in Manono, sodann auf Sawaii fest, und obschon später die beiden Missionsgesellschaften einen Vertrag schlossen, nach welchem der Archipel der Londoner Gesellschaft bleiben sollte, so haben die Wesleyaner, welche speziell Australien vertreten, dennoch ihre hiesigen Stationen beibehalten, was einen beklagenswerten Zwiespalt zwischen den protestantischen Bewohnern der Insel hervorgerufen hat. Auch katholische Geistliche siedelten sich von Tahiti aus 1845 in Samoa an, fanden das Missionsfeld aber meist schon besetzt, und auch die Mormonen, welche von Hawaii herüberkamen und auf dem Ostrand von Tutuila eine kleine Niederlassung gründeten, gediehen hier trotz ihrer lockenden Polygamie so wenig, daß ihre Station Anfang der 80er Jahre einging. Heutigen Tages sind noch etwa 20 Mormonen über Samoa verstreut, die von Salt Lake City aus nicht unterstützt, von den Samoanern durchgefüttert werden.

Das Heidentum ist heute auf den Inseln ganz vertilgt, und zwar halten sich 26000 Eingeborene zur Londoner Missionsgesellschaft, 5600 zu den Wesleyanern und 4000 zu der katholischen Mission der französischen Maristen; doch sitzt das Christentum bei den Samoanern keineswegs tief.

Die Londoner Missionsgesellschaft zählte hier im Jahre 1899: 10 weiße Missionare, 4 weiße Lehrerinnen, 175 ordinierte Eingeborene, 164 eingeborene Hilfsprediger und 216 Schulen, dazu ein Predigerseminar in dem stattlichen Küstendorf Malua im Nordwesten von Upolu, eine Realschule für Knaben, ein Pensionat für Mädchen und eine Schule für weiße Kinder und Mischlinge in Apia. Die Gesellschaft besitzt hier auch ihren eigenen kleinen Dampfer, den „John Williams".

Die Wesleyaner verfügen über 2 weiße und 4 eingeborene Missionare und 14 Hilfsprediger und besitzen 52 Schulen und ein Predigerseminar.

Die Maristen endlich haben 16 europäische und 1 eingeborenen Missionar und 67 Hilfsprediger; Bischofssitz und Kathedrale liegen in Apia, ein Kloster auf dem Vaea-Berge hinter Apia.

Die englischen Missionare, auch hier in erster Linie Handelspolitiker und erst in zweiter Reihe, oft sehr mangelhaft, Priester des Christentums, haben von Anfang an dem deutschen Ansiedler wenig Sympathien entgegengebracht, dagegen stellten sich die katholischen Missionare, deren Bestrebungen weit ernstere sind, trotz ihrer französischen Abstammung auf Seite der Deutschen.

Den Missionaren waren bald Händler gefolgt, deren Ansiedelung in Samoa dadurch begünstigt wurde, daß es hier im Gegensatz zu der Mehrzahl der anderen polynesischen Inseln leicht war, Grundbesitz zu erwerben, und so bildeten sich zunächst in Apia und in Leone auf Tutuila europäische und amerikanische Handelsniederlassungen, denen später die Anlage von Pflanzungen seitens der Fremden und mit der steigenden Wichtigkeit der Inselgruppe die Ernennung von Konsuln seitens der meistbeteiligten Mächte folgten. Eine hervorragende Rolle in der wirtschaftlichen Erschließung der Inseln hat besonders das große Hamburger Rhederhaus Joh. Cesar Godeffroy & Sohn in Hamburg gespielt, welches, um eine leichtere Rückfracht zu haben, sein früher hauptsächlich nach der Westküste Südamerikas betriebenes Geschäft auf Veranlassung eines seiner Vertreter, Anselm, auch nach der Südsee ausdehnte, seine erste Station auf Upolu im Jahre 1857 gründete und später hier und auf Sawaii große Landerwerbe machte. Allmählich breitete sich dieser großartig organisierte Betrieb über die ganze Südsee aus, und selbst auf Orten, welche wegen ihrer Gefährlichkeit oder Öde von Missionaren gemieden wurden, verkehrten von der „großen Firma" entsandte Händler; dieselben waren auf Tonga, Niue, Futuna, Wallis, Rotuma, Fidschi, Tahiti und Paumotu, auf den Ellice-, Tokelau-, Gilbert-, Marschall-, Karolinen- und Salomons-Inseln, auf den Neuen Hebriden, Neu-Britannien und Neu-Irland zu finden. Die Pläne der „big firm", wie die Gesellschaft heute noch in der Südsee allgemein heißt, gingen sogar weiter und nahmen eine Besiedelung Samoas in Aussicht, wofür Bismarcks Wohlwollen gewonnen war; leider kam der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges dazwischen, und die „Hertha", welche sich schon auf dem Wege nach Samoa befand, wurde zurückberufen.

Hatten die Deutschen ursprünglich nahezu das Handelsmonopol auf Samoa besessen, so folgten nach 1870 Engländer und Australier, später in Tutuila auch Amerikaner, und Apia entwickelte sich allmählich zu einem Handelsplatz, der in der Südsee nur Honolulu, Papeete und Levuka nachstand. Der Verkehr ging von hier aus weit nach Mikronesien, und die Handelsprodukte, besonders Kokosöl, wurden in Apia gesammelt und dann nach Europa und Australien befördert. Mit dem wachsenden Verkehr stieg allerdings auch die offizielle und private Eifersucht der hier am meisten beteiligten drei fremden Mächte und ihrer Staatsangehörigen.

Im Jahre 1840 war es dem Malietoa Tawita gelungen, die ganze Inselgruppe unter seine Herrschaft zu bringen, doch brach, nachdem diese Einheit 1868 wieder zerfallen war, offener Bürgerkrieg zwischen den Taimua und den Faipule aus, und in Mulinuu, dem Westteil von Apia, entstand ein Septemvirat von 7 Häuptlingen mit einer beratenden Versammlung, auf welche europäischer und amerikanischer Einfluß immer stärker einwirkten. Schon im Jahre 1872 befürwortete das unternehmungslustige Neuseeland die Annektierung Samoas und erbot sich, ein Schiff zu diesem Zwecke auszurüsten. Auch Amerika trat im gleichen Jahre mit Gebietsansprüchen auf, dadurch, daß der Korvettenkapitän Heade von der „Narrangasett“ mit dem Häuptling Mauga einen Vertrag betreffs der Abtretung von Tutuila abschloß. Aber die Regierung in Washington war mit dem eigenmächtigen Vorgehen dieses diensteifrigen Kapitäns nicht einverstanden, sondern bedeutete diesen, unter Erteilung eines Verweises, dahin, daß nur das Auswärtige Amt und der Bundesrat befugt seien, Verträge abzuschließen. 1873 erschien hier alsdann der amerikanische „Colonel“ Steinberger, jüdisch-deutscher Abstammung, von Grant als Kommissar der amerikanischen Regierung abgesandt, um über die Handelsaussichten der Inseln und einen mit ihnen event. abzuschließenden Freundschaftsvertrag zu berichten. Sehr schnell schwang sich der schlaue und ehrgeizige Mann zum ersten Ratgeber und „Premierminister“ des von ihm selbst eingesetzten Königs Malietoa Laupepa auf, und der „amerikanische Häuptling“ gewann bald mehr Einfluß auf die Samoaner, denen gegenüber er sich als selbstloser Freund aufspielte, als Kaufleute oder Missionare bisher je besessen hatten. Die einfache Verfassung, die er nach Prüfung alter Herkömmlichkeiten einführte, die glückliche Lösung der Königsfrage durch Einführung eines regelmäßigen Geschlechterwechsels auf dem Throne, die Herstellung geordneter Zustände auf allen Inseln nnd die Wohlthat einer einfachen, aber wirksamen Gerichtsbarkeit unter eingeborenen Richtern hätten dem Schöpfer dieser gedeihlichen Zeit wohl ein besseres Geschick verdienen lassen, als ihn in Wirklichkeit nach wenigen Jahren ereilte. Steinberger hatte sichtlich alles darauf angelegt, sein Adoptiv-Vaterland zur Besitzergreifung der Inseln zu veranlassen und sich selbst durch Volksabstimmung den Posten des ersten Statthalters zu sichern; aber die Eifersucht der Missionare und der angelsächsischen Kaufleute veranlaßte eine gehässige Denkschrift an das amerikanische Auswärtige Amt, die Konsuln von England und Amerika schlossen sich dem Kreuzzug gegen den deutsch-jüdischen Machthaber an, der den Einfluß des Schattenkönigs Laupepa immer mehr herabgedrückt hatte, und so wurde denn in der That seine gewaltsame Entfernung verfügt. Der Kapitän des im Dezember 1875 in

Apia eingelaufenen englischen Kriegsschiffes „Barracoota“ wurde von den beiden Konsuln veranlaßt, Steinberger als eine für die Ruhe der Inseln gefährliche Person aufzuheben, und nach blutigem Kampfe wurde Steinberger gefangen und nach Neuseeland gebracht. Vergessen und einsam ist dieser Mann erst vor wenigen Jahren in New-York gestorben, nach dem heutigen Urteil der Samoaner der einzige Weiße, der Samoa verstand und seine Bevölkerung zu nehmen wußte. Hatte Steinberger sein ehrgeiziges Spiel auf eigene Hand unternommen, so betrieb der amerikanische Konsul nunmehr offen die Annexion und hißte 1877 die nordamerikanische Flagge; der energische Protest von Deutschland und England hatte allerdings zur Folge, daß dieser Schritt von der Regierung in Washington nicht gebilligt und ihr Konsul abberufen wurde. Durch diesen Vorgang gewitzigt, schloß aber S. M. S. „Augusta“ am 3. und 5. Juni 1877 Verträge mit den um die Königswürde kämpfenden Parteien der Malietoa- und der Puletua-Anhänger ab, durch welche sich beide Gruppen für alle Fälle verpflichteten, keiner andern fremden Regierung vor der deutschen Vorrechte in Samoa zu gewähren.

Am 17. Januar 1878 schlossen alsdann die Amerikaner, nachdem Le Mamea als Gesandter des Königs Malietoa nach Washington gesandt worden war, einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Samoa ab, worin ihnen der Hafen von Pango Pango auf Tutuila zur Benutzung und die Auswahl einer Uferstrecke daselbst zur Niederlage für Kohlen und andere Schiffsbedürfnisse erlaubt wurde. Ein ähnliches Abkommen ging am 24. Januar 1879 Deutschland ein, welches den Hafen von Saluafata auf Upolu zugewiesen bekam mit dem Rechte, ihn als Kohlen- und Schiffsstation zu benutzen mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß im Hafen von Saluafata keine andere Nation gleiche Rechte erlangen könne, während deutschen Schiffen auch alle übrigen Plätze, Gewässer und Häfen Samoas ohne Ausnahme — also auch inkl. Pango Pango — zum Ankern und Ausbessern, sowie zum Einnehmen von Lebensmitteln offen ständen. England sicherte sich durch Vertrag vom 28. August 1879 gleichfalls die Benutzung aller Gewässer, ferner die Einrichtung einer Kohlenstation nach seiner Wahl unter Ausschluß der Häfen von Apia und Saluafata und derjenigen Stelle im Hafen von Pango Pango, welchen die Vereinigten Staaten für sich in Anspruch nehmen würden; Großbritannien war sich aber nie über die Wahl einer Station auf Samoa schlüssig geworden, da eben außer den genannten drei Häfen alles andere gleich unbrauchbar ist. Die Amerikaner haben später eine kleine Stelle links vom Eingang des Pango Pango-Hafens zur Anlage einer einfachen Kohlenstation benutzt, eine Abtretung des ganzen Hafens an sie war jedoch nicht erfolgt.

Um wenigstens die Hauptstadt den Wirkungen der fortwährenden Unruhen möglichst zu entziehen, wurde durch Vertrag zwischen den drei Mächten und Malietoa Laupepa vom 2. September 1879 der Distrikt Apia als Ele ele Saa oder neutrales Gebiet erklärt, dessen Verwaltung den drei Konsuln unterstellt und dabei bestimmt, daß der Posten des Municipalmagistrates abwechselnd von den drei Mächten besetzt werden sollte.

Nachdem alsdann am 15. Dezember 1879 zwischen den beiden streitenden Parteien des Malietoa und Tamasese Frieden geschlossen und bestimmt worden war, daß im Falle späterer Zwistigkeiten die Beilegung auf friedlichem Wege,

eventuell durch Schiedsspruch der fremden Vertreter zu suchen sei, traten am 23. Dezember 1879 eine Anzahl Häuptlinge an Bord des „Bismarck" zusammen und gaben nach stattgehabtem Uebereinkommen unter den drei Konsuln ihre Zustimmung zu einer Verfassung, welche Malietoa Tavalou zum König auf Lebenszeit und Malietoa Laupepa zum Regenten einsetzte. Der Vertrag bestimmte eine Landesflagge — stehendes weißes Kreuz in rotem Felde mit einem fünfeckigen weißen Stern im oberen Stockfeld —, setzte einen Staatsrat Taimua ein, bestehend aus je zwei Häuptlingen von jeder Provinz und eine Volksvertretung, Faipule, aus Leuten geringeren Standes.

Inzwischen war das Haus Godeffroy Ende der siebziger Jahre durch unglückliche Börsenunternehmungen in Zahlungsschwierigkeiten geraten, und es trat an das Deutsche Reich die günstige Gelegenheit heran, den Südseebesitz der Firma, welchen schon 1878 die „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg" teilweise erworben hatte, und damit die Schutzherrschaft über Samoa gegen die verhältnismäßig geringe Beihülfe von 300000 Mark zu sichern; in bedauerlicher Kurzsichtigkeit aber lehnte der deutsche Reichstag, besonders auf Bambergers Betreiben hin, diese Vorlage am 29. April 1880 in dritter Lesung mit 128 gegen 112 Stimmen ab.

Malietoa Tavalou starb am 8. November 1880, und bei der Königswahl am 19. März 1881 vereinigte sein Neffe Laupepa die drei Titel Malietoa, Gatoaitele und Tamasoalii auf sich, während die andern Prätendenten nur je einen großen Titel aufwiesen, nämlich Tamasese als Tui Aana und Mataafa den seiner Stammprovinz, als Tui Atua. Malietoa Laupepa war zwar als Tupu o Samoa oder König erklärt und als solcher am 12. Juli 1881 von den Mächten anerkannt worden, aber seine Herrschaft war schwach und hilflos, ganz seinem Namen entsprechend, denn Laupepa bedeutet „Blatt Papier", und er war unfähig, Unruhen und Plünderung deutscher Pflanzungen zu verhindern. Als er aber im November 1885 so weit ging, England heimlich und verräterisch die alleinige Oberherrschaft von Samoa anzubieten, stellte sich Deutschland auf Tamaseses Seite, dieser erklärte sich Anfang 1886 als König, und da Malietoa und seine Anhänger fortfuhren, die Deutschen zu beleidigen und zu berauben, ohne Genugthuung zu bieten, so erschien im August 1887 ein aus fünf Schiffen bestehendes deutsches Geschwader, Malietoa wurde von einer Abteilung gelandeter deutscher Marinemannschaften gefangen, an Bord eines deutschen Kriegsschiffs und auf diesem zunächst nach Kamerun, später über Deutschland nach den Marschalls-Inseln gebracht.

Ein schon damals auf Veranlassung Bismarcks von den drei Mächten genommener Anlauf, durch eine Konferenz in Washington zu einer Verständigung über die Inselgruppe zu kommen, verlief resultatlos, dagegen verbitterten sich seitdem die Beziehungen der drei fremden Nationalitäten in Apia mehr und mehr, und zwar nicht nur diejenigen der kaufmännischen Konkurrenten, sondern auch diejenigen der konsularischen und maritimen Vertreter der Großmächte.

Tamasese war nun zwar König, und in dem deutschen Hauptmann Brandeis — seit 1890 als Sekretär, seit 1900 als Landeshauptmann auf den Marschall-Inseln — stand ihm ein sehr energischer und fähiger Premierminister zur Seite, doch sollte er nicht lange im unbestrittenen Besitz der ihm zugefallenen königlichen



Kartenspielende Samoanerinnen.

Macht bleiben. Vor seiner Abreise ins Exil hatte Laupepa dem ihm verwandten Mataafa die Vertretung seiner Interessen und das Wohl des Landes anvertraut, Mataafa als der würdigste aller Prätendenten hatte immer einen großen Anhang gehabt, und als sich nun im August 1888 Tamasese widerrechtlich den Titel Malietoa beilegte, welcher dem verbannten Laupepa zustand, brach ein Aufruhr gegen ihn aus, und Mataafa wurde mit den Sympathien der Engländer und Amerikaner am 9. September 1888 von den Häuptlingen von Atua, Tuamasanga, Aana und Sawaii in Faleula unter dem Namen Malietoa Tooa Mataafa als König ausgerufen. Mataafas Krieger nahmen am 12. September Mulinuu, das Königsviertel Apias, ein, und Tamaseses Anhang auf der Gruppe wurde immer kleiner. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Amerikanern und besonders zu dem taktlosen Kommandanten des amerikanischen Kriegsschiffs „Adams" gestaltete sich inzwischen immer schroffer, und es stellte sich immer klarer heraus, daß die Engländer und Amerikaner auf seiten Mataafas, die Deutschen auf seiten Tamaseses waren, versahen doch englische Dampfer die Mataafa-Partei mit Munition. Am 10. Oktober siedelten Tamasese und Brandeis nach dem steilen Küstengebiet von Lotoanuu, ca. 10 km östlich von Apia, über, befestigten diese Stellung und wurden hier vom 7. November ab von Mataafa belagert; Ende November kam es dann bei Laulii zu einem für samoanische Verhältnisse überaus blutige Kampfe, in dem Tamasese geschlagen wurde.

Der erst im November 1888 herausgekommene deutsche Konsul Knappe hielt nun die Zeit für die Entwaffnung der Samoaner gekommen, und zwar zunächst derjenigen der Mataafa-Partei, welche sich Ausschreitungen gegen die Deutschen und deren Pflanzungen erlaubt hatte. Er requirierte zu dem Zwecke die Hilfe der deutschen Kriegsschiffe „Olga" und „Eber", und am 18. Dezember 1888 wurden noch vor Morgengrauen 140 Mann der „Olga" bei Fangalii gelandet. Aber der Verrat eines amerikanischen Zeitungskorrespondenten, John Klein, hatte vorgearbeitet, die deutschen Truppen wurden von einer erdrückend überwältigenden Zahl von Mataafa-Kriegern aus dem Hinterhalt überfallen, der Renegat Klein gab den ersten Schuß ab, und im Nu wurden die deutschen Seeleute von einem Kugelregen überschüttet. Allmählich zogen sie sich nach den Häusern der deutschen Pflanzung von Vailele zurück, und unter tapferer Gegenwehr dauerte der ungleiche Kampf an, bis gegen 8 Uhr der „Eber" in die Bai einlief, durch sein Feuer die Rebellen vertrieb und dann die Toten und Verwundeten an Bord nahm. Der Überfall hatte 18 Deutschen, einschließlich 2 Offizieren, das Leben gekostet, und 38 waren außerdem verwundet worden. Der vorher entwischte Verräter Klein flüchtete sich an Bord eines amerikanischen Kriegsschiffs und entkam von dort unbehelligt. Knappes Vorgehen wurde im Februar 1889 durch eine Depesche Bismarcks gemißbilligt.

Hatten wir bei Fangalii so traurige Verluste an deutschem Leben durch Feindesmacht zu verzeichnen, so sollten bald weitere Verluste durch Naturereignisse folgen, welche durch einen Mitte März 1889 über Apia hereingebrochenen furchtbaren Orkan verursacht wurden; derselbe vernichtete am 16. März die beiden deutschen Kanonenboote „Eber" und „Adler", wobei 5 Offiziere und 90 Mann umkamen — von den 80 Mann des „Eber" allein 75 — während der Kreuzer „Olga" glücklich und, ohne einen Mann zu verlieren, noch rechtzeitig auf den Strand nahe der Vaisigano-

Mündung gesetzt werden konnte. Die Amerikaner verloren gleichzeitig die beiden Kriegsschiffe „Vandalia“ und „Trenton“ und 117 Mann, während ihre „Nipsic“ gerade dem alten amerikanischen Konsulat gegenüber auf den Strand gesetzt wurde, und nur dem englischen Kriegsschiff „Calliope“, mit vorzüglichen Neuseeland-Kohlen an Bord, gelang es, unter großer Mühe die gefährlichen Riffe zu passieren und das freie Meer zu gewinnen. Trotzdem Mataafas Leute eben noch in blutiger Fehde gegen die Deutschen gestanden hatten, eilten sie auf Befehl von Apias Häuptling Seumana Tafa, ohne sich zu besinnen, zur Hilfe herbei und entrissen mit Aufopferung ihres eignen Lebens eine große Anzahl Deutscher dem sichern Wellengrab.

Die zur Regelung der Samoafrage von den drei Großmächten beschickte Konferenz zu Berlin, bei welcher England wie Amerika von unfreundlichen Gesinnungen gegen Deutschland geleitet waren, nahm die 1887 in Washington abgebrochenen Verhandlungen wieder auf und erklärte in ihrem Protokoll vom 14. Juni 1889 die Inselgruppe für unabhängiges und neutrales Gebiet unter dem gemeinsamen Schutze aller drei Mächte. Tamasese wie Mataafa wurden ab- und der im November nach Samoa zurückgebrachte Malietoa Laupepa am 10. Dezember 1889 wieder als König eingesetzt. Die Rechtspflege wurde seit der Samoa-Konferenz durch einen vom König von Schweden ernannten Oberrichter ausgeübt — zunächst durch den Schweden Cederkrantz, dann durch die Amerikaner Ide und Chambers —, während die Stelle eines Präsidenten der Municipalverwaltung von Apia vertragsmäßig von einem Deutschen eingenommen wurde; es folgten sich in letzterem Amte Senfft-Pilsach, Schmidt-Dargitz, Raffel und Solf. Trotz der „Gleichberechtigung“ der drei Schutzstaaten und des Überwiegens der deutschen Interessen auf Samoa war das bislang dort geltende Recht doch bis zum Jahre 1900 das von Neu-Südwales und die offizielle Sprache im Obergericht und im Municipalrat das Englische.

Die vorbehaltene Zustimmung der Samoa-Regierung zu der in Berlin festgesetzten Samoa-Akte wurde am 19. April 1890 erteilt.

Der einzige thatsächliche Vorteil, den die deutschen Interessenten auf Samoa durch den Berliner Vertrag — eines großen freiwilligen Opfers Deutschlands — erlangten, war das Verbot weiterer Landerwerbungen von Samoanern seitens der Fremden, welche Land außerhalb des Municipaldistrikts von jetzt ab nur noch auf höchstens 40 Jahre pachten konnten, und die Einsetzung einer aus Vertretern der drei Mächte bestehenden „Land-Kommission“ zur Prüfung und Feststellung der Besitzrechte. Die Notwendigkeit einer solchen Maßregel ergab sich aus dem schwunghaften Länderhandel, welchen besonders die Engländer und Amerikaner getrieben hatten, und wobei den Samoanern, welche den Besitzwert ihres Landes nie schätzen gelernt hatten, für eine Flinte viele Morgen Landes abgeschwindelt wurden. Diese „Landkommission“, deren oft unterbrochene Arbeiten erst 1894 beendet wurden, erledigte 400 Fälle, und das Ergebnis war, daß von den deutschen Ansprüchen 56 %, von den amerikanischen bloß 7 %, von den englischen gar nur 3 % bestätigt wurden, und auf Grund dieser Entscheidung bekamen die Deutschen 35000 ha,

die Amerikaner 8000 und die Engländer 4400 ha zugesprochen; letztere hatten viele Tausende von Hektaren mehr gefordert, als überhaupt vorhanden waren!!

Die lange Verzögerung des Eintreffens der neu geschaffenen Beamten, des Oberrichters, des Municipalpräsidenten und der Landkommission, welche erst im Jahre 1891 in Apia eintrafen, hatte inzwischen in Apia verstimmt und erleichterte den Ausbruch neuer innerer Zwistigkeiten. Das Verhältnis zwischen Mataafa und dem zurückgekehrten Laupepa war anfangs zwar ein durchaus harmonisches, verschlechterte sich aber von Ende 1890 ab, und nach dem Tode des alten Tamasese im April 1891 kam es zu offenen Spaltungen und Unruhen. Laupepa war selbst in seinem Bezirk Malie nicht mehr populär, sondern die „Redner“ von Malie und Manono und der berühmte Sprecher Lauati von Sawaii erklärten an seiner Stelle Mataafa, den Tui Atuaa, auch zum „Malietoa“, ja selbst die alte Feudalpartei der Tupua, des verstorbenen Tamasese Anhänger, des Aana-Distrikts, schlossen sich der Bitte an Mataafa an, die Oberführung zu übernehmen, und so siedelte dieser Ende Mai 1891 von Vaiala nach Malie über; es bildete sich nun eine eigentümliche „Doppelregierung“, die ihr Ende schließlich darin fand, daß sich Mataafa nach einem unglücklichen Gefecht auf Manono im Juli 1893 ergab und von den Vertragsmächten nach den Marschallinseln verbannt wurde. Für Details sei auf die lebhafte Schilderung von Robert Louis Stevenson: „Eight years of trouble in Samoa“ verwiesen, worin Mataafa ein so begeistertes Zeugnis ausgestellt wird, daß man sich nur darüber wundern kann, wie verschieden wenige Jahre später Stevensons Landsleute, die Engländer, dachten und handelten, obgleich zwischen den Ereignissen von 1888 und 1898/99 eine auffallende Ähnlichkeit existiert.

Die in dem genannten Buche anschaulich geschilderten Gegensätze zwischen den Angehörigen und Parteigängern der verschiedenen Schutzmächte milderten sich auch in den neunziger Jahren nicht und machten die stetige Anwesenheit deutscher und englischer Kriegsschiffe nötig, während sich die Amerikaner seit 1892 in politischer Beziehung mehr und mehr zurückhielten; die Stimmung auch mancher Deutscher auf Samoa war aber allmählich so verbittert worden, daß man, wenn nun Deutschland einmal die Gruppe nicht haben sollte, auch eine Annexion seitens Englands oder Amerikas als eine Erlösung begrüßt haben würde.

Auch Mataafas Verbannung hatte dem armen Lande keine Ruhe gebracht, denn nach ihm trat Anfang 1894 Tamaseses Sohn an die Spitze der Rebellen, und die Bürgerkriege dauerten fort. Inzwischen regte sich in Samoa selbst unter vielen der früheren Gegner Mataafas das Mitleid mit dem verbannten alternden Häuptling, da es nach samoanischen Begriffen nichts Schrecklicheres giebt, als in fremden Landen zu sterben und begraben zu werden. Auf eine auch von Malietoa Laupepa unterstützte Petition der Samoaner hin ersuchten denn in der ersten Hälfte 1898 die drei Konsuln ihre Regierungen darum, Mataafa die Rückkehr nach Samoa zu erlauben. Deutschland und Amerika erklärten sich damit sofort einverstanden, und auch das anfangs widerstrebende England willigte im Juli unter gewissen Bedingungen ein. Wie sehr man schon damals an eine etwaige Kandidatur Mataafas dachte, beweist folgender Vorfall: Im Juni 1898 berieten die drei Konsuln in Apia über die Fassung, welche der von Mataafa zu zeichnenden Erklärung zu geben sei. Die betreffende Stelle des Konzepts lautete: „To be loyal to the King Malietoa

Laupepa and his successor"; der amerikanische Generalkonsul Osborn, der einen guten Mutterwitz hat, schaltete beim Vorlesen des Konzepts durch Marse hinter „successor" die bezeichnenden Worte ein: „might be himself". Inzwischen starb aber schon am 22. August 1898 Malietoa Laupepa, ohne seinen Sohn Tanu, trotz des englischen Anwalts Gurr Drängen, als solchen anerkannt oder gar als Nachfolger erklärt zu haben; dadurch nahmen die Dinge eine neue Gestalt an, und die von Mataafa geforderte Erklärung erhielt nun die modifizierte Form, daß sich genannter Häuptling verpflichtete, der Regierung von Samoa und dem, der zum Nachfolger Malietoas gewählt werden möchte, treu und gehorsam zu sein. Als Mataafa am 19. September zurückkehrte, versagte der englische Konsul Marse plötzlich seine Mitwirkung, obgleich er vorher der katholischen Mission gegenüber — Mataafa ist strenger Katholik — damit geprahlt hatte, daß gerade e r die Rückberufung durchgesetzt habe, und er suchte sich zunächst der Landung von Mataafa in Apia zu widersetzen. Erst die kurze Bemerkung des Kommandanten des deutschen Kriegsschiffs „Bussard": „daß er seine Befehle bekommen habe, um sie auszuführen", wies Marse in seine Schranken zurück. Immerhin wollten die Anhänger Mataafas eine absolute Sicherheit haben, daß der Kandidatur ihres Prätendenten kein Hindernis entgegenstände. Ihr Parteigänger, der amerikanische Kaufmann Moors, wandte sich deshalb direkt an den Oberrichter Chambers, und dieser schrieb darauf den denkwürdigen Brief vom 5. Oktober 1898, der nicht die allgemeine Beachtung gefunden hat, die ihm zukommt: „I am much occupied in telling people that I have nothing to do with the Chief Mataafa, he having the same right, to aspire to the kingship as any other Samoan, and if the people elect him as Malietoa's successor in a rightfull manner, according to the laws and customs of Samoa, why shouldn't he have the office?"

Ehe ich auf eine Schilderung der nächsten Ereignisse eingehe, möchte ich kurz die Hauptpersönlichkeiten charakterisieren, die dabei eine Rolle gespielt haben.

Deutschland war damals auf Samoa vertreten durch den Generalkonsul Legationsrat Fritz Rose, eine ruhige, vornehme und vermittelnd veranlagte Persönlichkeit. Unter ihm amtierte als Vicekonsul der weit jüngere Grunow, mit einer Französin verheiratet, welche in den folgenden schweren Zeiten außerordentliche Kaltblütigkeit bewahrte. Präsident der Municipalkammer war der früher als Oberrichter in Deutsch-Ostafrika thätige Dr. J. Raffel, sehr tüchtig und schneidig, ein großer Rechtstüfteler, „derjenige, der die Wurzel der Wurzel sucht", wie man von ihm sagte, zum Schluß wohl etwas zu schneidig. Unsere Marine war von Beginn bis Ende der Unruhen nur durch den kleinen Kreuzer „Falke" — 1731 Tons groß, mit 225 Mann Besatzung unter Kommando von Kapitän Viktor Schönfelder — vertreten, welcher der nach Zahl und Größe weit überlegenen englisch-amerikanischen Flotte gegenüber zur größten Vorsicht und Zurückhaltung gezwungen war und sich streng an seine Instruktion hielt: „Leben und Eigentum Deutscher zu schützen", sich durch die Provokationen der Gegner aber nicht zu unvorsichtigen Schritten verleiten ließ; hat doch während der ganzen Dauer des Bombardements kein einziger deutscher Seemann eine Waffe mit ans

Land genommen. Dem Geschmack unserer Landsleute in Apia entsprach das allerdings nicht, und auch unsern braven Seeoffizieren und blauen Jungen wurde es zuweilen schwer genug, die Anmaßungen der englischen und amerikanischen „Freunde" ruhig zu ertragen, z. B. wenn die liebenswürdige Aufforderung an den „Falke" kam, er möge aus dem Wege gehen und sich wo anders hinlegen, denn die Föderierten wollten bombardieren. Der Marinestabsarzt Dr. Augustin Krämer, welcher während der Unruhen zufällig auf Urlaub in der Südsee weilte, um Untersuchungen an Korallenriffen, ethnologische Studien und Sammlungen zu machen, wurde von unsern Gegnern auch als „politischer Agent" bezeichnet.

Englands Konsul in Apia und die Seele des Intriguenspiels überhaupt war Ernest G. B. Maxse, der als Sohn eines Gouverneurs von Helgoland in Deutschland erzogen, einige Jahre als Avantageur bei einem hannöverschen Ulanen-Regiment gedient hat, gewandt, aber ein großer Streber; er und seine Frau von glühendem Ehrgeiz erfüllt und bestrebt, ihre Stellung in Apia als Sprungbrett für eine diplomatische Carriere zu verwerten. Zu dem Zweck muß sich Maxse „auszeichnen", es muß etwas geschehen, wenn auch auf Kosten von Recht und Wahrheit. Samoa selbst ist ihm Hekuba. Am besten wäre er mit seinem Nußknackergesicht mit Petroleumkanne und Stretchholz zu karrikieren, da sich Ihrer Britischen Majestät Konsul nicht scheute, persönlich zwei Häuser in Apia niederzubrennen — die Samoaner selbst haben nur ein Haus auf ihrem Konto — und, wie ein Buschklepper gekleidet, persönlich an den meisten Schießereien und Brennereien teilzunehmen, welche den englischen Namen brandmarkten. Kapitän Sturdee von der „Porpoise" — 1750 Tons und 220 Mann Besatzung — dem einzigen englischen Kriegsschiff, welches bei Beginn der Unruhen im Hafen von Apia lag, ist ein gleicher Streber, auf der Jagd nach der Stellung eines „Boß-Captain" und brutal wie ein Bluthund hinter den Samoanern her; der Kapitän der später eingetroffenen „Tauranga" dagegen, Stuart, war ein umgänglicherer Herr. Das dritte englische Kriegsschiff vor Apia, die „Royalist", war ein fürs Altertumsmuseum reifes Fossil.

Amerika endlich hatte folgendes offizielle Personal auf dem Schauplatz. Als Oberrichter funktionierte William L. Chambers, ein eingebildeter und skrupelloser Mann, von Beruf Landmesser und Advokat, welcher früher schon als Mitglied der Landkommission und als amerikanischer Generalkonsul in Samoa thätig gewesen, aber sehr wenig mit innern samoanischen Verhältnissen und Überlieferungen vertraut war; dieser Herr, ein bigotter Protestant, hatte acht Monate lang die Gastfreundschaft der englischen Mission genossen, deren blinder Anhänger er war, und glaubte sich nun auf billige Weise dadurch erkenntlich zeigen zu können, daß er der Mission Schützling Tanu zum Oberhaupt der Samoaner machte. Chambers' minderjähriger Sohn war zum Registrar of Titles bestellt. Der amerikanische Generalkonsul Luther W. Osborn, früher Anwalt in Nebraska, ist ein ehrlicher, aber herzlich unbedeutender und schlapper Mann, der anfangs ganz im Schlepptau von Maxse war und z. B. unserm Generalkonsul auf Vorstellungen wegen eines Schriftstücks selbst erzählte, Maxse sei noch um Mitternacht zu ihm gekommen, und er habe gezeichnet, ohne zu lesen. Der Herr war für seine Stellung in keiner Weise geeignet, die Verhältnisse waren ihm vollständig

über den Kopf gewachsen, und er machte zum Schluß, trotz seiner großen schwarzen Perrücke, den Eindruck einer geknickten Lilie. Dem amerikanischen Admiral Albert Kautz von der „Philadelphia“, einem stolzen Schlachtschiff, welches entscheidend in die Verhältnisse eingriff, würde man mit dem Worte Kauz nicht gerecht werden, er war weit mehr als das, nämlich ein voller und ganzer amerikanischer Knote. Daß sein Großvater ein deutscher Tischler war, der in den vierziger Jahren von Pforzheim nach Amerika auswanderte, und daß er deutsche Schule und Erziehung genossen hatte, hinderte ihn nicht daran, als echter Renegat wie leider so viele unserer veramerikanerten Landsleute ein Deutschenfresser zu sein und selbst die Kenntnis der deutschen Sprache abzuleugnen. Er bat deshalb unsern Konsul, die Korrespondenz mit ihm nicht in deutscher, sondern in englischer Sprache zu führen, da ein Übersetzer nicht immer zur Hand sei. Rose berief sich auf seine Instruktion, welche die deutsche Dienstsprache vorschreibt, versprach aber liebenswürdiger Weise, gleichzeitig eine englische Übersetzung mitzuschicken, eine Aufmerksamkeit, welche von dem taktlosen Kautz sehr eigentümlich belohnt wurde.

Was das persönliche Verhältnis der leitenden Persönlichkeiten untereinander anbetrifft, so war das zwischen Rose und Maxse früher ein gutes, das zwischen Rose und Chambers immer ein kühles, Chambers und Raffel waren direkt entfremdet, weil diese beiden Herren im September 1898 in einen Kompetenzkonflikt gekommen waren über eine auf 40 Jahre laufende Konzession für Ausnutzung der Korallenriffe um Samoa, welche das englische Haus Arthur Newnes & Co. durch Vermittlung des Winkeladvokaten Gurr und hinter Raffels Rücken vom König Malietoa Laupepa erlangt hatte, ohne daß die für ihre Gültigkeit notwendige Zustimmung und Unterschrift des als Finanzbeirat des Königs fungierenden Dr. Raffel eingeholt worden war. Als dieser Kontrakt in Dr. Raffels Hände kam, hielt er ihn als ungesetzlich zurück und erkannte des Oberrichters Autorität, die Herausgabe des Dokuments zu erzwingen, nicht an. Wie berechtigt Dr. Raffels Einspruch in diesem Falle war, erwies sich später, als diese angebliche Konzession zur Grundlage zu einem fast beispiellosen Schwindelunternehmen und zu einer fraudulenten Banknotenausgabe gemacht wurde. Dr. Raffel aber hatte auf Grund dieses Konflikts, also längst vor Beginn der Wirren, seine Abdankung bei den drei Schutzmächten eingereicht, und diese war angenommen worden. Während der Unruhen stieg die gegenseitige Erbitterung in Apia so hoch, daß der persönliche Verkehr der Vertreter der Großmächte fast allgemein sehr gespannt war, und auch der schriftliche Verkehr bewegte sich teilweise in unglaublich schroffen Ausdrücken, die alles andere als „diplomatisch“ waren.

Als einer nicht offiziellen Persönlichkeit, die aber doch eine gewisse Rolle spielte, ist endlich noch Werner von Bülows zu gedenken, eines preußischen Leutnants a. D., der den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hat, Inhaber des Eisernen Kreuzes ist und seit Anfang der 80er Jahre auf Samoa lebt. Er besitzt in Matapoo auf Sawaii eine kleine Kokos- und Vanille-Pflanzung, beschäftigt sich eingehend mit dem Studium von Land und Leuten, worüber er in deutschen Fachzeitschriften wertvolle Beiträge veröffentlicht, und gilt speziell als der beste europäische Kenner der verwickelten samoanischen Gesetze für die Königswahlen und der einheimischen

Adelsstammbäume; auch hatte er 1888 im Lager von Tamasese gelebt und dadurch Einfluß unter den Samoanern erlangt.

Mataafa war am 19. September 1898 nach fünfjähriger Verbannung gerade noch rechtzeitig angekommen, um an der Verteilung seiner Matten an die Dörfer und an andern langwierigen Trauer-Ceremonien zur Toten-Ehrung von Laupepa teilnehmen zu können, und im Oktober und November fanden dann große Essenshuldigungen ihm zu Ehren statt, sogenannte Taalolo, das sind Darbringungen von Geschenken und Nahrungsmitteln durch einen ganzen Bezirk. Doch hatte man Mataafa zur Pflicht gemacht, sich nicht aus Apia zu entfernen und auch da nur zwischen Mulinuu und der französischen Mission zu verkehren; selbst den Besuch, den er nach 5jähriger Abwesenheit seinen am nahen großen Wasserfall wohnenden Verwandten abstatten wollte, suchten der englische und der amerikanische Konsul zu verhindern, auf Verwendung von Rose hin durfte er schließlich aber stattfinden. Inzwischen begannen die Vorbereitungen zur Königswahl, diese fand faa Samoa, d. h. einheimischer Sitte gemäß, am 16. Oktober in einer großen Nationalversammlung zu Mulinuu statt, und ohne sein Zuthun wurde Mataafa von den Vertretern von Aana, Tuamasanga, Atua und Sawaii zum König gewählt und diese Wahl am 12. November dem Oberrichter mitgeteilt.

Nur wenige Ortschaften der genannten vier Bezirke, welche dann die Tanupartei bildeten, schlossen sich Mataafa nicht an, immerhin gebot letzterer über etwa 6000, Tanu nur über etwa 1000 Mann. Die überwiegende Mehrheit der Samoaner erkannte den würdigen, klugen, höflichen und auch durch seine 60 Jahre ehrwürdigen Mataafa als den geeignetsten Herrscher an und wählte ihn zum dritten Male zum König. Als solcher wurde er am 1. Dezember gesalbt und vereinigte kurz darauf die vier „großen" Königstitel oder Papa auf sich, insofern ihm in den nächsten Wochen die Würden Tuiatua, Tuiaana und Gatoaitele zu dem früher schon von ihm besessenen Tamasoalii verliehen wurden, so daß er also „nach Gesetz und Gewohnheit der Samoaner", wie es die Berliner Samoa-Akte vorschreibt, Tafa-ifa war. Nun war zwar 1888 der englische Konsul de Coetlogon — selbst ein eifriger Katholik — warm für Mataafa eingetreten, jetzt aber kam der große Einfluß der englischen Missionsgesellschaft wieder zur Geltung, welche von einem katholischen König für ihre Oberherrschaft fürchtete, während sie hoffen durfte, den ganz unter ihrem Einfluß herangewachsenen Sohn Laupepas, Tanu Mafili, welcher noch die Schule der englischen Mission besuchte, wie Wachs behandeln zu können; die guten Beziehungen zum Oberrichter konnte man nun verwerten. So wurde denn auf Veranlassung der englischen Mission und des englischen Konsuls schon am 15. November bei Chambers auch ein Protest der samoanischen Minderheit gegen Mataafas Wahl eingereicht und am 29. November Laupepas Sohn Tanu Mafili — ein Name wie Peter oder Paul — als Gegenkönig gemeldet und am 30. November als solcher gesalbt, trotzdem dieser 16jährige Knabe von bescheidenem Ehrgeiz und geringer Thatkraft noch unbeschnitten und untätowiert, also schon aus diesem Grunde nach samoanischer Sitte nicht wahlfähig war. Tanu hatte in der englischen Mission, deren Zögling er noch war, nur etwas Lesen und Schreiben und die Bibel in samoanischer Übersetzung kennen gelernt;

englisch versteht er nicht, und er bekam auch nicht die „Würde“ seiner Familie, sondern war nur „der Sohn des Malietoa“, und das Haus der Sieben in Malie erteilte den Malietoa-Titel am 16. Dezember auch offiziell an Mataafa. Aber aus den oben angeführten Gründen galt eben Tanu den Engländern als der genehmere Kandidat, und die Anhängerschaft des dritten Prätendenten, Mataafas bittersten Feindes: Tamasese II. — der früher zu Deutschland hielt und dessen Unterstützung erwartete — hatten sich die Engländer dadurch versichert, daß man ihm die Regentschaft und die faktische Königsherrschaft versprach, während man Tanu zur weitern Erziehung nach Europa schicken wolle. Die deutschen Sympathien waren auf seiten Mataafas, der immer als der Würdigste gegolten hatte; auch erwartete man von den Mataafa befreundeten französischen Maristen, welche demnächst ihre Mission auf den Bismarckarchipel auszudehnen trachteten, eine bessere Berücksichtigung deutscher Interessen, als von dem Einfluß englischer Missionare.

Zwischen dem 19. und 30. Dezember fanden sodann vor Chambers die Plaidoyers von 30 großen Häuptlingen der beiden Parteien in öffentlicher Sitzung des Obergerichts statt, wobei, trotz der schnöden Behandlung seitens des Oberrichters, von Bülow, sekundiert von Dr. Krämer, als Anwalt Mataafas auftrat. Als Anwalte Tanus fungierten zwei von der englischen Mission mit 500 Dollars bezahlte Winkeladvokaten, Carruthers und der berüchtigte Wühler E. W. Gurr, welche Bülows Kenntnissen weit unterlegen waren. Die drei Konsuln wohnten den Verhandlungen bei, am neunten Tage jedoch zog sich der deutsche Konsul zurück, mit der Erklärung, daß der Oberrichter die Untersuchung nicht in geeigneter Weise betreibe, und mit dem Antrag, die Entscheidung einer Volksabstimmung zu überlassen.

Chambers Entscheid erfolgte am 31. Dezember zu Gunsten Tanus mit der Begründung, Mataafa könne überhaupt nicht in Frage kommen, da er durch den Beschluß der Berliner Samoa-Konferenz ausgeschlossen sei. Nun war allerdings bei den Verhandlungen im Jahre 1889 wegen der — nicht auf Mataafas persönliche Veranlassung, ohne sein Wissen und sehr zu seinem Bedauern erfolgten — Niedermetzelung deutscher Mannschaften bei Fangalii von Bismarck ausdrücklich verlangt worden, daß Mataafa für immer als Kronkandidat auszuscheiden sei, aber England und Nordamerika hatten für gut befunden, sich in dieser Beziehung nicht zu binden, die Bestimmung war also aus den Sitzungsprotokollen nicht in die Schlußfassung der Samoa-Akte aufgenommen worden und dementsprechend auch nicht in Rechtskraft getreten. Die Begründung des Oberrichters berührte um so eigentümlicher, als derselbe Chambers noch am 5. Oktober in der bereits citierten schriftlichen, allgemein bekannt gewordenen Erklärung geäußert hatte, daß kein Grund vorliegen würde, Mataafa den Platz des Königs vorzuenthalten, falls derselbe rechtsgültig dazu gewählt werden sollte.

Die Proteste von Rose und Raffel gegen Chambers' ungesetzlichen Entscheid blieben unbeachtet, und da der mutige Oberrichter glaubte, daß sein Leben bedroht sei, so hißten die Engländer und Amerikaner gemeinsam ihre Flaggen über seiner Wohnung, und die „Porpoise“ ließ das englische und amerikanische Konsulat und das Haus des Oberrichters durch Seesoldaten bewachen.

Mataafa wollte sich zuerst mit einem brieflichen Protest gegen Chambers



Samoaner-Hütte nahe Apia.

Schiedsspruch an die drei Großmächte begnügen, auf Bülows Rat hin nahm aber Mataafas Partei am Sonntag 1. Januar 1899 „nach Väter Sitte" den Kampf auf, sammelte 5—6000 Anhänger und veranstaltete am Nachmittag ein meisterhaft angelegtes Kesseltreiben, welches von 3 bis 8 Uhr dauerte, und dessen Brennpunkt die englische Mission bildete. Etwa 150 der Tanu-Leute wurden veranlaßt, zu Mataafa überzugehen, und als der Cordon immer enger gezogen wurde, fiel um vier Uhr der erste Schuß von der Tanu-Seite, welche durch rote Kopftücher ausgezeichnet war, während die Mataafa-Partei weiße Kopftücher trug. Sofort entwickelte sich nun auf der ganzen Linie heftiges Feuer, nach einer Stunde zogen sich die Roten nach der englischen Mission zurück, und die Dunkelheit machte später dem Kampfe ein Ende. In der englischen Mission, welche von englischen Marinetruppen unter Sturdee umgeben war, hatten sich die Engländer und Amerikaner und etwa 600 samoanische Flüchtlinge, meist Frauen und Kinder, versammelt, und auch Tanu und Tamasese hatten dort Zuflucht gesucht; aber selbst hier fühlten sich die Tanu-Krieger nicht sicher, sondern entwischten, circa 1000 Mann stark, unter dem Schutze der Nacht auf ihren Kanos und gingen langseits der „Porpoise", flehten daselbst aber vergeblich um Aufnahme, die dagegen Chambers, Tanu, Tamasese und ihren Advokaten gewährt wurde. Der „Falke" hatte zwar Boote und Mannschaft zur Landung, wenn nötig, bereit gehalten, aber keine Veranlassung dazu gefunden und sich vollständig neutral verhalten. Die Verluste der Samoaner beliefen sich auf 23 Tote, wovon die Mehrzahl auf Mataafas Seite.

Am Morgen des 2. Januar stand der vollständige Sieg der Mataafa-Partei fest, ein Sieg, wie er in den Annalen Samoas beispiellos dasteht. Der bewunderungswürdigen Autorität des alten Mataafa und der Umsicht des Präsidenten Dr. Raffel gelang es, jedwede Ausschreitung im Siegestaumel gegen Europäer zu verhindern. Mataafa hatte die Stadt besetzt, stellte in musterhafter Weise Wachen und Patrouillen zum Schutze der Europäer aus, und jeder faßte Vertrauen zu ihm. Wurden auch nach Landessitte die Hütten und Felder der besiegten Tanupartei nicht geschont, so wurde doch kein einziger Weißer verletzt und nicht das geringste Eigentumsvergehen gegen Weiße begangen.

Die Tanu-Leute lagen inzwischen in etwa 20 überfüllten und lecken Booten noch immer langseits der „Porpoise", und ihre Situation wurde verzweifelt, als am Nachmittag des 2. Januar ein heftiger Sturm einsetzte. Nachdem Kapitän Schönfelder aus Menschlichkeit den Tanu-Kriegern Unterkommen auf dem „Falke" angeboten und etwa 400 von ihnen an Bord genommen hatte, entschloß sich endlich auch die „Porpoise" dazu, den Rest ihrer „Freunde" aufzunehmen.

Am Lande fanden inzwischen lange Konferenzen zwischen den drei Konsuln, den beiden Schiffskommandanten und Dr. Raffel statt, und in Anbetracht der Sachlage einigte man sich dahin, Mataafa und 13 seiner Häuptlinge als Provisorische Regierung bis zum Eintreffen von Instruktionen seitens der drei Vertragsmächte anzuerkennen. Durch Dr. Raffels Vermittlung wurde den Tanu-Kriegern das Leben, den Engländern freier Abzug aus der Mission garantiert, und am

3. Januar wurden 1004 Tanu-Leute, welche ihre Waffen an Bord der Kriegsschiffe zurückließen, in Mulinuu gelandet, wo man sie einige Tage lang verpflegte, ehe man sie nach ihren Dörfern zurückbrachte, während die Häuptlinge nach Tutuila



und andern Inseln verbannt wurden. Die den heimgeschickten Tanu-Leuten auferlegte Geldbuße von 2 Dollars pro Kopf und 5 Dollars für den Häuptling ging aus den meisten Dörfern ein und wurde von Dr. Raffel der Regierungskasse zugeführt. Leider unterließ die Mataafa-Partei, auch auf Auslieferung der an Bord der „Porpoise" gebliebenen Tanu und Tamasese zu bestehen und dadurch der Anspinnung neuer Intriguen vorzubeugen. Gleichfalls am dritten Tage konnten auch unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln die im englischen und im amerikanischen Konsulat und die in der englischen Mission lagernden englischen Marinemannschaften an Bord zurückgezogen werden, und Dr. Raffel begleitete dieselben persönlich bis an den Einschiffungsplatz.

Die eifrigen und erfolgreichen Bemühungen von Dr. Raffel, den Frieden zu vermitteln, wurden damals auch von den Engländern und Amerikanern dankend und voll anerkannt.

Bei allen folgenden Ereignissen ist immer besonders die große Verantwortlichkeit in Betracht zu ziehen, welche alle hiesigen offiziellen Persönlichkeiten dadurch trugen, daß Samoa bislang nicht an ein Kabelnetz angeschlossen ist und also nicht umgehende Instruktionen von den heimischen Regierungen einzuholen waren; es nimmt nämlich 4 bis 5 Tage, ehe die Dampfer mit den Depeschen die nächste Kabelstation Auckland auf Neuseeland erreichen, ebensolange für die Antwort zurück, und da der Postdampfer sehr wenige sind, so können Wochen vergehen, ehe man überhaupt Depeschen senden und Antwort bekommen kann.

Am 4. Januar erließen die drei Konsuln in Apia eine Proklamation, in welcher Mataafa und die 13 leitenden Häuptlinge seiner Partei als Provisorische Regierung von Samoa bis zu anderweiter Anordnung der Vertragsmächte eingesetzt und Dr. Raffel als deren Berater bestellt wurde. Erst damit trat der alte Kämpe Mataafa, der sich bislang korrekt zurückgehalten, wieder ins politische Leben ein.

Der an Bord der „Porpoise" geflüchtete Oberrichter war inzwischen nicht an Land zurückgekommen, und da es hieß, daß er Apia verlassen wolle, so erklärte die Provisorische Regierung, vertreten durch den Präsidenten des Municipalrats, Dr. Raffel, das Obergericht von Samoa für geschlossen. Chambers protestierte dagegen in einer theatralischen Proklamation, welche in dem Aufruf an seine Landsleute schloß: „Think calmly; act like patriots; stand by the flag!" und beraumte eine Sitzung für den 7. Januar an. An diesem Tage erschien denn auch Chambers in Begleitung des englischen Konsuls und einer Landungsabteilung des englischen Kriegsschiffs und ließ trotz des Protestes des deutschen Generalkonsuls und Dr. Raffels gewaltsam durch Hammerschläge die geschlossenen Thüren des Gerichtsgebäudes öffnen, worauf er einen Protest gegen dessen Schließung verlas und sich wieder an Bord des Schiffes begab.

Am Vormittag des 19. Januar, für den eine Gerichtssitzung anberaumt war, ließ sich der ältere deutsche Kaufmann E. A. Grevsmühl in angetrunkenem Zustand leider dazu hinreißen, fast sämtliche Fensterscheiben des Gerichtsgebäudes einzuschlagen, wofür ihn der kurz darauf erscheinende Chambers zu einer Strafe von 100 Dollars und 100 Tagen Gefängnis verurteilte und sofort einsperren ließ. Der deutsche Generalkonsul reklamierte Grevsmühl aber umgehend für die deutsche

Konsulargerichtsbarkeit, welche ihm eine Buße von 600 Mark auferlegte, und Dr. Raffel befreite Grevsmühl noch am Abend desselben Tages, nachdem schon vorher Bülow, nicht ganz nüchtern, mit einer Axt in der Hand nach dem Gefängnis geeilt war, um seinen Landsmann zu befreien, unterwegs aber davon zurückgehalten worden war. Grevsmühl verblieb während der ganzen unruhigen Nächstzeit als freiwilliger Gefangener im Konsulat.

Trotzdem sollte Bülow am 26. Januar eine Vorladung wegen „Beleidigung des Gerichtshofes" zugestellt werden, der er durch seine Abreise nach Sawaii zuvorkam. Zwei ihm dort zugestellte Vorladungen beantwortete er ablehnend, und als eines schönen Tages das englische Kriegsschiff „Royalist" vor seiner Pflanzung Anker warf, um ihn zu verhaften, schloß er seine Thür den Engländern vor der Nase zu und ging bis zur Abfahrt des Dampfers in den Busch. Um gegen alles gewappnet zu sein, sammelte er aber nunmehr 600 Mataafa-Leute um sich, setzte mit diesen nach Mulifanua auf Upolu über und blieb daselbst sechs Tage auf der deutschen Pflanzung am Samea-Berg, bis ihn Konsul Rose am 13. April an Bord des „Falke" abholte und ihn daselbst in Schutzhaft nahm, um weitern Verwicklungen vorzubeugen; seine 600 Mann stießen zu Mataafa. Am 19. April ging dann von Bülow, des lieben Friedens halber, auf einem englischen Passagierdampfer für einige Monate ins Exil nach den Tonga-Inseln.

Auch gegen Dr. Raffel war von Chambers eine Vorladung wegen „Beleidigung des Gerichtshofes" erlassen worden, welcher aber keine Folge gegeben wurde; zu seiner persönlichen Sicherheit nach dem deutschen Konsulat überzusiedeln, wie ihm angeboten wurde, lehnte Dr. Raffel ab und reiste am 22. Februar, nachdem er endlich die lange vorher erbetene Abberufung aus Samoa erhalten hatte, schwer fieberkrank nach Europa, wohin Dr. Krämer schon Ende Januar gegangen war. Die Präsidentschaft der Municipalität übernahmen, bis der neuernannte, zuletzt als Richter in Ostafrika funktionierende Dr. Wilhelm Solf eintreffen würde, abwechselnd die drei Konsuln.

Inzwischen herrschte in Apia während der Monate Januar und Februar Ruhe und Ordnung. Trotzdem erließen der englische und der amerikanische Konsul Ende Februar eine Proklamation, in der sie behaupteten, die Provisorische Regierung sei nur zur Pacificierung eingesetzt worden und habe kein Recht, die Tanu-Leute zu bedrücken, worauf Rose in einer Gegenproklamation feststellte, daß der englische und der amerikanische Konsul seinem Verlangen, Beweise von „Unterdrückungen" beizubringen, nicht haben entsprechen können. So zogen sich die Dinge unlustig und gewitterschwanger hin, bis am 6. März das amerikanische Schlachtschiff „Philadelphia", Admiral Kautz, mit der Mission in Apia ankam, „in versöhnlichem Sinne zu wirken". Die „Philadelphia" war eines der wenigen amerikanischen Schiffe, welche an dem eben beendeten spanisch-amerikanischen Kriege nicht teilgenommen hatten, und es ist anzunehmen, daß sich Kautz, ein „alter Haudegen aus dem Bürgerkriege", der nahe dem Ende seiner militärischen Laufbahn stand, nach den billigen Lorbeeren seiner Kameraden in Westindien und den Philippinen sehnte und deshalb statt Versöhnung eine Steigerung des Zwistes veranlaßte.

Anstatt ruhig und unparteiisch ein richtiges Bild von der Sachlage dadurch

zu suchen, daß er alle Parteien hörte, wurden die am meisten interessierten Deutschen überhaupt nicht befragt, Kautz ließ sich vielmehr vollkommen von Chambers und Maxse beeinflussen.

Am 11. März fand an Bord der „Philadelphia“ eine Konferenz der drei Konsuln und der Kommandanten der „Philadelphia“, „Porpoise“ und „Falke“ statt, in welcher die Engländer und Amerikaner die Provisorische Regierung als erledigt erklärten, während Rose feststellte, daß er bis zum Eintreffen der von seiner Regierung erbetenen Instruktionen an dem status quo festhalte. Trotz dieser formellen Erklärung des deutschen Vertreters erließ Kautz am nächsten Tage eine Proklamation an Mataafa und seine 13 hohen Häuptlinge, in welcher er ihnen anzeigte, daß „die sogenannte Provisorische Regierung“, wie sie Chambers prinzipiell immer bezeichnete, keinen rechtlichen Stand habe, und sie aufforderte, mit ihren Leuten unverzüglich und friedlich nach ihren Dörfern zurückzukehren. Da in dem samoanischen Texte dieses Aufrufs unberechtigter Weise gesagt war: „Die Vertreter der drei Mächte waren eines Herzens“, so sah sich Generalkonsul Rose veranlaßt, diese Bemerkung am 13. März durch eine Proklamation seinerseits dahin richtig zu stellen, daß er bis zum Eintreffen von Instruktionen seitens seiner Regierung fortfahre, die Provisorische Regierung anzuerkennen.

Mataafas Anhänger begannen inzwischen, sich bewaffnet in den nahen Busch zurückzuziehen, und auch die Angelsachsen bereiteten sich auf Aktion vor.

Das kurz vorher auch in Apia eingetroffene alte englische Kriegsschiff „Royalist“ holte am 13. März die nach Apolima verbannten Häuptlinge zurück, auf Veranlassung von Konsul Maxse wurden englische Marinetruppen gelandet und um Mitternacht ein Brief unter die Thür des deutschen Konsulats geschoben mit der Nachricht, daß die Engländer die Sorge über die Stadt übernähmen. Am nächsten Tage wurde der mit den Deutschen und mit Mataafa sympathisierende amerikanische Kaufmann Moors, welcher den im Busche liegenden Mataafa-Leuten Lebensmittel geschickt hatte, an Bord der „Philadelphia“ citiert und verwarnt, während die „Royalist“ den Hauptteil der verbannten Tanu-Leute von Tutuila zurückholte. Auch die Amerikaner landeten nun 50 Mann, um gemeinsam mit den Engländern und den Tanu-Kriegern den Strand von Apia zu besetzen, und am Morgen des 15. März erließ Kautz — nur in englischer Sprache — ein Ultimatum an Mataafa, dahin gehend, daß er, Kautz, um 1 Uhr Nachmittag das Bombardement beginnen würde, wenn Mataafa und seine Leute bis dahin nicht den Municipaldistrikt verlassen hätten.

Während die Oberleitung dem Admiral Kautz verblieb, stand das britisch-amerikanische Landungscorps unter dem Kommando von Kapitän Sturdee, dem die Leutnants Cave und Gurner von der „Royalist“ und Gaunt von der „Porpoise“ beigegeben waren. 175 Amerikaner standen mit einer Abteilung und einem Colt-Schnellfeuergeschütz in Mulinuu, mit einer andern an der Hauptstraße zwischen der Deutschen Faktorei und der Mulivai-Brücke. Von den je 50 Engländern, welche „Porpoise“ und „Royalist“ gelandet hatten, stand die eine Hälfte mit einem Nordenfeld-Geschütz am Obergericht, die Isi-Isi-Straße beherrschend, die andre mit einem Siebenpfünder am Tivoli-Hotel, die Tivoli-Straße beherrschend.

Nachdem die englischen Civilisten Apias sich an Bord der „Royalist“ begeben

hatten, eröffnete die „Philadelphia" am 15. März kurz nach 1 Uhr nachmittags das Bombardement, welches den Deutschen am Lande überhaupt nicht, Kapitän Schönfelder eine Viertelstunde nach dem Beginn desselben angezeigt wurde. Von allem andern abgesehen, war dies Bombardement auch eine direkte Verletzung des von den drei Mächten am 10. August 1892 getroffenen Abkommens, wonach Kriegsschiffe in Samoa nur auf einstimmiges Ersuchen aller drei Konsuln und nur in ganz bestimmten Fällen eingreifen dürfen. Die „Philadelphia" richtete ihr Feuer auf Vaiusu, wo man Mataafa vermutete, die „Royalist" auf Mongiangi, wo der Häuptling nach anderen Berichten sein sollte, und die „Porpoise" fuhr zur Küstenbeschießung aus, „to do a little shelling", wie die englischen Berichte geschmackvoll sagen, wobei die „Porpoise" aber nicht nur Vaiusu, sondern auch die deutsche Pflanzung Vaitele schädigte. Eine der ersten Granaten der „Philadelphia" explodierte zu früh, schlug in das amerikanische Konsulat ein und verwundete daselbst tödlich eine Marinewache.

Am frühen Morgen des 16. März erfolgte unter dem Schutze der Dunkelheit, ein Überfall der englischen Wachen am Tivoli-Hotel durch Mataafaleute und dabei wurden drei Engländer getötet, während ein englischer Sergeant aus Versehen von seinen eignen Leuten in die Beine geschossen wurde. Am Nachmittag wurde dann das Bombardement seitens „Philadelphia" und „Royalist" fortgesetzt, diesmal über das deutsche Viertel Apias hinweg. Auch jetzt platzten wieder verschiedene Bomben vorzeitig, die eine derselben schlug gefährlich nahe dem „Falke" ein — welches Schiff später aufgefordert wurde, seinen Ankerplatz zu wechseln, da es im Wege sei, welchem Verlangen es Folge leistete —, während eine andere Granate im Centrum der Stadt platzte und ein Stück davon in die katholische Kirche, das andere ins deutsche Generalkonsulat eindrang, wo es die Vorderwand des hölzernen Gebäudes durchschlug, etwa 100 Gläser zertrümmernd, durch den Geschirrschrank fuhr und dann auf dem Teppich als Beweis amerikanischer Tüchtigkeit und Civilisation liegen blieb; glücklicherweise waren Personen dabei nicht verletzt worden.

Da Mataafa und seine Leute dicht hinter der Stadt im Busch lagen und von hier aus nächtliche Ausfälle machten, so wurden am 17. März alle Weißen aufgefordert, Apia zu verlassen, da die Stadt nicht mehr sicher sei, und verschiedene, auch europäische Häuser Apias wurden von den Engländern unter der Begründung niedergerissen oder verbrannt, daß sie den „Rebellen" Deckung bieten und deren Heranschleichen erleichtern könnten. Daraufhin sahen sich auch viele Deutsche veranlaßt, Schutz an Bord des „Falke" und einiger im Hafen liegender kleiner Segelschiffe zu suchen. An Bord der „Royalist" befanden sich ungefähr 200 weiße Flüchtlinge, eine größere Zahl auch an Bord der „Philadelphia".

Von Anfang an hatten die Angelsachsen die Deutschen, die Freunde der „Rebellen", mit Mißtrauen und Gehässigkeit als Spione behandelt, und nachdem man sich schon in der Nacht vom 16. März erlaubt hatte, selbst Kapitän Schönfelder, unsern Generalkonsul und den deutschen Pastor auf ihrem Weg durch Apia längere Zeit festzuhalten und nächtlicherweise auf das Boot, welches unter deutscher Kriegsflagge Kapitän Schönfelder trug, zu schießen, erschien nach einem in der Nacht vom 19. März versuchten Überfall der Mataafa-Leute, für welchen man Fritz Marquardt, den Verwalter der Plantage Vailima und Friedensrichter

der Provisorischen Regierung ungerechterweise verantwortlich machte, am 20. März im britischen Hauptquartier der Erlaß, keinen Deutschen ohne besondern Paß innerhalb der Linien zu dulden, auch keinen deutschen Beamten oder Offizier durch die Linien zu lassen, ohne ihn zunächst durch eine Eskorte dem wachhabenden englischen Offizier vorgeführt zu haben. Der deutsche Generalkonsul erhielt auf seine Bitte hin um Aufklärung dieser merkwürdigen Bekanntmachung von Sturdee eine unhöfliche Antwort, und erst der Kommandant der am 24. März von Fidschi eingetroffenen „Tauranga", Kapitän Stuart, erteilte dem deutschen Generalkonsul die Erlaubnis, überall zu passieren; inzwischen war er quasi Gefangener in seinem eigenen Hause, eine englische Wache, die keine Ehrenwache war, stand vor dem deutschen Konsulat, und als ich drei Wochen später in Apia ankam, durfte ich unsern Konsul nicht besuchen, ohne von einem blutjungen englischen Leutnant, der es sich in einer Strandbude bequem gemacht hatte, vorher die schriftliche Erlaubnis eingeholt zu haben, überhaupt in dem Stadtteil verkehren zu dürfen, in welchem das deutsche Konsulat liegt. Ich hatte letzteres vorher zwar passiert, die englische Wache davor erlaubte mir aber nicht, in dasselbe einzutreten, bevor ich nicht den Paß des englischen wachhabenden Offiziers vorweisen konnte, und als ich später unsern Generalkonsul auf einem Besuch zum amerikanischen Generalkonsul begleitete, mußte nicht nur ich mich daselbst vorher bei der Wache ausweisen, sondern auch unser Reichsvertreter hatte seinen Passierschein vorzuzeigen, ehe er bei seinem Kollegen eintreten durfte. Die englischen und amerikanischen Wachmannschaften, welche in ihren Flanellhemden und Strohhüten einen ziemlich unsauberen Eindruck machten — im Gegensatz zu unseren schmucken blauen Jungen, welche überall als Gentlemen auftreten — fanden vielfach ein besonderes Vergnügen darin, die Deutschen zu chikanieren, und, wie die Engländer mit hämischem Schmunzeln konstatierten, gingen besonders die Amerikaner sehr rauh mit den Deutschen um. Nur die deutschen Stadtteile Songi und Savalalo waren von Wachmannschaften frei, und in der „deutschen Bierhalle" hier konnten unsere Landsleute ungestört bei deutschem Biere oder Whisky und Soda die Tagesereignisse erörtern und auch mancher Übertreibung und Erfindung lauschen, die in solch aufgeregten Zeiten natürlich üppig wucherte; im übrigen hatte eine Verfügung von Sturdee als Kommandanten des Landungscorps den andern Schankwirten befohlen, Getränke in Apia nur gegen Erlaubnisschein und nur flaschenweise zum Konsum im eigenen Hause zu verabreichen.

Signalisierte das deutsche Konsulat durch den daselbst eingerichteten Flaggensignaldienst nach dem „Falke" hinüber, so galt das bei den Engländern als Benachrichtigung für den im Hinterhalt liegenden Mataafa über die Bewegungen der Tanu-Truppen.

In der That nahm es bei der weitern Entwickelung der Dinge immer mehr den Anschein an, als ob es sich nicht um einen Kampf zwischen Samoanern untereinander handle, sondern um ein Duell zwischen Deutschland und England, wobei Chambers und Kautz als Vertreter der erst kürzlich als solche entdeckten „Brudernation" den Engländern sekundierten. Ob es nur ein „Zufall" war, daß die Spitzen der englischen Granaten mit den — den Samoanern als solche wohlbekannten — deutschen Farben schwarz-weiß-rot angestrichen waren, bleibe dahingestellt. Die englisch-australische Kolonialpresse brachte unglaublich entstellte Berichte,

führte die erregteste Sprache gegen die Deutschen auf Samoa und forderte als selbstverständliche, einzig gerechte Lösung die Annektierung der Gruppe seitens Englands.

Inzwischen hatte am 23. März in Mulinuu die Farce der „Königskrönung" Tanus unter offizieller Mitwirkung aller englischen und amerikanischen Würdenträger stattgefunden, und zwar erschien der junge Tanu, der sonst wie alle Samoaner über seiner Lavalava höchstens eine leichte Jacke trägt und barfuß geht, bei dieser „Krönung" ohne Krone und Thron in einer Phantasie-Admiralsuniform, mit englischem Marinesäbel und Dreispitz, aber — in Strümpfen und ohne Schuhe, da er auf so großem Fuße lebt, daß man dafür kein passendes Schuhzeug hatte auftreiben können.

Der Amerikaner hatte in Anbetracht seiner ganz unzuverlässigen Munition das Schießen bald fast gänzlich eingestellt, dagegen fuhren die Engländer mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen noch wochenlang damit fort, und die hellen Lichter ihrer Scheinwerfer huschten jede Nacht gespensterhaft über das Hinterland Apias. Die „Porpoise" und die „Royalist" fuhren der Küste entlang, dutzendweise wehrlose, z. B. nur von Frauen und Kindern bewohnte Eingeborenendörfer bombardierend, sengend und plündernd, trotz der Fürsprache der katholischen Missionare, und zahlreiche, zum Teil schöne und wertvolle samoanische Boote zerstörend. Die englischen Missionare sollen dabei „in brüderlicher Liebe" vielfach aufhetzend gewirkt haben, wie ihnen kein geringerer als der irische Kardinal Moran in Sydney vorwarf, der sich nicht scheute, diese barbarischen Schandthaten mit anerkennenswerter Offenheit als solche zu geißeln. Aber der Refrain der englischen siegestrunkenen Bulletins lautete: „We did splendid shelling again."

Fürwahr, die Engländer und Amerikaner haben hier und auf den Philippinen letzthin ein schönes Beispiel der von ihnen so laut gepriesenen, „die Welt beglückenden" angelsächsischen Hochkultur gegeben!

Sturdee, Maxse und Leutnant Gaunt organisierten inzwischen die Tanu-Krieger in Apia, lieferten ihnen die am 2. Januar an Bord der „Porpoise" abgegebenen Waffen wieder aus — die an den „Falke" abgelieferten blieben natürlich dort — und gaben ihnen dazu neue Waffen und Munition. Neben den Flinten spielten in diesen Kämpfen auch Äxte und lange Messer eine große Rolle bei den Eingeborenen und wurden besonders von den Mataafa-Leuten mit Vorliebe gebraucht, um die knapp bemessene Munition zu sparen. „Porpoise", „Royalist" und „Tauranga" fuhren fort, teilweise mit Gewalt weitere „Anhänger der Tanupartei" nach Apia zu bringen und dadurch deren Zahl auf etwa 1500 zu bringen, doch fielen alle gegen Mataafa unternommenen Vorstöße zu Ungunsten der Tanu-Leute aus, und diese edlen Krieger in roten Lavalavas und Kopftüchern machten trotz der schwarzen Kriegsfarbe, mit der sie ihr Gesicht bemalten, keineswegs einen kampflustigen Eindruck. Da sie fortwährend geschlagen wurden, wurden sie von den Deutschen bald die „Schar des Todes" benannt, während sich die Engländer nicht scheuten, sie in ihren Berichten als die „ever victorious army" zu bezeichnen, trotzdem niemand besser als die Engländer wußte, daß es immer schwieriger wurde, die Tanu-Krieger überhaupt gegen den Feind zu treiben, der teilweise durch Gräben und Pallisaden geschützt, auf beiden Seiten des Vaea-Berges im

Walde zwischen Lotopa und Vailima stand. Freudlos zog die Mehrzahl der Tanu-Leute am Vormittag aus, niedergedrückt und still kehrten sie des Abends, ihre Toten an Bambusstangen festgebunden mit sich zurückbringend, heim nach Mulinuu, wo Trauer und Sorge herrschte.

Besonders das Gefecht am 1. April bei Fangalii in der Vailele-Pflanzung, nahe der Stelle, wo 1888, auch gegen Mataafa, deutsche Seeleute fielen, verlief sehr unglücklich; neben 38 Samoanern kamen dabei im Kampfe an Weißen zwei amerikanische und ein englischer Offizier und je zwei englische und amerikanische Seesoldaten um, sieben wurden außerdem verwundet, und man verlor ein amerikanisches Colt-Geschütz, dessen Lafette später von einem Neffen Hufnagels gefunden und durch liebenswürdige Vermittelung Kapitän Schönfelders dem amerikanischen Admiral zurückgesandt wurde. Frère Philippe von der Maristenmission holte die von den Siegern der Landessitte gemäß abgeschnittenen Köpfe der gefallenen Offiziere und die Ohren der gefallenen weißen Soldaten aus Mataafas Lager, und am 2. April fand das Begräbnis der Opfer in Mulinuu statt. Am 3. April eröffneten dann alle vier Schiffe der „Verbündeten" ein erneutes Bombardement auf Mataafas durch dichten Wald gedeckte Stellungen, das aber ebensowenig Erfolg hatte, wie sämtliche Beschießungen vom Anfang bis zum Schluß, und nur dazu beitrug, den Samoanern allen Respekt vor der so viel und stolz gerühmten Waffenübermacht der Weißen zu nehmen. Weit mehr dagegen litten unter dem Bombardement die Plantagen, und da dieselben überwiegend in deutschem Besitz sind, die deutschen Interessen. Außer den direkten Beschädigungen durch die Beschießung wurden zahlreiche in deutschem Besitz befindliche Häuser in den Außendistrikten Apias verwüstet und geplündert, die Pflanzungen ihrer Früchte und Kulturpflanzen beraubt, Hühner, Schweine, Kühe und Pferde mit der größten Kaltblütigkeit fortgetrieben.

Inzwischen hatten die Engländer auch für den Verlust vom 1. April eine Erklärung in einem „deutschen Verräter" gefunden und verhafteten am 4. April den Verwalter der Vailele-Pflanzung Kapitän Hufnagel, einen älteren, besonnenen Mann, auf die beschworene Aussage zweier Seeleute hin, daß er an der Spitze von Mataafa-Truppen am Kampfe teilgenommen habe, obgleich er sein Alibi überzeugend nachweisen konnte. Zunächst an Bord der „Tauranga" gebracht, wurde er sofort vom „Falke" reklamiert und noch am Abend desselben Tages von Stuart „on parole" auf diesen gesandt, wo er nun bis zum 22. Mai mit Marquardt zusammen die Schutzhaft teilte, deren auch bald von Bülow teilhaftig werden sollte.

Ungünstiges Wetter und starke Regengüsse machten die Operationen zu Lande während der Nächstzeit schwierig, und nach den Verlusten bei Fangalii hielten die Engländer und Amerikaner es für angezeigt, sich vorsichtig in Reserve zu halten und nur die armen Tanu-Leute täglich wie Hammel zur Schlachtbank in den Busch zu hetzen.

Der protzenhafte Premierminister Neuseelands, Seddon, hatte schon im Monat März der heimischen Regierung die Stellung eines Depeschenbootes und 500 Freiwilliger unter Führung des Direktors der Bank of New Zealand in Auckland, eventuell auch noch 400 im Buschkrieg bewanderter Maoris angeboten, wovon man in London aber nur das Depeschenboot annahm.

Nachdem inzwischen von Sydney aus verschriebene Hunderte von Lee Metford-



Samoanische Prinzessinnen.

Gewehren in Apia angekommen und am hellen lichten Tage vom Bord der „Porpoise“ aus an die Tanu-Leute verteilt worden waren, fand am 17. April bei Vailima das stärkste Gefecht dieser Periode statt, welches unter Leutnant Gaunts Führung von 10 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags dauerte und den Tanu-Leuten 10 Tote und 18 Verwundete kostete. Eine bei dieser Gelegenheit von einem Privathaus erbeutete deutsche Flagge wurde beschimpft und dann der Taupou oder Dorfjungfrau übergeben, welche die Trophäe um ihre Hüften wand und damit an der Spitze der von Gaunt geführten Schar in Apia einzog. Hier wurde die Fahne auch noch durch den englischen „Rechtsanwalt“ Gurr insultiert und mit Füßen getreten.

Diesen letzten Überfall hatten die Angelsachsen schleunigst noch unternommen, obgleich schon der am 14. April eingetroffene Postdampfer „Hauroto“ die Nachricht gebracht hatte, daß die drei Großmächte die Regelung der Samoawirren einer Oberkommission überlassen wollten; man nannte auch schon alle — keinen einzigen richtigen — Namen der zu erwartenden Kommissare, und die ganz Naiven glaubten sogar, der König von Schweden werde gleich selbst mitkommen.

In der That, so wichtig auch begreiflichermaßen Samoa den an Ort und Stelle selbst lebenden Weißen erscheinen mochte, und wenn sich auch die Stimmung hier bis zur Siedehitze entwickelt hatte, so sahen die Tausende von Meilen entfernten Regierungen die Sache denn doch sehr viel kaltblütiger an, und unser Staatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten von Bülow bezeichnete es im Reichstag richtig als ein eventuelles Verbrechen, wenn drei große Mächte sich wegen einer kleinen Inselgruppe mit nur 35 000 Einwohnern in einen Krieg untereinander stürzen würden. Die amerikanische Regierung war von der Nachricht über die Beschießung Apias nichts weniger als angenehm berührt und drückte der deutschen Regierung ihr Bedauern über den Zwischenfall aus.

Deutschlands im Monat März gemachter Vorschlag der Ernennung einer Oberkommission mit dem König von Schweden als eventuellem oberstem Schiedsrichter fand von Nordamerikas Seite von Anfang an volle Unterstützung, während England anfangs auch hier Schwierigkeiten machte, ehe es am 4. April zugab, daß nur einstimmig von der Oberkommission gefaßte Beschlüsse während der Zeit der ihr vollständig überlassenen Regierung Geltung haben sollten.

Das am 21. April in Apia von Auckland angekommene Postboot brachte dem deutschen Generalkonsul auch bereits die offizielle Anzeige der Ernennung der Oberkommission, da es dem deutschen Konsul Seegner in Auckland gelungen war, diese kurz vor Abgang der Post eingegangene Depesche im letzten Moment noch an Bord zu bringen, während den Engländern und Amerikanern ihre entsprechenden offiziellen Telegramme erst mit dem Neuseeland-Depeschenboot „Tutanekai“, welches am 23. April in Apia eintraf, zugingen.

Nun hieß es für die Angelsachsen, wenn auch zähneknirschend, die Feindseligkeiten einstellen. Die „Royalist“ war seit dem 21. April „out, shelling“, und da sie durch Scheinwerfersignale nicht zu erreichen war, holte sie die „Tauranga“ am 24. zurück, um den anbefohlenen Waffenstillstand einzuhalten, so schwer dies auch den Engländern und Amerikanern wurde. „It is a thousand pities that Great Britain and the United States interfered just at the present

junction" war ihre in der Presse damals laut gewordene Meinung, denn am liebsten hätten sie ihr Räuberhandwerk zu Ende geführt.

Am 24. April traten die Konsuln zu einer Konferenz zusammen, und da auch diesmal wieder keine Einigung zu erzielen war, so sandten Kautz und Sturdee allein durch Bruder Philippe einen Brief an Mataafa, in welchem sie ihn in polternder Weise aufforderten, sich hinter gewisse Linien außerhalb des Municipaldistrikts zurückzuziehen. Mataafa antwortete zunächst höflich kühl, daß er abwarten wolle, bis er Instruktionen seitens aller drei Konsuln bekommen haben würde; als er aber am nächsten Tage ein Ultimatum mit der Androhung der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten am Morgen des 26. April zugestellt bekam, antwortete Mataafa, daß er im Interesse von Friede und Ordnung darauf eingehe. Der Klügere gab nach.

Damit fand dieser unrühmliche Feldzug sein Ende.

Am 3. Mai traf der neu ernannte Präsident Dr. Solf in Apia ein, da aber Chambers und Kautz — der eine, um ihn unter Amtseid zu nehmen, der andere, um die geforderte Räumung der Stadt von den zahlreichen Wachen zuzugestehen — von ihm die Anerkennung Tanus verlangten, so trat er sein Amt vorläufig überhaupt nicht an, sondern wartete die Ankunft der Oberkommission ab, welche am 13. Mai an Bord des amerikanischen Hilfskreuzers „Badger" eintraf, und sich zusammensetzte aus dem Alterspräsidenten Rechtsanwalt Bartlett Tripp aus Süd-Dakota, früher in diplomatischen Diensten der Union, für Amerika, Hermann Freiherrn Speck von Sternburg, von der deutschen Botschaft in Washington, für Deutschland, und Charles Eliot von der Britischen Botschaft in Konstantinopel, für England.

Die gleichzeitig bekannt gewordene Ersetzung der bislang in Apia amtierenden diplomatischen und maritimen Vertreter trug nicht wenig dazu bei, die Arbeiten der Kommission zu erleichtern. Nachdem schon Ende April die „Royalist" zur definitiven Außerdienststellung von der „Torch" abgelöst worden war, dampfte am 21. Mai die „Philadelphia" heim, bis zum Schluß taktlos bleibend, indem sie bei ihrer Ausfahrt, gegen allgemein üblichen internationalen Brauch, von ihrer Kapelle nur die amerikanische und die englische, aber nicht die deutsche Nationalhymne spielen ließ; die „Porpoise" verließ Apia am 8. Juni, und der „Falke" lichtete Ende Juni die Anker zur Heimreise, nachdem der schon zwei Monate früher erwartete, aber durch Ausbesserung einer Havarie in Sydney zurückgehaltene „Cormoran" eingetroffen war. Generalkonsul Rose und Konsul Maxse reisten beide am 16. Juni ab, und Oberrichter Chambers ging trotz früherer Versprechungen und erst infolge starken Druckes am 14. Juli „auf Urlaub". Die Vertretung Roses übernahm Vicekonsul Grunow, diejenige Maxses zunächst Eliot, sodann der aus Fidschi verschriebene Mair. Maxse und Sturdee fanden für ihr „schneidiges" Vorgehen die erhoffte Belohnung durch Ordensauszeichnungen und das erstrebte Avancement, Konsul Rose wurde vor seiner Abreise mit einer von sämtlichen Deutschen gezeichneten Dankadresse und einer schönen Abschiedsfeier geehrt und dadurch seinem verdienstvollen Wirken in schwerer Zeit vollste Anerkennung ge-

zollt, und er wie Schönfelder wurden seitens der Kaiserlichen Regierung für ihre korrekte Haltung mit Ordensauszeichnungen bedacht.

Schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft hielten die Kommissare ihre ersten beratenden Sitzungen ab, und das erste äußere Zeichen einer veränderten Sachlage bestand alsdann in der Entsendung einer deutschen Wache an Land, um gemeinsam mit den englischen und amerikanischen Seesoldaten die Beschützung der Stadt zu übernehmen. Die an Bord des „Falke" in Schutzhaft befindlichen Deutschen Marquardt und Hufnagel wurden, nachdem sich die Kommission von ihrer völligen Unschuld überzeugt, am 22. Mai in Freiheit gesetzt. Tanu wurde von der Kommission an Bord des „Badger" am 19. Mai empfangen; auf Wunsch der Kommission machte dann auch Mataafa am 20. Mai einen Besuch an Bord des „Badger", nachdem er die Delegierten schon am Tage ihres Eintreffens durch ein Schreiben begrüßt hatte, worin er die Hoffnung aussprach, daß es ihnen gelingen möge, den Wirren ein Ende zu bereiten. Mataafa erklärte sich gelegentlich seines Besuches mit jeder gerechten Regelung der Verhältnisse einverstanden, welche die Kommission treffen würde, ebenso damit, seine Waffen abzuliefern, wenn Tanu das Gleiche thun und den Königsbezirk von Mulinuu räumen wolle. Beides wurde zugesagt, und in der That lieferte Mataafa, als ihn die Kommission am 31. Mai in seinem Hauptlager Malie besuchte, 1831 höchst verschiedenartige Gewehre ab. Auch Tanu übergab der Kommission nach ihrer Rückkehr 1288 Flinten, und dazu die 700 seiner Zeit von der „Porpoise" ausgeteilten Hinterlader. Da die Samoaner selbst zugaben, noch mehr Waffen zu besitzen, so forderte ein Erlaß der Kommission vom 1. Juni die Ablieferung aller Gewehre bis zum 20. Juni, und um dem guten Willen der Eingeborenen entgegenzukommen, wurden die Kriegsschiffe „Falke" und „Porpoise" aufgefordert, von den übrigen Inseln der Gruppe die Waffen einzusammeln und zugleich die noch auf Upolu lagernden Hunderte von Kriegern nach ihren Heimatsdörfern zurückzubringen. Im ganzen wurden 3092 Flinten von der Mataafa- und 1318 von der Tanu-Partei abgegeben, nach Schätzung von v. Bülow sind allerdings noch 5—6000 Gewehre und Revolver und eine Menge Munition in den Händen der Eingeborenen geblieben.

So unerwartet günstig und glatt war diese erste Maßregel durchgeführt worden, daß die Kommission rasch den zweiten, gewagteren Schritt thun konnte: Dem Volke die Abschaffung der Königswürde zu verkünden.

Dieser vom 10. Juni datierte Erlaß der Kommission besagte, daß sie die Entscheidung des Oberrichters in der Königswahl als rechtskräftig und bindend anerkenne, daß Tanu jedoch freiwillig sein Amt als König niedergelegt und die hohe Kommission beschlossen habe, die Würde eines Königs in Samoa abzuschaffen. Während der Anwesenheit der Kommission sollten alle Amtspflichten des Königs und seiner Räte von den Konsuln der drei Schutzmächte ausgeübt werden, deren Mehrheit in allen Fällen zu handeln befugt sei, wo der Berliner Vertrag nicht Einstimmigkeit vorschreibe. Der Oberrichter fahre fort, sein Amt zu versehen, und Dr. Solf wurde beauftragt, seine Stellung als Vorsitzender des Gemeinderates anzutreten.

Dieser Erlaß fand nicht allgemeine Zustimmung, und wie schwer war

doch selbst dieses Übereinkommen zu stande gekommen. Da Einstimmigkeit innerhalb der Kommission für Geltung ihrer Beschlüsse Bedingung war, so war diese Erklärung eben ein Kompromißprodukt, welches schließlich keinem ganz gefiel. Der junge englische Kommissar Eliot hatte den verhetzenden Einflüsterungen des ihm persönlich nahe stehenden Maxse, mit dem er früher in Athen zusammen gewesen war, nur zu sehr sein Ohr geliehen, und der Gegensatz in der Kommission war mehr als einmal so stark, daß ihr Fortbestand bedroht erschien. Tripp war mit der von der amerikanischen Presse vertretenen Voreingenommenheit gegen deutsche rauhbeinige Friedensstörer und Gewaltmenschen nach hier gekommen, entschlossen, das Werk seiner Landsleute Chambers und Kautz nach Möglichkeit zu vertreten. Kautz betreffend, erhielt Tripp gleich nach seiner Ankunft ein Schreiben eines in Apia ansässigen Amerikaners, in welchem dieser den Admiral seiner eigenen Nation des Mißbrauchs der ihm unterstellten Streitkräfte und Ausschreitungen aller Art anklagte, und dank Sternburgs ruhiger aber fester Sachlichkeit und diplomatischem Takt gelang es, Tripp, nachdem die von ihm vertretene formelle Rechtfertigung von Chambers zugestanden war, in den anderen Fragen auf seiten Deutschlands zu ziehen. Daß der Oberrichter Chambers den auf Veranlassung Sternburgs wegen Beleidigung der deutschen Flagge zur Rechenschaft gezogenen Gurr freisprach, stellte Chambers' „Unparteilichkeit" auch wohl Tripp gegenüber in eigenartiges Licht.

Die Deutschen in Apia und daheim bedauerten tief, daß durch die Anerkennung von Tanus Wahl Deutschlands Vertreter thatsächlich ins Unrecht versetzt wurden und Chambers, dem man die Schuld am Kriege gab, formell gerechtfertigt dastand, dadurch, daß sich die Kommission auf den Buchstabenlaut der Samoa-Akte stützte, welche die Entscheidung des Oberrichters in der Königswahl als „endgültig" bezeichnet. Es ist von deutscher Seite mit männlichem Freimut zugegeben worden, daß auch das Verhalten der Deutschen nicht immer völlig korrekt gewesen ist, aber es konnte niemals auch nur dem geringsten Zweifel unterliegen, daß das Schuldkonto der amerikanischen und englischen Beamten und Offiziere unendlich viel stärker belastet war. Hatte doch selbst ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der Spezialkorrespondent der Londoner „Times", J. G. Leigh, welcher sich drei Monate in Samoa aufhielt, Gelegenheit genommen, sich scharf verurteilend über das Vorgehen der Engländer und Amerikaner auszusprechen, dagegen die Korrektheit und Geduld der Deutschen und speziell unseres Generalkonsuls den Herausforderungen des englischen Konsuls gegenüber seine Bewunderung zu zollen. Mr. Leigh ist inzwischen wegen seines ungenügenden Patriotismus allerdings aus dem Stabe des englischen Weltblatts entfernt worden. Auch zwei andre einwandfreie, keineswegs deutschfreundliche Kenner Samoas, der Vorgänger Chambers', Oberrichter Ide, sowie in noch höherem Maße der Schwiegersohn des deutschfeindlichen Schriftstellers Robert Louis Stevenson, Lloyd Osborne, verurteilten die gesamten Eingriffe der Amerikaner öffentlich in scharfer Weise — und nun doch diese formelle Rechtfertigung von Chambers! Begreiflicherweise sahen denn auch die Tanu-Leute in der Proklamation vom 10. Juni trotz der Abdankung ihres Puppenkönigs eine Gutheißung ihrer Ansprüche, widersetzten sich am 17. Juni offen der Räumung des von ihnen widerrechtlich besetzt gehaltenen Königsbezirks von Mulinuu, und erst am 20. Juni zogen 943 Tanu- und Tamasese-Leute von dort ab, nachdem am gleichen

Tage die Häuptlinge der Gegenparteien sich an Bord des „Badger“ getroffen und daselbst eine allgemeine Aussöhnung gefeiert hatten. Im Interesse der Pacificierung soll Mulinuu in Zukunft von Eingeborenen ganz geräumt bleiben, damit sich keine Partei mit dem Besitz des „Königssitzes“ brüsten kann.

Am 6. Juli wurde auch der Gemeinderat mit einer geschickten und versöhnlichen Rede des Präsidenten Dr. Solf wieder eröffnet.

Die Kommission hatte inzwischen mehrere Rundfahrten um die Inseln angetreten und war mit Erfolg bemüht, den Eingeborenen beider Parteien Vertrauen auf die Ehrlichkeit ihrer Absichten beizubringen; am 14. Juli fanden sich im Königsbezirk von Mulinuu gegen 400 Häuptlinge von allen Teilen der Inseln ein, und hier wurden ihnen von der Kommission, ohne Anwesenheit der Konsuln, die von ihr ausgearbeiteten Vorschläge zu einer künftigen Verwaltung Samoas vorgelegt, die im großen und ganzen mit Beifall aufgenommmen wurden. Dieser Entwurf sah die Einsetzung eines Statthalters vor, der weder Deutscher, noch Engländer oder Amerikaner, sondern ein Skandinavier oder besser noch ein Holländer aus den Indischen Besitzungen sein sollte; diesem zur Seite sollte ein Gesetzgebender Rat, aus je einem Vertreter der drei Vertragsmächte bestehend, und ein von den Eingeborenen zu wählendes Repräsentantenhaus treten. Der Befähigung und der politisierenden Neigung der Samoaner entsprechend, hielt man eine Beteiligung des Volkes durch seine berufenen Vertreter an der Verwaltung für empfehlenswert. Das Amt des Municipalpräsidenten sollte in Zukunft abgeschafft werden, ebenso die den Konsuln der drei Mächte bislang zustehenden diplomatischen und richterlichen Befugnisse unter gleichzeitiger entsprechender Erweiterung der Befugnisse des Oberrichters. Auch die Kopfsteuern der Eingeborenen sollten zukünftig wegfallen und durch entsprechende Erhöhungen der Zollabgaben ersetzt werden. Mataafa war durch einen schweren Fieberanfall in seiner Besitzung Amaile zurückgehalten, aber durch seinen berühmten Sprecher Lauati, den Repräsentanten des volkreichen Sawaii, vertreten, der in seiner Rede nicht nur aufrichtig mit den Plänen der Kommission übereinstimmte, sondern auch manchen wertvollen Wink für den weitern Ausbau der Verwaltung gab. Am 15. Juli wurde dann dieser Entwurf — auch ein kümmerliches Kompromißprodukt und nichts weniger als ein Meisterstück — von je 13 Häuptlingen der beiden großen Parteien an Bord des „Badger“ unterzeichnet.

Die Arbeiten der Kommission konnten als beendet gelten.

Größere Schwierigkeiten hatte noch die Frage der Vertretung des Oberrichters Chambers verursacht, welcher endlich, nachdem er vorher noch viel intriguiert, seine Abreise wiederholt versprochen und wieder aufgeschoben, erst auf Androhung von Gewalt seitens Tripp Apia am 14. Juli ohne Sang und Klang verlassen hatte. Laut Berliner Vertrag stand seine Vertretung dem Präsidenten des Municipalrats, also Dr. Solf, zu, Eliot protestierte aber so energisch gegen Vereinigung zweier so wichtiger Ämter in einem Deutschen, daß Dr. Solf des lieben Friedens wegen darauf freiwillig verzichtete und der amerikanische Konsul Osborn damit betraut wurde.

Am 18. Juli fuhr alsdann der „Badger“ mit Tripp und Sternburg an Bord wieder nach San Francisco zurück, während Eliot zunächst auf kurze Zeit nach

Neuseeland und von Auckland aus am 6. August via Apia und San Francisco nach Washington ging.

Erst am 1. August erfolgte in Apia die Veröffentlichung der vom 27. Juli datierten Proklamation der drei Konsuln, worin die Einsetzung des Konsularhofes als Provisorische Regierung angezeigt wurde, ohne dabei die wichtige Mitteilung zu machen, daß die Kommission dieser Regierung auch die Oberhoheit über die Schiffskommandanten erteilt hatte. Nun wurde aber die Unterzeichnung des neuen Vertrags**entwurfs** seitens der großen Häuptlinge an Bord des „Badger" von den meisten Samoanern bereits als **endgültiges** Abkommen angesehen, man erwartete die **baldige** Ankunft des Statthalters, und die Provisorische Regierung erfreute sich inzwischen keiner sonderlichen Autorität. Schon am 2. August beschwerten sich 13 Häuptlinge der Ex-Regierung Mataafas über die ihnen von Tanu-Anhängern zugefügten Unbilden, und als im Monat September Tamasese, der seine Königs-Prätensionen aufrecht erhielt, während Tanu nach Fidschi übergesiedelt war, in Vaimosu seine Hochzeitsfeier mit der aus Matautu entführten Taupou oder Dorfjungfrau abhielt, wozu sämtliche hervorragenden Weißen eingeladen waren — unbegreiflicherweise leisteten alle, mit Ausnahme der deutschen Bürger, dieser Einladung Folge — gab Osborn der Sache durch eine Rede zwar besondere Weihe, aber dabei wurden im Vertrauen darauf, daß die wenigsten der Anwesenden die Landessprache genügend beherrschten, samoanische Lieder gesungen, welche geradezu einen Hohn auf die Kommission und ihre Nachfolger bedeuteten. Tamaseses Einfluß ist übrigens, auch abgesehen von der geringen Zahl seiner Parteianhänger, schon deshalb nicht hoch anzuschlagen, weil ein Samoaner, der mit Weißen zusammen gegen Samoaner kämpfte, in den Augen seiner Gegner seine nationale Ehre verwirkt hat.

Während Tamasese „le roi s'amuse" aufführte, erließ der alte würdige Mataafa einen rührenden „Hilferuf für sein Volk an die drei Großmächte" im Druck, der mit der Bitte schließt, die Schutzmächte möchten aus ihrem Überfluß seinem Volke eine Entschädigung gewähren für den großen Schaden und den Verlust, die es betroffen hatten. Waren doch sämtliche Dörfer an der Nordküste Upolus westlich bis Fagaloa und an der Südküste östlich bis Fagalii durch die Engländer der Reihe nach eingeäschert worden. Mit verschwindenden Ausnahmen waren von den großen, sehr sorgfältig gebauten Rundhäusern der Samoaner keine anderen Spuren übrig geblieben, als die rauchgeschwärzten Mittelpfeiler und der von Basaltblöcken eingefaßte Kiesboden. Im östlichen Teile Sawaiis sah es an der Nord- und Südküste ähnlich aus, und die Kirchen, in samoanischen Dörfern gewöhnlich die einzigen Steinbauten, scheinen den Geschossen überall besonders als Ziel gedient zu haben. Glücklicherweise war der Ertrag der Kokospalmen im Jahre 1899 ein so reichlicher, wie seit Jahren nicht, nach Einstellung der Feindseligkeiten machten sich die Samoaner eifrig an die Einsammlung der Nüsse, und die Ernte war so groß, daß es stellenweise nicht leicht war, das nötige Bargeld zum Einkauf zu beschaffen. Schlug doch die Kopraausfuhr des Jahres 1899 mit rund 8500 Tons zu je etwa 50 Dollar alle Vorjahre, und auch die Importe und Zolleinnahmen gestalteten sich trotz der Unruhen entsprechend günstig.

Die von den Deutschen angemeldeten Schadenersatzansprüche belaufen sich

inkl. 22116 Dollars seitens der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft auf 73530 Dollars für zerstörtes Eigentum und Landverwüstung; dazu kommen wegen widerrechtlicher Gefangenschaft die Forderung des Kapitäns Hufnagel von 5000 Dollars und diejenige F. Marquardts von 20000 Dollars. Auch die Engländer und Amerikaner machten Entschädigungsansprüche auf.

Die inzwischen nach Hause zurückgekehrte Hohe Kommission hatte in ihrem Generalbericht offen erklärt, daß die Dreiherrschaft auf der Inselgruppe notwendigerweise zu den verhängnisvollsten und unhaltbarsten Zuständen führen müsse, und daß eine endliche Wiederkehr von Frieden und Ordnung auf den Inseln für die Dauer nur dadurch zu ermöglichen sei, daß dieselben der alleinigen Herrschaft einer einzelnen Macht unterstellt würden. Darüber entspannen sich nun die Verhandlungen zwischen den betreffenden Kabinetten, besonders in Deutschland mit Spannung verfolgt. Schon schien es, als ob unsere Regierung geneigt sei, unsere Anrechte auf Samoa gegen anderweitige Kompensationen auszutauschen, da kam am 7. November die freudige Kunde über den — wohl unter Einfluß des Transvaalkrieges abgeschlossenen — Vertrag mit England, der am 14. November in London gezeichnet wurde und in Übereinstimmung mit Nordamerika unter Aufhebung der Samoa-Akte bestimmte, daß die beiden Inseln Upolu und Sawaii, sowie die anliegenden kleinen Inseln als freies Eigentum an Deutschland, Tutuila und überhaupt sämtliche Samoa-Inseln östlich vom 171° an Nordamerika fallen. Deutschland verzichtete auf alle Ansprüche an die Tonga-Inseln und Savage Island zu Gunsten Englands, trat die beiden östlichen Salomons-Inseln Choiseul und Isabel nebst ihrer insularen Umgebung an Großbritannien ab, vereinbarte bei der Gelegenheit die Aufteilung der neutralen Zone im Togo-Gebiet und gab seine exterritorialen Rechte in Sansibar unter gewissen Bedingungen auf. Die beiderseitigen konsularischen Vertretungen auf Samoa und Tonga kommen bis auf weiteres in Fortfall. Deutschland genießt auch fernerhin dieselbe Berechtigung wie die englischen Unterthanen zur freien und unbehinderten Anwerbung eingeborener Arbeiter auf den gesamten in englischem Besitz befindlichen Salomons-Inseln, einschließlich Choiseul und Isabel.

Dieser Vertrag fand seine Ergänzung durch den am 2. Dezember von den Vertretern der drei Großmächte in Washington gezeichneten Vertrag, welcher den 171.° als die Grenze zwischen den deutschen und amerikanischen Ansprüchen und Rechten auf der Samoa-Gruppe festsetzte und ausdrücklich vereinbart, daß jede der drei Mächte auch fernerhin für ihren Handel und für ihre Handelsschiffe in a l l e n Inseln der Gruppe die gleichen Vorrechte und Zugeständnisse genießen soll.

Zwischen den Vertretern der drei Staaten ist am 7. November in Washington eine weitere Vereinbarung dahin getroffen worden, daß die Frage der Entschädigungsansprüche für alle in Samoa gelegentlich der letzten Wirren erlittenen Kriegsschäden einem unparteiischen Schiedsrichter unterbreitet werden soll, für welchen der König Oskar von Schweden in Aussicht genommen ist. Letzterer hat das Amt Mitte 1900 auch übernommen.

Ein Jubel ging durch das deutsche Volk und den deutschen Blätterwald.

War doch Samoa das erste Objekt deutscher Kolonialpolitik gewesen, es hatte uns seit den siebziger Jahren ca. 25 Millionen Mark und eine Reihe kostbarer Leben für den maritimen Schutz der dort überwiegenden deutschen Interessen gekostet, und es erfüllte mit berechtigter Genugthuung, daß — wenn leider auch nicht alle — so doch die wichtigsten Inseln der Gruppe nunmehr in alleinigen deutschen Besitz übergingen. Abgesehen davon, daß die hiesigen Pflanzungen noch großer Ausdehnung fähig sind, ist Apia das natürliche und historische Centrum für die Beherrschung des polynesischen Handels und ein wichtiger Stützpunkt für den Verkehr zwischen Amerika und Australien, und seine Einverleibung in den Verband des Deutschen Reiches wird zweifelsohne eine bedeutende Steigerung des bedroht gewesenen deutschen Ansehens im ganzen Stillen Ozean zur Folge haben.

Die Spesen, welche die Civilvertretung Deutschlands auf Samoa bislang mit sich brachten, bestanden in 24000 Mark für den Generalkonsul, 15000 Mark für den Vicekonsul und 6000 Mark für den Sekretär, welcher auch gleichzeitig den Postdienst versah. Es ist anzunehmen, daß die stehenden Reichsausgaben für Samoa auch unter der neuen Verwaltung nicht viel höher sein werden, denn ein weitläufiger bureaukratischer Apparat ist in Samoa weder nötig, noch erwünscht. Der für 1900 aufgestellte erste Etat balanciert mit 252000 Mark, wovon 200000 Mark durch Einnahmen aus Zöllen, direkten Steuern und sonstigen Abgaben gedeckt werden, so daß nur ein Reichszuschuß von 52000 Mark erforderlich werden dürfte.

Während die Deutschen und die Mehrzahl der Eingeborenen in Samoa die Kunde von dem neuen Abkommen mit lebhafter Befriedigung begrüßten und letztere dem deutschen Vertreter durch 13 ihrer einflußreichsten Häuptlinge den Dank ihrer Stammesgenossen für die Lösung der Frage ausdrückten und sich für die friedliche Haltung ihrer Distrikte verbürgten, mißgönnten die Engländer in Samoa und Australien, besonders aber in Neuseeland den Deutschen ihren Erfolg, und die „Colonials“ in Apia suchten die Eingeborenen im voraus aufzureizen gegen die deutsche Herrschaft, die sie wie Sklaven behandeln würde. Besonders die berüchtigten „Rechtsanwälte“ Gurr und Skeen, beide in ihrer Heimat Neuseeland bezw. Sydney unmöglich gewordene Existenzen, die sich in Samoa als Winkeladvokaten durchschlagen, waren die Führer dieser Bewegung. Gurr ist schon früher erwähnt worden; Skeen ist der lügenhafte Berichterstatter der „Associated Press“ und von Reuters Bureau, der sich im letzten Krieg traurig berühmt gemacht hat, und beide als gute Freunde von Chambers und Maxse hatten gehofft, unter dem neuen Regime einträgliche Posten zu bekleiden. Aber auch in diesen Kreisen fängt man an, sich eines bessern zu besinnen, und einige Briten bemühen sich bereits, die Sprache der Teutonen zu lernen, um sich eine erfolgreiche Weiterführung ihrer Praxis zu sichern.

Nachdem auch die Parlamente der interessierten Mächte das neue Samoa-Abkommen gebilligt, wurden die Ratifikationen desselben am 16. Februar in Berlin ausgetauscht, uud am 1. März 1900 wurde in Apias Königsbezirk Mulinuu unter festlicher Beteiligung der gesamten weißen Bevölkerung und von 5000 Samoanern die deutsche Flagge gehißt; danach fand eine öffentliche Versöhnung der beiden Häuptlinge Mataafa und Tamasese statt. Die im Hafen liegenden zwei Kriegsschiffe, der kleine deutsche Kreuzer „Cormoran“, Kapitän Emsmann, und der ameri-



Hafen von Pango Pango. Samoa.

kanische Hilfskreuzer „Aberanda" nahmen an der Feier entsprechenden Anteil, während die britische Marine nicht vertreten war. Dr. Solf wurde zum ersten Gouverneur Deutsch-Samoas ernannt, und das Obergericht, der Gemeinderat, die Gemeindeämter und die Konsulargerichte hörten zu bestehen auf. Die englische Mission, bislang der Kern der antideutschen Opposition, versicherte in einer Adresse an den Gouverneur dem neuen Regiment ihre „Loyalität".

Unsere Flaggenhissung auf Sawaii fand erst am 8. Juni 1900 in Matautu statt.

Die am 15. März 1900 in Apia vom Kaiserlichen Gouvernement herausgegebene erste Nummer des „Samoanischen Gouvernementsblattes" enthielt u. a. auch die Verordnung wegen der Rechtsverhältnisse in Samoa, und zwar wurde dem Gerichtswesen für Weiße das Gesetz über Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 zu Grunde gelegt, während für Samoaner und andere Ureinwohner der Südsee-Inseln besondere Einrichtungen getroffen werden sollen; in Apia wird, mit dem Gouverneur an der Spitze, auch ein Appellationsgericht konstituiert werden, dessen Urteil endgültig ist.

Die einheimische Verwaltung ist, auf Grund der uralten Sitte, derart geordnet worden, daß sowohl Sawaii wie Upolu in je drei Bezirke eingeteilt — auf letzterem Aana, Tuamasanga und Atua — und in jedem derselben ein eingeborener Gouverneur und ein Richter eingesetzt werden. Das Gewohnheitsrecht der Samoaner bleibt dabei unangetastet, und die Autorität ihrer angesehenen Landsleute bleibt weiter bestehen, das Rechtsgefühl und die Empfindlichkeit der leicht erregbaren Samoaner werden nicht verletzt. So würde z. B. der europäische Richter bei vielen Fällen Gefängnisstrafe zuerkennen, wo sich der samoanische Richter mit der Buße von einigen Schweinen begnügt; das entspricht den hergebrachten Anschauungen der Bevölkerung. Selbstverständlich urteilen die samoanischen Richter nur über Streitigkeiten unter Eingeborenen; sobald ein Weißer dabei beteiligt ist, kommt die Sache vor den deutschen Richter, und in allen Fällen kann an den Gouverneur appelliert werden. Freilich ist den Samoanern der Begriff einer „Schutzherrschaft" noch nicht recht klar, und so verlangten denn die Anhänger Mataafas auch nach Neuordnung der Dinge für ihren Chef den Königstitel Tupu; der Gouverneur bewilligte aber nur die Bezeichnung Afioga Sili, d. h. höchster Häuptling königlichen Geblüts.

Durch die Mitte 1900 erfolgte Ernennung eines das Gouvernement beratenden Ausschusses von sieben in Apia ansässigen, leitenden Kaufleuten und Pflanzern hat man sodann den Versuch zur Heranziehung kaufmännischer und landwirtschaftlicher Ansiedler zur Landesverwaltung gemacht. Kurz darauf ist daneben auch noch ein aus sieben Mitgliedern verschiedener Nationalität bestehender „Gouvernementsrat" ernannt worden, welcher je nach Bedarf mit dem Gouverneur über Verwaltungsfragen beraten soll.

Die Amerikaner hißten ihre Flagge in der „United States Naval Station Tutuila" unter Assistenz der deutschen Autoritäten von Apia am 17. April 1900, und zwar fungiert daselbst als Kommandant der jeweilige Kapitän des dort stationierten Kriegsschiffs. Unsere Nachbarn scheinen also ihre Souveränität nur über den Hafen und das Landgebiet von Pango-Pango, über das sonstige Tutuila und die andern ihnen zugewiesenen Inseln aber nur ein Protektorat ausüben zu wollen, um keine besonderen Verwaltungspflichten außerhalb des Hafengebietes zu über-

nehmen, welches zu einer Marinestation ausgebaut werden soll. Als Ein- und Ausklarierungshafen für Tutuila und die Manua-Inseln dient Pango-Pango, und die Zölle daselbst werden in gleicher Höhe wie in Apia erhoben. Die Durchführung der politischen Trennung Tutuilas von den in jeder Beziehung eng mit ihnen verknüpften Hauptinseln dürfte immerhin manche Schwierigkeiten mit sich bringen, so ist es z. B. sehr naheliegend, daß jeder Samoaner, der Grund hat, den deutschen Behörden aus dem Wege zu gehen, sich auf Tutuila niederläßt.

Sehen wir uns nun nach der Schilderung der geschichtlichen Verhältnisse einmal in der Hauptstadt Apia und unter den daselbst lebenden Fremden um.

Apia liegt zwischen den beiden vorspringenden Punkten Mulinuu und Matautu an einer von Kokospalmen eingesäumten, halbkreisförmigen Bucht, in welche die Flüsse Mulivai und Vaisigano münden, und am Fuße dichtbewaldeter, staffelförmig aufsteigender Berge, zwischen denen einzelne Wasserfälle hervortreten, und aus denen sich die hellgrünen, regelmäßig angelegten deutschen Pflanzungen freundlich abheben. Unter den Wasserfällen ist besonders derjenige des ca. 80 Meter hoch herabfallenden Vaisigano zu nennen, welcher auch den Schiffern eine willkommene Landmarke bietet. Die heutige „Stadt“ Apia mit ihren 1300 Einwohnern ist aus einer Reihe von einzelnen Dörfern hervorgegangen und bildet dem Korallenstrand entlang eine 6 km lange Uferstraße, an der sich die freundlichen, aber einfachen weißgetünchten Holzhäuser der Europäer erheben, während sich dahinter in dichtem tropischen Busch zwischen Brotfruchtbäumen, Bananenstauden und den Schattendächern von allerlei Laubbäumen die Hütten der Eingeborenen verstecken. Den gesündesten Teil bildet das den Passatwinden offene Westviertel, dessen äußerste Spitze die, wie ein Elefantenrüssel zwischen der Bucht und einer von Mangroven eingesäumten Brackwasserlagune vorspringende, niedrige und schmale Landzunge

Mulinuu oder „Landsende“ bildet, der geheiligte Königsbezirk der Samoaner, welcher in ihrer Geschichte eine große Rolle gespielt hat. Dieser ist deshalb auch der einzige Teil der Stadt, wo die Hütten der Eingeborenen die hervorragende Stelle einnehmen. An dem schmalsten Punkte der Halbinsel steht das einfache Haus des Municipalpräsidenten mit einem Verandavorbau, schräg gegenüber das Haus Malietoa Laupepas, gleichfalls nur ein anspruchsloses Kolonialbretterhaus mit drei Zimmern und europäischen Möbeln. Daneben erhebt sich unter Palmen inmitten eines kleinen gutgepflegten Gartens über dem Grabe der am 18. Dezember 1888 gefallenen deutschen Matrosen von der „Olga“ das von ihren Kameraden der australischen Station gestiftete Denkmal, ein von einem Eisengitter umgebener Marmorobelisk mit dem Reichsadler und den Namen der Gefallenen. Unweit von diesem Massengrab haben auch die am 1. April 1899 gefallenen englischen und amerikanischen Seeleute ihre vorläufige Ruhestätte gefunden.

Das sich an Mulinuu anschließende

Sogi-Viertel trägt einen überwiegend deutschen Charakter; vor den freundlichen Gartenhäusern wehen deutsche Flaggen, und wir finden hier neben den Wohnungen kleinerer Beamten und Handwerker auch das kleine deutsche Hospital, welches bislang gemeinsam von Marine und Konsulat unterhalten wurde, und die

Wohnung des jovialen, mit einer liebenswürdigen Samoanerin verheirateten Hafenarztes Dr. Funk.

Das nun folgende

Savalalo wird zum großen Teile von den Baulichkeiten der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg" eingenommen; die Engländer nennen die Firma mit berechtigter Ironie dieser monströsen Namenhäufung the long handle firm, „die langstielige Firma", und bezeichnen sie mit der bei ihnen beliebten Abkürzungsweise gewöhnlich nur als die D. H. u. P. G. Rechts von dem die Faktorei durchschneidenden Mittelweg finden wir die Bureaus, das große, überraschend vielseitige Importlager, das ungefähr alles bietet, was Europäer und Samoaner nur wünschen können, und die Niederlagen und Packräume für die Landesprodukte; links ziehen sich inmitten eines freundlichen Gartens um ein Viereck herum die gefällig eingerichteten Wohnungen der Beamten der Gesellschaft mit dem gemeinsamen großen Speisesaal, und die Front nimmt das sogenannte „Kasino" der Gesellschaft ein, welches den geselligen Mittelpunkt Apias bildet. Auch ein jeder Fremde, der Apia berührt hat, wird der Gastlichkeit der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft" und ihrer Vertreter ein dankbares Andenken bewahren. In diesem Stadtteil herrscht gewöhnlich das regste geschäftliche Leben und Treiben zwischen dem Strande und der hier vor Anker liegenden sogenannten „Mosquitoflottille", kleineren und größeren Schonern und anderen Küstenfahrzeugen, welche die Landesprodukte in Apia zusammenbringen und dagegen Importwaren nach den verschiedenen Stationen einnehmen.

Am Schwesternheim der französischen Maristen vorbei gelangen wir nun nach

Matafele, welches ebenfalls zum größten Teile deutsch ist und den am meisten „stadtartigen" Charakter trägt. Wir finden hier zunächst die deutsche Schule, bis 1899 unter Leitung des liebenswürdigen Pastors Otto Margraf aus Nordhausen, der mit Hilfe eines Lehrers und einer Lehrerin 70 bis 80 weißen und Halbblut-Kindern eine deutsche Erziehung beizubringen suchte. Diese Schule ist neben den Missionsschulen die einzige Schule auf Samoa überhaupt und wurde auch schon bislang jährlich mit 3500 Mark aus Reichsmitteln, zeitweilig auch mit 2000 Mark seitens der Deutschen Kolonial-Gesellschaft unterstützt. Das Schulhaus dient gleichzeitig zur Abhaltung des deutschen Gottesdienstes. Weitere deutsche Verbände, mit Ausnahme des Konkordia-Beerdigungs- und Unterstützungsvereins sind in Apia sonst nicht vertreten; dagegen finden wir unserem Wege folgend weiterhin die unter Deutschen unvermeidliche „Bierhalle", das „International" und das „Klub"-Hotel, die Samoanische Postanstalt, deutsche Läden und Kaufmannshäuser, und nur durch einen kleinen Garten voneinander getrennt, die deutsche Post und das deutsche Konsulat. Auf dem Strande liegt hier das rote Eisengerippe des gestrandeten deutschen Kanonenbootes „Adler", ein trauriges Denkmal des fürchterlichen Orkans vom 16. März 1889. Nahe dem Mulivai liegt auch noch die katholische Mission, und wenn wir dieses Gewässer überschreiten, finden wir weiter östlich einen mehr englisch-amerikanischen Charakter der Ansiedelung, und zwar folgt nun zunächst das eigentliche Dorf Apia, der Stammsitz Malietoa Laupepas, und weiterhin die Halbinsel Matautu. Zwischen Matafele und Matautu finden wir nicht weniger als vier große, aus weißgetünchtem Korallenstein gebaute und mit Türmen und Glocken

versehene Gotteshäuser, welche allerdings fast nur von Eingeborenen und Mischlingen besucht werden. Hier liegen ferner die englische Mission, das mit seinem Turm das Stadtbild überragende Tivoli-Hotel, das Obergericht und die Redaktion des „Samoa Weekly Herald“, Redakteur W. A. King, welcher für 6 Pence die Nummer den einzigen einheimischen Lesestoff bietet. Der Pensionspreis im Tivoli-Hotel, dem besten der hier vertretenen, beträgt 4—5 Dollars pro Tag.

Hinter dem Vaisigano-Fluß beginnt

Matautu. Hier liegt das Haus der eingegangenen deutschen Firma Ruge & Hedemann, der schärfsten Konkurrenten der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, jetzt in englischem Besitz; an der Spitze der Landzunge finden wir sodann das englische und etwas weiterhin das amerikanische Konsulat.

Die gesamten Häuser der Europäer sind, besonders wenn man bedenkt, wie lange Apia schon eine gewisse Rolle spielt, überaus bescheiden, nämlich nur weiß-getünchte oder mit Ölfarbe gestrichene Holzbauten mit Wellblechdach, und mit Ausnahme der primitiven Hotels und weniger Kaufmannshäuser sämtlich nur Erdgeschosse mit Verandenanbau. Billig ist das Bauen in Apia aber trotzdem keineswegs, denn die Bretter müssen von Amerika bezogen werden, und die Arbeitslöhne weißer Handwerker betragen etwa 5 Dollars pro Tag. Ein regelmäßiger Markt für Fische, Gemüse 2c. besteht bislang nicht, und das erschwert und verteuert auch den europäischen Haushalt, der seinen Wasserbedarf in Apia aus aufgefangenem Regenwasser deckt.

So entzückend auch die Lage Apias ist, so wirkt die Eintönigkeit des Lebens allmählich doch selbst in einem so freundlichen Städtchen wie Apia auf die Dauer niederdrückend, und es ist kaum zu verwundern, wenn gar manche Weiße, auch Deutsche, dem Trunke mehr als wünschenswert huldigen, daß damit wieder Rauheiten und Roheiten Hand in Hand gehen, und daß endlich auch Apia für persönlichen, kleinstädtischen Klatsch, der faute de mieux liebevoll gepflegt wird, von jeher ein berüchtigtes Treibhaus gewesen ist.

Der schönste Besitz in der Nachbarschaft Apias ist Vailima, wo der schottische Schriftsteller Robert Louis Stevenson (geb. 1850, gest. 1894) nach mehrjährigen gründlichen Südseefahrten von 1890 ab sein Heim aufgeschlagen hatte; seine Gebeine ruhen jetzt auf dem Gipfel des Apia-Berges. Nach seinem Tode ist der Landsitz dieses Deutschenhassers in den Besitz eines Deutschen, des Hamburgers Herrn Gustav Kunst von der bekannten Firma Kunst & Albers in Wladiwostok, übergegangen, der seinen üblichen Winteraufenthalt von Honolulu nach hier zu verlegen gedenkt.

Die beliebten Ausflüge nach dem Wasserfall Papasea, der als Rutschbahn-Badebecken benutzt wird, und nach dem prächtigen Kratersee von Lanutoo konnte ich wegen der Unruhen zur Zeit meines Besuches leider nicht unternehmen, nur prächtige Abbildungen gaben mir eine Idee dieser beiden allgemein geschätzten landschaftlichen Perlen.

Betreffs der wirtschaftlichen Interessen, welche die drei meistbeteiligten Nationen bislang in Samoa hatten, liegen für das Jahr 1897 folgende Zahlen vor, zunächst über den

Handel nach der Staatsangehörigkeit der in Samoa ansässigen Firmen:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
Deutsche Kaufmannshäuser	747 751 = 54 %	910 018 = 91 %
Englische „	217 317 = 16 „	35 213 = 3 „
Amerikanische „	220 756 = 16 „	53 651 = 5 „
Andere „	198 622 = 14 „	5 750 = 1 „
	Mark 1 384 446	Mark 1 004 632

In der Einfuhr kommen allein 5—600 000 M. auf die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft, und zwar werden aus Deutschland eingeführt: Manufaktur-, Eisen- und Kurzwaren, Waffen, Munition, Chemikalien, Droguen, Steinkohlen und Bier. 1898 war der Import auf 370 000, 1899 auf 450 000 Dollars gestiegen und die offiziellen Zahlen für 1899 lauten: 1 488 960 M. Export und 2 141 000 M. Import. Die direkte Einfuhr aus dem deutschen Zollgebiet wertet im letzten Jahre 180 000, die Ausfuhr nach Deutschland 27 000 M.

Die Ausfuhr liegt mit 91 % fast vollständig in deutschen Händen.

Handel nach Ursprungs- und Bestimmungsländern 1897:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
Deutsches Reich	344 196 = 26 %	6 354 = 0,7 %
England und Kolonien	710 024 = 53 „	110 424 = 11 „
Großbritannien 4 %		
Neu-Südwales 31 „		
Neuseeland 17 „		
Fidschi 1 „		
Nordamerika	218 254 = 16 %	221 890 = 22 %
Europa und Azoren für Ordre	-- —	474 956 = 49 „
Diverse	74 734 = 5 „	161 583 = 17,3 „
	M. 1 347 208	M. 975 207

Die Höhe der Einfuhr aus Nordamerika und den australischen Kolonieen erklärt sich besonders aus den verhältnismäßig stark importierten Lebensmitteln, wie Büchsenkonserven, Hartbrot, Schmalz u. s. w., in deren Preisen Europa nicht konkurrieren kann; kauft man doch in Apia eine Blechbüchse mit 2 Pfund guten Corned Beef im Detail für eine Mark, und da frisches Fleisch mit Ausnahme von Schweinen und Hühnern nur an den Hauptorten und selbst da meist nur in geringer Qualität, in allen Außenstationen und auf den kleinen Inseln aber überhaupt nicht zu haben ist, so bildet dieses Büchsenfleisch einen sehr wichtigen Artikel, an den sich auch die Eingeborenen außerordentlich gewöhnt haben.

Die Ausfuhr in Kopra betrug 1897 im ganzen 4773 Tonnen, und davon stammten rund 1000 Tonnen von den drei großen Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft und 2200 Tonnen von den Tonga- und anderen Südseeinseln. Die neuerdings in San Francisco und Sydney errichteten Fabriken für Verarbeitung der Kopra haben zeitweitig eine lebhafte Konkurrenz auf dem europäischen Markt verursacht.

Kaffee wurde 1897 nicht ausgeführt, da der Strauch sehr durch die Hemileia vastatrix gelitten hat. Eine größere Anpflanzung arabischen Kaffees

in Utumapu seitens der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft ging durch die Pilzkrankheit ganz zu Grunde, der jetzt versuchte Liberiakaffee aber gedeiht nach Wunsch, ebenso sind mit

Kakao vorzüglicher Qualität gute Resultate erzielt worden, und da dessen Ernte eine einfache ist, so hat man dieser Kultur letzthin steigende Beachtung geschenkt; doch kamen im Jahre 1897 erst geringe Mengen zur Verschiffung. Ganz eingegangen sind z. B. die

Baumwollanpflanzungen, welche selbst auf steinigem Boden gut gediehen, wegen ungenügender Rentabilität jedoch aufgegeben wurden. Man hatte Baumwolle 5 bis 7 Jahre lang als Vorfrucht unter Kokospalmen gezogen, ehe diese trugen, dann aber die weitere Kultivierung der Staude wegen Arbeiterschwierigkeiten eingestellt.

Von frischen Früchten wurden 1897 2500 Bunde und 760 Matten Bananen und 1000 Matten Ananas ausgeführt.

Im Schiffsverkehr spielen die Deutschen, seitdem im Jahre 1893 die 1885 errichtete subventionierte Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd von Sydney nach Apia zu Gunsten der Neuguinea-Linie einging, leider nur eine geringe Rolle, wie folgende, auch für 1897 aufgemachte Liste der Schiffseingänge in Apia zeigt.

	Dampfer.		Segler.		Total.	
	Zahl.	Tonnen.	Zahl.	Tonnen.	Zahl.	Tonnen.
Deutsche	—	—	12	1266	12	1 266
Englische	37	41 384	1	143	38	41 527
Amerikanische	18	34 985	3	644	21	34 629
Skandinavische	—	—	6	3314	6	3 314
	55	76 369	22	5367	77	81 736

Apia dient als Kohlenstation der Postdampferlinie zwischen San Francisco und Australien, und die regelmäßigen Fahrten der Union Steamship Company of New Zealand verbinden es vierwöchentlich mit Auckland und Sydney.

Die Finanzen der Samoainseln waren im Jahre 1897 folgendermaßen bestellt.

Von den Fremden aufgebrachte Zölle und Steuern:

	Deutsche.	Engländer.	Amerikaner.	Total inkl. anderer.
Einfuhrzölle	M. 45 119 = 65 %	M. 5346 = 8 %	M. 10212 = 15 %	M. 69 706
Ausfuhrzölle	„ 15 531 = 93 „	„ 249 = 2 „	„ 860 = 5 „	„ 16 640
Staatssteuern	„ 5 035 = 60 „	„ 1770 = 22 „	„ 592 = 8 „	„ 8025
Kommunalsteuern	„ 7 281 = 45 „	„ 4436 = 27 „	„ 3171 = 20 „	„ 16 451
	M. 72 966 = 66 %	M. 11801 = 11 %	M. 14835 = 13 %	M. 110822

1898 waren die Zolleinnahmen auf 21 700, 1899 auf 31 000 Dollars gestiegen. Der Exportzoll beträgt $1^1/_2$ % auf Baumwolle, 2 % auf Kaffee und $2^1/_2$ % auf Kopra, der statistische Importzoll im allgemeinen auch bloß 2 %, wozu nur für Spirituosen, Tabak, Waffen und Pulver noch ein Zusatzzoll tritt.

Import und Verkauf von Waffen und Munition sowohl, als von berauschenden Getränken an Eingeborene war strikte verboten, doch erwies sich die Versuchung, Waffen und Munition an die Samoaner zu liefern, oft als überstark, und selbst die Kriegsschiffe haben dieses Verbot nicht selten öffentlich übertreten.

Die Fremden hatten außerdem jährlich eine Steuer von 1 % vom Werte ihrer Wohnhäuser und der zu Handelszwecken dienenden Häuser und Ländereien zu zahlen; Lagerräume, aus welchen monatlich 2000 Dollars verkauft werden, sind mit 100 Dollars, Detailläden je nach Umsatz mit 12 bis 48 Dollars pro Jahr besteuert, und die übrigen Lizenzgebühren betrugen für einen Gastwirt 120, für einen Anwalt oder Bankier 60, für einen Arzt 30, für die meisten anderen Berufe 6 Dollars im Jahr.

Die Kopfsteuer auf farbige Pflanzungsarbeiter mit Ausnahme der Samoaner beträgt 2 Dollars, die Kopfsteuer auf Samoaner 1 Dollar im Jahr. Obwohl die Steuererheber 10 % Gewinnanteil erhielten, gingen die Kopfsteuern der Samoaner doch so unregelmäßig ein, daß der Königsgehalt von 75 Dollars pro Monat auf das Drittel reduziert werden mußte.

Während die Eingeborenen-Steuern für die Civilliste des Königs und die Besoldung der samoanischen Beamten dienten, außerdem eventuell auch noch zur Anlage der jetzt außerhalb des Municipaldistrikts meist noch fehlenden Wege verwandt werden sollten, waren die Ergebnisse der anderen Steuern, welche ausschließlich innerhalb des Municipalbezirks aufgebracht werden, für den Municipalrat bestimmt und zu dessen Verfügung; in erster Linie wurden aus diesem Fonds die fremden Beamten bezahlt, so der Oberrichter mit 6000 und der Municipalpräsident mit 5000 Dollars im Jahr.

Die Steuern und Zölle werden bislang in amerikanischer Münze erhoben und deutsches Gold mit 4,77 Dollars, englisches Gold mit 4,87 Dollars umgerechnet. Das courante Geld Samoas bildete anfänglich durch die Godeffroyschen Beziehungen hauptsächlich der chilenische Silberdollar, heutigen Tages kursieren die Münzen der drei hier rivalisierenden Mächte, und zwar werden im Verkehr der amerikanische Dollar mit 4 Schilling, die Silbermark aber nur mit 9 Pence genommen. Kurz nach der Übernahme Deutsch-Samoas hat das Gouvernement eine Rundfrage gestellt, ob die Einführung der deutschen Währung in unserem Schutzgebiet zu empfehlen sei; in diesem Falle würde sich auch die Schaffung einer deutschen Bank als wünschenswert erweisen. Außerhalb Apias ist der Handel Samoas bislang im allgemeinen noch Tauschhandel, und gegen die verkaufte Kopra zieht der Eingeborene, dem die Wahl freigestellt wird, meist den Empfang von Waren dem Bargeld vor.

Was nun die Zahl der hier lebenden Fremden anbetrifft, so weisen die Konsulatsregister 477 „Engländer“, 195 „Amerikaner“ und nur 119 Deutsche auf, wenn man sich die Sache aber etwas näher ansieht, gewinnt man allerdings ein ganz anderes Bild: Unter den 477 „Engländern“ sind nämlich nur ca. 40 Weiße, meist Australier, der Rest Südseeinsulaner, Mischlinge und Chinesen; unter den 195 „Amerikanern“ finden wir neben 20 Mormonen nur 5 wirkliche Amerikaner und 8 weiße Schutzbefohlene, den Rest bilden Mischlinge. In den 119 Deutschen

aber sind die öfters wechselnden Angestellten der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft überhaupt nicht mit eingerechnet, und sie repräsentieren 84 Weiße und nur 35 Mischlinge. Mit demselben Rechte übrigens, mit dem der englische Konsul die Südseeinsulaner von den Fidschi-, Tokelau-, Ellice-, Gilbert- u. a. Inseln mit einzubeziehen pflegt, ebenso wie er die meisten der wenigen Chinesen und natürlich alles Halbblut und die „native teachers“ zu den Seinen rechnet, um seine Unterthanenliste zu füllen, könnten wir den größten Teil der Plantagenarbeiter für uns zählen, welche überwiegend aus unserem Bismarckarchipel und von den Salomonsinseln stammen.

Im ganzen leben auf der Samoa-Gruppe z. Z. etwa 400 Weiße, und davon kommen 300 allein auf Apia.

Weit stärker noch als der Zahl nach erweist sich aber das deutsche Übergewicht, wenn wir nun einmal die wirtschaftlichen Interessen der verschiedenen Nationen etwas näher untersuchen. Lassen wir dabei die offiziellen Persönlichkeiten, Kirchen, Schulen und auch einige englische Abenteurer und exotische Stellenjäger — wie die drei englischen „Advokaten“ an dem berühmt gewordenen Obergericht, welche nie eine Universität gesehen haben — beiseite, so finden wir an selbständigen gewerbetreibenden und besitzenden Männern, von der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft zunächst einmal abgesehen, in Samoa die folgenden:

Deutsch: 2 Export- und Importhäuser (Grevsmühl und Rosenberg), ein Warenhaus (Hugo Gebauer & Co.), 11 Ladenbesitzer und Handwerker, 3 Hotel-Besitzer bezw. -Mieter und 4 Schankwirtschaften; ferner die Kaffee- und Kakao-Pflanzung von Hugo Schmidt & Pemüller bei Apia, die Kakao-Pflanzungen von Dr. Sierich und von Bülow auf Sawaii und den Arzt Dr. Funk.

Englisch: Keine größere kaufmännische Firma, 1 Warenhaus (Deane), 9 Ladenbesitzer und Handwerker, 1 Hotelmieter, 3 Photographen, 2 Advokaten, 1 Redacteur und eine kleine Kakaopflanzung auf Sawaii.

Amerikanisch: 2 Geschäfte à la Grevsmühl (Parker und Moors, letzterer teilweise mit deutschem Kapital), 1 Warenhaus, 1 kleiner Spediteur und der Arzt Dr. Braucht.

Von andern weißen Nationen sind noch vertreten einige Dänen und Schweden und ein Franzose.

Man kann also sagen, daß die deutschen Interessen auf Samoa, ganz abgesehen von der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, denen von England und Amerika zusammen mindestens gleich sind; da die D. H. u. P. G. in Samoa aber alles andere weit überragt, so geht daraus deutlich hervor, wie überwiegend deutsche Interessen hier engagiert sind.

Die Zahlen für den Landbesitz bilden eine weitere Bestätigung dieser Thatsache; besitzt doch die D. H. u. P. G. allein auf Upolu 34054 ha, wovon 3194 ha unter Kultur; die Engländer besitzen dagegen 14580 ha, wovon nur 300 kultiviert, die Amerikaner 8100, andere Nationalitäten, einschließlich der französischen Mission, 2000 ha, meist unkultiviert.

Die Anlage der ersten Godeffroyschen Pflanzung auf Samoa erfolgte 1865

im Distrikt Mulifanua an der Nordwestecke von Upolu, später folgten die bei Apia gelegenen Plantagen in Vailele und in Vaitele, 1882 die zu Vailele gehörige Utumapu-Pflanzung; auf Sawaii besitzt die D. H. u. P. G. bislang nur die unbedeutende Pflanzung Vaipouli. Der Plantagenbau erfolgte derart, daß man zunächst den Wald ausrodete, dann, um ein sofort tragendes Produkt zu haben, Baumwolle, dazwischen aber in Entfernungen von etwa 36 Fuß Kokospalmen pflanzte, welche bestimmt waren, die Hauptkultur zu bilden. Sobald die Palmen zu tragen beginnen, was im 4. bis 5. Jahre, nennenswert allerdings erst vom 9. Jahre ab geschieht, wird der für Jäten und Ernte vieler Hände bedürfende Baumwollbau aufgegeben, und die Palmen können nun ohne nennenswerte Pflege bis zu ihrem 80. Jahre jährlich etwa 80—100 Nüsse geben; als jährlichen Durchschnittsertrag an Kopra rechnet man auf einen gut mit Kokospalmen bepflanzten englischen Acre 450 bis 500 Kilogramm. Um das Unterholz niederzuhalten, hat man amerikanisches Buffalogras angepflanzt und läßt die Pflanzungen durch Rinder abweiden; auf den Plantagen der D. H. u. P. G. grasen heute in zahlreichen Herden neben Pferden und Eseln etwa 2000 Rinder. Die Gesellschaft hatte im Jahre 1898 7898 Acres unter Plantagenkultur, und ungefähr 50 Weiße gehören ihrer musterhaften Verwaltung in Samoa an. Stundenlang kann man auf gut angelegten Wegen durch die parkartigen Kokospflanzungen fahren, und zahlreiche Stationen sind über die drei Pflanzungen Vailele (Verwalter Hufnagel), Vaitele (Verwalter Tiedemann) und Mulifanua (Verwalter Krüger) ausgebreitet. Die Kokosnüsse werden nicht gepflückt, sondern aufgesammelt, wenn sie nach ihrer Reife abfallen, und in Ochsenkarren und auf Mauleseln zusammengebracht, gespalten, die Kerne in Streifen geschnitten und letztere dann 1 bis $1^1/_2$ Tag in der Darre getrocknet.

Diese jetzt im Handel übliche Form der Kopra verdankt ihre Einführung um 1868 dem rührigen Theodor Weber, dem ersten Leiter der Godeffroyschen Filiale in Apia, in der vokalreichen Sprache der Eingeborenen „Missi Uepa“ genannt, welcher lange Jahre als hanseatischer, später deutscher Konsul auf Samoa die Rolle eines allgemeinen Vertrauensmanns und Ratgebers spielte und erst in der zweiten Hälfte der 80er Jahre nach Hamburg zurückging, wo er bald darauf starb. Früher gewannen die Eingeborenen das Kokosöl durch eigens konstruierte Pressen; dabei war aber ein großer Verlust beim Bereiten und Verschiffen unvermeidlich, und die jetzt als Viehfutter benutzten Rückstände der Nuß gingen ganz verloren. Heute verschifft man in weit rationellerer Weise nicht mehr das Palmöl, sondern nur die Palmkerne, die Kopra.

Kleinere Segelboote bringen die Kopra zur Centrale, und von hier aus erfolgt der Versand nach den Hauptweltmärkten dafür: Hamburg, Marseille, Liverpool, San Francisco und Sydney. Früher rechnete man den Durchschnittswert des Jahresertrages jeder Palme auf eine Mark, seitdem Kopra im Preise von 460 auf 250 Mark pro Ton zurückgegangen, ist der Nutzen entsprechend reduziert worden.

Da die trägen Samoaner sich nicht zu regelmäßigen Arbeiten in den Pflanzungen der Europäer hergaben, so war man gezwungen, Arbeiter aus fast allen umliegenden Gruppen, besonders von Neu-Pommern, den Salomons- und

Gilbert-Inseln und den Neuen Hebriden zusammenzuholen, von denen der größte Teil nach Ablauf des Kontraktes in die Heimat zurückkehrte, ein Teil aber auch im Lande verblieb. Im Jahre 1886 beschäftigte die D. H. u. P. G. nahe an 2000 farbige Arbeiter, da man aber unter den Unruhen der letzten Jahre die Pflanzungen nicht ausdehnte und die besonders viel Hände beanspruchende Baumwollkultur aufgab, so ist die Zahl der Arbeiter immer weiter zurückgegangen und beträgt jetzt nur noch etwa 600. Die Kosten für dieselben stellen sich bei dreijährigem Kontrakt auf circa 300 Mark pro Kopf und Jahr; sie bekommen nämlich bei freier Aus- und Rückreise und freier Station 2 Dollars Barlohn im Monat und arbeiten dafür täglich 10 Stunden.

Das Kapital der 1878 gegründeten Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft beträgt 5 Millionen Mark, wovon $2^3/_4$ Millionen als Aktien, $2^1/_4$ Millionen als $5^0/_0$ Obligationen ausgegeben sind, und die erzielte Dividende belief sich 1898 auf 5 $^0/_0$, 1899 auf $7^1/_2$ $^0/_0$. Die Unruhen der letzten Jahre haben die Gesellschaft nicht nur von der Ausdehnung ihrer Pflanzungen abgehalten, sondern ihr begreiflicherweise auch direkten Schaden zugefügt.

Eine große Anzahl Angestellter der D. H. u. P. G. besitzt auch eigene Häuser, Ländereien und kleinere Pflanzungen.

Die ausgedehnten Gebäude und Warenlager der Centrale liegen, wie wir bereits sahen, in Apia, hier befinden sich außerdem noch drei der Gesellschaft gehörige Ladengeschäfte, wozu zwei weitere größere in Aana und Sawaii und zahlreiche „Trader"-Stationen treten.

Letztere sind zum Zwecke des Kopra-Aufkaufs über die ganze Südsee ausgebreitet, denn die in den europäischen Pflanzungen erzielten Mengen Kopra bilden nur einen kleinen Teil, der weit übertroffen wird durch diejenigen Früchte, welche die Eingeborenen sammeln und gegen Geld oder Waren eintauschen. Zu diesem Zwecke senden die Kopraexporteure nach den betreffenden Inseln die berühmten und berüchtigten Southsea Traders. Dieselben nehmen für ihre eigne Rechnung Handelswaren für die Eingeborenen mit und verpflichten sich, die erhandelte Kopra zu einem bestimmten Preise ihren Auftraggebern zu liefern; gewöhnlich kaufen diese Trader das Pfund Kopra zu 1 Cent (4 Pfennige) und berechnen es ihrer Firma zu $1^1/_2$ Cent. Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit spielen bei diesem Handel nicht immer die wünschenswerte Rolle. Früher waren diese Händler oder „Beachcomber" gleichzeitig nicht selten reine Freibeuter und führten teilweise eine hoch romanhafte, wilde Existenz; einer der letzten dieser Abenteurer war der famose amerikanische Kapitän Bully Hayes, der „Gentleman Pirate", welcher seit 1858 als Seeräuber und Wegelagerer den Großen Ozean unsicher machte, sein Hauptlager, solange die Kriegsschiffe noch nicht regelmäßig daselbst verkehrten, viele Jahre lang in Apia hatte und 1877 auf Dschaluit von seinem eifersüchtigen Schiffsoffizier erschlagen wurde.

Die Tage der Romantik sind jetzt aber auch in der Südsee vorbei, und um die jetzt uns gewordene „Perle der Südsee" wirtschaftlich zu verwerten, bedarf es geduldiger und fleißiger Arbeit.

Nach den Berichten und Erfahrungen von Deutschen, welche lange Zeit auf Samoa gelebt haben, scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß auch

Weiße in Samoa dauernd im Freien arbeiten können, ohne an ihrer Gesundheit Schaden zu nehmen, wobei natürlich angenommen ist, daß sie sich während der heißesten Tageszeit im Schatten ihres Gehöftes oder im Hause beschäftigen und nur morgens und abends etwa je drei Stunden das Land bearbeiten. Kokospflanzungen dürften sich z. B. aus verschiedenen Gründen für „kleine Leute" nicht rentieren, dagegen erscheinen Kakaopflanzungen für selbständige Kolonisten und Pflanzer aussichtsvoll, und zwar wird dabei der Erwerb von 15 ha Land und ein Betriebskapital von 15—20000 Mark zur Begründung eines gesicherten Lebensunterhaltes für ausreichend erachtet. Den Eingeborenen ist die Veräußerung von Land verboten, doch befindet sich genügend verkäufliches Land im Besitz von Weißen, auch gestattet die Regierung unter Umständen die Verpachtung samoanischen Landes an Weiße; als angemessener Pachtzins gelten 50 Pfennige bis 2 Mark jährlich für den englischen Acre = 40 Ar, während die Landpreise bei einem 1896 vor dem „Obersten Gerichtshof von Samoa" anhängig gewesenen Prozeß von Experten wie folgt abgeschätzt wurden. Es wertete demnach ein englischer Acre:

1. Gut bestandenes Kokospalmenland in voller Tragfähigkeit und innerhalb eines Umkreises von 5 engl. Meilen von Apia gelegen: 40—100 Dollar (à 4 Mark).

2. Unkultiviertes Land auf der Insel Upolu innerhalb einer Entfernung von 1/4 Meile vom Strande, mit Wegen für Abfuhr der Produkte: 5—20 Dollar.

3. Land derselben Beschaffenheit wie ad 2, nicht über 1/2 Meile vom Strande entfernt: 3—15 Dollar.

4. Dito, nicht über 1 1/2 Meile vom Strande entfernt: 1—6 1/2 Dollar.

5. Unkultiviertes Land auf der Insel Sawaii, nicht über 1/4 Meile vom Strande entfernt: 2—13 1/2 Dollar.

Um der Bildung eines weißen Proletariats vorzubeugen, haben sich neue Ankömmlinge vor der Landung über ihre Mittel auszuweisen, mittellosen Personen kann der Aufenthalt auf Samoa verboten werden.

Neuseeland.

Welcher Europäer Neuseeland zuerst gesehen hat, ist nicht festgestellt; sicher ist, daß schon auf einer 1638 veröffentlichten Karte eine undeutliche Küstenlinie im Stillen Ozean mit „Zeelandia Nova" bezeichnet ist, und Abel Tasman fand die Inselgruppe auf seiner großen Entdeckungsfahrt nach der „Terra australis" wieder auf. Er erblickte das Land am 13. Dezember 1642, bewunderte das grandiose Schauspiel der Alpen auf der Südinsel und suchte an der Nordseite der letzteren zu landen; da die Eingeborenen aber vier seiner Leute erschlugen, verließ er die danach von ihm „Massacre Bay", heute „Golden Bay" genannte Bucht, und da die berüchtigten Winde der Cookstraße, „the windpipe of the Pacific", ihn zurücktrieben, so lief er der Westküste der Nordinsel entlang bis zum Nordwestkap Maria van Diemen und versuchte hier auf einer kleinen Inselgruppe, welche er nach der Weihnachtszeit „Die drei Könige" benannte, Wasser einzunehmen. Aber auch hier wurde die Landung durch die drohende Haltung der Eingeborenen verhindert, und Tasman segelte weiter, froh, dem Lande der Wilden und der Winde zu entrinnen. Da er das neu aufgefundene Land für die Westküste der an der Südspitze Amerikas gelegenen Staaten-Insel hielt, nannte er es „Staaten Land", doch änderten die holländischen Geographen diesen Namen sehr bald in Neuseeland um.

Im übrigen wurden Tasmans Entdeckungen von den auf ihre Handelsentwicklung eifersüchtigen Holländern geheim gehalten, allerdings auch von ihnen selbst nicht ausgenutzt, und so verging mehr als ein weiteres Jahrhundert, bevor als nächster Europäer Cook mit der „Endeavour" auf der ersten seiner großen Reisen nach der Südsee nach 86 tägiger Fahrt von Tahiti aus am 6. Oktober 1769 hier landete, und zwar in der Mitte der Ostküste der Nordinsel, da, wo an der Poverty Bay heute die Stadt Gisborne steht. Die Eingeborenen hielten Cooks Schiff zunächst für einen großen Vogel und bewunderten die Segel als dessen Flügel, als sodann ein Boot herabgelassen wurde, glaubten sie, dies sei ein Kind des großen Vogels und die darin kommenden Menschen übernatürliche Gewalten. Trotzdem scheuten sie sich nicht, denselben feindlich mit ihren Speeren entgegenzutreten, bis ihr Anführer durch einen Musketenschuß fiel und sie nun die Flucht ergriffen, die ihnen unverständliche Wirkung des „Donnerschlages" als Ausdruck feindlicher Gottheiten erklärend. Weitere blutige Zusammenstöße folgten, nicht immer ohne Cooks Verschulden, der auch dann schon Eingeborene schoß, wenn sie

nicht standen, seine rege Wißbegierde zu befriedigen, und so fielen auf dieser ersten Reise 10 Maoris. Da Cooks erster Landungsplatz außer etwas Feuerholz nicht einen einzigen der von ihm benötigten Artikel bot, so nannte Cook diesen Hafen die „Armutsbay“ und segelte schon am 11. Oktober weiter nach Norden; in der Mercury Bay, wo er den Durchgang des Merkur beobachtete, nahm er am 16. November 1769 formell Besitz von der Insel für seinen König Georg III. von England und ging bis zur Bay of Islands hinauf. Dann richtete er seinen Kurs auf die Südinsel, hißte auch hier in dem nach seiner Königin benannten Queen Charlotte-Sund am 30. Januar 1770 die englische Flagge und konnte daselbst die Lebensmittel finden, welche ihm Poverty Bay versagt hatte.

Cook selbst verlor auf dieser ersten Reise in Neuseeland keinen Mann. Weniger glücklich war auf einer der nächsten Reisen sein Kammerad Furneaux von der „Adventure“, welcher eine ganze Bootsmannschaft einbüßte, die von den Maoris erschlagen und verspeist wurde.

Cook besuchte die Gruppe wieder in den Jahren 1773—74 und 1777 und brachte im ganzen 327 Tage damit zu, sie zu erforschen und ein genaues Bild ihrer Küsten aufzunehmen. Er fand die Eingeborenen als Wilde in des Wortes vollster Bedeutung, streitsüchtig, kampflustig, menschenfressend und im Handwerk wenig bewandert. Cook ließ keine Europäer hier zurück, setzte aber Schweine, Schafe, Ziegen und Haushühner aus, um den Eingeborenen Fleischnahrung zu schaffen, und gab ihnen Kartoffeln und allerlei Sämereien zum Auspflanzen. Schafe und Ziegen gediehen damals hier nicht, wohl aber die Schweine, die noch heute auf Neuseeland wild anzutreffen sind.

Kurz nach Cooks erstem Besuch erschienen auf der Suche nach einer angeblich von den Engländern in der Südsee entdeckten Goldinsel auch die Franzosen hier, und zwar landete De Surville auf der „St. Jean Baptiste“ im Dezember 1769 zu Mongonui an der Nordspitze der Nordinsel und verkehrte zunächst freundlich mit den Eingeborenen, als diese ihm aber ein Boot stahlen, verbrannte er ihr Dorf und nahm ihren Häuptling mit.

Drei Jahre später, am 11. Mai 1772, landeten nahe derselben Stelle Marion du Fresne und Crozet auf dem „Mascarin“ und dem „Marquis de Castries“ und hatten 34 Tage lang freundlichen Verkehr mit den Eingeborenen, bis du Fresne und 14 seiner Leute in einen Hinterhalt gelockt und ermordet wurden; daraufhin wurden viele Eingeborene erschossen und ihre Dörfer verbrannt, und auch die Franzosen verließen die Insel, ohne eine Niederlassung gegründet zu haben.

Cook hatte zwar das Land offiziell für England in Besitz genommen und während seiner Lebzeit eifrig für dessen Besiedelung agitiert, und auch der Amerikaner Benjamin Franklin hatte eine Organisation zu diesem Zwecke in England vorgeschlagen, aber ehe dessen Regierung sich darum kümmerte, sollten noch zwei Generationen vergehen.

Inzwischen spann sich ein Verkehr mit Neuseeland auf anderer Basis an. Im Jahre 1793 ließ Leutnant King, der Gouverneur der Norfolk-Inseln, einige Maoris entführen, um seine Kolonisten mit der Bearbeitung des Neuseeland-Hanfes, Phormium tenax, bekannt zu machen; diese Leute wurden auf das freundlichste

behandelt und dann zurückgesandt, und dadurch erzielte man eine günstige Stimmung der Eingeborenen. Dies ermunterte Walfisch- und Robbenjäger, besonders die Küsten der Südinsel zu besuchen, von 1794 an erschienen die Schiffe der Firma Enderby in der Inselbai, und vom Jahre 1800 ab ließen sich allmählich einige Engländer unter den gefürchteten, aber handelslustigen Kannibalen nieder, und einzelne Maoris gewöhnten sich daran, die fremden Fischer auf ihren Zügen zu begleiten. Als der Handel zwischen Maoris und Fremden zunahm, bestrebte sich jeder Stamm, einen weißen Generalagenten, einen Pakeha Maori oder „fremden Maori" zu gewinnen, Personen, die meist in allen Lastern verkommen waren, sich ganz mit den Maoris mischten und die Handelsbeziehungen zwischen den Maoris und den Weißen vermittelten. Der Neuseeländer Hanf und die prächtigen Stämme der Kauri und anderer zu Schiffsbauhölzern geeigneter Bäume bildeten gesuchte Tauschartikel, und ein ganz eigentümlicher Handel entwickelte sich frühzeitig in tätowierten Köpfen; dieselben waren bisher als Siegestrophäen in den Maori-Pahs aufgehangen worden, wurden jetzt aber von Kuriositätensammlern eifrig eingetauscht, anfänglich gegen Eisen, später gegen Gewehre, Pulver und Blei. Cook hatte die Maoris zwar noch im Steinalter angetroffen, aber sie waren intelligent genug, schnell den Vorteil einer eisernen Axt gegen einen steinernen Tomahawk zu begreifen. Als der „natürliche" Vorrat von tätowierten Köpfen zur Neige ging, ließ man Sklaven der ihnen bislang nicht erwiesenen Ehre der Tätowierung teilhaftig werden, um sie dann zu enthaupten und ihren Kopf zu verkaufen, und noch der amerikanische Commodore Wilkes konnte zwei derartige „Kuriositäten" von dem Steward einer Missionsbrigg (!) kaufen. Die Missionare haben freilich später diesem Handel ein Ende bereitet.

Die Beleidigungen der Eingeborenen seitens des englischen Kapitäns vom Schiffe „Boyd" und die darauffolgende Niedermetzelung von ihm und seiner Mannschaft durch die Maoris von Whangaroa im Jahre 1810 bewirkten nur eine vorübergehende Verstimmung zwischen Braunen und Weißen, und bald sollten diese sich noch näher treten.

Schon seit etwa der Wende des Jahrhunderts waren verschiedene Maoris auch bis nach Sydney gekommen und hatten dort durch ihre kräftigen Figuren, ihre stolze Haltung und ihre tätowierten Gesichter das Interesse, welches man der gefürchteten Rasse entgegenbrachte, gesteigert. Von dem Wunsche begeistert, diesen interessanten Volksstamm zu civilisieren und zu christianisieren, zog der Regierungskaplan von Neu-Südwales, Samuel Marsden, mit drei Missionaren der Londoner Missionsgesellschaft im Jahre 1814 von Sydney nach Neuseeland und gründete eine Missionsstation in Kororareka an der Inselbai, da, wo heute Russell steht, und ließ, als er selbst 1815 nach Sydney zurückkehrte, die rührigen Missionare Hall, Kendall und King zurück. Von den Eingeborenen, die sie praktischerweise zunächst in europäischen Handwerken unterwiesen, freundlich aufgenommen, gaben sie denselben eine Schriftsprache, hatten anfangs zwar nur einen langsamen geistlichen Erfolg, derselbe steigerte sich aber nach einiger Zeit derart, daß 1825 — zuerst in Whangaroa — Wesleyaner, von 1838 ab in Kororareka katholische und später auch Goßnersche und andere deutsche Missionare folgten.

So gut sich die Beziehungen zwischen den Missionaren und den Eingeborenen

gestaltet hatten, so war es bei der Roheit der Mehrzahl der weißen Bevölkerung, welche damals in der Südsee verkehrte, doch nicht zu verwundern, daß es öfter zu blutigen Streitigkeiten zwischen Weißen und Maoris kam, wobei die Schuld keineswegs immer auf seiten der letzteren lag. Schon im Jahre 1818 hatten die Neuseeländer angefangen, sich mit Gewehren zu bewaffnen, und bald sollten diese eine große Rolle spielen. Ein hoffnungsvoller Schüler Marsdens, Hongi, war 1820 mit einem anderen Häuptling zusammen nach England gebracht worden, um Professor Lee bei Übersetzung der Bibel in die Maori-Sprache behilflich zu sein. Hongi wurde von den Engländern sehr gefeiert und vielfach beschenkt, unter anderen Dingen bekam er von Georg IV., dem er vorgestellt wurde, auch eine Rüstung. Auf seiner Rückreise hörte er schon in Sydney, daß sein Stamm im Kriege mit einem andern liege und einer seiner Verwandten getötet worden sei. Kurz entschlossen, verkaufte der Bibelübersetzer alle seine Geschenke bis auf die Rüstung, kaufte dafür 300 Gewehre, Pulver und Blei und landete in Neuseeland mit der Absicht, den großen Napoleon im kleinen zu imitieren. Das gelang ihm verhältnismäßig auch gar nicht schlecht, denn seine unglücklichen, nur mit Speeren und Keulen bewaffneten Gegner wurden zu Tausenden erschossen oder zu Sklaven gemacht und zu Hunderten gegessen. Weite Gebiete wurden damals vollkommen entvölkert. Der Besitz einer Flinte aber gewann unter diesen Verhältnissen eine solche Wichtigkeit, daß Männer und Frauen eifrigst Hanf bauten und bereiteten, oder irgendwelche sonstige Produkte für die Weißen zubereiteten, um dagegen eine Flinte eintauschen zu können, und der Bruderkrieg begünstigte auf diese Weise den Handelsverkehr mit den Fremden in einem bislang ungewohnten Umfang. Freilich sollte sich die Lieferung von Waffen an die Maoris später bitter rächen. Hongi pflegte in der ihm von Georg IV. geschenkten Rüstung zu kämpfen, ging aber einst im Jahre 1827 eilig ohne dieselbe in den Kampf, wurde durch die Lunge geschossen und starb 15 Monate später an den Folgen dieser Wunde. Der große Häuptling Te Rauparaha sorgte indessen seinerseits dafür, daß zwischen den Jahren 1820 bis 1840 blutige Kriege sowohl auf der Nord- wie auf der Südinsel herrschten.

Eigentliche „Kolonisation" seitens der Weißen von Neu-Südwales aus war trotz der günstigen Klima- und Bodenverhältnisse Neuseelands bislang unterblieben, weil der australische Kontinent nach mancher Richtung leichtere Bedingungen für die Ansiedler bot und man daselbst keine kriegerische Bevölkerung zu befürchten brauchte. Zwar hatte sich 1825 in England unter Lord Durham die „New Zealand Company" gebildet, um Land auf der Nordinsel zu erwerben und daselbst Kolonisten anzusiedeln, auch Kapitän Herd mit einigen Ansiedlern hinausgeschickt und zwei Inseln im Hauraki-Golf und einen Streifen Land an der Hokianga-Mündung gekauft, aber das Benehmen der Eingeborenen setzte die Neuankömmlinge so in Schrecken, daß bis auf vier sämtliche anderen nach Australien oder noch England zurückgingen. Kolonisationsfreunde in London suchten sodann 1829 den Herzog von Wellington zu bestimmen, Neuseeland zu erwerben und zu besiedeln, aber unter dem Einfluß der Missionsgesellschaft refüsierte der Held von Waterloo schlankweg, auf solche Ideen einzugehen, mit der Begründung, daß — und wenn auch wirklich Neuseeland so wertvoll sei, wie es die Deputation hin-

stelle — Großbritannien doch schon genug Kolonien habe. Wie haben sich seitdem die Ansichten der Engländer geändert!

Inzwischen hatte sich, und zwar besonders an der Ostküste der Nord-Insel, allmählich doch eine eigenartige europäische Ansiedlung entwickelt, bestehend aus Walfisch- und Robbenjägern, Agenturen von Sydney-Firmen, welche Hanf und Holz einkauften, Südseehändlern und Schiffern, welche in dem prächtigen Hafen von Kororareka mit seinen Schnapsbuden und Maorischönen das Paradis der Südsee fanden; hin und wieder würzte auch ein von Australien entronnener Sträfling diese Gesellschaft. Die weiße Bevölkerung hier zählte zuweilen gegen 1000 Köpfe, und man konnte bis zu 35 große Walfischboote gleichzeitig im Hafen liegen sehen. Das Verhalten dieser europäischen Gesellschaft war derartig aller Sitte und alles Rechts bar, daß man sich schließlich an Ort und Stelle selbst eine Obrigkeit schaffte, zunächst in der Form von Lynchgerichten mit Teeren, Federn und andern grotesken Strafen, aber auch die Magistrate in Neu-Südwales fingen an, ein aufmerksames Auge auf gewisse unruhige Winkel in der Südsee zu werfen und veröffentlichten ein Strafgesetz betreffs Mordes und anderer Verbrechen in „Neuseeland, Tahiti und Honduras". Ein weißer Lump wurde auch wirklich in Neuseeland arretiert und in Sydney gehenkt, und auch der Handel mit präparierten Köpfen wurde von einem australischen Gouverneur verboten bei Androhung einer Strafe von je 40 Pfund Sterling und Veröffentlichung des Namens betreffenden Händlers. Aber diese Gerechtigkeit war doch so weit entfernt wie der Himmel.

Im Jahre 1831 proklamierte sich ein französischer Abenteurer, Baron von Thierry, als „König von Neuseeland", kaufte für 30 Äxte 40000 Acres Land von den Eingeborenen und landete mit einem Gefolge von 93 Mann in Hokianga, wo man ihm 300 Acres überließ; von Weißen und Maoris verlacht, zog sich der „König" aber bald in wohlthuendes Inkognito nach Kororareka zurück.

Nachdem 1833 verschiedene Häuptlinge William IV. um ein britisches Protektorat gebeten hatten, entsandte dieser als britischen Residenten James Busby, welcher 1834 in der Inselbai ankam. Dieser Beamte bekam außer seinem Gehalt jährlich die fürstliche Summe von 200 Pfund Sterling, um damit Geschenke unter die Häuptlinge zu verteilen, aber da Neuseeland damals noch nicht als britische Dependance erklärt und in der Bestallung des ersten Gouverneurs von Neu-Südwales nicht aufgeführt war, so war Busbys Autorität gleich Null, und sein Versuch, die verschiedenen Maoristämme zu einem konstitutionellen Bundesstaat zusammenzufassen, verlief erfolglos. Die Ausfuhr Neuseelands nach Sydney war um diese Zeit, 1835, bereits auf 113 000 Pfund Sterling gestiegen, während man den Wert der Einfuhr im gleichen Jahre auf 31 000 Pfund Sterling schätzte.

Nun hatte aber nicht nur Thierry die französische Regierung für Neuseeland zu interessieren gesucht, sondern auch sein Landsmann Langlois, der Kapitän eines Walfischfängers, welcher angab, 300000 Acres Land auf der Banks-Insel von den Maoris gekauft zu haben und daraufhin die „Compagnie Nanto-Bordelaise" zu dem Zwecke gründete, eine französische Kolonie in dem lieblichen Hafen Akaroa an der Ostseite der Südinsel anzulegen. Louis Philippe selbst war Aktionär dieser Gesellschaft, und das Unternehmen veranlaßte 1837 die Hinaussendung des



Maoris in den heißen Quellen von Tokaanu. Neuseeland.

katholischen Missionars Pompallier. Das sah sehr nach französischer Annexionslust aus und brachte die protestantischen Missionare in ein böses Dilemma. Eigentlich waren sie jeder Kolonisation abgeneigt und hätten die Eingebornen am liebsten ausschließlich für sich und unter sich gehalten; sollte aber eine Flaggenhissung eintreten, so zogen sie natürlich die englische vor. Außerdem sahen die Missionare, besonders Marsden und sein fähigster Gehülfe Henry Williams, klar voraus, daß die abenteuerlichen Landaufkäufe der letzten Jahre über kurz oder lang zu einem Aufstand der betrogenen Maoris führen mußten, den nur eine organisierte Regierung dämpfen konnte. Waren doch im Jahre 1840 im ganzen etwa 20 Millionen Acres oder der dritte Teil von ganz Neuseeland von Landhaien aus Sydney und Europa zu lächerlichen Preisen „angekauft“ worden.

Übrigens regten sich nicht nur die Franzosen, sondern auch die Engländer daheim. Im Jahre 1837 gründete Edward Gibbon Wakefield die „New Zealand Association“, um Neuseeland zu kolonisieren, und als diese bald einging, trat 1839 an ihre Stelle die „New Zealand Land Company“ mit dem Zwecke, Land von den Maoris zu erwerben, um es dann an englische Auswanderer zu einem Preise zu verkaufen, der einen Überschuß lassen sollte, um die Passage für Arbeiter, Auslagen für Kirchen, Schulen und Wege zu decken und darüber hinaus einen angemessenen Nutzen für die Aktionäre zu lassen. An der Spitze dieser Gesellschaft standen Lord Durham und E. G. Wakefield, derselbe Wakefield, welcher auch die Kolonisation Südaustraliens in die Hand genommen hatte. Trotzdem das Kolonialamt und die Londoner Missionsgesellschaft aus Furcht vor Verwicklungen mit den Maoris die New Zealand Land Company bekämpften, sandte letztere im Mai 1839 den Oberst William Wakefield, Bruder von Edward Gibbon, nach Neuseeland hinaus, um Land für die zu erwartenden Ansiedler zu kaufen. Dieser unterhandelte mit 58 Maori-Häuptlingen, nahm Besitz von Port Nicholson und machte auf Grund dieser Verhandlungen und von einer Zahlung in Waren im Werte von knapp 9000 Pfund Sterling Ansprüche auf viele Millionen Acres Land, nämlich fast auf die ganzen heutigen Distrikte Wellington und Taranaki auf der Nordinsel und auf einen großen Teil von der Provinz Nelson auf der Südinsel.

Um dieselbe Zeit, Mitte 1839, hatte sich endlich auch die englische Regierung, dem Drucke der Wakefield-Partei folgend und aus Angst vor einer französischen Okkupation, entschlossen, aus ihrer Reserve herauszutreten: In Sydney wurde eine Proklamation erlassen, welche Neuseeland in die politischen Grenzen von Neu-Südwales einbezog, und Kapitän Hobson von der Königlichen Marine wurde beauftragt, zunächst als „Konsul“ nach der Inselbai zu gehen und nach Annektierung der Gruppe dieselbe unter dem Gouverneur von Neu-Südwales als Gouverneurleutnant zu verwalten. Hobson landete am 29. Januar 1840 in Kororareka und setzte sich sofort mit den Eingeborenen in Verbindung, welche inzwischen ihre inneren Streitigkeiten unter dem Drucke der Verhältnisse soweit beiseite gesetzt hatten, um die bedeutenderen Häuptlinge zu einer Art Bund zu vereinigen, dessen Hauptzweck der Widerstand gegen die Landansprüche der Fremden war. Dank der freundlichen Beziehungen, welche die Missionare mit den Maoris hatten, konnte Hobson schon am 6. Februar 1840 mit etwa 50 Häuptlingen der nördlichen

Stämme den „Vertrag von Waitangi“ schließen, worin dieselben die Oberhoheit ihres Landes rückhaltlos an die Krone von England abtraten, während diese den Maoris alle Rechte und Privilegien britischer Unterthanen verlieh, ihnen alle ihre Land- und Besitzrechte garantierte und sich nur das Vorkaufsrecht auf alles Land vorbehielt, welches die Eingeborenen zu verkaufen gewillt sein sollten. Der französische Bischof Pompallier protestierte freilich gegen diesen Vertrag, aber die englischen Missionare unter Henry Williams unterstützten Hobson eifrig und sorgten dafür, daß die Zahl der Häuptlingsunterschriften innerhalb von 6 Monaten auf 512 stieg. Nur einer der großen Häuptlinge, der am Tauposee wohnene Te Heu Heu, verweigerte seine Zustimmung.

Im Monat Juni wurde durch Major Bunbury offiziell auch die britische Souveränität „auf Grund des Rechts von Cooks Entdeckung“ über die Südinsel und Stewart Island proklamiert, am 19. September hißte Hobson die englische Flagge in Auckland, welches er als Regierungssitz wählte, und am 16. November 1840 wurde Neuseeland als besondere britische Kronkolonie mit Hobson als erstem Gouverneur erklärt, dem ein gesetzgebender Rat zur Seite gestellt wurde. Hobson starb bereits 1842.

Die französische Forschungsexpedition des Admiral D'Urville, mit den Schiffen „Astrolabe“ und „Zelée“ und das kurz darauf, im Juli 1840, in der Inselbai ankommende französische Kriegsschiff „L'Aube“ mit dem Emigrantenschiff „Comte de Paris“ fanden hier bereits eine „englische Kolonie“ vor, und als Hobson im gastlichen Verkehr die Absichten des französischen Kommandanten erfuhr — die Sache verlief später ähnlich mit der Insel Perim — sandte er umgehend eine Brigg nach Akaroa, um dort noch vor Eintreffen der Franzosen die britische Flagge zu hissen, und die enttäuschten französischen Ankömmlinge gingen daraufhin teilweise sofort heim. Ein kleiner Rest blieb auf der Bankshalbinsel, und ein Teil davon wieder verkaufte sein Land 1849 an die Neuseeland-Land-Compagnie und siedelte nach den Marquesas über.

Die Neuseeland-Compagnie in London hatte inzwischen eifrig für Auswanderer gesorgt. Schon im Januar 1840 war die erste Schiffsladung Einwanderer in Port Nicholson angekommen, Schiff auf Schiff folgte und machte 1841 die Gründung von Ansiedelungen in New-Plymouth und Nelson nötig; etwas später, nachdem nach und nach ein großer Teil der Südinsel in den „Besitz“ der Neuseeland-Compagnie übergegangen war, erfolgte hier gemeinsam seitens dieser und zweier kirchlicher Kolonisationsgesellschaften die Gründung von Otago und Canterbury. Otago wurde 1848 von einer schottischen Gesellschaft im Anschluß an die presbyterianische „Free kirk“ unter Führung von Kapitän Cargill gegründet, im Jahre 1850 folgte, besonders auf Betreiben von Lord Lyttleton, eine Anlage der englischen Hochkirche in Canterbury; die beiden letzten Ansiedelungen haben allerdings die religiösen Beschränkungen, welche sie sich vorgeschrieben hatten, nicht lange aufrecht erhalten können.

Das Verhältnis der Neuseeland-Compagnie zu den Eingeborenen sowohl, wie zur Regierung, wurde frühzeitig getrübt. Sehr bald hatten nämlich die Maori-Häuptlinge gegen den Verkauf vieler Ländereien an Ansiedler protestiert,

da in Neuseeland alles Eingeborenenland genau abgegrenztes Gesamteigentum der einzelnen Stämme war und der Einzelne kein Recht hatte, darüber zu verfügen. Hobson hatte sofort nach dem Vertrage von Waitangi den Ansiedlern in einer Proklamation verkündet, daß die Regierung keinerlei Landkauf von Weißen anerkenne, der nicht von ihr geprüft und gutbefunden worden sei, im Jahre 1842 wurde zu diesem Zwecke ein königlicher Kommissar bestellt, um die aus früheren, sowie aus folgenden Käufen hervorgehenden Landansprüche zu prüfen, und dessen nach Jahren gefälltes Urteil reduzierte die von der Neuseeland-Compagnie „gekauften" 20 Millionen Acres auf 283000, die 216000 Acres der Londoner Mission auf 66000; der Rest wurde allerdings nicht an die Eingeborenen zurückgegeben, sondern als Kronland erklärt und seitens der Regierung verkauft. Bitterkeit erfüllte die Herzen der Ansiedler, welche von der Gesellschaft voreilig herausgesandt worden waren, ihr Land an diese bezahlt hatten und nun vielfach ohne Rechtstitel dastanden, und über die Gesellschaft hinaus dehnte sich das Übelwollen auf die Regierung und die Missionare aus, welche den Eingeborenen beistanden.

Die Verbindungen zwischen Auckland, dem Sitze der Regierung, und Wellington, der Centrale der Neuseeland-Compagnie, waren überdies gänzlich ungenügend und so zeitraubend, daß sich notwendigerweise ein gewisser Mangel an Fühlung und dadurch bald auch ein Gegensatz zwischen beiden herausstellte, der sich immer mehr verschärfte. Finanzielle Schwierigkeiten und innere Unruhen traten bald dazu. Streitigkeiten über die Grenzen der, wie wir gesehen haben, oft zu lächerlichen Preisen verkauften Ländereien, deren Wert den Maoris nunmehr klar geworden war, führten schon seit 1843 zu blutigen Händeln auf der Südinsel, und die Maoris töteten gelegentlich des Wairau-Massacres auch Kapitän Arthur Wakefield, einen Bruder der beiden schon erwähnten Wakefield. Im Juli 1844 schnitt Hone Heke, ein Schwiegersohn des großen Hongi, den englischen Flaggenstock in Kororareka nieder, und obgleich der Gouverneur und die ihn beratenden Missionare alles thaten, einen Konflikt zu vermeiden, so brach doch im Januar 1845 der erste Maori-Krieg aus. Im Monat März zerstörte Hone Heke die Fremdenansiedelung in Kororareka, und die englischen, von Sydney herangezogenen Truppen, welche keine Artillerie hatten, erlitten schwere Niederlagen. Man beschloß nun, den Gouverneur zu wechseln. Dieser, Kapitän Robert Fitzroy, hatte sich zwar durch seine hydrographischen Arbeiten auf dem „Beagle", an dessen Bord auch Darwin reiste, einen Namen gemacht, aber er hatte während seiner zweijährigen Amtsthätigkeit absolut nicht verstanden, sich mit den Ansiedlern oder den Maoris zu stellen. Im November 1845 landete als dritter Gouverneur George Grey, welcher die Maoris in ihrer Pallisadenfestung Ruapekapeka überraschte und damit den Krieg beendete. Hone Heke bat um Frieden, erhielt Verzeihung und seitdem hat nördlich von Auckland kein Maori-Aufstand mehr stattgefunden. Ein Verwandter und Namensvetter von Hone Heke sitzt heute als Kammermitglied im Neuseeländer Parlament.

George Grey wurde für seinen Sieg in den Ritterstand erhoben und ging nun auch daran, die Verwaltung auf einen geordneteren Fuß zu stellen. Zwar ließ er die von London 1846 anbefohlene neue Verfassung, welche der Kolonie Selbstverwaltung einräumte, als unzeitgemäß und verfrüht nicht in Kraft treten

und verstimmte dadurch die Ansiedler, aber durch Milde, Höflichkeit und Gerechtigkeit gewann er das Vertrauen der Eingeborenen, ordnete die Landfragen ohne Rücksicht auf die Klagen, welche die Neuseeland-Compagnie und die gleichfalls in Landkäufen interessierten Missionen darüber erhoben, und nachdem die von der Gesellschaft gegründeten Ansiedelungen einen Aufschwung genommen hatten, welcher eine weniger patriarchalische Verwaltung erforderte, wurde die Compagnie 1852 aufgelöst, indem man ihr für Ablösung ihrer Rechte eine Entschädigung von einer Viertelmillion Pfund Sterling zugestand. Im gleichen Jahre wurde Neuseeland eine hauptsächlich von Grey ausgearbeitete Konstitution erteilt, welche die sechs Provinzen Auckland, Wellington, Taranaki (New-Plymouth), Nelson, Canterbury und Otago zu einem Bundesstaat zusammenfaßte und jeder Provinz Selstverwaltung unter ihrem eigenen Rat und selbstgewähltem Leiter zugestand. Ein Bundesparlament, aus einem erwählten Unter- und einem ernannten Oberhaus bestehend und von allen sechs Provinzen beschickt, tagte in Auckland, dem Sitze des Gouverneurs und der Centralregierung.

Die Provinzialräte traten zum ersten Male im Jahre 1853, das Bundesparlament 1854 zusammen, und als 1855 den Kolonieen auf dem australischen Kontinent verantwortliche parlamentarische Regierung zugestanden wurde, bekam auch Neuseeland ähnliche Rechte.

Die Weißen zählten damals etwa 30000 gegenüber 70000 Maoris. Die Südinsel war von letzteren immer nur schwach besiedelt gewesen, und bis auf gewisse Landreserven waren die Ländereien dort sämtlich von den Weißen aufgekauft worden; auch auf der Nordinsel hatten die Maoris dank Sir George Greys vermittelnder Politik Millionen Acres für sie überflüssigen Landes verkauft, da sie sich aber in den neuen Verfassungen nicht vertreten fanden und letztere die Gewalten der Centralregierung, in welche sie ihr Vertrauen setzten, nur schwächen konnten, so verbündeten sich die leitenden Häuptlinge 1853 gegen jeden weiteren Landverkauf, bildeten 1856 eine Art Maori-Parlament und stellten 1857 in einer großen Versammlung am Waikatofluß an ihre Spitze den alten Häuptling The Whero Whero, den sie als „Potautu, König von Neuseeland" proklamierten. Diese Liga begann als eine politische, ging aber bald zu bewaffnetem Aufstand über, da der mildernde Einfluß Sir George Greys in den Jahren zwischen 1854 und 1861 fehlte.

Es muß ausdrücklich anerkannt werden, daß die Maoris von Anfang an stets bestrebt gewesen sind, dem Gouverneur gegenüber l o y a l zu verfahren und i h r e n Teil an dem Vertrag von Waitangi getreu zu erfüllen, andererseits waren sie aber auch stets bereit, Verletzungen der ihnen zugestandenen Landrechte, wenn nötig, mit den Waffen zurückzuweisen, und die Engländer haben auch hier keineswegs immer das Recht auf ihrer Seite gehabt.

Frühzeitig im Jahre 1860 brachen offene Feindseligkeiten in der Provinz Taranaki über den Verkauf von Ländereien in Waitara aus, welcher von dem Häuptling betreffenden Stammes nicht gutgeheißen wurde. Als die Neuseeland-Regierung diesen Protest nicht beachtete, sondern eine bewaffnete Macht sandte, um den fraglichen Landstreifen zu besetzen, fielen die Taranaki-Maoris über die weißen Ansiedler der Provinz her, verwüsteten deren Heimstätten und zwangen sie, Zuflucht in New-Plymouth zu suchen. Zwar kamen Regimenter englischer Truppen

von Australien und England an, und die Ansiedler selbst bildeten eine Miliz, aber die tapferen Maoris, durch weitere Stämme verstärkt, hielten das Feld, und erst im Nächstjahr, nachdem Sir George Grey 1861 zum zweiten Male als Gouverneur herauskam, wurde durch den „Königsmacher", den mächtigen Waikato-Häuptling Tarapipi oder William Thompson ein Waffenstillstand vermittelt. Aber auch alle Vorschläge Greys, zum Frieden zu führen, blieben erfolglos; umsonst zog er das kriegerische Manifest seines Vorgängers, des Oberst Gore Browne, zurück, welches die „Königsbewegung" auszurotten versprach, vergebens bot er den Maoris lokale Selbstverwaltung an und entschloß sich schließlich selbst dazu, das streitige Waitara-Land zurückzugeben — ein neues Mißverständnis betreffs Landbesetzung in dieser Gegend verursachte 1863 einen Wiederausbruch der Feindseligkeiten, und der Krieg breitete sich bald auch über die meisten anderen Distrikte der Nordinsel aus. Maoris, Mann wie Weib, zeigten dabei so bewundernswerten Mut und Tapferkeit, daß die Briten eine lange Reihe von Niederlagen erlitten, immer neue Truppenverstärkungen von England herangezogen werden mußten und schließlich je 10000 Mann regulärer und Miliztruppen gegen 2000 Maoris im Felde standen.

Nicht nur in Taranaki, sondern auch im Waikato-Distrikt, im Herzen des „Königslandes", war es Mitte 1863 zu Unruhen gekommen, und die Maoris fochten mit ihren veralteten Gewehren und unzureichender Munition gegen eine an Zahl zehnfach überlegene und mit besten Geschützen bewaffnete Uebermacht auch hier geradezu bewundernswert; selbst im Unglück verließ sie ihre Tapferkeit nicht, wie die berühmte Antwort beweist, welche 300 in Orakau hartbedrängte Maoris im Januar 1864 dem General Cameron gaben, als dieser ihnen ehrenvolle Übergabe vorschlug: „Wir kämpfen weiter, für immer, für immer und für immer!" lautete ihr noch heute über ganz Neuseeland berühmter Entscheid, und den weiteren Vorschlag, wenigstens ihren Frauen freien Abzug zu gewähren, beantworteten sie stolz damit: „Die Frauen werden mit uns kämpfen bis zum Ende." Im Frühjahr 1864 war die Gegend am unteren und mittleren Waikato in den Händen der Engländer, aber schwere Verluste erlitten diese kurz darauf trotz ihrer starken Überzahl östlich davon noch im Tauranga-Bezirk, bis sie dessen tapfere Krieger bei Te Rangi vernichteten.

Da während des ganzen Feldzuges peinliche Differenzen zwischen dem Oberbefehlshaber Sir Duncan Cameron und der Kolonialregierung herrschten, andrerseits der Neuseelandkrieg mit seinen zahlreichen Niederlagen in England überaus unpopulär war und man dort die Kolonialregierung für die Mißstände verantwortlich machte, erklärte sich letztere 1864 bereit, die Führung des Krieges ganz allein zu übernehmen und ersuchte um Rückziehung der englischen Truppen. Die Kolonie hatte für Kriegskosten drei Millionen Pfund aufgenommen, sie bezahlte 10000 Mann englischer Truppen mit 40 Pfund Sterling pro Kopf und Jahr und fand diesen Sold begreiflicherweise in starkem Mißverhältnis zu den auffallend geringen Leistungen und Erfolgen des Heeres. Einen anderen Punkt des Zwiespalts zwischen Kolonial- und heimischer Regierung bildete die Konfiscierung von über drei Millionen Acres Land, welche die Neuseeland-Regierung den einheimischen Stämmen abnahm, teils als Strafe, teils um damit die Kriegskosten decken zu helfen. Die Regierung des Mutterlandes ging auf Neuseelands Vorschlag ein,

und nachdem General Chute, Camerons Nachfolger, 1866 mit großen Opfern und nach tapferer Gegenwehr der Maoris Pah nach Pah genommen hatte, kam der Plymouth-Krieg und damit der erste Abschnitt dieses Krieges zu Ende, und die Reichstruppen wurden allmählich zurückgezogen.

Zwischen Winter 1866 und Mitte 1868 trat zwar eine Periode des Friedens oder vielmehr der Erschöpfung ein, und durch ein 1867 erlassenes Gesetz gab man den Maoris vier Sitze im Unterhause, aber der Guerillakrieg dauerte auch inzwischen fort, und besonders aus einer neuen, seit 1864 entstandenen Religion, dem Hau Hau-Glauben, schöpften die Maoris Mut und Begeisterung zu neuem Widerstand, der jetzt selbst vor den bisher stets geschonten christlichen Missionaren nicht mehr Halt machte. Dieser Hau Hau-Dienst, der seinen Namen von dem wilden Geschrei hat, welches bei seinen gottesdienstlichen Tänzen erhoben wurde, war eine sonderbare Mischung von Bibel- und heidnischem Glauben. In der Führung dieses Krieges zeigten sich die Kolonialmilizen den Reichstruppen überlegen, besonders nützlich aber erwiesen sich die den Engländern treu gebliebenen Maoris, an ihrer Spitze die Häuptlinge Ropata und Kemp, welchen das Hauptverdienst an der schließlichen Unterdrückung des Aufstands zukommt.

Im Jahre 1870 trat Frieden ein, und man konnte nun die Folgen der zehnjährigen Unruhen überblicken.

Dieselben hatten der Kolonie drei bis vier Millionen Pfund Sterling und 3000 Tote und Verwundete gekostet und legten ihr auch für die nächsten 15 Jahre noch weitere große Spesen durch die Erhaltung einer kostspieligen bewaffneten Polizei auf. Die Maoris andrerseits sollen 9000 Mann an Toten und Verwundeten gehabt haben und zogen sich, gebrochen in ihren Hoffnungen und Bestrebungen, zumeist nach dem 4050 □km großen „Königsland" nordwestlich vom Tauposee zurück, wo man sie unbelästigt ließ. Die Missionare aber haben seit dieser Zeit nie wieder ihren früheren Einfluß auf sie gewonnen.

Kleinere Unruhen fanden noch 1881, 1883, 1886 und 1889 statt, hauptsächlich als man das „Königsland" für eine Eisenbahn und zur Abgrenzung der Landtitel vermessen wollte, und erst 1883 versöhnte sich der letzte Maori-König Tawhiao, welcher seinem 1861 gestorbenen Vater Te Whero Whero gefolgt war, formell mit England, das er 1885 besuchte, und nahm 1891 einen Sitz im Gesetzgebenden Rat Neuseelands an; er starb 1894. Der jetzige „Maori-König" Mahutu ist ohne Einfluß, dagegen sitzen heute 4 Maoris im Unterhaus und 2 im Oberhaus des Neuseeländer Parlaments.

Während die Entwicklung der Nordinsel durch den zehnjährigen Krieg von 1860 bis 1870 außerordentlich zurückgeblieben war, hatten die Ansiedelungen der von Maoris fast ganz freien Südinsel inzwischen erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Canterbury-Gesellschaft, deren Ideal es war, ein Stück echt englischen Volks- und Kirchenlebens nach Neuseeland zu verpflanzen und nach dem Wakefield-System zu arbeiten, verkaufte ihre Ländereien an die Ansiedler zu 3 Pfund Sterling pro Acre, wovon 1 Pfund Sterling zu Kirchen- und Schulzwecken, 2 Pfund Sterling zu Entwicklung der Ansiedelung verwandt werden sollten, und da die Ländereien sich hier besonders gut zu Schafzucht eignen, so wurde zunächst diese aufgenommen.

Squatters und Schäfer von Neu-Südwales und Tasmanien fanden bald heraus, daß die Südinsel ein geradezu idealer Platz für Schafzucht sei, ließen sich in Otago, Canterbury und Nelson nieder, und in wenigen Jahren waren fast die ganze Ostküste und die Mitte der Südinsel in 10000 bis 100000 Acres großen „Runs“ an Schaffarmer verpachtet. Nur langsam folgte der Ackerbauer oder „Cockatoo“-Farmer, waren doch 1857 auf der ganzen Südinsel noch nicht 50000 Acres unter Pflug. Im Jahre 1861 zählte Neuseeland erst 99000 weiße Einwohner, aber dieselben exportierten bereits für 1339000 Pfund Sterling Produkte, darunter 7856000 Pfund Wolle im Werte von 1/2 Million Pfund Sterling und 194000 Unzen Gold, während die Kolonialstaatseinnahmen damals 671500 Pfund Sterling betrugen.

Bildete die Wollproduktion das Rückgrat der Kolonie, so wurde ein besonderer Impuls durch größere Entdeckungen von Gold gegeben.

Schon 1852 waren mehrere Goldfunde in Coromandel gemacht worden, 1857 hatte man das edle Metall auch bei Nelson gefunden, aber weit wichtigere Alluviallager entdeckte man 1861 nahe Tuapeka in der Provinz Otago. Die frommen Presbyterianer in Dunedin wußten zunächst allerdings nicht, wie sie die Nachrichten über diesen Mammon aufnehmen sollten, aber der Erfolg einiger Goldgräber löste alle Zweifel, und halb Dunedin strömte nach den in uneröffneten Gegenden zwischen den Clutha- und Waitangi-Flüssen gelegenen Goldfeldern, trotz der großen in diesen rauhen Gegenden zu ertragenden Strapazen. Im Jahre 1863 wurden über 2 Millionen Pfund Sterling Gold von Otago exportiert; freilich ging der Ertrag des nach kurzer Zeit erschöpften Alluviallandes nach kurzer Zeit zurück, und ebenso schnell, wie die Goldsucher gekommen waren, verliefen sie sich nun auch wieder, seit 1865 teilweise nach den neuentdeckten Goldfeldern an der unwirtlichen Westküste strömend; im Jahre 1866 wurden von hier 2140000 Pfund Sterling Gold ausgeführt. Auch auf der Nordinsel wurde bald Gold gefunden, zunächst an der Thames und in Coromandel im Osten der Auckland-Provinz, hier aber nicht im Alluvium, sondern in Quarz eingebettet, und im Jahre 1871 konnten von Auckland 1100000 Pfund Sterling Gold exportiert werden.

Diese Funde trugen wesentlich dazu bei, das Vertrauen in die Entwicklungsfähigkeit Neuseelands in England zu befestigen, und als die Kolonialregierung — deren Sitz 1865 von dem abgelegenen Auckland nach dem centraleren Wellington verlegt worden war — nach Beendigung des Maorikrieges 1870 unter dem damaligen Finanz-, späteren Premier-Minister Julius Vogel von deutsch-jüdischer Abstammung eine ausgedehnte Anleihepolitik inaugurierte, um die Hilfsmittel des Landes zu entwickeln, fand sie auf dem Londoner Geldmarkt williges und weitgehendes Entgegenkommen. Zu den damals bereits schuldigen 7 1/4 Millionen Pfund Sterling nahm die Neuseeland-Regierung in den nächsten sieben Jahren weitere 13 Millionen Pfund Sterling auf für Förderung der Einwanderung, Ankauf von Maoriland auf der Nordinsel, Wasserversorgung für die Goldfelder und Anlage von Eisenbahnen, Straßen und Telegraphen.

Im Jahre 1876 wurde die bisherige Bundesverfassung der einzelnen Provinzen der Kolonie — deren Zahl inzwischen durch Ablösung Hawkes Bays von Wellington (1858), Marlboroughs von Nelson (1860) und die Zufügung von Westland von den ursprünglichen sechs auf neun gestiegen war — dahin abge-

ändert, daß man die Provinzialräte abschaffte und die Kolonie in 81 Grafschaften einteilte, die ihre Repräsentanten ins Centralparlament nach Wellington entsenden.

Die Prosperität der Kolonie hielt bis zum Jahre 1879 an und wurde dann durch eine große Krisis unterbrochen, welche durch niedrige Preise für Wolle und Weizen und den Zusammenbruch einer wilden Landspekulation verursacht war. Da die Preise für die Ackerbau-Produkte im großen und ganzen bis zum Jahre 1894 ihre fallende Tendenz beibehielten, so wurden in manchen Distrikten drei Viertel der hervorragenden Kolonisten ruiniert, und diejenigen Leute, welche sich in Landspekulationen eingelassen hatten — meist mit ganz oder zum großen Teile geborgtem Gelde —, machten fast sämtlich bankerott. Bei einigen trat der Ruin sofort, bei anderen nach jahrelangen resultatlosen Kämpfen und Kompromissen ein, und nachdem die einzelnen Gläubiger ausgeblutet hatten, kam die Reihe an die Bank- und Hypotheken-Institute, welche große, zur Zeit unverkäufliche Ländereien hatten übernehmen müssen. Im Jahre 1894 sah sich auch die Bank of New Zealand, welche die meisten Hypotheken besaß, gezwungen, sich an die Regierung um Hilfe zu wenden, um ihrem drohenden Ruin zu entgehen, nachdem sie durch schlechte Leitung und Belehnung von Ländereien weit über deren Wert in den Jahren 1886 bis 1894 nicht weniger als 4 Millionen Pfund Sterling verloren hatte. Hunderte von Existenzen standen dabei auf dem Spiele, und so entschloß sich die Regierung durch einen Akt von 1895, die Bank unter Staatskontrolle zu übernehmen und das Guthaben der Gläubiger zu garantieren. Damit kam die seit 15 Jahren anhaltende Krisis zu einem Abschluß.

Während der Jahre 1880 bis 1890 hatten sich die meisten Kolonisten resolut der neuen Lage der Dinge: niedrigere Preise und langsamere Fortschritte, angepaßt. Die Produktion von Wolle und Kohle nahm zu, und letztere entschädigte etwas für die zurückgehende Goldausbeute; gefrorenes Fleisch entwickelte sich zu einem bedeutenderen und lohnenderen Ausfuhrartikel als Weizen, und später bildete man auch Molkerei-Gesellschaften, welche Butter und Käse für den Export nach England liefern.

Im öffentlichen Leben suchte man die Ausgaben einzuschränken, das Aufnehmen neuer Anleihen erfolgte in immer langsameren Tempo, und damit in Zusammenhang kam der Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Ankauf von Maoriland ins Stocken.

Dagegen wurden die Landgesetze mehr in dem Sinne abgeändert, um die Besiedelung durch kleine Farmer zu erleichtern, indem man letzteren Kronland zu niedrigen Preisen verpachtete oder ihnen erlaubte, Freehold-Land durch allmähliche Abzahlung zu erwerben. Auch die großen Weidepachten wurden bei Ablauf der Termine in kleinere Strecken aufgeteilt. Im Jahre 1886 fing die Regierung sodann an, Arbeitslose in verschiedenen „Dorfansiedelungen" auf Regierungsland unterzubringen. Jede Familie bekam dabei 25—50 Acres Land, auf welche eine Rente von 5 % des in jeder Generation nur einmal neu einzuschätzenden Prairiewertes des Landes zu zahlen ist. Um diese Ansiedler, welche teilweise vollkommen mittellos waren, zu unterstützen, wurde ihnen seitens der Regierung nicht nur durch Aufschub der Rente für die ersten zwei Jahre, sondern



Die zerstörte rosae Sinterterrasse. Neuseeland.

auch durch kleine Barvorschüsse geholfen, womit sie sich Baumaterial, Nahrung, Werkzeug und Saat kaufen konnten. Einige dieser „Dorfansiedlungen“ glückten nicht, andere haben sich bewährt, und 1898 lebten darauf 791 Familien, welche 21 000 Acres mit einem Durchschnitt von 26 Acres pro Familie kultivieren, und denen von der Regierung 23 000 Pfund Sterling vorgeschossen sind, wogegen die von den Ansiedlern geschaffenen Ameliorationen auf 90 000 Pfund Sterling geschätzt werden. Soweit ihnen die Bewirtschaftung ihrer kleinen Landparzellen dazu Zeit läßt, suchen und finden diese Leute auch noch Nebenverdienst als Scherer, Erntegehilfen und Aushilfs-Handwerker.

Die parlamentarischen Kämpfe über Landfragen in Neuseeland haben sich aber in den letzten 15 Jahren hauptsächlich um die Frage gedreht, ob Regierungsland fernerhin überhaupt noch als freies Eigentum oder nur noch auf Pacht abgegeben werden solle, und sodann um den zwangsweisen Rückkauf von Privatland seitens des Staates zu Ansiedelungszwecken.

Die sogenannten „Liberalen“ vertreten im allgemeinen den Grundsatz, Regierungsland nur noch in Pacht abzugeben, während die „Konservativen“ es dem Ansiedler überlassen wollen, selbst zu entscheiden, ob er freien Besitz oder Pacht vorzieht. Das Resultat langer Kämpfe und sonderbarer Kompromisse über diese und verwandte Punkte ist z. B. das, daß der freie Verkauf von Kronland, wenn auch nicht ganz verboten, so doch sehr eingeschränkt worden ist, und Land meist auf 999 Jahre zu einer Rente von 4 % auf den Wert des Prairielandes zur Zeit des Kontraktes verpachtet wird; spezielle Bestimmungen betreffs Übertragung der Pacht, deren Überwachung Lokalbehörden übertragen ist, sollen die Bildung von Landmonopolen verhindern.

Fast noch schärfer war der Kampf um die Bestimmung, welche der Regierung das Recht giebt, Privatländereien eventl. zwangsweise zu Siedelungszwecken aufzukaufen, aber der Landminister John Mac Kenzie setzte dieselbe 1892 schließlich durch. Die Regierung wurde ermächtigt, 3 Millionen Pfund Sterling 3 % Anleihe zu diesem Zwecke aufzunehmen, und man hat bislang fast eine halbe Million Pfund zum Ankauf von 36 Besitzungen ausgegeben, welche vorläufig erst schwach besiedelt worden sind von Leuten, die der Regierung einen Pacht von 5,2 % auf den Ankaufspreis zahlen. Diese Besitzungen bestehen meist aus so gut wie unbewohntem Weideland; soweit dasselbe überhaupt zu nichts anderem taugt, wird der Allgemeinheit nichts entzogen, wenn es als solches fortbesteht; eignet es sich aber zu Ackerbauzwecken, so soll es intensiver ausgenutzt werden und einer entsprechenden Anzahl von Familien die Möglichkeit einer Existenz bieten. Mit Ausnahme von zwei Fällen sind Regierung und Besitzer über den Preis der bislang aufgekauften Großländereien leicht einig geworden. Immerhin kann die Bestimmung unter Umständen zu Härten führen, namentlich Leuten gegenüber, die politisch nicht von der „rechten Farbe“, während Parteifreunde guter Bezahlung sicher sind; die Einrichtung ist also Mißbrauch zugänglich. Differenzen in der Bewertung werden endgültig durch das Obergericht entschieden.

Die Zinszahlungen auf die hohen Anleihen hatten das Ausgabebudget der Kolonie inzwischen so gesteigert, daß man sich nach neuen Einnahmequellen umsehen

mußte. Teilweise mit der Absicht, Grund und Boden nicht zu stark zu besteuern, anderenteils um gleichzeitig eine heimische Industrie zu entwickeln und zu schützen, wurden Importzölle in der Höhe von durchschnittlich 24 % vom Werte eingeführt. In der That entwickelte sich die Neuseeländer Industrie seit Anfang der achtziger Jahre aus kleinen Anfängen heraus, unterstützt durch reichlich vorhandene gute Kohle, derart, daß sie heute bereits in manchen Zweigen den Bedarf der Kolonie deckt; freilich bildete sich damit und Hand in Hand mit der Erschöpfung der Alluvial-Goldfelder und der Abnahme von verfügbarem gutem und leicht zugänglichem Lande auch ein stark sozialistischer Zug aus, welcher im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts dem Neuseeländer parlamentarischen Leben sein Gepräge aufgedrückt und eine demokratische Experimentalpolitik geschaffen hat. Neuseeland als soziales Experimentierkaninchen ist damit zwar in mancher Beziehung „bahnbrechend" gewesen, wie gleich hinzugefügt sei, aber keineswegs immer mit Glück; von hervorragenden Leuten der Kolonie wird deren jetzige Politik vielmehr als eine solche „organisierter Selbstsucht und Korruption" bezeichnet, nnd das Parlament, welches sich in seiner Majorität knechtisch dem herrischen und skrupellosen Premierminister Richard John Seddon, einem bankerotten Schankwirt und Chinesenanwalt aus den Goldfeldern von Kumara, fügt, ist betreffs Fähigkeit, Erziehung und Erfahrung in trauriger Weise zurückgegangen. Politik ist zu einem Geschäft herabgesunken, ein über das ganze Land verbreitetes Spioniersystem unterrichtet die Regierung über die Meinung ihrer Angestellten und solcher, die es werden wollen, und wer nicht von der „rechten Farbe" ist, verliert Gunst und Amt. Seddons Hochburg liegt an der Westküste der Südinsel, wo auch die geschäftliche Moral eine auffallend laxe ist; aber so gewaltig ist der Einfluß dieses Mannes daselbst, daß z. B. ein Maschinenfabrikant in Reefton, als er im Gespräch mit mir nicht sehr anerkennend die Rede auf den Premier brachte, in die Mitte der breiten Hauptstraße hineinsteuerte, um nicht eventuell von den auf den Bürgersteigen wandelnden, für Seddon schwärmenden Mitbürgern gehört werden zu können. In unserem sozialdemokratischen Zukunftsstaat würde die „Freiheit" wohl auch ähnlich bestellt sein.

Die übrigen Minister sind Puppen in Seddons Hand, und der Einfachheit halber vereinigt der schon seit 1893 amtierende Premier gleich eine ganze Reihe Portefeuilles in seiner Hand. Der jetzige Justizminister ist ein früherer Krämer.

Der Gouverneur spielt auch hier die rein dekorative Rolle, wie in den andern australischen Kolonieen, und ist angewiesen, möglichst immer nachzugeben. Veranstaltet er nicht genug Bälle und andere Festlichkeiten, so macht ihn die Presse darauf aufmerksam, daß ihm die Kolonie sein Gehalt von 5000 Pfund Sterling dafür bezahle, daß er repräsentiere.

Das Parlament weist sogenannte „Liberale" und „Konservative" auf, die wir in Deutschland etwa als „Radikalsoziale" und „Liberale" bezeichnen würden; erstere rekrutieren sich aus den Arbeitern — selbst im Oberhause, welches früher aus Leuten von vielseitiger Erfahrung bestand, die meist schon als frühere Mitglieder des Unterhauses parlamentarisch geschult waren, sitzen jetzt Kesselschmiede und Druckereiaufseher — die „konservative" Minorität, die auch nicht immer tadellos gewesen ist, besteht meist aus Landbesitzern. Die Zahl der geschäftsmäßigen

Politiker, welche durch die Jahresgehalte von 240 Pfund Sterling für den Deputierten und 150 Pfund Sterling für den Senator angezogen werden, hat ebenso zugenommen wie ihre Unehrlichkeit und Bestechlichkeit. Populäre Schön- und Vielredner, welche alles versprechen, was verlangt wird, sind die beliebtesten Kandidaten, anständige Menschen haben sich mehr und mehr von dieser Mob-Regierung zurückgezogen, welche ihrerseits die „Konservativen" möglichst aus Regierungsämtern entfernt hat. Um ihren Einfluß zu vergrößern und immer mehr Stellen an „treue" Anhänger vergeben zu können, sind immer neue Regierungsunternehmungen geschaffen worden: Eisenbahn, Telegraph, Telephon, Schulen und Hospitäler sind im Regierungsbesitz; die größte Lebensversicherungsgesellschaft in Neuseeland ist Regierungsinstitut; staatliche Feuerversicherung ist geplant; die Hauptbank, die verkrachte Bank of New Zealand, ist quasi Staatsbank geworden. Originell ist auch die Einsetzung eines öffentlichen „Trustee", welcher zuständig ist für die Verwaltung von Nachläßen und umstrittenen Besitztümern, vom Eigentum Irrsinniger und von den Geschäften solcher Personen, welche sich darum nicht kümmern wollen oder können, z. B. während der Zeit ihrer Abwesenheit von der Kolonie. Außerdem verwaltet der „Trustee" ausgedehnte Landreserven gewisser Maori-Stämme. Diese Trustee-Verwaltung ist auch nicht immer musterhaft, insofern sie Geld an „Freunde" billig und unsicher ausleiht.

Von den verschiedenen Reformen und Experimental-Gesetzgebungen seien hier nur die folgenden erwähnt:

Im Jahre 1891 wurde das Oberhaus dahin reformiert, daß seine Mitglieder statt wie bislang auf Lebenszeit nur für sieben Jahre ernannt werden, dann aber wiedergewählt werden können; natürlich benutzt die Tagesregierung diese Möglichkeit dazu, ihre Günstlinge zu bevorzugen.

Im Jahre 1893 wurde das parlamentarische Wahlrecht allen Personen über 21 Jahren gewährt, welche ein Jahr in der Kolonie und drei Monate am Orte weilen, und sei es im Gefängnis; und zwar sind Frauen, Weiße sowohl als Maori, in diesem Gesetze einbegriffen. Besonders gespannt war man auf die Folgen des Frauen-Wahlrechts. Überall bildeten sich politische und soziale Frauenvereine, und man erwartete von dieser Neuerung einschneidende Veränderungen; dieselben sind aber nicht eingetreten. Wählbar sind Frauen bislang nur für Municipalämter, und der Ort Onehunga machte s. Z. von diesem Rechte sofort Gebrauch und wählte Mrs. Yates zum Mayor. Dieser regelrecht angeulkte weibliche Bürgermeister vermochte seinen Stadtrat aber nicht zu leiten, und nach einem Jahre gab man das bislang vereinzelt gebliebene Experiment auf. Eine praktische Bestimmung des Gesetzes von 1893 schreibt vor, daß die Namen aller Wähler, welche von ihrem Stimmrecht keinen Gebrauch machten, nach der Wahl aus der Wählerliste gestrichen werden.

Die Grundsteuern wurden 1896 so gestaltet, daß sie nur auf den Wert des rohen Landes, den „Prairiewert", nicht aber auf Verbesserungen gelegt wurden, und der Kleinbauer mit bis zu 500 Pfund Sterling Landbesitz bezahlt überhaupt keine Grundsteuer. Grundeigentümer mit Landwert bis 5000 Pfund Sterling bezahlen pro Jahr einen Penny auf das Pfund vom staatlich eingeschätzten

Kapitalwert des Landes, und dann steigt die Taxe allmählich bis zu drei Pence auf das Pfund für Bodenwerte von 210000 Pfund Sterling, beträgt also auch dann immerhin erst wenig über 1 %; die Herden, Gebäude und sonstige Verbesserungen der Farmen sind steuerfrei.

Auch die Einkommensteuer ist progressiv, läßt Einkommen unter 300 Pfund Sterling ganz frei, belegt solche zwischen 300 und 1300 Pfund Sterling mit 6 Pence auf das Pfund und solche über 1300 Pfund Sterling, sowie alle Gesellschaften, mit 1 Schilling auf das Pfund = 5 %.

Außer diesen direkten Steuern erhebt der Staat indirekte durch die Einfuhrzölle und durch Accise auf das in der Kolonie gebraute Bier.

Eine Zeit lang war in Neuseeland eine starke Bewegung dafür, den Verkauf geistiger Getränke im ganzen Lande absolut zu verbieten, und zwar war Christchurch die Wiege dieser Bewegung. Der Gegenstand wurde 1895 durch ein Spezialgesetz geregelt, welches die Bestimmung darüber jedem einzelnen Wahlkreis überläßt. Gelegentlich der Parlamentswahlen wird nunmehr von allen Erwachsenen alle drei Jahre auch darüber abgestimmt, ob die bestehenden public houses, d. h. Hotels und Bars (Schenken) im betreffenden Distrikt vermehrt, vermindert oder ganz abgeschafft werden sollen; die letzte Bestimmung durchzuführen genügt schon die kleine Majorität von drei zu zwei, und den davon eventuell betroffenen Häusern wird keine Entschädigung gewährt. Die Folge dieser drakonischen Maßregel ist, daß die Hotels in ganz Neuseeland betreffs Bau und Einrichtung außerordentlich viel zu wünschen übrig lassen, da kein Gasthausbesitzer davor sicher ist, daß er sein Haus nicht in drei Jahren schließen muß. Wurden doch infolge der ersten Abstimmung nach Einführung dieses neuen Gesetzes nicht weniger als 70 Hotels geschlossen und im Clutha-Distrikt verbot man den Verkauf geistiger Getränke ganz. Im allgemeinen ist die Abolitions-Bewegung letzthin zwar weniger laut aufgetreten, aber noch 1899 stellte die Konferenz der Neuseeländer Primitiven Methodisten die unduldsame Bestimmung auf, daß totale Enthaltung von allen geistigen Getränken Vorbedingung für Mitgliedschaft ihrer Kirche sei. Gewohnheitstrinker sucht man in Neuseeland dadurch zu heilen, daß seitens des Magistrates auf Antrag eines Familienmitgliedes des zu Heilenden oder von diesem selbst auf eine beschränkte Zeit die Verabreichung geistiger Getränke an diese Person bei Strafe für den Schankwirt verboten wird. Betreffender Erlaß wird an allen Bars und Bahnhöfen des Distrikts angeschlagen.

Einen großen Raum hat unter dem Einfluß mächtiger „Unions" begreiflicherweise die Arbeitergesetzgebung eingenommen, und seit 1891 sind in dieser Richtung eine Reihe von Gesetzen geschaffen worden, deren wesentliche Punkte die folgenden sind.

Die Normalarbeitszeit in den „Fabriken", d. h. allen Werkstätten mit zwei oder mehr Arbeitern, ist auf 48 Stunden in der Woche festgesetzt, welche so zu verteilen sind, daß ein Nachmittag in der Woche ganz frei bleibt. Die Durchführung dieses Gesetzes ist so strikte, daß man kürzlich einen armen Italiener, der Mittwochs — am freien Nachmittag — in den Straßen Aucklands seine roten Gummiballons für die Kinder ausbot, zu 5 Schilling Strafe plus 28 Schilling Kosten (!) verurteilte, und selbst kleine Geschäfte, welche nur vom Besitzer allein

oder mit seiner Familie betrieben werden, aber keine fremden Angestellten beschäftigen, müssen an einem Nachmittag der Woche um 1 Uhr schließen. Die 48 Arbeitsstunden hat man gewöhnlich so verteilt, daß fünf Tage 8—12 a. m., und von $12^1/_2$—$5^1/_4$ p. m. = $8^3/_4$ Stunden, und einen Tag von 8—$12^1/_4$ gearbeitet wird. Man sucht diese Zeit jetzt auf 5×8 und 1×4 = 44 Stunden zu reduzieren. Überstunden mit einem Minimalgehalt von 6 Pence die Stunde dürfen nur nach speziellem Übereinkommen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber gefordert werden und für Arbeiter unter 18 Jahren und alle weiblichen Personen nur nach vorherigem Dispens seitens des staatlichen Fabrikinspektors und höchstens auf 30—40 Stunden im Jahre. Comptoire sind um 5 Uhr nachmittags zu schließen. Männliche und weibliche Fabrikinspektoren, welche von Staatswegen in jeder Stadt angestellt sind, haben u. a. darüber zu wachen, daß keine Kinder unter 14 Jahren in Fabriken Aufnahme finden; Arbeiter unter 15 Jahren müssen eine Bescheinigung über den Besuch der vier Klassen der Volksschule, alle unter 16 Jahren ein ärztliches Zeugnis über ihre körperliche Tüchtigkeit beibringen.

Strikes spielten eine Zeit lang eine bedeutende Rolle in Neuseeland und drohten allgemein zu werden. Das schlimmste Beispiel davon war 1890 der große, von einem unzufriedenen Offizier der Union-Dampfschiffsgesellschaft geleitete Strike aller Seeleute und Werftarbeiter. Dieselben sind in Neuseeland besser bezahlt und arbeiten dabei weniger als irgend sonstwo in der Welt und hatten keinen andern Grund, in den Strike einzutreten, als den, daß es ihre Kameraden auf dem australischen Kontinent gethan hatten. Glücklicherweise blieben die Maschinisten und Feuerleute der Dampfer der Verschwörung fern, das gesamte Publikum beteiligte sich an Ladung und Löschung der Frachtgüter, und so war der Strike schon nach acht Tagen beendet. Die Eisenbahn-, Post- und Telegraphen-Beamten hatten gleichzeitig mit einem Generalstrike gedroht, aber die sehr energische Haltung der Regierung ließ denselben gar nicht zum Ausbruch kommen.

Um Strikes möglichst vorzubeugen, wurde dann 1894 ein Zwangsgesetz, betr. Vergleichs- und Schiedsgerichte in industriellen Streitfragen, erlassen. Industrielle Streitfragen sind demnach zunächst dem in jedem Industrieort geschaffenen Einigungsamt zu unterbreiten, und kommen sie daselbst nicht zur gütlichen Schlichtung, so sind sie dem Central-Schiedsamt vorzulegen, welches aus einem Richter des Obergerichts und je einem Beisitzer der Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht und dessen Entscheid für alle Teile bindend ist. Strikes sind seit der Einführung dieses Gesetzes zwar fast ganz verschwunden, aber man kann trotzdem kaum sagen, daß die Einrichtung sich bewährt habe, denn die Stimmung zwischen Arbeit-Gebern und -Nehmern ist jetzt schlechter als früher. Von 31 Streiten, welche bis 1899 dem Versöhnungsamt überwiesen wurden, konnten nur 8 in gütlicher Form erledigt werden, 23 wurden bis zum Schiedsgericht getrieben, und zwar unter dem Einfluß der mächtigen Arbeiter-Verbände. Diese „Unions" stehen meist unter Leitung professioneller Agitatoren, welche Streitfälle zuweilen ganz ohne Wissen ihrer Leute schaffen und hinziehen, nur um die 20 Mark Diäten für betreffende Sitzungen zu bekommen. Sie vertreten das schablonenhafte Prinzip, daß ein guter oder ein schlechter Arbeiter derselben Branche Anspruch auf den gleichen Lohn habe, wodurch jedes individuelle Streben und jede Disziplin lahm

gelegt wird, und außerdem verlangen die „Unions“ einen zuweilen derart weitgehenden Einfluß auf den Geschäftsbetrieb, daß der Arbeitgeber überhaupt nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause ist. Können doch z. B. die Fabrikherren durch das Schiedsgericht gezwungen werden, Union-Arbeitern den Vorzug zu geben. Das Beispiel einer Fahrradfabrik in Christchurch diene für manche ähnlichen Fälle. Diese Fabrik beschäftigte etwa 80 Arbeiter und importierte gewisse Einzelteile, welche hier nicht so billig wie bei der Massenherstellung in Europa oder Amerika zu erzeugen waren und in Neuseeland zollfrei sind, während das fertige Fahrrad einen Einfuhrzoll von 20 % vom Werte bezahlt. Nun verlangte die „zum Schutze nationaler Arbeit“ gegründete „Industrial Association“, welche meist aus Arbeitern und verkrachten kleinen Fabrikanten besteht, durch die Zahl ihrer Stimmen aber einflußreich ist und meist auch die Presse auf ihrer Seite hat, daß auch auf die Einzelteile 20 % Zoll gelegt werden solle, damit auch diese in der Kolonie fabriziert werden müßten. Umsonst legte der Fabrikbesitzer dar, daß sich die Herstellung von Fahrrädern in Neuseeland überhaupt nur dann lohne, wenn man es bei der freien Einfuhr gewisser Einzelteile belasse, dieselben wurden doch mit 20 % Zoll belegt, und die Folge war, daß betreffender Fabrikant seine Fabrik schloß, die Arbeiter entließ und seitdem fertige Räder aus dem Ausland bezog.

Als Minimallohn in der Stadt gilt 1 Schilling die Stunde oder 8 Schilling den Tag; Schneider erzielen 10/—, Maurer und Tischler 12/— den Tag. Die weniger beliebte Landarbeit wird bei freier Kost und einfacher Unterkunft mit etwa 20 Schilling die Woche bezahlt.

Auch alle Detailläden müssen ihren sämtlichen Angestellten an einem Nachmittag der Woche von 1 Uhr ab freigeben; die Wahl des Tages ist an den verschiedenen Orten verschieden, hier Mittwoch, dort Donnerstag. Die Arbeitszeit in den Läden wird nach Übereinkunft getroffen, doch dürfen in denselben junge Leute und Frauen nicht über 54 Stunden pro Woche beschäftigt und alle müssen mit Sitzgelegenheiten versehen werden; die gewöhnliche Ladenzeit währt von 8 oder 9 Uhr vormittags bis 6 Uhr nachmittags. Alle kaufmännischen und öffentlichen Bureaus schließen, wie in England, am Sonnabend schon um 1 Uhr.

Dienstboten sind in Neuseeland zwar durchschnittlich besser und gewandter als in Europa, aber auch noch viel unabhängiger und anspruchsvoller als schon bei uns und dabei außerordentlich vergnügungssüchtig; besonders vor Weihnachten verlassen sie massenhaft den Dienst, nur um die zahlreichen Festtage „voll und ganz“ genießen zu können; so waren während meiner Anwesenheit in der kleinen Stadt Wanganui (6000 Einwohner) zu Weihnachten nicht weniger als 63 Familien von ihren Köchinnen im Stich gelassen worden. Ein Stubenmädchen bekommt 10/—, eine Köchin 12/6 bis 15/— Lohn die Woche.

Ich habe oben erwähnt, daß die „Unions“ für alle ihre Arbeiter desselben Arbeitszweiges gleiche Löhne verlangen, und selbst wenn ein Arbeiter durch Krankheit oder Alter weniger leistungsfähig wird, verbietet ihm die „Union“, unter dem offiziellen Minimallohn zu arbeiten, andererseits leistet sie ihm aber keinerlei finanzielle Beihilfe, wenn der Arbeitgeber unter diesen Umständen fast gezwungen

ist, betreffenden Arbeiter überhaupt auszuschließen. Diese Lücke in dem System der „Unions" ist nun teilweise durch das 1898 erlassene Gesetz betreffs

Staatlicher Pensionen an alte Leute ausgefüllt worden; dasselbe berechtigt Männer und Frauen über 65 Jahre, welche 25 Jahre in der Kolonie wohnen, zu einer jährlichen Pension von 18 Pfund Sterling, wenn ihr Einkommen unter 34 Pfund Sterling im Jahr beträgt, oder zu einer entsprechend kleineren Pension bei einem Jahreseinkommen zwischen 34 und 52 Pfund Sterling. Leute mit einem Einkommen von über 52 Pfund Sterling oder einem Vermögen von 270 Pfund Sterling sind von der Pensionsberechtigung ausgeschlossen, ebenso Kriminelle, Bummler, Gewohnheitstrinker und Fremde oder solche, welche seit weniger als 5 Jahren naturalisiert sind. Man nahm 1899 an, daß etwa 8000 Personen von diesem Gesetz profitieren würden und damit eine jährliche Ausgabe von 150000 Pfund Sterling verbunden sei, aber schon im ersten Jahre hat man eine Abänderung des Gesetzes in Aussicht nehmen müssen. Im besten Falle bekommt der Staatspensionär einen Schilling pro Tag, während er ohne Einmischung der „Union" oft noch die Hälfte seines alten Tagelohnes von 8/— gleich 4/— den Tag verdienen könnte.

Was Neuseelands Verhältnis zur Australischen Föderation der „Commonwealth" anbetrifft, so hat sich „Maoriland", wie sich Neuseeland gern nennt, bis jetzt ziemlich kühl dagegen verhalten und an den letzen Konferenzen der australischen Premiers über diesen wichtigen Schritt überhaupt nicht mehr teilgenommen; je näher aber die Realisierung des Planes rückt, um so mehr tritt auch eine Partei in Neuseeland, besonders lebhaft in Auckland, für einen Anschluß an den Bund ein, eine Agitation, die Seddon richtig als „a commercial rather than a nation making sentiment" bezeichnet. Dagegen würde es Seddon sehr gern sehen, wenn die verschiedenen englischen Inselgruppen der Südsee sämtlich der Kolonie Neuseeland angegliedert würden, wie es im September 1900 mit den Cooks-Inseln geschah, und um seinem Lande „den ihm gebührenden Platz" im Konzert der Mächte zu sichern, hat der kriegslustige und von Größenwahn nicht freie Premierminister Neuseelands im Jahre 1900 die Reorganisation und Kräftigung der Verteidigungsmittel und Militärkräfte der Kolonie auf sein Programm geschrieben.

Auch Neuseelands Regierung ist ganz damit einverstanden, der englischen Einfuhr einen um 5 % billigeren Differentialtarif zuzugestehen, und hatte einen betreffenden Gesetzentwurf sogar schon vor einigen Jahren in den Kammern eingebracht, vorläufig aber zurückgezogen.

Das von der Arbeiterkonferenz in Wellington 1899 aufgestellte politische Programm zeigt folgende Hauptpunkte:

„Anerkennung des Prinzips eines Mindestlohnes für alle Arbeiterklassen; verfassungsgemäßes Verbot fremder Kontraktarbeit; Nationalisierung und staatliche Bearbeitung aller Minen; Abschaffung jeglicher Besteuerung von Lebensnotwendigkeiten; Steigerung der Landtaxe; Einführung des Referendums auf Volksinitiative hin; Einstellung des Verkaufs von Kronland, sowie periodische Neuabschätzung aller vom Staate pachtweise vergebenen Ländereien; Verstaatlichung des gesamten Trans-

portwesens der Kolonie, auf dem Wasser- sowohl wie auf dem Landwege. Reform, resp. gänzliche Abschaffung des Oberhauses; Einführung eines allgemeinen Alterspensionssystems; Gründung einer Staatsbank mit dem ausschließlichen Privileg der Notenausgabe; Einschränkung des Wohlstandes des einzelnen, entweder durch Erhebung einer progessiven Vermögenssteuer oder durch direkte gesetzliche Maßnahmen. Aufhebung aller Taxen auf Verbesserungen irgendwelcher Art. Einführung des Parlamentswahlrechts bei allen städtischen Wahlen, und schließlich Einrichtung freier weltlicher Erziehung von der Elementarschule bis zur Universität."

Dieses Programm ist gewiß fortschrittlich genug und charakteristisch für den Zug des Landes.

Bei den großen natürlichen Hilfsmitteln der Kolonie und ihrer verhältnismäßig kleinen Bevölkerung von rund 800000 Einwohnern kann man sich den Luxus zahlreicher Experimente hier allerdings auch leichter leisten als in älteren Kulturstaaten. Einiges hat sich bewährt, anderes nicht, allmählich wird sich die Lage klären, und man verfolgt die Experimente selbst in Neuseelands „konservativen" Kreisen mit Ruhe und ohne ernstliche Befürchtungen.

Die Kolonialeinnahmen für das Jahr 1898/99 waren auf 5, die Ausgaben auf 4³/₄ Millionen Pfund Sterling eingeschätzt, doch betrug der Überschuß schließlich sogar ¹/₂ Million Pfund Sterling. Die Haupteinnahmen liefern mit etwa 36 % die Zölle, mit 24 % die Bahnen, mit 15 % die Stempelgebühren, mit 5 % die Grundsteuern und nur mit 2 % die Einkommensteuer.

Die öffentliche Schuld belief sich Mitte 1898 auf die große Summe von 44 Millionen Pfund Sterling, deren Zinsrate zwischen 3 und 6 % schwankt, im Durchschnitt 3,9 % beträgt. Damit kommen auf den Kopf der weißen Bevölkerung rund 60 Pfund Sterling Staatsschulden, und nur Südaustralien und Queensland übertreffen unter den australischen Kolonieen diesen Satz noch etwas. Die Hauptposten, für welche diese Anleihen verwandt wurden, sind: Eisenbahnen 16¹/₂, Wege und Brücken 4¹/₂, Landkäufe 2¹/₂, Einwanderungsunterstützung 2,1, Telegraphen ³/₄ Millionen Pfund Sterling, und die direkt produktiven Anlagen umfassen kaum 18 Millionen oder nur 38 % des geliehenen Geldes.

Die Ausfuhr des Jahres 1897 betrug 10 Millionen Pfund Sterling, die Einfuhr 8 Millionen. Die Ausfuhr umfaßte tierische Produkte mit 7232000 Pfund Sterling, Bergbauprodukte mit 1080000 Pfund Sterling, Waldprodukte mit 564000 Pfund Sterling, Ackerbauprodukte mit 495000 Pfund Sterling, Industrieerzeugnisse mit 197000 Pfund Sterling und Fischereiprodukte mit 19000 Pfund Sterling. Speziell seien genannt: 135 Millionen Pfund Wolle im Werte von 4443000 Pfund Sterling, gefrorenes Fleisch für 1566000 Pfund Sterling, 99000 Centner Butter für 402000 Pfund Sterling, Talg für 260000 Pfund Sterling, 77683 Centner Käse für 150000 Pfund Sterling, Leder für 98000 Pfund Sterling, konserviertes Fleisch für 78000 Pfund Sterling, 8,1 Millionen Kaninchenfelle für 47000 Pfund Sterling; ferner 251647 Unzen Gold im Werte von 980000 Pfund Sterling, 76000 Tons Kohlen für 70000 Pfund Sterling, 6640 Tons Kauriharz für



Maori-Ahnenbild. Neuseeland.

398 000 Pfund Sterling, Holz für 154 000 Pfund Sterling, Getreide für 235 000 Pfund Sterling und 2770 Tons Hanf für 30 600 Pfund Sterling.

Im Jahre 1899 war die Ausfuhr auf 11,9 und die Einfuhr auf 8,7 Millionen Pfund Sterling gestiegen.

Die Reihenfolge der fünf Haupthäfen nach ihren Ausfuhrwerten ist: Lyttleton, Wellington, Auckland, Dunedin und Napier.

Wie vorstehende Zahlen aufweisen, steht in wirtschaftlicher Beziehung weit voran die Viehzucht, und darin speziell wieder die Zucht der Schafe, welche heute 20 Millionen Tiere zählt.

Die Schafzucht wird sowohl auf der Süd- wie auf der Nordinsel betrieben, und zwar sind die fünf wichtigsten Provinzen nach absteigender Menge geordnet: Canterbury, Otago, Wellington, Hawkes Bay und Auckland. Die Nahrung bieten teilweise vorzügliche einheimische Gräser, gegen 10 Millionen Acres Weideland sind aber auch mit englischen Gräsern, besonders Hahnenfuß, Timothee, Ryegras und holländischem Klee besät, welche ausgezeichnet gedeihen, und es genügt meist, den Busch abzubrennen, ohne das Land vor dem Einsäen zu pflügen; je nach der Natur des Bodens hat Neueinsäen nur alle 4 bis 8 Jahre zu erfolgen. Diese künstlichen Weiden bilden weitaus den Hauptteil des überhaupt unter Kultur befindlichen Landes. An und für sich erweisen sich die einheimischen Gräser, wenn sie nur in genügender Menge vorhanden sind, allerdings besser als die importierten, welche das Fleisch „soft" machen, verflauen. Während man in den undankbaren Bergen 6 Acres Land auf jedes Schaf rechnen muß, trägt ein Acre in Canterbury bis zu 4 Schafe. Das Klima Neuseelands ist so gleichmäßig, daß die Tiere das ganze Jahr hindurch im Freien hinreichend Futter finden; nur in der Nähe von Ortschaften, wo der Boden wertvoller ist, die einzelnen Besitzungen kleiner sind und mehr Schafe auf den Acre gehalten werden, als im Innern des Landes, kultiviert man auch Rüben und andere Futterwurzeln, die den Tieren im Winter gereicht werden, wenn die Weiden futterarm sind. Einige der großen Weidebesitze sind derart von Kaninchen überflutet worden, daß die Eigentümer den ganzen Besitz aufgaben und weiterwanderten. Reine Merinos sind in Neuseeland nicht so erfolgreich gewesen, wie in Australien, und man hat hier mehr Bastardformen zwischen Merinos und anderen Rassen, besonders Lincolns, gezüchtet, welche viele, aber nicht so feine und wertvolle Wolle wie in Australien liefern, und je mehr man bei Züchtung Fleischschafe bevorzugte, um so mehr hat auch in Neuseeland der Ertrag von Merinowolle nachgelassen. Die Größe der Schafherden hat, dem Zuge der Gesetzgebung entsprechend, stetig abgenommen, betrug 1886 durchschnittlich 1659, in 1891 1363, in 1896 nur noch 1081 Schafe, und während im letztgenannten Jahre 12 028 Herden unter 500 Köpfen existierten, waren nur 378 über 10 000 stark. Der Wert der Schafe in Neuseeland ist natürlich je nach Alter, Gewicht und anstehender Wolle sehr verschieden und schwankt zwischen $1^1/_2$ und $12^1/_2$ Schilling. Den größten Teil des Jahres über kümmert sich auch hier niemand um die Schafe, und nur wenn es sich darum handelt, sie zu markieren, zu zählen oder zur Schur zu treiben, wird mit Hilfe der Hunde ein Kesseltreiben auf sie veranstaltet, um sie in einen abgezäunten

Raum hineinzutreiben; im Galopp jagen dabei die Hirten über Stock und Stein die steilen Abhänge entlang, um diejenigen Tiere, welche zu entkommen suchen, zur Herde zurückzutreiben. Die Schur erfolgt zwischen September und Januar und erzielt im Durchschnitt von dem Merinoschaf 4 bis 7, vom Lincolnschaf 11 Pfund Wolle. Jeder Scherer pflegt pro Tag 70 bis 100 Schafe zu scheren, kann es aber bis zu 130 bringen und bekommt für das Stück 2 Pence, während die Wollwäscher 6 bis 7 Schilling pro Tag bei freier Station verdienen. Der gute Verdienst der Scherer wird allerdings auch in Neuseeland, ebenso wie in Australien, nicht selten schleunigst vertrunken, und der bei der Ablöhnung nach beendeter Schur erhaltene Check direkt dem Schankwirt übergeben mit der Abmachung, dafür den Scherer und seine Kumpane solange zu traktieren, als das Geld reicht.

Die hiesige Schafzucht liefert heutigen Tages aber nicht mehr bloß in ihrer Wolle, in Talg und Häuten, sondern auch im Fleische einen bedeutenden Ausfuhrwert, besonders seitdem der Konsum gefrorenen Fleisches in England solche Dimensionen angenommen hat, daß daselbst heutigen Tages 40 % des Hammelfleisches gefroren eingeführt werden und nur 60 % von frisch geschlachteten Hammeln stammen. Ist doch der Import gefrorenen Fleisches in England von 20000 Rindern und 3 Millionen Schafen im Jahre 1890 auf 120000 Rinder und $6^1/_2$ Millionen Schafe 1898 gestiegen und der Neuseeland-Farmer findet seine Rechnung schon, wenn er am Verschiffungsplatz 2 Pence für das Pfund Schlachtgewicht seiner Schafe bekommt. Da das Neuseeländer Hammelfleisch dem australischen und argentinischen an Güte überlegen ist, so hat sich darin ein ausgedehntes und lohnendes Geschäft entwickelt, und zwei große englische Dampfergesellschaften, die New Zealand Shipping Company und die Shaw Savill and Albion Line mit ihren mächtigen Dampfern transportieren 14tägig bis zu 90000 gefrorener Hammel in einem Schiffe. Die erste Probesendung gefrorenen Fleisches ging 1881 von Neuseeland nach England und bewährte sich so ausgezeichnet, daß diese Industrie sofort aufgenommen wurde. Im Jahre 1882 belief sich die Ausfuhr auf 15244 Centner im Werte von 19400 Pfund Sterling, 1898 war dieselbe auf 1621568 Centner im Werte von 1738900 Pfund Sterling gestiegen, und der Preis für Neuseeland-Hammelfleisch in London betrug $3^3/_4$—5 Pence pro Pfund. Die in den dürren Berggegenden weidenden Schafe sind für Fleischexport nicht geeignet, sondern müssen vorher auf guten Grasweiden gemästet werden, ehe man sie nach den Schlacht- und Gefrieranstalten bringt, deren bedeutendste unter den 21 vorhandenen folgende sind: Die Christchurch Meat Company mit Werken in Islington und Timaru (Dividende 1898: 9 %); die Canterbury Frozen Meat Company in Belfast; die Wellington Meat Export Company und die Gear Meat Preserving and Freezing Company in Wellington und endlich die New Zealand Refrigerating Company in Burnside-Dunedin. Die Neuseeländer Gefrierwerke sind z. B. im stande, jährlich 4 Millionen Schafe einfrieren zu können.

Ich besuchte die Werke zu Timaru, welche 300 Arbeiter beschäftigen und mit Ausnahme der Monate Oktober und November, welche zu Maschinen- und anderen Reparaturen dienen, das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht arbeiten und täglich 2500 Schafe schlachten, deren Zahl durch neue Einrichtungen jetzt aber auf

3500 erhöht werden soll. Die mit der Bahn ankommenden Tiere genießen bei reichlicher Tränkung zunächst 24 Stunden Ruhe und werden dann in das Schlachthaus getrieben, wo 40 Schlächter ihrer harren und sie mit unglaublicher Schnelligkeit töten und weiter behandeln. Diese Schlachter bekommen 10/— für je hundert Tiere, welche nur zum Einkochen auf Talg bestimmt sind, also keiner Sorgfalt beim Zubereiten bedürfen, und 20/— % für Exporttiere, deren ein geübter Schlachter pro Tag 60—70 fertigstellt. Das Verfahren ist das folgende: Ein Schnitt durch die Gurgel, dann wird der Kopf enthäutet und ebenso wie die Füße abgeschnitten, das Fell abgezogen, der Korpus am Haken einer ringsum laufenden Schiene aufgehängt und von Eingeweiden entleert — und fünf Minuten, nachdem das Schaf lebend in die Schlachthalle eingetreten ist, rollt es auf der andern Seite fertig für den Gefrierraum zubereitet in die Nebenhalle, nachdem es beim Ausgang gewogen und auf Qualität und Aussehen untersucht worden ist; der leichteste Schaden genügt, um das betreffende Tier vom Export auszuschließen, denn man ist bestrebt, die Reputation des geschätzten „Canterbury Mutton" hoch zu halten. Die ausgeschlachteten Leiber bleiben nun zunächst in einem großen Schuppen mit Jalousie-Wänden 24 Stunden zum natürlichen Auskühlen hängen, wobei man die herabhängenden Vorderbeine mit Draht zusammenbindet und den Leib durch Holzstäbe aufspannt; hierauf rollen sie nach dem hermetisch abgeschlossenen Gefrierraum weiter, wo sie bei — 20° C. 48 Stunden lang verbleiben und dann spröde und hart wie Eisklumpen im Packraum landen, wo jeder Leib in einen dünnen Shirtingsack gesteckt wird, der nun wie ein Getreidesack nach dem unterirdischen Lagerraum hinabgleitet. Die Temperatur des letzteren wird auf — 12° C. gehalten, und hier bleiben die Hammel lagern, bis sie in besonders konstruierten Isolierwagen mit der Bahn langseits der am Dock liegenden Dampfer gebracht und dort in dessen Gefrierräume umgeladen werden. Soweit die überseeischen Dampfer nicht in der Nähe der Gefrierwerke anlegen, führen ihnen kleine, mit Gefrierkammern ausgerüstete Küstendampfer das Fleisch zu. Die großen Dampfer haben während der 6 bis 7 wöchentlichen Überfahrt nach London natürlich ihre eigenen „Frier"-Ingenieure an Bord, und die Temperatur der Gefrierräume wird jeden Tag mehrere Male sorgfältig kontrolliert. Versagen die Gefriermaschinen auf den Dampfern für einige Tage, was zuweilen vorgekommen ist, so ist natürlich die ganze Ladung unrettbar verloren. Die nötige Kälte wird zu Lande meist durch Ammoniakmaschinen, auf den Dampfern gewöhnlich durch komprimierte Luft erzeugt. Die Zungen, Nieren und Schweser der Hammel werden ebenfalls frisch gefroren verschifft, die Nieren wie steinharte einzelne Kiesel, die Schweser in pfefferkuchenähnlichen Tafeln. Vor dem Genuß des gefrorenen Fleisches dasselbe langsam auftauen und dann nicht lange liegen zu lassen, ist sehr wesentlich; richtig behandelt, ist es aber von frisch geschlachtetem Fleische kaum zu unterscheiden. Ich habe auf dem Wege vom Kap der guten Hoffnung nach Neuseeland, und von da um das Kap Horn herum heimwärts viele Wochen lang Hammel-Chops, -Keule und -Rücken gegessen, welche teilweise schon vier Monate und länger an Bord waren und ganz vorzüglich mundeten.

Kopf, Füße, Lungen, Lebern und Eingeweide der Schafe werden in den Schlachtwerken gedörrt und gemahlen zu einem geschätzten Dungmittel verarbeitet; das Fett wird zu Talg eingekocht; die Felle werden gewaschen, dann auf der Rück-

seite mit einer schwarzen Masse eingeschmiert, deren Wirkung nach 24 Stunden ein leichtes Abschaben der Wolle erlaubt. So wird alles ausgenutzt, und die Reinlichkeit, welche in allen Teilen dieser weitläufigen Anlagen herrscht, ist absolut musterhaft und sticht auf das wohlthuendste ab gegen die berüchtigt schmutzigen Schlächtereien Chicagos.

Auch Rindviehzucht hat in Neuseeland einen günstigen Boden gefunden; zwar hat die Ausfuhr von gefrorenem Rindfleisch, wobei die Tiere geviertelt werden, bei weitem nicht die Bedeutung wie diejenige des Hammelfleisches, dagegen hat die Molkerei und damit der Export von Butter und Käse besonders von der Nordinsel aus einen großartigen Aufschwung genommen; betrug doch der Wert der im Jahre 1899 ausgeführten Meiereiprodukte 701 000 Pfund Sterling. Man rechnet hier, daß 200 Acres gutes Land 80 Stück Milchvieh ernähren und schätzt den jährlichen Ertrag einer Kuh auf 7 Pfund Sterling; allerdings zieht Milchvieh die Weiden schneller aus, als es Ochsen oder Schafe thun, und auch deshalb benutzt man für Rinder — ebenso für Pferde — meist gepflügtes Weideland mit europäischen Gräsern. Die hier gezogenen Rinderrassen sind meist Shorthorns, Herefords und Devons; epidemische Rinderkrankheiten, die anderweit so großen Schaden anrichten, sind hier unbekannt.

Allerdings hat die Regierung auch strenge Vorschriften erlassen, um der Einführung von Tier- und Pflanzenkrankheiten möglichst vorzubeugen. Vom Ausland kommende Rinder und Hunde z. B. werden erst dann in den freien Verkehr zugelassen, nachdem durch eine sechsmonatliche Quarantäne festgestellt ist, daß sie nicht an Rinderpest, Lungenseuche und Zecken bezw. Tollwut leiden. Importierte Früchte werden auf tierische und pflanzliche Schmarotzer hin untersucht, in Bananenbündeln versteckt hat man dabei zuweilen auch kleine Schlangen gefunden, die in Neuseeland sonst nicht vorkommen.

Ein großes Verdienst erwirbt sich das Ackerbauministerium durch Verbreitung zahlreicher, zum Teil illustrierter Flugschriften über Acker- und Obstbau, Viehzucht, Molkerei und Forstwirtschaft, und besonders der Regierungsbiologe T. W. Kirk hat darin hervorragend gewirkt.

Was den Ackerbau anbetrifft, so ist das subtropische, immer feuchte Klima der Nordinsel mit seinem Regen auch während des Winters für Weizenbau nicht geeignet, während auf den Ebenen der Südinsel, in Canterbury, zuweilen wieder übermäßige Trockenheit herrscht, so daß man selbst das Wasser für das Vieh meilenweit zu holen hat; weiter nach Süden zu nimmt aber auch hier die Regenmenge zu, bis sie streckenweise wieder zu groß ist. Die Gleichmäßigkeit des Klimas während der verschiedenen Jahreszeiten, welche auch im Sommer kalte Nächte bringt, ist für die Agrikultur auch nicht günstig, und die Ernten fallen unter diesen Umständen sehr verschieden aus. So ergab z. B. der Gesamtertrag von

	1898.	1899.		
Hafer	$6^3/_4$	$16^1/_2$	Millionen	Bushel,
Weizen	$5^2/_3$	13	"	",
Gerste	$^4/_5$	$1^2/_3$	"	"

Der Durchschnittsertrag des Acres Weizenboden betrug in den 10 Jahren 1888/97 $23^3/_4$ Bushel, und im allgemeinen kann man wohl sagen, daß man hier durchschnttlich auf den doppelten Ertrag als auf dem australischen Kontinent rechnen kann.

Unter Kultur waren Ende 1897: 354 000 Acres für Hafer, 315 000 Acres für Weizen, 36 000 Acres für Kartoffeln und 30 000 Acres für Gerste. Daneben werden — abgesehen von den schon früher erwähnten Weidegräsern — Mais, Erbsen, Roggen, Bohnen, Raps, Hopfen, Rüben und Futterpflanzen gezogen. Das Ackerland ist, auch wo es einen Teil einer größeren Weidepacht bildet, doch meist freier Besitz, da man die darauf verwandten Meliorationskosten bei Abtretung der Pacht nicht vergütet bekommt, während der abtretende Pächter von seinem Nachfolger für den abgeschätzten Wert von Gebäuden und Einzäunungen entschädigt wird. Meist aus den Vereinigten Staaten und aus Kanada bezogene Ackerbaumaschinen sind allgemein im Gebrauch. Der Durchschnittslohn für einen Pflüger bei freier Station war noch Mitte der neunziger Jahre 30 Schilling, beträgt jetzt meist 20/— und geht zuweilen selbst bis $12^1/_2$ Schilling zurück, während nur während der Ernte angenommene Arbeiter 8 bis 12 Schilling für den Tag bedingen.

Eine besondere Erwähnung verdient der wildwachsende Neuseeland-Hanf Phormium tenax, eine schilfartig aussehende Liliacee, welche eine Höhe von 2 bis $3^1/_2$ Meter erreicht und vorzüglich in Sümpfen und an Flußrändern gedeiht. Dieselbe besitzt in ihren Blättern lange, zähe und biegsame Gefäßbündel, welche ähnliche Verwendung finden wie Hanf- und Flachsfasern. Schon seit alten Zeiten haben die Maoris dieselben zu Kleidungsstücken und zu Matten benutzt, und zwar lassen sie die Blätter macerieren und schlagen sie dann, um die halbverfaulten Reste des Zellengewebes zu entfernen. Schon 1828 wurde dieser Hanf auch in nennenswertem Maße exportiert, als aber während und nach den Maorikriegen Mangel an einheimischer Handarbeit eintrat, führte man maschinellen Betrieb ein, behandelte die grünen Blätter, um die Fasern direkt aus ihnen zu gewinnen, mit Alkalien und künstlicher Kälte, und das so hergestellte Produkt wurde besonders zu Tauen verwandt. In neuerer Zeit gewinnt man durch Abänderung des Verfahrens aus den Phormium-Blättern sowohl ein zarteres, flachsähnliches, als ein stärkeres, hanfähnliches Material und benutzt ersteres für Sackleinewand und Segeltuch, letzteres für Taue und „Spagat", d. h. Bindematerial für die Bindemaschinen bei der Ernte. Eine allen Wünschen entsprechende Maschine für Zubereitung der Phormium-Fasern ist aber noch nicht vorhanden, und die Neuseeland-Regierung hat auf deren Erfindung einen Preis von 2000 Pfund Sterling ausgesetzt. Die Faser liefert übrigens auch ein sehr weißes und festes Papier. Der größte Export von Phormium fand im Jahre 1890 statt und belief sich auf 21 150 Tons; der späterhin unter 12 Pfund Sterling pro Ton gesunkene Preis war aber so wenig lohnend, daß die Ausfuhr auf den zehnten Teil zurückging.

Neuseeland ist reich auch an wertvollen Mineralien verschiedener Art, und seine gesamte Produktion darin wertete im Jahre 1898: 2 182 000 Pfund Sterling. Dem Werte der Ausbeute nach steht voran das Gold, welches seit 1857 im Schwemm-

land und aus Quarzgängen gewonnen wird; an Wichtigkeit folgt dann die Kohle, auch Kupfer, Silber, Eisenerze, Schwefel, Platin, Antimon, Chrom und Graphit sind vorhanden und teilweise sogar in großen Mengen, werden aber erst in geringem Maße ausgebeutet. Bohrungen auf Petroleum haben bislang die erhofften Resultate nicht ergeben.

Seit der Goldentdeckung bis zum Jahre 1898 hat Neuseeland von dem edlen Metall 54 Millionen Pfund Sterling gefördert, und zwar verteilte sich die Produktion im Jahre 1898 auf die Provinzen

		Unzen		Wert (Pfund Sterling)
Auckland	mit	108 490	Unzen im Werte von	401 602 Pfund Sterling,
Otago	„	75 504	„ „ „ „	304 862 „ „
Westküste	„	66 121	„ „ „ „	264 481 „ „
Nelson	„	758	„ „ „ „	2 853 „ „
Marlborough	„	619	„ „ „ „	2 400 „ „
		251 492	Unzen.	976 198 Pfund Sterling.

Im Jahre 1899 wertete die Goldausfuhr von Neuseeland 1 513 173 Pfund Sterling. Während der Ertrag der Hauraki-Goldfelder auf der Nordinsel fast ausschließlich aus Quarzgängen stammt, liefert die Südinsel, wo besonders das Otago-Goldfeld und diejenigen an der Westküste bemerkenswert sind, auch viel Alluvialgold, und hier waren Anfang 1899 auch gegen 100 Baggermaschinen thätig, welche von Cutten Bros in Dunedin konstruiert sind; diese Firma hat auch Pläne für Bagger nach Rußland und Alaska geliefert. Daß Goldgewinnung durch Baggern z. Z. in Neuseeland besonders aussichtsvoll erscheint, geht daraus hervor, daß sich im Jahre 1899 über 100 Gesellschaften mit einem Kapital von 1¼ Millionen Pfund Sterling zu diesem Zwecke neugebildet haben. Bei der bergmännischen Bearbeitung der Quarzgänge haben durch die in Neuseeland häufigen Verwerfungen des Gesteins zahlende Minen nicht selten ein plötzliches Ende gefunden, andrerseits sind gerade hier viele Minen von inkompetenten, sogenannten „praktischen Miners" angelegt und schlecht verwaltet worden. Alluvialboden ist in Neuseeland bis zu fast 500 Fuß Tiefe ausgegraben worden und wird dann in Schleusen ausgewaschen, wobei das Gold teils auf Wolldecken und Kokosmatten, teils auf Amalgamplatten aufgefangen wird. Die Zahl der auf Quarz- und Alluvialgold arbeitenden Miners betrug 1898 etwas über 14 000 und die Zahl der Gesellschaften etwa 300.

Kohle bildet einen weiteren und wichtigen Teil des hiesigen Mineralschatzes und ist in ihrer Ausbeutung noch großer Steigerung fähig. Man findet bislang nur dem Lokalbedarf dienende Braunkohle im Tertiär, besonders in Otago, und vorzügliche bituminöse Kohlen in den Juraschichten, speziell an der Westküste der Südinsel. Die Jahresproduktion beträgt etwa 800 000 Tons, und die Zahl der in dieser Industrie beschäftigten Arbeiter 2000, welche im Durchschnitt 48 Mark die Woche verdienen. Neuseeland exportiert zwar bereits von seinen berühmten Heizkohlen, andrerseits werden aber jährlich noch etwa 100 000 Tons Kohlen von Neu-Südwales eingeführt, und dazu noch einige Tausend Tons Cardiff-Kohle für die Marine.

Die Industrie Neuseelands beschäftigte laut dem letzten im Jahre 1896 aufgenommenen Census mit Ausschluß der Minen, Steinbrüche und Regierungs-

betriebe in 2459 Arbeitsstätten mit 28 096 Pferdekräften 27 500 Arbeiter mit einem Jahreslohn von 1,9 Millionen und einer Jahresproduktion von $9^1/_2$ Millionen Pfund Sterling. Die in dieser Industrie angelegten Werte betrugen $5^3/_4$ Millionen, wovon 3 Millionen auf die Maschinen und Einrichtungen, $1^3/_4$ Million auf die Gebäude und 1 Million auf Grund und Boden entfielen. Die Hauptetablissements und deren Produktionswerte waren im Jahre 1896: 30 Fleischwerke 1 615 000 Pfund Sterling, 117 Gerbereien und Wollwäschereien 1 237 000 Pfund Sterling, 299 Sägemühlen 898 000 Pfund Sterling, 90 Mehlmühlen 875 000 Pfund Sterling, 92 Kleider- und Schuhfabriken 616 000 Pfund Sterling, 170 Butter- und Käsefabriken 501 000 Pfund Sterling, 154 Druckereien 389 000 Pfund Sterling, 85 Brauereien 336 000 Pfund Sterling, 90 Gießereien und Maschinenbauanstalten 302 000 Pfund Sterling, 9 Wollspinnereien und Webereien 302 000 Pfund Sterling — diese liefern fast den ganzen Konsum der Kolonie an Shawls und Decken, daneben schöne und billige Flanelle und Herrenkleiderstoffe —, 22 Seifen- und Kerzenfabriken 152 000 Pfund Sterling, 116 Wagenbauanstalten 148 000 Pfund Sterling, 17 Biskuitfabriken 118 000 Pfund Sterling, 34 Fabriken für Ackerbaugeräte 102 000 Pfund Sterling und 71 Möbeltischlereien, welche die schönen einheimischen Hölzer verwerten, mit einer Produktion von 85 000 Pfund Sterling.

Die Forstindustrie Neuseelands liefert Ausfuhrprodukte in dem Holze und Harze der Kaurifichte, welche nur auf dem nördlichen Teile der Nordinsel vorkommt und dort in stattlichen hallenartigen Wäldern geschlossene Bestände bietet, die aber mehr und mehr einem zügellosen Raubbau verfallen — 1899 erreichte der Kauri-Export 600 000 Pfund Sterling — und da die Kauri überaus langsam wächst, so ist die Zeit wohl nicht mehr fern, wo dieser schöne und wertvolle Baum auf Neuseeland eine botanische Kuriosität bilden wird. Das gelbbraune Kauriharz findet sich teils an den Stämmen der lebenden Bäume, meist aber im Waldboden versenkt und wird daselbst mit Holzspeeren aufgefunden. Das junge, helle, leichtere und billigere Kauriharz wird zur Seidenbeschwerung, das andere bei der Fabrikation von Lacken, von Linoleum und zu Bernsteinfüllungen verwandt.

Die Fischerei liefert nur geringe Exportwerte in Austern und getrockneten Fischen; seit neuester Zeit werden aber auch gefrorene frische Aale nach London gesandt und haben dort einen guten Markt gefunden.

Die erste kleine Eisenbahnstrecke Neuseelands wurde erst 1867 eröffnet. Mitte 1898 waren 2055 Meilen Regierungsbahnen mit $3^1/_2$ Fuß Spurbreite im Betrieb, welche ihr Anlagekapital von 16 Millionen Pfund Sterling nur mit 3,2 % verzinsten und ca. 6000 Arbeiter beschäftigten. Die drei kleinen Privatbahnen umfaßten nur 164 Meilen. Sämtliche Bahnen sind nur strichweise Küstenlinien oder von einzelnen Häfen ausgehende Stichbahnen, weder die Nord- noch die Südinsel besitzen bislang durchgehende Zugverbindungen von einem Ende zum andern, und die Küstenschiffahrt spielt deshalb auch für den Personenverkehr noch eine große Rolle. Die Züge fahren alle sehr langsam und sind meist gleichzeitig Personen-

und Frachtzüge, so daß der Aufenthalt auf den Zwischenstationen gewöhnlich ein recht langer ist; „wer Eile hat, gehe lieber zu Fuß“ sagen die Neuseeländer. Nachtdienst ist unbekannt, ebenso Dienst an Sonntagen mit Ausnahme einiger kleiner Lokalstrecken.

Die Küstenschiffahrt in Neuseeland und die Verbindung der Kolonie mit Australien und den Südseeinseln, für welch letztere Neuseeland immer mehr ein wichtiger Mittelpunkt geworden ist, liegt fast ausschließlich in den Händen der „Union Steam Ship Company of New Zealand“. Dieselbe ist hervorgegangen aus der kleinen Harbour Steam Company, welche im Jahre 1861 ihren Dienst mit dem kleinen Raddampfer „Golden Age“ in Dunedin begann, und besitzt heute 56 zwischen 92 und 4000 Tons große Dampfer mit einem Totalgehalt von 73000 Tons und ist in jeder Weise musterhaft eingerichtet und verwaltet. Das Kapital der Gesellschaft ist meist englisch, ihr Verwaltungssitz aber ist Dunedin, und ihre Dividenden regulieren zwischen 6 und 8 % p. a.

Die Hafenanlagen Neuseelands sind überall so getroffen worden, daß auch die größten in betr. Plätzen verkehrenden Dampfer direkt am Werft anlegen können. Zur Deckung der dadurch verursachten, meist durch Anleihen aufgebrachten Kosten dienen besondere Schiffsabgaben, daneben spezielle, von den betreffenden Distrikten erhobene Steuern. Trockendocks befinden sich in Auckland, Lyttleton und Port Chalmers, und davon wird das Calliope-Dock in Auckland von der englischen Regierung subventioniert und für die Marine benutzt.

Banken sind in Neuseeland fünf vertreten, von einheimischen die schon erwähnte, 1861 gegründete Bank of New Zealand, bei welcher die Regierung mit 2 Millionen Pfund Sterling 4 % von ihr garantierter Obligationen und ½ Million Pfund Sterling Aktien beteiligt ist, während die Aktionäre selbst nur noch mit knapp 400000 Pfund Sterling dabei interessiert sind. Von den sechs Direktoren werden vier von der Regierung, zwei von den Aktionären ernannt. Diese Bank hat 1894 die Colonial Bank aufgekauft, und von einheimischen Banken besteht neben ihr nur noch die 1873 gegründete National Bank of New Zealand, von deren Kapital von ¾ Million nur ¼ Million Pfund Sterling eingezahlt ist. Daneben haben seit Anfang der sechziger Jahre die drei großen Australbanken: Die Bank of New South Wales, die Bank of Australasia und die Union Bank of Australia, auch Filialen an allen Hauptplätzen Neuseelands. Sämtliche fünf Banken geben Noten aus. Der Zinsfuß in Neuseeland ist im allgemeinen 9—10 %, Bankdiskont nicht unter 6½ %. In Anbetracht der geringen Einwohnerzahl ist das hiesige Geschäft als ein sehr nennenswertes zu bezeichnen.

Sehen wir uns nunmehr Land und Leute selbst etwas genauer an.

Die Kolonie Neuseeland besteht aus drei Hauptinseln und einer Reihe von Nebeninseln. Die ersteren sind: die „Nordinsel“, von den Maoris nach der Sage, daß sie vom Gotte Maui aus dem Wasser gefischt wurde, Te Ika a Maui, d. h. „der Fisch Mauis“ genannt; dann folgt, durch die Cookstraße von ihr getrennt,



Der Wakatipu-See. Neuseeland.

die gewöhnlich „Südinsel", heute zuweilen auch „Mittelinsel" genannte Te Wai Pounama, d. h. „der Platz des Grünsteins", des von den Maoris hochgeschätzten Nephrits; und weiter nach Süden, durch die Foveaux-Straße getrennt, die bedeutend kleinere „Stewart-Insel", von den Maoris Rakiura genannt. Der Umfang dieser drei Hauptinseln beträgt für

die Nord-Insel 44468 englische Quadratmeilen,
„ Süd- „ 58525 „ „
„ Stewart- „ 665 „ „

und kommt damit ungefähr demjenigen Großbritanniens gleich.

Dazu treten noch verschiedene kleinere Inselgruppen, nämlich im Süden die Auckland- und Campbell-, im Osten die Antipoden-, Bounty- und Chatham-, und im Norden die Kermadec-Inseln. Die niedrigen Chatham-Inseln dienen etwa 240 Neuseeländern zur Schafweide, die vulkanischen und fruchtbaren Kermadec-Inseln zählen außer einigen Neuseeländer Ansiedlern auf Raoul keine Bewohner, und die übrigen Inselgruppen sind überhaupt unbewohnt, bieten jedoch zahllosen Seevögeln, besonders Pinguinen, Unterkunft, während die früher hier auch häufigen Seehunde und Seelöwen immer seltener werden. Auf verschiedenen dieser Inseln sind Niederlagen mit Lebensmitteln und Kleidern für Schiffbrüchige errichtet worden, und dieselben werden jährlich ein- oder zweimal von Regierungsdampfern besucht.

Reiche Küstengliederung zeichnet die Nordseite der Nordinsel und die Nord- und die Südwestküste der Südinsel aus. Die auffallendste Bodenerhebung Neuseelands bildet der von Südwest nach Nordost streichende vulkanische Gebirgszug, welcher im Südkap der Stewart-Insel beginnt und, durch die Foveaux- und die Cook-Straße unterbrochen, im Ostkap der Nordinsel endet. Diese aus gehobenem Schichtengestein verschiedener Epochen und aus massivem Urgestein bestehende Kette bildet das mächtige Rückgrat der Inselgruppe und erreicht ihre bedeutendsten Höhen in den „Neuseeländer Alpen" der Südinsel mit dem 3776 m hohen Aorangi oder Mount Cook. Da die Schneegrenze hier bei 2300—2400 m liegt, so sind diese Berge in ewigen Schnee gehüllt und im mittleren und südlichen Teile mit mächtigen Gletschern bedeckt, deren Abflüsse an der Südostküste eine Reihe herrlicher Seen, an der Südwestküste eine große Zahl tief eingeschnittener prächtiger Fjords gebildet haben. In Neuseeland reichen, wie auch in Patagonien, die Gletscher sehr viel weiter herab als in Gebirgen gleicher Höhe und gleicher geographischer Breite auf der nördlichen Halbkugel, weil hier die Temperatur mit der Höhe viel schneller ab- und die Niederschlags- (Schnee-) Menge rascher zunimmt als z. B. in Europa. Die Gletscher reichen auf der Ostseite der Südinsel bis zu 835 m, auf der Westseite sogar bis zu 212 m Höhe über dem Meere herab, erreichen aber ihre früheren Straßen, die Fjorde, jetzt nicht mehr. Kein Land, welches so nahe dem Äquator liegt und nicht höhere Gebirge als Neuseeland besitzt, ist heute noch von so mächtigen Eismassen bedeckt. Die Thäler auf beiden Seiten der Neuseeländer Alpen sind sehr tief eingeschnitten, dabei aber breit und flach. Enge Schluchten finden sich nirgends. In den unteren Partien sind diese Thäler durchschnittlich etwa 5 km breit, ganz mit Geröll ausgefüllt und von einem Netze stetig wechselnder Torrenten durchzogen, welche immer neue Geröllmassen in denselben aufschütten. Spuren vulkanischer Thätigkeit sind auf der Südinsel nur noch in einigen heißen Quellen zu finden,

und ebenes Land ist nur in ganz geringem Maße, speziell in der Canterbury-Ebene, vertreten.

Dagegen weist die Nordinsel noch die verschiedenartigsten Bethätigungen vulkanischer Wirksamkeit auf. Isoliert aus der Ebene erhebt sich im Westen die grandiose, ideal regelmäßige Schneepyramide des 2522 m hohen Taranaki oder Mount Egmont, eines längst erloschenen Vulkans; auch der östlich davon im Hauptzuge liegende, mit 2803 m höchste Berg der Nordinsel, der mit ewigem Schnee bedeckte Ruapehu scheint erloschen zu sein, der 2560 m hohe Ngauruhoe und der 1891 m hohe Tongariro-Kegel aber sind noch in Thätigkeit, und der weiter nach Norden zu gelegene Tarawera, den man längst erloschen glaubte, hat durch seinen großartigen Ausbruch vom 10. Juni 1886 ein furchtbares Lebenszeichen von sich gegeben und bei der Gelegenheit auch die berühmten Sinterterrassen, eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten Neuseelands, vernichtet. Zwischen dem Tongariro und dem Tarawera im Gebiet des Taupo- und des Rotorua-Sees zeigen eine große Reihe von Geysern, Solfataren, Schlammvulkanen und heißen Quellen eine rege vulkanische Thätigkeit an und bilden das „Wunderland" Neuseelands. Nördlich davon wieder finden wir einen weiteren ausgedehnten vulkanischen Herd bei Auckland, dessen Umgebung von Kraterformen übersät ist.

Um die Erforschung von Neuseelands geologischem Aufbau haben sich besonders Deutsche hervorragende Verdienste erworben. Im Jahre 1840 explorierte Ernst Dieffenbach als erster die Gegend zwischen Manukau und dem Taupo-See; 1846 durchquerte Thomas Brunner als erster die Südinsel; Ferdinand von Hochstetter, der 1857 mit der österreichischen Novara-Expedition herauskam, verließ dieselbe hier und studierte bis 1859 eingehend die Nord- und die Südinsel. Der Geologe Julius Haast aus Bonn endlich erforschte von 1860 ab in sechs Expeditionen von je sechs Monaten Dauer das Innere der Südinsel.

Die Flüsse Neuseelands sind sehr zahlreich und bei Hochwasser vielfach außerordentlich reißend und für Menschen und Vieh gefährlich. Die nennenswertesten darunter sind auf der Nordinsel der nach Westen fließende Waikato, der Abfluß des großen, central gelegenen Taupo-Sees; der nach Süden fließende Wanganui und der im Osten mündende Thames; auf der Südinsel der Waitaki und die Clutha, beide an der Ostküste mündend. Für die Schiffahrt kommen sie mit Ausnahme des Unterlaufes der drei erstgenannten nicht in Betracht.

Das Klima Neuseelands ist ein durchaus maritimes, feuchtes und gleichmäßiges, nur geringen Schwankungen unterworfen, und weist während des Winters größtenteils eine Regenzeit auf. Die Nordinsel hat ein mehr subtropisches, das ganze Jahr über angenehmes Klima, die Südinsel ist bedeutend kälter, und ihre das ganze Jahr hindurch kühle Südseite hat während drei Viertel des Jahres Regen, im Herbst und Winter immer. Durch das Vorwiegen der Westwinde ist die Westküste besonders feucht und hat hier auf der Südinsel eine zehnmal größere Regenmenge, als die Ostküste. An den häufigen Temperaturwechsel und an die vielen Winde muß man sich freilich erst gewöhnen, aber das Klima ist trotzdem gesund, und die Stadt Dunedin z. B. weist nur eine Sterblichkeit von 9 ‰ auf.

Bei großer Feuchtigkeit, genügender Wärme und vielfach sehr fruchtbarem Boden ist es nicht zu verwundern, daß Neuseelands Vegetation eine reiche, vielfach sogar üppige ist, und zwar besteht sie aus einer reizvollen Mischung australischer, tropisch-indischer und antarktisch-südamerikanischer Elemente. 61 % der Flora Neuseelands bestehen aus einheimischen Arten, von denen keine einzige in Australien wiederkehrt. Neuseeland ist auf der östlichen Halbkugel der Hauptherd der antarktischen Flora, d. h. der dem Südpol am meisten benachbarten, die sich in den Hochgebirgen des Gebietes bei ca. 1200 m Höhe ausbreitet und der Pflanzenwelt Südamerikas in den Feuerlands-Anden entspricht. Auffallenderweise fehlen in Neuseeland die großen australischen Baumformen der Eukalyptus, Akazien, Casuarinen und Araucarien ganz, dagegen finden wir von den australischen Gattungen besonders folgende: Von den Myrtaceen sind überwiegend die Leptospermum scoparium und die kleinblütige ericoides vertreten; diese sogenannten „Theebäume" mit den einheimischen Namen Manuka und Manuka Kauriki überziehen teils busch-, teils baumförmig weite Strecken und bilden eine der häufigsten Pflanzen Neuseelands überhaupt. Ein ganz ähnlicher, auch häufiger Busch, welcher aber statt holzbrauner, weiße und rote Beeren zwischen seinen stachelartigen, kleinen dichten Blättern trägt, ist der Mingi, Cyathodes acerosa, eine Epakridee. Daneben bilden besonders an der Westküste der Südinsel die auch zu den Myrtaceen gehörigen hochstämmigen Metrosideros lucida und robusta oder Rata mit ihren blutroten Federblüten in den Sommermonaten Januar und Februar einen herrlichen Waldschmuck. Metrosideros florida oder Aka ist ein Schmarotzer, der den Baum, auf den er sich festsaugt, allmählich verdrängt.

Von Koniferen sind vertreten die Dammara oder Agathis australis, die berühmte Kaurifichte, welche, wie bereits erwähnt, nur auf der Nordhälfte der Nordinsel gedeiht und mit ihren säulenartigen Stämmen von 80 bis 100 Fuß Höhe und 4 bis 12 Fuß Durchmesser wunderbare Laubhallen bildet. Zahlreich, wenn auch durch unregelmäßige und magere Kronen vielfach ziemlich unschön, sind die bis 150 Fuß hohen Podocarpus-Arten vertreten, deren wichtigste die prächtige Totara (Podocarpus Totara), die Schwarzkiefer Miro (P. ferruginea), die Weißfichte Kahikatea (P. dacrydioides) und die Matai (P. spicata) sind, während die die Taxeen vertretenden Dacrydium die häufige Rotfichte Rimu (Dacrydium cupressinum) und die Gelbfichte Manoao (D. colensoi) aufweisen. Rimu ist der häufigste aller Waldbäume, sein Holz aber nicht so wertvoll wie das von Kauri und Totara. Originell sind die Koniferen mit sellerieähnlichen Blättern, Phyllocladus Glauca und trichomanoides, von den Eingeborenen Toatoa und Tanekaha genannt; wertvoll durch ihre Hölzer auch noch die großen Waldbäume Kawaka (Libocedrus Doniana), eine auf die Nordinsel beschränkte, bis 100 Fuß hohe Cupressinee; das Breitblatt Pukatea (Atherosperma oder Laurelia N. Z.); die Meliacee Kohekohe (Dysoxylum spectabile), der Puriri (Vitex littoralis), die Rewarewa (Knightia excelsa), die Laurinee Beilschmiedia Tawa, die Sapindacee Titoki (Alectryon excelsum), die einheimische Olive Maire Rau-nui (Olea Cunninghamii).

Einen großen Teil des Waldbestandes bilden die gesellig wachsenden, immergrünen Fagus, von den Kolonisten irrtümlich Birken genannt, und zwar sind die

Hauptarten die Species fusca, solandri und menziesii, die Schwarz-, Weiß- und Silberbirke. Diese Hauptvertreter der antarktischen Gruppe mit dichten, kleinen Blättern bilden einförmige ernste Wälder besonders auf der Südinsel.

Von den Leguminosen ist am weitesten verbreitet die Kowhai (Sophora tetraptera) mit ihren gelben Blütentrauben, daneben finden wir die beiden ganz eigentümlichen Geschlechter Edwardsia und Carmichaelia. Von den Tiliaceen ist der weiße, Glockenblumen tragende Hinau (Elaeocarpus dentatus), welcher den Maoris aus seiner Rinde einen schwarzblauen Farbstoff, aus seinem Beerenmehl eine Art Kuchen liefert, über beide Inseln verbreitet, ebenso die zur gleichen Ordnung gehörenden Makomako (Aristotelia racemosa) mit ihren zahlreichen, rosafarbigen, unsern Johannisbeeren ähnlichen Blütentrauben, und der Tutu-Busch oder Tupakihi (Coriaria ruscifolia), aus dessen weinbeerähnlichen Früchten die Maoris ein beliebtes Getränk bereiten. Die Ngaio (Myoporum laetum) liefert den Eingeborenen aus der Abkochung ihrer punktierten Blätter ein gegen Mosquitostiche bewährtes Mittel, eine Reihe von Pflanzen gaben den Maoris auch beliebte Parfüme. Der Bast der weißblühenden Malvacee Hohere (Hoheria populnea) oder Bandholz und der Whau-Whi oder Maori-Kirsche (Plagianthus Liallii) wurde früher zur Herstellung von Tappa-Stoff benutzt; die Plagianthus wächst nur in Höhen von über 3000 Fuß und ist eine der wenigen hiesigen Pflanzen, welche im Winter ihr Laub verlieren. Die Saxifrageen sind vertreten durch den Putaputa-Weta oder Mapau (Carpodetus serratus), einen bis 40 Fuß hohen Busch mit unserem Weißdorn ähnlichen Blütendolden und durch die in geschlossenen Wäldern auftretende Towhai (Weimannia racemosa), deren Rinde als Gerbstoff dient. Unter den hiesigen Compositeen sind besonders zu nennen die Olearias mit teilweise sehr seltenen und eigenartigen Species, wie Olearia Cunninghamii und Traillii; Olearia Forsterii mit am Rande gewellten und auf der Rückseite grauen Blättern bildet eine beliebte Heckenpflanze. In vielen Arten vertreten sind die Senecio- oder Kreuzkraut-Büsche mit ihren lederartigen Blättern mit weißer Rückseite, besonders häufig ist der Puheritaiko (Senecio rotundifolius). Auch die zur südamerikanischen Flora gehörigen Fuchsien, Magnolien und Veronikas sind sehr häufig, die Kotukutuku (Fuchsia excordicata) wächst hier wild bis zu 45 Fuß hoch, und unter den zahlreichen Arten der Srophularinee Veronika mit ihren regelmäßigen Blätterquirlen und lila Blütenwalzen ist die häufigste der Koromiko (Veronica salicifolia). Einen Schmuck der Wälder, besonders auf der Südinsel, bildet der meist buschartige, zu den Magnoliaceen gehörende Horopito (Drimys axillaris und colorata), den der Kolonist nach dem Geschmack der rotgefleckten Blätter „Pfefferbaum“ nennt. Einen eigenartigen Eindruck machen die langen gesägten Blätter des Lanzenholzes, der Horoeka, einer bis 50 Fuß hohen Araliacee (Pseudopanax crassifolium), welche ebenso wie eine Anzahl anderer hiesiger Bäume in ihren Blättern und im Gesamthabitus in jüngeren und in späteren Stadien einen sehr verschiedenen Eindruck macht. Die seltene, 12 bis 25 Fuß hohe Puka (Meryta sinclairii) trägt manschettenförmig an ihren Zweigenden die größten Ganzblätter der Neuseeländer Flora, welche 9 bis 20 Zoll lang und 4 bis 10 Zoll breit sind.

Den schönsten Fruchtbaum Neuseelands bildet die Anacardia Karaka

(Corynocarpus laevigata), ein prächtiger Baum mit großen glänzenden Blättern und Bündeln leuchtend gelber, dattelähnlicher Früchte, die ihren Giftgehalt durch Dörren verlieren und dann von den Maoris gegessen werden, welche den Baum seiner Früchte wegen auch anpflanzen.

Bambusse sind in Neuseeland nicht vertreten, und von Palmen findet sich nur die niedrige Nikau (Kentia sapida) von der Nordhälfte der Südinsel an nach Norden zu, dagegen bildet der häufige australische „Kohlbaum", die hier Ti oder Toii genannte Liliacee Cordyline australis einen charakteristischen tropischen Einschuß; dieselbe erreicht eine Höhe bis zu 60 Fuß und macht einen besonders eleganten Eindruck, solange sie sich nicht verzweigt, sondern nur aus einem schlanken Stamme besteht, der von einer dichten Manschette schwertförmiger Blätter gekrönt wird; seine Wurzel ist eßbar.

Außerordentlich groß ist der Reichtum Neuseelands an Farren, und zwar von den stattlichsten Baumfarren bis zu den zierlichsten Nierenfarren. Unter den Baumfarren sind vertreten die Alsophila Colensoi (4 bis 5 Fuß hoch, Blätter 2 bis 4 Fuß lang), die Tuakara oder Dicksonia squarrosa (10—20 bei 6—10 Fuß), die Cyathea Smithii (20 bei 8—9 Fuß), der Silberfarren Cyathea dealbata (40 bei 8—12 Fuß) und der mächtige Schwarzfarren Mamaku (Cyathea medullaris), welcher bei 40 Fuß Höhe Blattwedel bis zu 20 Fuß Länge aufweist. Von den niederen Farren ist der weitaus häufigste der gemeine Adlerfarren Naurahi (Pteris aquilina esculenta), dessen Wurzelmehl den Maoris als Nahrungsmittel diente; an Schönheit voran stehen eine Reihe von Filmfarren, Hymenophyllum, Trichomanes und Todeas, besonders die federartig weiche Todea superba oder „Prinz von Wales-Feder". Von den Baumschmarotzern ist der originellste der Elkhornfarren (Platycerium alcicorne), daneben sieht man vielfach die langen, schilfartigen Blätter der Astelia Banksii von den Astgabelungen herabhängen.

An sumpfigen Stellen und an Flußufern finden wir den wertvollen Harakiki oder Tavariki, den bereits beschriebenen Maorihanf (Phormium tenax), das zum Dachdecken benutzte Bullenried Raupo (Typhia angustifolia) und den eleganten Toitoi (Arundo conspicuo) mit seinen langen, schneeweißen Blütenfahnen.

Auf den Steppen der Bergabhänge und bis zur Höhe von 1200 m hinauf trifft man vielfach dichtes Gestrüpp von äußerst dornigen Pflanzen an, besonders die massenhaft vorkommende Tumatu oder „wilden Irländer" (Discaria toumatou), einen bis zu 20 Fuß hohen Kreuzdorn; ferner das Speergras Torami oder „blutigen Spanier" (Aciphylla squarrosa), eine Umbellifere mit regelmäßigen, aus äußerst scharfspitzigen, schwertförmigen Blättern bestehende Rosetten, denen mannshohe, stachelige Blütenschäfte entragen; und endlich den Karamu (Rubus australis), einen mit zahlreichen Stacheln besetzten Rankenbusch, den die Kolonisten „Lawyer" (Rechtsanwalt) genannt haben, da er sein Opfer ebenso festhält, wie jener. Diese Dornengewächse sind sehr nachteilig für die Schafzucht, und zwischen ihnen wächst meist nur das Wi-Wi oder Tussockgras (Doctylis caespitosa, Danthonia pectinata, Juncus effusus). Diese Grassteppen befinden sich

besonders im südlichen Teile der Nordinsel und noch mehr auf den östlichen Küstenebenen und in den Gebirgsthälern der Südinsel.

Unter den meist weißblühenden alpinen Pflanzen ist die prächtigste die „Berglilie" Ranunculus Lyallii mit ihren fußgroßen runden Blättern, und noch höher hinauf, bei etwa 2000 m über dem Meere, findet man die eigenartigen Wulstpflanzen der Raoulia eximia und mamillaris, welche bis zu 4 Fuß lang und bis zu 2 Fuß hoch sind und in Form und Farbe liegenden Schafen gleichen.

Unter den niederen Pflanzen ist eine der originellsten der Raupenpilz (Cordiceps Robertsii), dessen Sporen sich auf der Haut einer großen Raupe festsetzen, welche sich zum Einspinnen in die Erde verkrochen hat; der Pilz füllt bald das ganze Tier vollkommen aus und bildet so einen genauen Abguß desselben; dann sendet die Pflanze einen dünnen, sporentragenden Schaft in die Luft hinauf.

Soweit die Nordinsel nicht mit Wald oder Grassteppen bedeckt ist, findet man sie meist mit gesellig lebenden Farrenkräutern, besonders Pteris aquilina, und mit mannshohem Manuka-Gebüsch überzogen. Die Wälder der Südinsel sind meist auf die Westküste beschränkt und auch hier auffallend still und tot und häufig etwas monoton in ihrem Charakter.

Zu den zahlreichen einheimischen Pflanzen, von denen vorstehend einige der charakteristischen genannt wurden, haben nun die Kolonisten allmählich eine ganze Reihe weiterer eingeführt. Der mächtige Eukalyptus, verschiedene Wattle-Arten, darunter besonders die zart gefiederte Acacia decurrens mit ihren süßduftenden, schwefelgelben Blütenbällen und die schöne Albizzia lophanta, sowie die stolze Norfolk-Tanne gedeihen hier ebenso gut, wie in ihrer australischen Heimat; die aus Kalifornien stammende dunkle stattliche Monterey-Kiefer (Pinus insignis) bedeckt tausende von Acres, und ebenfalls häufig ist die Monterey-Cypresse (Cupressus macrocarpa); Europa sandte außer Gemüsen und Fruchtbäumen auch seine Eichen, Eschen, Pappeln und Weiden, welche freilich auch hier, im Gegensatz zur überwiegenden Mehrheit der Neuseeland-Flora, im Winter ihr Laub verlieren. Die Hecken werden vielfach von dem gelbblühenden Stachelginster Ulex europaeus, dem schönen weißblühenden Laurustin (Viburnum tinus) oder von Heckenrosen gebildet, welch letztere, von den Missionaren eingeführt und in manchen Distrikten auch nach ihnen benannt, sich so rapid vermehrt haben, daß sie mit den ebenfalls eingeführten Brombeeren zusammen stellenweise weite Strecken zum Schaden der Weidewirtschaft vollkommen überziehen. Als Futtergräser führte man eine Mischung von Hundsgras (Dactylis glomerata), Timothee (Phleum pratense) und weißen Klee ein, und als man fand, daß zur Befruchtung des roten Klees Insekten fehlten, importierte man mit großem Erfolg Bienen, besonders Hummeln, aus England, welche auch einen prächtigen, angenehm nach Eukalyptus schmeckenden Honig liefern. Mit den Sämereien zusammen kamen allerdings auch mancherlei lästige Unkräuter, wie Disteln u. s. w., und die eingeführte Wasserkresse drohte eine zeitlang ganze Flußläufe zu verstopfen.

Was die Tierwelt anbetrifft, so unterscheidet sich Neuseeland von Australien ebenso scharf, wie Madagaskar von Afrika, und seine Fauna zeigt einen außer-

ordentlich alten Zug. Als die Europäer hier landeten, fanden sie von Säugetieren nur zwei Arten eigentümlicher Fledermäuse, eine Ratten- und eine Hundeart vor; die australischen Beutel- und Kloakentiere aber fehlen, und die früher in Neuseelands Gewässern so zahlreichen Walfische, Robben und Seelöwen haben sehr abgenommen. Dagegen enthalten die Vögel Neuseelands sehr charakteristische Formen, welche wegen ihrer Hilflosigkeit aber teilweise bereits ausgestorben sind, zum andern Teil ihrer Ausrottung entgegengehen. Das größte dieser flügellosen Lauftiere, welche sich dadurch entwickelt hatten, daß der Mangel an Feinden sie der Notwendigkeit des Fliegens überhob, war die jetzt ausgestorbene Moa (Dinornis), ein 3 bis 4 Meter hoher kasuarartiger Kurzflügler mit kleinem, flachem Schädel, kräftigem, kurzem Schnabel, langem Halse, ganz verkümmerten Flügeln, mannshohen, starken Beinen und sehr kräftigen, großen Füßen; man könnte das Tier seiner Gesamterscheinung nach als die „Giraffe“ unter den Vögeln bezeichnen. Die Heldengesänge der Maoris berichten über Kämpfe ihrer Vorfahren mit diesen Riesentieren, welche ihnen ihre Hauptfleischnahrung lieferten, aber schon vor über hundert Jahren war die Ausrottung des Vogels beendet, und wir besitzen davon heute nur noch zahlreiche Skelette und Eierschalen. Unsere Kenntnis über diese Riesenvögel verdanken wir in erster Linie Julius Haast, welcher zahlreiche Skelett-Exemplare an die hauptsächlichsten Museen Europas und Amerikas verteilte, während die schönsten das unter seiner Leitung entstandene Museum in Christchurch schmücken. Man kennt von den Moas 14 verschiedene Arten. Ihnen verwandt und noch lebend ist der eigenartige, in 4 Arten bekannte Kiwi oder Schnepfenstrauß (Apterix), welcher etwa die Größe eines starken Huhnes erreicht, und dessen lange, locker herabhängende, haarartige graue Federn die Stummel seiner Flügel vollständig bedecken. Den Kiwi könnte man als den Igel unter den Vögeln bezeichnen, und besonders auffallend sind auch seine unverhältnismäßig großen Eier. Die Flügel der in Pfauenfarben schillernden, zwei Fuß hohen rotschnäbeligen Ralle Notornis Mantelli, welche auch bereits fast ganz ausgestorben ist, dienten ebenfalls nicht zum Fliegen, ebenso wenig wie diejenigen des noch ziemlich zahlreich vertretenen Maori-Waldhuhns Weka, auch einer Ralle, und des auf dem Boden lebenden grünbraun geschuppten Eulenpapageis Kakapo (Stringops), dessen große Flügel zum Fliegen ungeeignet sind. Ein besonderer Charaktervogel ist auch der nach seinem Geschrei Kea genannte, im Hochgebirge lebende Nestorpapagei (Nestor notabilis) von brauner Farbe mit rosaroten Unterflügeln; von Natur ein Pflanzenfresser, geht er doch, und zwar erst seit dem Jahre 1868, auch lebenden Schafen zu Leibe, klammert sich mit seinen starken Klauen in deren Wolle fest und beginnt nun das Tier bei lebendigem Leibe anzufressen, indem er besonders auf die Nieren und die umgebenden Fettlager ausgeht. Da der Vogel auch vor Menschen wenig scheu ist, so fällt es nicht schwer, die auf seinen Fang ausgesetzte Prämie zu verdienen. Selbst die in Neuseeland lebenden Möwen und die meisten der Kormorane sind von denen in Australien und Tasmanien verschieden. Um den einheimischen Vögeln ein Asyl zu bieten, wo sie vor Nachstellung sicher sind, hat man vor wenigen Jahren 3 Inseln als Reserven für sie erklärt. Die schwache Reptilienfauna enthält die höchst eigentümliche Brückenechse (Hatteria), die Tuatara der Maoris, welche nicht nur den Übergang zwischen Eidechsen und Krokodilen darstellt,

sondern auch vogelartig gebildete Rippen zeigt. Auffallend arm erscheint Neuseeland an Insekten, und die Molluskenfauna setzt sich fast ausschließlich aus eigenen Typen zusammen.

Diese einheimische Tierwelt ist nun auch hier seitens der Europäer ergänzt worden. Wie auf andern Inseln, so setzte Cook auch auf Neuseeland Schweine aus, die sich sehr rasch vermehrten und gänzlich verwilderten; dieselben richten besonders durch Durchbrechung der Zäune großen Schaden an und werden deshalb eifrig verfolgt; genießbar sind nur junge Wildschweine, das Fleisch alter Eber aber ist so zähe, daß kaum eine Kugel in dasselbe einzubringen vermag. Die Kolonisten führten dann bald Schafe, Rinder und Pferde ein. Für den Sport wurden Reh- und Hirschwild aus Deutschland, Hasen und Kaninchen aus England und die Wachtel aus Kalifornien importiert, und der chinesische Ringelhalsfasan und unser europäischer Jagdfasan haben sich zu einer Bastard-Rasse vermischt, die jetzt in Neuseeland gar nicht selten ist. Hasen haben sich ziemlich rasch verbreitet, am häufigsten finden sie sich in offenen, nicht kultivierten Hügellandschaften, wo ihnen die Gräser Nahrung und die mit Farrenkräutern bewachsenen Thäler und Schluchten Unterschlupf bieten; nicht gewohnt, vor Feinden flüchten zu müssen, sind sie hier sehr faul geworden und laufen vor dem Jäger so langsam davon, daß sie sehr leicht zu treffen sind. Rotwild hat sich gleichfalls stark vermehrt. Eine große Plage sind auch hier die Kaninchen geworden. Vor ca. 40 Jahren von Menzies, dem Provinzialvorstand von Southland, für Sportzwecke eingeführt, wurden die ersten Tiere unter großen Festlichkeiten freigelassen, und man nahm eine Strafe von 30 Pfund Sterling für Tötung von Kaninchen ins Ortsstatut auf. Heute überschwemmen sie zu Millionen weite Strecken, und man hat alle möglichen Mittel versucht, sie niederzuhalten. Man importierte zu ihrer Bekämpfung Frettchen, Wiesel und Hermelin, die sich freilich auch die Ausrottung der hilflosen Kiwis und Maorihühner angelegen sein ließen. Bessern Erfolg erzielten die zur Absperrung bestimmten $3^3/_4$ Fuß hohen Drahtgitternetze, welche, wo nötig erachtet, selbst für öffentliche Rechnung aufgeführt und 3 bis 6 Zoll tief in den Boden eingelassen werden; in dem trockeneren, unfruchtbareren Australien haben die Kaninchen, durch die Not getrieben, diese Netze oft untergraben, in Neuseeland aber hat diese Einrichtung ihren Zweck erfüllt. Als bestes Mittel zur Bekämpfung der Kaninchenpest hat sich aber die geschäftliche Ausnutzung der Tiere erwiesen, indem man sowohl ihr Fleisch, wie ihre Felle exportierte. Für ersteren Zweck stellt man besonders in den Monaten März und April, nach der günstigsten Futterzeit, Fallen auf und liefert die Tiere an die Gefrierwerke, welche sie gefroren und in Kisten à 12 Stück verpackt nach England senden; die Nachfrage danach ist so lebhaft, daß der von den Gefrieranstalten gezahlte Preis von 3 d auf $7^1/_2$ d für das Paar gestiegen ist. In den Monaten Juli und August, wenn Futter am schmalsten und die Behaarung am stärksten ist, legt man sodann den Kaninchen mit Phosphor vergiftete Weizenkleie oder Hafer vor und sammelt die Leichen ihrer Felle wegen, welche mit 2 Pence das Stück bezahlt werden; bei diesem Vergiftungsverfahren findet man allerdings nur einen Kadaver auf 5 bis 10 gefallene auf, der Rest bleibt in den Höhlen. Seit ungefähr 6 Jahren ist denn nun auch ein Rückgang in der Kaninchenzahl eingetreten; wurden im Jahre 1894



Maori-Häuptling. Neuseeland.

noch $17^2/_3$ Millionen Kaninchenfelle exportiert, so war diese Zahl 1898 auf knapp 8 Millionen gesunken, und außerdem verschiffte man im gleichen Jahre $2^1/_4$ Millionen gefrorener Kaninchen nach England. Von europäischen Vögeln sind Lerchen, Finken, Stare, Krähen und Spatzen eingeführt worden, von denen letztere so unangenehm zugenommen haben, daß man sie durch Kugel, Gift und Fallen zu vertilgen sucht und die Behörden während der Monate Juni bis August eine Prämie von 4 Pence für das Dutzend ihrer Köpfe und vom September bis Dezember 2 Pence für das Dutzend ihrer Eier zu bezahlen pflegen. Erwachsene und auch Schulkinder können damit 30 bis 40 Schilling die Woche verdienen. Im Jahre 1898 wurden so nicht weniger als 4 Millionen Sperlingseier vernichtet, trotzdem ist aber kaum eine bemerkenswerte Abnahme des Vogels zu konstatieren. Sehr lästig sind ferner die auch eingeführten und mächtig gedeihenden Fliegen, Flöhe und norwegischen Ratten geworden, welch letztere die einheimischen Ratten in die äußersten Winkel vertrieben haben. Dagegen sind die zur Befruchtung des Klees von England eingeführten Bienen, besonders Hummeln, sehr nützlich gewesen. Unter den eingeführten Fischen hat die Lachsforelle sich in zahlreichen Flüssen ausgezeichnet akklimatisiert.

Was die einheimischen Bewohner Neuseelands anbelangt, so nennen sich dieselben Maoris, d. h. Eingeborene, und sind nach ihren Traditionen, durch Bürgerkriege aus ihrer Heimat vertrieben, etwa um das 14. Jahrhundert herum von dem Ahnenreich „Hawaiki", der Ähnlichkeit der Sprache nach wahrscheinlich von Rarotonga eingewandert. Die erste Einwanderungskolonne umfaßte angeblich nur 800 Köpfe, noch leben im Munde des Volkes die Namen der 12 Doppelkanos, welche sie über das Meer trugen, und auf sie führt die Gründung ihrer verschiedenen Stämme zurück. Die berühmtesten dieser großen Kanos und ihre Landungsplätze waren die „Arawa" und „Tainui" an der Ostküste, die „Aotea" und die „Tokomaru" an der Westküste und die „Mamari" in Hokianga. Seit ihrem ersten Auftreten hier mögen 21 Generationen vergangen und im 18. Jahrhundert dürfte vielleicht ein Nachschub erfolgt sein. Ob das Land, das sie Aotearoa nannten, bei ihrem Eintreffen bewohnt war, ist nicht festgestellt, vielleicht bildeten die jetzt fast ausgestorbenen, wohl zu den Melanesiern zu rechnenden Moriori der Chatham-Inseln die eigentliche Urbevölkerung, wahrscheinlich aber fanden die Maoris die Inselgruppe ganz unbewohnt vor. Die ersten Ankömmlinge landeten unter Ngahue in der Plenty Bay und besiedelten von hier aus die Nordinsel und die nördliche Hälfte der Südinsel; weiter südlich vorzudringen, hielt das rauhe Klima das an Wärme gewöhnte Volk ab. Da sie zum großen Teile auf Fischnahrung angewiesen waren, so wählten sie ihre Wohnsitze am Strande des Meeres oder an den Ufern von Flüssen und Seen.

Die Maoris sind reine Polynesier und nehmen körperlich und geistig unter allen Südseeinsulanern die höchste Stelle ein. Sie sind von hellbrauner Farbe, von gedrungener, kräftiger Gestalt, etwas zigeunerähnlichem Gesicht, im Vergleich zum Europäer mit längeren Vorderarmen und kürzeren Unterbeinen ausgestattet. Das Haar ist schwarz und leicht gewellt oder straff. Die Frauen neigen zur

Wohlbeleibtheit und sind selten „schön“ nach unsern Begriffen. Körper und besonders Gesicht wurden häufig mit einem Gemisch aus Haifischthran und Ocker, bei Frauen namentlich wurden auch die Lippen mit Eisenphosphat blau gefärbt. Tätowierung von Körper und Gesicht war früher häufig, und besonders Männer höherer Stände waren sehr kunstvoll im Gesicht tätowiert, um demselben dadurch einen grimmigen Ausdruck zu verleihen. Die Tätowierung bei Frauen findet noch heute bei ihrer Verheiratung statt und beschränkt sich auf Lippen und Kinn. Die Schmuckschnitte wurden mit einer Mischung von Wasser und verkohltem Kauriharz eingerieben.

Die Tracht der Maoris war für beide Geschlechter gleich und bestand aus zwei Phormium-Matten, von denen die kürzere, der Ngeri, durch den Gürtel um den Leib festgehalten, die andere um die Schultern gehängt und beim Arbeiten abgelegt wurde; hin und wieder waren diese Matten mit Hundefellen gefüttert oder mit solchen und mit Federn auf der Außenseite verziert. Das Haar trugen Männer und Frauen in einem Knoten auf dem Wirbel aufgebunden, selten ließen sie es herabhängen; Mädchen und Kinder trugen es stets kurz abgeschnitten. Federn im Haar waren sehr beliebt und bezeichneten früher den Rang. Als Schmuck waren besonders aus Grünstein (Nephrit) hergestellte Halsgehänge beliebt, die Hei, und darunter besonders wieder die Hei Tiki, eine menschliche Figur, angeblich den ältesten Vorfahren darstellend. Heutigen Tages gehen die Maoris meist in abgerissenen europäischen Kleidern, zuweilen nur in baumwollenem Schurz und Wollshawl und machen gewöhnlich einen recht schmutzigen Eindruck; eine europäisch aufgetakelte Maorifrau mit federgeschmücktem Männerfilzhut auf dem Kopfe und der kurzen Tabakspfeife im Munde macht einen ziemlich kuriosen Eindruck.

Ihre Häuser, Whare, die nur zum Schlafen und zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter dienen, sind einfach, klein und niedrig in länglichem Viereck angelegt; die Wände bestehen aus Baumstamm-Pfeilern und geflochtenem Raupo-Rohr, darüber liegt ein Satteldach aus rohen Matten oder Schilf. An der einen Schmalseite öffnet sich die sehr niedrige Thür und zuweilen auch eine Art Fenster, und davor erstreckt sich eine durch das vorspringende Dach gebildete Veranda, die Pikitara. Der Fußboden des geschwärzten, verräucherten und sehr schmutzigen Innern ist mit Hanf- und Farren-Matten bedeckt, und in der Mitte befindet sich ein mit Steinen ausgelegter Feuerplatz. Möbel waren nicht bekannt, nur der Häuptling besaß einige geschnitzte Kästchen zum Aufbewahren von Fischen und von Huia-Federn. Aus Rohr geflochtene Zäune umgeben die Hütten mit einem Hofe, in welchem die Hunde und Schweine leben. Die Maoris sind noch heute große Freunde von Hunden, und da deren Zahl stellenweise lästig wurde, führte die Kolonial-Regierung im Jahre 1898 eine Hundesteuer ein, welche beinahe zu Unruhen geführt hätte. Aber man bot sofort die Artillerie auf, steckte einige unbotmäßige Häuptlinge ins Gefängnis, die Maori-Abgeordneten wirkten beruhigend, und so wurde die Bewegung ohne einen Schuß und unter Aufrechterhaltung der angeordneten Hundesteuer unterdrückt.

Zum Kochen und Essen bei schlechtem Wetter dienten aus religiösen Gründen die „Kauta“ genannten, auf Stelzen ruhenden Schuppen vor den Häusern; ebenso waren die Vorratshäuser, die Pataka und Whata, für Lebensmittel, Wasser und

Geräte, zum Schutze gegen die Ratten gewöhnlich auf freistehenden Pfosten errichtet. Auch zwischen den Häusern waren hohe Stangen und Gerüste aufgestellt, um darauf Lebensmittel vor dem Aufbewahren zu trocknen und vor Ratten zu bewahren.

Die Häuser der Vornehmen waren viel sorgfältiger und größer erbaut, alle Balken und Pfosten mit kunstvollen Schnitzereien von Ornamenten und Figuren geziert und oft mit Muscheln eingelegt und rotbraun und schwarz bemalt. Diese Schnitzereien, für welche die Befähigung heute nur noch selten vorhanden ist, wurden früher höchst mühsam und mit unglaublicher Geduld, da eiserne Instrumente fehlten, mit Hilfe von Obsidian und von Muscheln hergestellt und zeigen als charakteristisches Ornament unter andern geometrischen Mustern besonders häufig die sich wieder aufrollende Spirale, daneben verschlungene Linien, wie arabische Buchstaben und menschliche Figuren, Ahnenbilder mit breiten Fratzengesichtern, entsetzlich verzerrten Mäulern, lang herausgestreckten, schief hängenden Zungen und tätowierten Leibern. Augen und Zähne sind mit der Pawa-Muschel eingelegt, deren Tier getrocknet und gern gegessen wird. Sämtliche, zuweilen ziemlich obscöne Figuren, sind nur mit je drei Fingern an den Händen ausgestattet, angeblich deswegen, weil ein alter berühmter Schnitzer selbst nur drei Finger hatte. Je nachdem die Figuren gewöhnliche Krieger oder Häuptlinge darstellten, tragen sie in der Hand Speere oder den Mere, eine fußgroße, flache Keule aus Holz, Walfischknochen, Stein oder Nephrit mit geschliffenen Rändern. Diese Prunkhäuser wurden aber nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt, besonders auch für die Runangas oder großen Versammlungen; sonst wohnten auch die Vornehmen in gewöhnlichen Häusern.

80 bis 100 Häuser waren ohne alle Ordnung zu Dörfern verbunden, die gewöhnlich durch zwei Reihen 10 bis 20 Fuß hoher Pallisaden und durch Gräben befestigt waren; diese befestigten Dörfer oder „Pahs" sind jetzt sämtlich verschwunden, und des letzten Königs Pah wurde 1875 in einen Bahnhof umgewandelt.

Was die Nahrungsmittel der Maoris anbetrifft, so brauchten sie bei Cooks Ankunft die von ihnen mitgebrachte und durch einen primitiven Landbau kultivierte Kumera-Batate und den Taro; das Wurzelmark der Adlerfarren und der Blumenstaub des Raupo-Rohres lieferten gebacken eine Art Brot, Seefische, Aale, Ratten, Hunde und wildes Geflügel die Fleischnahrung. Haifische wurden zu Tausenden von ihnen gefangen und für die Winternahrung getrocknet. Dazu waren die Maoris arge Kannibalen, und zwar nehmen einige Forscher an, daß sie zu diesem gegenseitigen Jagen und Auffressen erst dann übergingen, nachdem die Moa ausgerottet und damit ihre Hauptfleischnahrung verschwunden war. Cook gab ihnen Schweine, Ziegen und Schafe, sowie Samen und Knollen von Nutzpflanzen, und Schweine und Kartoffeln bürgerten sich auch schnell unter ihnen ein; die Fülle von Fleisch, welche die sich rasch vermehrenden und verwildernden Schweine lieferten, verursachte eine allmähliche Abnahme des Kannibalismus. Jetzt bauen die Maoris hauptsächlich Kartoffeln, Weizen, Mais und Tabak und ziehen mit Vorliebe Schweine, daneben auch Pferde und Rinder; besonders die bequeme und dabei lohnende Pferdezucht ist dem trägen Maori sympathisch. Beide Geschlechter lieben Tabak und Cigaretten leidenschaftlich und betteln darum die Europäer immer zuerst an.

Als Tasman die Maoris kennen lernte, fand er bei ihnen noch Doppelkanos, wie sie solche auch für ihre Einwanderung benutzt hatten; dieselben sind aber seit langer Zeit verschwunden, und an ihre Stelle traten einfache Boote, welche teilweise, besonders am Bug, mit kunstvollen Schnitzereien verziert waren; zur Herstellung von Booten und Schnitzereien dienten nur Beile aus hartem Holz und Nephrit oder andern Steinen, ein Meißel aus hartem Stein, eine Art Säge aus mit Haifischzähnen besetztem Holze, Obsidian und geschärfte Muscheln; die Schnitzfertigkeit ist jetzt aber recht selten geworden.

Die Haupteigenschaft der Maoris bestand in ihrer Kriegsluft und Streitbarkeit; Fechten galt für den Beruf eines Gentleman. Wild, roh, grausam und rachsüchtig, verachteten sie doch auch List und Verschlagenheit nicht, schätzten Verrat fast für eine Tugend, zeigten andererseits aber einen spartanischen Mut und selbst eine gewisse Ritterlichkeit. Besonders eifrig strebte man nach den Köpfen gefallener Feinde, den geschätztesten Trophäen, welche auf eigentümliche Art durch Sonnenwärme oder im Rauche des Feuers getrocknet wurden. Bei stark ausgeprägtem Stolze und Selbstgefühl waren die Maoris, wenn sie nicht unter dem Einfluß der Kriegsluft standen, freundlich, gefällig, heiter und überaus gastfrei. Fleiß und Ausdauer widmen sie nur wenigen Zwecken, die meiste Zeit aber dem Müßiggang oder dem Vergnügen; nur für den Handel hatten sie jederzeit große Vorliebe. Daß sie sehr bildungsfähig sind, haben u. a. die von ihnen ins Parlament gesandten Abgeordneten bewiesen, und die meisten von ihnen können heute lesen und schreiben. Ihre Ehrlichkeit ist im ganzen besser als diejenige anderer Polynesier; Diebstahl wurde durch Verbannung oder Tod, Ehebruch durch Tod oder Schläge bestraft, doch ist noch jetzt das gesamte Leben vor und nach der Ehe recht unmoralisch. Die Häuptlinge hatten stets mehrere Frauen.

Eine gemeinsame staatliche Organisation existierte gar nicht, sondern ein jeder Stamm war selbständig, die zahlreichen Häuptlinge waren in steten Krieg untereinander verwickelt, und die Bevölkerungszahl ist dadurch sehr gesunken. Als Waffen dienten hölzerne Speere und Keulen, steinerne Tomohawks und der eigenartige, schon beschriebene Mere. Das Land war Gesamteigentum des Stammes, Häuser und Geräte dagegen waren Eigentum der Person. Das Volk zerfiel in die zwei großen Klassen der Freien und Sklaven; unter ersteren stand dem Adel die Auferlegung und die Befreiung vom Tapu zu. Das Recht des Oberhäuptlings, des Ariki, war in der Erstgeburt erblich, und die Verwandten des Ariki, die Rangitira, nahmen den nächst hohen Rang ein. Häuptlingsattribute waren der Mere aus Grünstein, das geschnitzte Haus, die Hundefellmatte und die ins Haar gesteckte schwarze, weißgeränderte Schwanzfeder des Huia oder weißen Reihers. Die Sklaven stammten von den nicht geschlachteten Kriegsgefangenen, hatten die entwürdigendsten Arbeiten zu verrichten und mußten jederzeit darauf gefaßt sein, als Festbraten zu dienen.

Die Priester oder Tohungas waren als Wahrsager und Zauberer von großem Einfluß und sehr gefürchtet; erleichtert wurde ihnen ihr Amt durch stark ausgeprägten Aberglauben und hochgradige Impressionabilität der Maoris; ist doch glaubhaft berichtet worden, daß Maoris sich ruhig niederlegten und starben, bloß weil man ihnen den nahen Tod geweissagt hatte.



Maori-Häuptling. Neuseeland.

Bei den sehr feierlichen Bestattungen der Vornehmen wurden Sklaven geschlachtet, und Frauen nahmen sich freiwillig das Leben, um den Gatten in die Unterwelt zu begleiten.

Den poetischen Sinn der Maoris beweisen ihre historischen, religiösen, Kriegs- und Liebeslieder und zahlreiche, meist auf die Erklärung der merkwürdigen Naturerscheinungen der Nordinsel gerichtete Mythen bilden eine Art Litteratur; die Eingeborenen sind vielfach vorzügliche Redner und Geschichtenerzähler, denen man mit großer Ausdauer lauscht. Sie sind auch große Freunde von oft lasciven und wilden Tänzen, die sie meist mit Gesang begleiten, und die aus stürmischen und heftigen Bewegungen des Körpers bei erstaunlicher Geschicklichkeit und Präzision bestehen; der ausgezeichnetste Tanz ist der Kriegstanz. Von den Europäern haben sie das Karten- und das Fußballspiel angenommen und leisten in letzterem Außerordentliches.

Die Begrüßung bildete das „Nasen", Hongi, welches hier übrigens nicht in einem Reiben, sondern nur in einem Aneinanderlegen der Nasen besteht, heute aber meist durch unser Händeschütteln ersetzt ist. Nach langer Trennung begrüßten sich Bekannte zunächst durch einen Tängi, d. h. leidenschaftliches Weinen, Klagen und Zerfleischen der Haut, um dadurch den Tod inzwischen verstorbener Freunde zu beklagen; erst dann gab man sich der Freude des Wiedersehens hin. Auch die Sitte des Namenstausches bestand.

Die Zahl der Maoris, welche zu ihrer besten Zeit 150000 betragen haben mag und im Jahre 1820 noch auf 100000 geschätzt wurde, ist heute auf knapp 40000 gesunken, wovon 38000 auf der Nordinsel und 2000 auf der Südinsel wohnen; sie besitzen noch circa 5 Millionen Acres Land, sind sämtlich zum Christentum bekehrt und leben untereinander und mit den Weißen in Frieden. Ihre Zahl scheint aber auch weiter stetig abzunehmen, teils durch Mischung, mehr noch durch verminderte Fruchtbarkeit ihrer Ehen, übermäßiges Trinken von Branntwein und Tabakrauchen und durch die von den Europäern eingeführten Krankheiten: Schwindsucht, chronisches Asthma und Skrofeln.

Die Gesamtbevölkerung Neuseelands betrug 1871: 26700, 1881: 501000 und belief sich Ende 1899 auf 796000; davon waren 39800 Maoris, 3500 mit den Maoris lebende Halbblut, 3700 Chinesen und 1400 Inder. Der Religion nach sind 40 % Anglikaner, 22 % Presbyterianer, 14 % Katholiken, 10 % Methodisten und nur ¾ % (5538 Seelen laut letztem Census von 1896) Lutheraner. Die Heilsarmee ist auf den Straßen besonders an Sonnabenden und Sonntagen mit Orchester und Chor thätig und ist sehr erfolgreich in Besserung solcher gesunkener männlichen und weiblichen Elemente gewesen, mit denen sich andere Sekten und Vereinigungen wenig oder gar nicht befassen.

Der Nationalität nach ist die überwiegende Mehrheit britisch, und die Zeit, wo man Einwanderung unterstützte, ist abgeschlossen und hat einer weitgehenden Absperrung Platz gemacht, welche einen drastischen Ausdruck Anfang 1899 in dem Landungsverbot gegen dalmatiner Einwanderer fand. Auf der Nordinsel hatten nämlich im Laufe der Zeit Dalmatiner eine kleine Kolonie gebildet, deren eigenartiger Ursprung folgender war: Mitte der achtziger Jahre desertierten von einem österreichischen Kriegsschiff einige Matrosen, welche sich hier als Fischer oder

sonstwie ärmlich durchschlugen, bis einer von ihnen in einer Melbourner Sportlotterie 2000 Pfund Sterling gewann und als reicher Mann heimging. Die Kunde von diesem Glücksland veranlaßte eine Anzahl Dalmatiner, ihre arme Heimat zu verlassen und nach Neuseeland auszuwandern, wo sie sich meist dem Graben von Kauriharz widmeten, fleißig und anspruchslos waren und sich so manch kleines Vermögen erwarben. Haben doch allein drei dalmatiner Postämter in den ersten 8 Monaten des Jahres 1898 nicht weniger als 11000 Pfund Sterling Postanweisungen von Neuseeland ausgezahlt. Das erregte aber Neid und Mißgunst unter der britischen Arbeiterbevölkerung der Kolonie, und auf deren Betreiben wurde 1898 ein spezielles Gesetz erlassen, wonach das Graben von Kauriharz nur naturalisierten Briten oder Leuten, die mindestens schon 3 Monate in der Kolonie leben, gestattet ist, und welches gleichzeitig vorschreibt, daß niemand in Neuseeland landen darf, der nicht den Besitz von mindestens 10 Pfund Sterling Barmitteln nachweisen kann. Im Januar 1899 bot nun Auckland das traurige Bild, daß zwei dort ankommende harmlose Dalmatiner, welche die Bedingungen des Gesetzes erfüllten, von bewaffneter Macht und einer tausendköpfigen Menge zu landen verhindert wurden, und daß die beiden Leute erst nach längeren Verhandlungen mit dem Gouverneur Ranfurley, der eine Einmischung ablehnte, dem Premierminister Seddon und den maßgebenden Stellen in Europa, durch Vermittlung des österreichischen Konsuls und unter dem Schutze der Nacht das Schiff verlassen konnten; Seddon, der nur ungern nachgegeben hatte, ließ aber gleichzeitig bekannt machen, er würde keine weiteren Dalmatiner landen lassen.

Schon früher hatte man auch hier seine Fremdenfeindlichkeit den Chinesen gegenüber bewiesen. Dieselben sind in Neuseeland zur reichlichen Hälfte als Goldgräber, im übrigen meist als Gemüsebauer thätig und haben letztere Beschäftigung fast monopolisiert. Die hiesigen Chinesen sind im allgemeinen ordentliche und fleißige Elemente, welche menschenwürdig und ihren Mitteln entsprechend leben, einfach, wenn sie arm, behaglich, wenn sie bemittelt sind. Trotzdem eine berechtigte Klage über sie also kaum anzubringen ist, sind sie doch auch hier im großen und ganzen unbeliebt, und man sucht sie möglichst auszuschließen. Schon seit 1881 hatte man auf chinesische Einwanderer eine Kopfsteuer von 10 Lstrl. gelegt; da diese Erschwerung die Einwanderung aber noch nicht genug eindämmte, so erhöhte man diese Steuer 1896 auf 100 Pfund Sterling und erlaubte den Schiffen nur noch, auf je 200 Tonnen Raummaß einen Chinesen einzuführen. Trotzdem dieses Gesetz die nötige Genehmigung seitens der Londoner Regierung noch nicht gefunden hat, sucht man es in Neuseeland doch bereits anzuwenden und hat dadurch neuen Zuzug von Chinesen ziemlich ausgeschlossen.

Die Inder hausieren meist mit indischen Stoffen und Schmuckgegenständen, sind vielfach arge Lumpen und leben schlechter als die Chinesen.

In Deutschland Geborene lebten in Neuseeland beim letzten Census von 1896 4600 Personen, und zwar sind dieselben über die ganze Kolonie verstreut, wohnen aber meist an den Ufern der Cookstraße, zum Teil in eigenen Dörfern, deren Namen (Neudorf, Ranzau, Ober-Muteri und Sorau in der Nähe von Nelson auf der Südinsel) schon das deutsche Element anzeigen, und teils in Dörfern, wie Norsewood und Marton und in der Stadt Wanganui auf der Nordinsel, mit

deutschen Pfarren und Schulen. Deutsche Pfarrgemeinden bestehen in Nelson und Ober-Muteri auf der Südinsel und in Wanganui, Marton (Palmerston), Norsewood und Waitotara (Wellington) auf der Nordinsel. In Wanganui bestehen auch Missionsstationen der Evangelisch-lutherischen Synode von Australien und der Hermannsburger Mission. Deutsche Wahlkonsulate existieren zu Auckland, Wanganui, Christchurch und Dunedin, ein Vizekonsulat in Wellington.

Unsere hiesigen Landsleute sind teils Ackerbauer und Viehzüchter, in den Städten überwiegend Handwerker, besonders Fleischer, Schneider und Tischler, sowie Kleinhändler, während die gelehrten Berufe und der Großkaufmannsstand nur sehr schwach vertreten sind. In der Canterbury-Ebene findet man Deutsche und Polen als erfolgreiche Farmer thätig, welche besonders Zwiebeln, Möhren und anderes Gemüse, auch etwas Weizen und Hafer bauen und gewöhnlich auch etwas Milchwirtschaft treiben. Ihr Besitz schwankt zwischen 15 bis 20 und 150 bis 200 Acres, und das Land daselbst ist unter ihrer fleißigen Kultur heute 65 bis 70 Pfund Sterling per Acre wert. Fleißig und geachtet, sind unsere hiesigen Landsleute doch andrerseits etwas schwerfällig, wenig unternehmend und noch weniger national zusammenhaltend; ein 50 Acres-Farmer sieht mit echtem Bauernstolz auf einen 5 Acres-Farmer herab, der ihn seinerseits beneidet, und Mangel an Bildung und Erziehung läßt unter den meisten kein Nationalgefühl aufkommen. Die Frauen sind vielfach Engländerinnen oder Schottinnen, die Kinder lernen durch die englische Umgebung, englische Schulen und Sonntagsschulen englisch sprechen und denken, und durch die Gleichgültigkeit der Eltern wird selbst im eigenen Heim die deutsche Sprache zu Gunsten der englischen Sprache vernachlässigt, und zwar betrifft das nicht nur die Deutschen der Canterbury-Ebene, sondern ganz Neuseelands. Auch die etwa 500 Deutschen der Otago-Provinz nehmen meist keine hervorragende Position ein, es sind vielfach aus Australien herübergekommene Goldsucher, Handwerker, Kommis und Kleinbauern, welche so eben ihr gutes Auskommen haben. Deutsche Klubs sehr primitiver Art., d. h. in gemieteten Lokalen, welche nur an einem Abend der Woche geöffnet sind, finden sich nur in Wellington und Auckland. In Wellington leben etwa 100 deutsche Familien, meist als kleine Handwerker, und die „Deutsche Liedertafel“ daselbst zählt ca. 80 Mitglieder. In Auckland finden wir etwa 50 Deutsche, und davon sind nur 16 „klubfähig“; dagegen leben hier zahlreiche verengländerte deutsche Juden, welche meist recht wohlhabend sind. Da Naturalisation gefordert wird, um das Wahlrecht ausüben und Grundbesitz erwerben zu können, so sind die meisten unserer Landsleute naturalisierte Neuseeländer, und in den letzten 15 Jahren haben etwa 1100 Deutsche die hiesige Staatsangehörigkeit erworben. In den parlamentarischen Körperschaften sind sie aber nur ganz verschwindend vertreten gewesen. Neuer Zuzug unserer Landsleute ist den derzeitigen Machthabern direkt unerwünscht, und der Premier Seddon selbst hat sich in einer after dinner speech in Melbourne sogar zu der Bemerkung hinreißen lassen: „Er wünsche, auf die Deutschen dieselbe Kopfsteuer legen zu können, wie auf die Chinesen!“ *)

---

*) Wie sehr sich in der Letztzeit die antideutsche Strömung in Australien verschärft hat, geht u. a. daraus hervor, daß man die älteste deutsche Ansiedelung ganz Australiens,

Die Hälfte der in Neuseeland lebenden Weißen ist bereits in Neuseeland geboren, und es bildet sich so allmählich auch hier eine eigenartige Kolonialrasse, welche hauptsächlich aus einer Mischung englischer, schottischer und irischer Elemente besteht, denen ein geringer Zusatz deutschen und skandinavischen Blutes beigemischt ist. Die Schotten sind am stärksten auf der Südinsel vertreten und überragen die anderen hiesigen Briten durch ihre politische Begabung und in ihren Schuleinrichtungen, wie auch in Handel und Schafzucht. Die Irländer sind besonders in den Minendistrikten zahlreich und leben hier nicht in offener Opposition gegen die Engländer. Eine ziemlich bedeutende Rolle spielen die in den Städten lebenden 2000 Juden, unter denen sich auch eine Reihe allerdings meist verengländerter Deutscher befindet; dieselben sind meist Großhändler, Fabrikanten, Bierbrauer und Besitzer der von ihnen weiter verpachteten Hotels. Zwei Drittel der Bevölkerung leben auf dem Lande oder in Ortschaften mit weniger als 5000 Einwohnern, und selbst die Städte sind gering an Zahl und von mäßigem Umfang; die vier größten wiesen 1896 folgende Einwohnerziffern auf: Auckland 57000, Christchurch 51000, Dunedin 47000, Wellington 42000, und selbst in den Städten liegen, mit Ausnahme des Geschäftsviertels, fast alle Häuser, die ganz überwiegend nur aus Holz und selten mehr als einstöckig sind, in freundlichen Gärten, denn der Neuseeländer ist durchgängig ein großer Pflanzenfreund.

Körperlich sind die hiesigen Kolonisten kräftiger als die kontinentalen Australier, aber auch sie erreichen nicht den Durchschnittstypus der Engländer, und der Nachwuchs macht vielfach einen schwächlichen Eindruck. Ist die Sterberate hier niedrig, so ist andrerseits auch die Geburtsziffer auffallend gering und von 31 ‰ im Jahre 1888 auf 25 ‰ im Jahre 1898, also ungefähr auf den Stand Frankreichs zurückgegangen.

Da Neuseeland das Glück hatte, nicht durch Sträflinge, sondern zum großen Teile durch von kirchlichen und anderen Gesellschaften ausgesuchte gute Einwanderer besiedelt zu werden, so ist der Durchschnittscharakter der Kolonisten ein erfreulicher. Zwar steht man in Neuseeland gern spät auf und stellt sich kein zu großes Tagespensum an Arbeit, dafür erledigt man dieselbe aber mit einem gewissen Behagen, die Unterschiede im Besitz sind noch keine zu schroffen, und mit Hunger verbundene, drückende Armut ist unbekannt. Wenn man die Schaffarmen beiseite läßt, deren Einkommen großen Schwankungen unterworfen sind, so giebt es in der Kolonie vielleicht 20 regelmäßige Einkommen, welche 10000 Pfund Sterling im Jahr übersteigen, daneben etwa je 200 Einkommen zwischen 2000 bis 5000 und 1000 bis 2000 Pfund Sterling, der Rest lebt mehr oder weniger von der

---

das im Jahre 1838 gegründete Klemzig in Südaustralien, dessen Entstehung auf Seite 115 geschildert ist, Mitte des Jahres 1900 zu Ehren des Verteidigers von Mafeking in „Powell“ umtaufte. Die Klemziger deutschen Farmer sandten eine Deputation unter Führung ihres Landsmanns Sundholz zum Kronlandminister und baten um Rücknahme der Verfügung. Dieser erklärte aber ironisch, die Niederlassung sei unter dem Namen Klemzig keine erfolgreiche gewesen, hoffentlich gedeihe sie besser unter dem Namen Powell. So belohnt John Bull deutsche Kulturarbeit, trotz der (auf Seite 116 angeführten) ausdrücklichen Anerkennung deren Wertes seitens des südaustralischen Oberrichters!



Maorie-Hütte.

Hand in den Mund. Europäischer Luxus ist in Neuseeland fast ebenso unbekannt, wie Eleganz der Formen in Erscheinung und Verkehr; Europiens übertünchte Höflichkeit kennt der Neuseeländer ebenso wenig, wie der legendäre Kanadier, und dem guten Kern muß man oft eine rauhe Schale zu gute halten; im Grunde aber sind Freundlichkeit und weitgehende Gastlichkeit fast allgemein, und anspruchslose Geselligkeit wird gern gepflegt. Sports jeder Art sind über alle Maßen beliebt, und damit geht vielfach eine starke Wettleidenschaft Hand in Hand; im Fußballspiel sind die Neuseeländer von keiner anderen Nation übertroffen, daneben huldigen sie aber auch Pferderennen, Polo, Criquet, Tennis, Golf, Ruder- und Segelregatten, und gute Straßen laden zum Radfahren ein; Schwimmen, Angeln und Jagen werden viel gepflegt. Es vergeht kaum ein Wochentag im ganzen Jahre, an dem nicht irgendwo in der kleinen Kolonie ein Pferderennen stattfände, natürlich mit den obligaten Wetten, und da die Sonntage bei der hier üblichen strengen Sabbatsheiligung dafür natürlich nicht in Frage kommen, so macht man sich eben dafür Extrafeiertage in der Woche. Auch die vom Gesetze vorgeschriebenen halben Feiertage während der Woche werden meist zu Sports und Picknicks benutzt. Sehr reiselustig, kennt der Neuseeländer im allgemeinen nicht nur seine Kolonie recht gut, sondern auch, wenigstens dem Namen nach, alle Familien derselben, die irgendwie eine Bedeutung haben. Das amerikanische gegenseitige „treating“ an der Bar, hier „shouting“ genannt, ist sehr beliebt; das übliche Getränk dabei ist Whisky oder Kolonialbier, amerikanisches und deutsches Bier finden nur geringen, Weine einen noch beschränkteren Konsum. Dagegen ist der Verbrauch von Thee — und zwar meist von recht mäßiger Qualität — ein unglaublich großer. Trunksucht ist verhältnismäßig selten und das Nationallaster eher Spiel- und Wettlust. Das auf die Tafel kommende Hammelfleisch, die Hauptkost des Neuseeländers, ist in jeder Form vorzüglich, dagegen das Rindfleisch und Geflügel meist minderwertig. Das Meer liefert u. a. Aale, Schnapper, Seezungen, Flundern, Kabeljaus, Whitebaits, Langusten und recht gute Austern. Die Gemüse und Früchte sind die europäischen, und ein einheimischer großer dunkler Pilz liefert ein den französischen Cêpes entsprechendes Gericht; die Früchte sind mit Ausnahme von Trauben, Äpfeln und Birnen meist wässeriger als in Europa. Sehr beliebt sind allerlei süße Nachtische, und auf einem sonst sehr mageren Menu findet man doch 4 bis 6 süße Speisen. Da Fleisch in Neuseeland sehr billig ist — kauft man doch im Detail das Pfund Hammelfleisch zu 20 Pfennig, das Pfund Rindfleisch zu 25 bis 50 Pfennig – so bezahlt man für eine warme Mahlzeit in unbeschränkter Menge und Auswahl der Gerichte einschließlich eines Glases Bier oder einer Tasse Thee nur einen Schilling.

Wenn auch 16 % der Bevölkerung weder schreiben noch lesen kann, so ist doch andererseits reges geistiges Interesse vorhanden, und es erscheinen hier nicht weniger als 205 Zeitschriften, darunter 54 tägliche. Dieselben bringen häufig gute Leitartikel, zahlreiche allgemein interessante Berichte aus der ganzen Welt und ausführliche Telegramme von Europa neben spalten- und seitenlangen täglichen Sportberichten. Gewisse australische Zeitungen, wie das „Budget“ und der „Hawklet“, sind charakteristischerweise in verschiedenen Orten Neuseelands wegen ihrer anstößigen Annoncen verboten. Die schöne Einrichtung freier öffentlicher Lesehallen ist auch

hier über das ganze Land verbreitet, „Kunst“ in jeder Form ist allerdings meist sehr schwach vertreten.

Treten wir nun eine Rundreise durch die Kolonie an.

Die beste Zeit, Neuseeland zu besuchen, ist der Sommer, d. h. die Zeit zwischen Dezember und März; die Nordinsel bietet zwar das ganze Jahr hindurch ein angenehmes Klima, die Südinsel aber ist im Winter zu regnerisch und kalt. Solange das Eisenbahnnetz der Kolonie noch so viele Lücken aufweist, ist man noch vielfach auf Postkutschen angewiesen, und da diese meist nur zweimal in der Woche verkehren, so wird schon dadurch ein schnelles Reisen in Neuseeland ausgeschlossen. Es ist nicht möglich, einen auch nur flüchtigen Überblick der Kolonie in weniger als zwei Monaten zu erlangen, das an landschaftlichen Kontrasten so überreiche, herrliche Land ist es aber wohl wert, daß man ihm auch längere Zeit widme.

Nach einer Dampferfahrt, die von London aus über Kapstadt und Tasmanien 50 Tage in Anspruch nimmt, landet der von Europa kommende Reisende gewöhnlich in

Wellington, der Hauptstadt der Kolonie, welche in der gut geschützten Bai von Port Nicholson, dem größten und besten Hafen Neuseelands, an der Südspitze der Nordinsel liegt. Eine Reihe von Felsriffen engt die Zufahrt zur Außenbai ein, dann aber öffnet sich links ein weites rundes Becken, ringsum von steilen grünen Bergwänden eingefaßt, die nur einen schmalen Uferstreifen bieten. So hat man denn, um der an der Westseite der Bucht liegenden Stadt Wellington den nötigen Raum zu ihrer Ausdehnung und zu Hafenanlagen zu schaffen, den schmalen Uferstreifen durch Aufschütten soweit verbreitert, daß die frühere Uferstraße, der Lambton-Quai, jetzt erst die dritte Straße landeinwärts bildet. Auch die größten Dampfer legen direkt an den starken hölzernen, mit hydraulischen Krähnen und mit Bahnanschluß ausgestatteten Landungsbrücken an, die Zollabfertigung ist eine coulante, und Hoteldiener, Gepäckträger und Mietwagen stehen bereit, um unser Gepäck nach dem Absteigequartier zu bringen. Das beste hiesige Hotel war nach dem Brande der „Royal Oak“ Anfang 1899 „Möllers Occidental Hotel“, von der Witwe und den schönen Töchtern eines Landsmanns von uns geführt und, wie in Neuseeland üblich, sehr primitiv eingerichtet. Man thut deshalb besser, sich sofort in den „Wellington-Klub“ einführen zu lassen, welcher seinen Mitgliedern und Gästen auch sehr behagliche Schlafzimmer und gute Küche bietet. Man bezahlt im Klub als Fremder etwa 12/6, im Hotel 10/— bis 12/6 pro Tag.

Da man mit der berechtigten Erwartung besonderer landschaftlicher Schönheit nach Neuseeland zu kommen pflegt, so verursacht Wellington gewöhnlich eine arge Enttäuschung. Zwar sind die Konturen der Berge malerisch, und ihr Grün bietet bei gutem Wetter einen freundlichen Gegensatz zu dem blauen Meeresspiegel, aber die Bergabhänge sind fast ohne Busch und Baum, nur mit magerem Grase bestanden, und bilden so einen ziemlich monotonen alpinen Hintergrund. Die Stadt ist auch mit Recht berüchtigt wegen ihres fast immer regnerischen und stürmischen Wetters, und da ein Wellington-Mann sich angewöhnt, beim Umbiegen um jede Straßenecke

den Hut festzuhalten, so sagt man scherzweise, man könne ihn daran selbst im Londoner Straßengetümmel erkennen. Aber das Städtchen zu Füßen der rauhen Berge ist freundlich und voll regen Lebens. Dem Strande entlang zieht sich eine Reihe stattlicher massiver Bauten, wie das Hafenamt, die Post, das Regierungs-Versicherungsamt und große Lagerhäuser, dann folgen bis zum Fuße der Hügellehne nur noch zwei Parallelstraßen, die fast ausschließlich dem Geschäftsverkehr dienen und deren Häuser mit wenig Ausnahmen nur einstöckige Bauten aus Holz und Wellblech sind. Ähnlich wie in San Francisco hat man aber auch in Neuseeland die Holzarchitektur zu überraschenden Effekten auszunutzen verstanden: man findet hier Kirchen in gotischem, romanischem und altklassischem Stile nur aus Holz hergestellt, selbst das gotische Parlamentsgebäude war bis vor kurzem ganz aus Holz aufgeführt, erst ein neuer Anbau ist massiv. Auch die sich rings an den Berglehnen hinziehenden Wohnhäuser im Villenstil, sämtlich nur aus Holz erbaut, machen vielfach einen sehr freundlichen und gefälligen Eindruck; meist nur von Veranden umgebene Erdgeschosse, liegen sie inmitten schöner Gärten, welche, durch die Feuchtigkeit der Luft begünstigt, immergrüne frische Rasenflächen und dazwischen eine reizvolle Mischung einheimischer, europäischer und amerikanischer Vegetation aufweisen, welche durch ihre Mannigfaltigkeit und ihren Gegensatz eine prächtige Wirkung erzielt. Die Häuser sind meist gelbbraun oder lachsfarben, die Wellblechdächer rot gestrichen, und das Gesamtbild wird dadurch ziemlich farbenfreudig. Das Haus des Gouverneurs, welches inmitten eines von häßlichem Wellblechzaun umschlossenen Gartens liegt, ist ebenfalls nur ein einfacher Holzbau mit einem taubenschlagähnlichen Turme, und das gegenüber befindliche vierstöckige Regierungsgebäude, in welchem fast alle Ministerien untergebracht sind, ist angeblich das größte überhaupt irgendwo existierende Holzgebäude. Auch der katholische Erzbischof für Neuseeland hat seinen Sitz hier. Im Süden der Stadt liegt landeinwärts die Vorstadt Newtown, welche das größte ebene Gebiet der Umgebung aufweist, und hier finden wir u. a. auch ein stattliches Kolleg, das Hospital mit 160 Betten und den roten, von Gefangenen aufgeführten schloßartigen Bau des Gefängnisses. Pferdebahnen, und zwar solche mit Wagen höchst primitiver Form, existieren nur auf den Straßen der Unterstadt, Kabeltrams oder andere Beförderungsmittel für die steilen Straßen der Oberstadt jedoch sind hier noch nicht eingeführt, in Dunedin aber wohlbekannt.

An sogenannten „Sehenswürdigkeiten“ bietet Wellington nur das schlechtbelichtete Museum, in welchem besonders ein schön geschnitztes Maori-Haus erwähnenswert ist, das aber sonst demjenigen in Christchurch weit nachsteht. Hinter dem Museum liegt der „Botanische Garten“, eine Bergschlucht, in der sich, vor Wind geschützt, der einheimische Manuka-Busch mit einigen Olearias und Farren erhalten hat; dazwischen pflanzte man einige importierte Koniferen, besonders Monterey-Kiefern, an, schnitt schmale Pfade durch das Gebüsch und nennt das Ganze mehr anspruchsvoll als berechtigt „botanischer Garten“. Von den Rändern der Schlucht bieten sich freundliche Blicke auf das blaue Wasserbecken und die malerischen Linien und Formen der umliegenden Berge. Den beliebtesten näheren Ausflug bildet eine Wagenfahrt dem Strande entlang nach Mac Nabs prächtigem Garten und nach Lower Hutt.

Treten wir nun unsere Reise ins Innere an.

Eine neunstündige Eisenbahnfahrt, welche außer den waldigen Bergschluchten dicht hinter Wellington nichts sonderlich Interessantes oder Malerisches bietet, führt durch gutes Weideland nach Wanganui, die Eisenbahn geht von hier noch weiter bis nach Plymouth, eine Bahnverbindung bis nach Auckland hinauf existiert aber bislang noch nicht.

Wanganui ist ein blühendes Städtchen von 6000 Einwohnern, welches vier Meilen von der Mündung des gleichnamigen Stroms entfernt, in freundlicher Hügelumgebung an einer der zahlreichen Windungen des breiten Flusses liegt bei klarem Wetter sind von hier aus die Schneegipfel des Ruapehu, Tongariro und Ruahine zu sehen. Wanganui wurde schon im Jahre 1840 besiedelt, ist also eine der ältesten Ansiedelungen, und nach anfänglichen Schwierigkeiten mit den Maoris, besonders 1847, traten die Kolonisten in so gute Beziehungen zu den hiesigen Eingeborenen, daß dieselben in den 60er Jahren an der Seite der Engländer gegen ihre eigenen Brüder fochten. Dafür ist ihren Gefallenen auch in Wanganui ein geschmackloses Denkmal errichtet worden, welches ihnen — echt englisch — bezeugt, daß sie 1864 „in Verteidigung von Gesetz und Ordnung gegen Fanatismus und Barbarei" umgekommen seien. Als Hafenplatz hat sich Wanganui nicht entwickeln können, da eine vor der Mündung des Flusses liegende Barre nur Schiffen bis zu neun Fuß Tiefgang erlaubt, zur Stadt heraufzukommen; immerhin ist der Strom einer der wenigen überhaupt schiffbaren Flüsse Neuseelands, und zweimal in der Woche bietet sich hier auch Gelegenheit, auf kleinen Flußdampfern 57 Meilen weiter stromaufwärts bis nach Pipirikt fahren zu können.

Die Kolonisten nennen den Wanganui „Neuseelands Rhein", und wenn es hier auch keine malerischen Ruinen, gemütlichen alten Städtchen und Weinberge mit vertrauten Namen giebt, so bietet der Fluß an landschaftlichen Reizen allerdings wohl mehr als unser Heimatsstrom. In zahlreichen Windungen fließt der Wanganui anfangs zwischen malerischem Hügelland, weiterhin durch bergige Gegend, deren steile Sandsteinwände teilweise dicht an das Wasser herantreten. Das Ufer ist von Weiden und Toitois eingefaßt, dahinter erstreckt sich noch vielfach dichter Urwald, aus dem die Ratas mit ihren glühendroten Blüten, die Fruchtbündel der Karaka und die orangefarbigen einheimischen Maulbeeren der Kawakawa hervorleuchten, und welchem zahlreiche Farren und Farrenbäume einen reizvollen Schmuck verleihen. In dem klaren grünen Wasser spiegelt sich die Umgebung so prächtig, daß es oft schwer wird, die Grenze zwischen Original und Spiegelbild zu ziehen. Weiter oben hat man allerdings zahlreiche Stromschnellen zu passieren, und die Strömung ist hier stellenweise so stark, daß sie nur dadurch überwunden werden kann, daß das Schiff an verankertem starken Drahtseil dagegen andampft. Festfahren und Havarie der Schaufelräder sind dabei nichts Seltenes, doch ist man darauf eingerichtet, verbogene Radschaufeln auslösen und am Ufer wieder geradehämmern zu können; inzwischen vergnügen sich die Passagiere so gut als möglich am Lande. Unterwegs trifft man verschiedene kleine Ansiedelungen der Eingebornen, welche hier meist in europäischen Bretterhäusern wohnen; daneben erhebt sich allerdings meist noch der einheimische Schuppen aus Baumstämmen, und das

Ganze ist mit einer Pallisade umzogen. Von vielen Hunden und einigen Pferden umgeben, erwarten die Maoris in abgerissener schmutziger Kleidung die Ankunft des Dampfers, meist faul am Ufer sitzend. Die beiden größeren Ansiedelungen, welche auch freundliche hölzerne Kirchen aufweisen, sind Ranana oder London, wo der aus den Maori-Kriegen bekannte eingeborene Major Kemp ca. 2000 Acres Kulturland besitzt, und Hiruharama oder Jerusalem mit einer katholischen Mission.

Man verläßt die Stadt Wanganui um 7 Uhr morgens und erreicht Pipiriki je nach der Zahl und Dauer der Intermezzos gewöhnlich zwischen 5 und 7 Uhr abends. Von Pipiriki weiter stromaufwärts wird die Scenerie noch romantischer, doch ist diese Weiterfahrt nur mit Hilfe der langen schmalen Canos der Eingeborenen auszuführen. Der kleine „Ort"

Pipiriki besteht nur aus wenigen Häusern und liegt über der 200 Fuß hohen Barranca des Flusses in alpiner Umgebung mit prächtigem Blick über zwischen Urwald eingebettete Bergwiesen. Ein freundliches Gasthaus mit allerdings beschränkten Räumen giebt uns Unterkunft, und man macht gewöhnlich schon hier die Erfahrung, daß man während der Saison auf dem Lande sein Schlafzimmer häufig mit einem Fremden teilen muß. Da Telegraph und Telephon hier noch nicht ins Innere eingedrungen sind, so berichten von den einzelnen Stationen, von den Dampfern und Postkutschen freigelassene Brieftauben über den Wasserstand des Flusses und die Zahl der ankommenden Passagiere. Zwischen Wanganui und Tokaanu giebt es übrigens kein Haus, welches geistige Getränke verkaufen darf, wer solche wünscht, muß sie selbst mitbringen.

Am nächsten Morgen vertrauen wir uns nun der „Royal Mail Coach" an, welche zweimal in der Woche im Anschluß an die Flußdampfer nach Norden fährt. Unter diesen „Royal Mail Coaches" darf man sich nun aber ja nicht etwa staatliche Prachtkutschen vorstellen, sondern es sind das Privatunternehmen, welche kontraktlich die Beförderung der Post und ohne Verbindlichkeit auch diejenige von Passagieren übernehmen. Diese mit 5 bis 6 Pferden bespannten Coaches sind meist einfache sechssitzige Holzkästen, welche durch Ledervorhänge zu schließen sind und wegen der im Innern des Landes vielfach sehr schlechten Wege in achtfachen Büffelleder-Riemen hängen, von denen jedes Paar 10 Pfund Sterling kostet; Stahlfedern würden bei den Stößen und Schwankungen, denen die Wagen ausgesetzt sind, bald brechen. Außer den Innensitzen sind noch zwei „Boxseats" neben dem Kutscher, bisweilen auch noch je drei Sitze hinten und vorn auf dem Dache des Gestells vorhanden, und bei gutem Wetter sind diese Außenplätze natürlich die bevorzugten und gewöhnlich dem schönen Geschlecht eingeräumten. Auf den Touristenstraßen kosten die Boxseats während der Saison 5 Schillinge extra, und man bestellt sie praktischerweise im voraus. Einige Coaches auf der Südinsel führen bis zu 24 Sitze. Die Pferde werden gewöhnlich alle zwei Stunden gewechselt und verkehren stets auf denselben kurzen Strecken, um mit diesen vollkommen vertraut zu werden, denn die Wege Neuseelands führen nicht selten an gefährlichen Abgründen vorbei, sodaß an Zuverlässigkeit von Kutscher und Tier die höchsten Anforderungen gestellt werden. Natürlich können diese Wagen nur ein sehr beschränktes Quantum von Gepäck befördern, und man schickt sein großes Gepäck deshalb voraus, wozu man sich der vorzüglich organisierten und billig

arbeitenden „New Zealand Express Company“ bedient, welche in allen nennenswerten Plätzen der Kolonie eigene Filialen oder Agenturen besitzt.

Die Fahrt des ersten Tages geht von Pipiriki bis zu dem 35 Meilen entfernten Kerioi und führt in ihrem ersten Teile durch eine wilde Berglandschaft von großartiger Schönheit, mit tiefen, steilen Schluchten und einem prächtigen Urwald; Fagus sind hier selten, sondern die Koniferen Rimu, Miro, Kahikatea und Matai bilden den Hauptbestand, daneben finden wir die Tawa, Maire, Hinau, Horopito, Karimo und die entzückendsten Farren und Farrenbäume, darunter auch zahlreiche Todea superba. An einzelnen Stellen ist die Straße hoch über dem Flusse aus den senkrecht zu diesem abfallenden Sandsteinwänden herausgeschnitten. Von dem 1840 Fuß hohen Waipuna-Sattel aus genießt man den ersten Blick auf den Schneerücken des Ruapehu. In Raetihi wird für eine Stunde Mittagsstation gemacht, dann geht die Fahrt weiter; verschiedentlich trifft man nun auf durch Feuer hergestellte Waldlichtungen, welche unter Kultur genommen sind, und plötzlich tritt man dann aus dem Walde heraus in wellige Tussock-Grasebene, aus deren einförmiger Vegetation nur das Speergras und an Wasserläufen Phormium hervortreten. Das 2600 Fuß über dem Meere liegende Kerioi bietet nur eine einsame Farm mit einem schlechten und unreinlichen Accomodation House, so daß man am nächsten Morgen gern die Weiterreise antritt. Selbst im Sommer, besonders nach Regen, sind die Nächte und Morgen hier übrigens auch nach heißen Tagen empfindlich frisch.

Die 54 Meilen lange, staubige Fahrt des zweiten Tages führt anfangs auch noch durch welliges, ödes Weideland, welches bis zu 3500 Fuß Höhe ansteigt und fast menschenleer ist, so daß man den mitgebrachten Lunch im Freien einnimmt. Bald hört aber auch das anspruchslose Tussockgras auf, und der Weg führt nun durch eine Bimssteinwüste, welche im Osten von den bewaldeten Kaimanawa-Bergen, im Westen von der kahlen, vulkanischen Hauptkette begrenzt wird. Letztere zeigt hier den ziemlich flachrückigen Ruapehu, die „Schneekönigin“, daneben in absteigender Höhe den rauchenden Kegel des immer thätigen Ngaruhoe, des „rauchenden Berges“, und die abgestumpfte Pyramide des unregelmäßig arbeitenden Tongariro; weiter nach Norden zu schweift der Blick über den lieblichen blauen Bergsee Roto Aira und über den großen Taupo-See. Allmählich treten wieder Adlerfarren und Manuka-Gebüsch auf, die den Boden eintönig überziehen, der Weg senkt sich zu dem nur noch 1210 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Taupo-See hinab, und wir rasten in dem eine Meile von seinem Südufer entfernten

Tokaanu, dessen „Spa-Hotel“ mit einer Anzahl freundlicher Einzelcottages einen sehr wohlgepflegten Eindruck macht; außer zwei Hotels weist der „Ort“ nur noch etwa ein Dutzend Maorihäuser auf. In Tokaanu finden wir nun die ersten heißen Quellen, von denen die Maoris drei Arten unterscheiden, nämlich: die Waiariki, zu Bädern dienende, Siedehitze nicht erreichende Quellen; die Ngawa, d. h. siedend heiße Quellen, und die Puia oder intermittierenden Geyser. In der Nähe von Tokaanu entsprudeln dem Erdboden ungefähr 500 heiße Quellen, und darunter finden sich auch, in Manuka und Taunuka (Cytisus scoparius) eingebettet, etwa 12 größere Sinterbecken, deren graugrünes Wasser zu verschiedenen Zeiten und in

den verschiedenen Becken verschiedene Temperaturen aufweist und teilweise Siedehitze erreicht; die weniger warmen dienen den Maoris, den Touristen und auch eigentlichen Kurgästen zum Baden. Dagegen ist hier nur ein und zwar sehr bescheidener Geyser vertreten, welcher alle drei Minuten drei bis vier Fuß hoch aufquillt. Zahlreich aber sind auch die kleineren Öffnungen der Fumarolen, denen beständig Dampf entströmt, und dieselben bilden natürliche Kochplätze für die Maoris, welche hier ihre Kartoffeln in durchlöcherten Kisten dünsten. Nahe den Quellen macht sich ein leichter Schwefelgeruch bemerkbar.

Außerordentlich lohnend ist die 36 Meilen lange Fahrt des dritten Tages, welche meist nahe am Ufer des größten aller neuseeländer, des Taupo-Sees hinführt, der im Mittelpunkt der Nordinsel gelegen und von den Maoris mit Te Moana, d. h. „das Meer", bezeichnet wird. Seine Ufer sind im Süden mit Phormium, im Norden von Manukagebüsch eingefaßt, und dahinter erheben sich ringsum teils leicht gewellte Hügel, teils steile Bimssteinklippen; inmitten des klaren blauen Wassers schwimmt eine malerische Insel, im Süden treten die Schneeberge und rauchenden Vulkankegel der Hauptkette hervor, und das Ganze ist von einem milden bläulichen Dufte überhaucht. Die charakteristische abgestumpfte Vulkanform des isoliert aus der Ebene aufsteigenden Tauhara zieht im Osten während der ganzen Tagesfahrt den Blick auf sich. Unser Weg führt uns um die Ostseite des Sees herum, und etwa halbwegs wird in einem Sophora-Wäldchen am Strande Mittagsrast gehalten, der „Billy" aufs Feuer gesetzt, um den unvermeidlichen Thee zu bereiten, und der mitgebrachte Lunch verzehrt. Die ganze Tour gleicht überhaupt einem verlängerten Picknick. Die Fahrt geht dann weiter über ein 2000 Fuß hohes Bimsstein-Tafelland, welches sowohl am Rande, wie in der Mitte durch Erosion und Erdbeben erzeugte, eigentümliche Auswaschungen und Ausfurchungen mit steilen Abfällen aufweist und in der zwei Meilen langen, schmalen und wilden „Erdbebenschlucht" endet. Die von heißen Quellen aufsteigenden Dämpfe zeigen schon von weitem den am Nordufer des Sees liegenden kleinen Ort Taupo an, wo sich ein letzter prächtiger Rundblick über See und Umgebung bietet und der Waikato als breiter, klarer, grünblauer Strom den Abfluß des „Binnen-Meeres" bildet. Gewöhnlich fährt man gleich noch zwei Meilen weiter landein nach dem Sanatorium

Spa, welches höchst romantisch in einem steilen Bergkessel eingebettet liegt. Auch hier besteht die Hotelanlage aus einer Reihe von Einzelcottages inmitten freundlicher Gartenanlagen, die Eßhalle ist mit prächtigen alten Maorischnitzereien verziert, und die heißen Quellen sind unter kleinen luftigen Hallen in große, hölzerne Becken gefaßt, welche angenehme Badegelegenheit bieten. Der nächste Morgen gilt der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Umgebung. Dieselben liegen, in Manukagebüsch eingebettet, dem Ufer des Waikato entlang, welcher hier, zwischen steilen Bimssteinklippen eingezwängt, sehr reißend und bis zu 70 Fuß tief ist. Man folgt vorsichtig dem Führer, denn der Boden ist vielfach gefährlich unterhöhlt, und richtet seinen Umgang so ein, daß man zur rechten Zeit bei dem „Krähennest" ankommt, das ist der größte hiesige Geyser, welcher etwa 40 Fuß hoch steigt und jede Stunde ausbricht, im Winter aber ganz ruht; zwei kleinere Geyser spielen öfter, aber nur 2 bis 3 Fuß hoch. Daneben finden sich auch zahlreiche heiße

Quellen, kleine trichterförmige Schlammvulkane, deren weiße Erdmasse von den Maoris gegessen wird, Fumarolen, „Seifenquellen“, Mineralölquellen, Alaun- und Schwefelkrystalle. Leider haben die heißen Quellen Neuseelands fast nirgends die wunderbare Türkisfarbe, wie im Yellowstone-Parke Nordamerikas, und wer letzteren kennt, wird von dem Thermalgebiet Neuseelands überhaupt etwas enttäuscht sein.

Auf der Weiterfahrt nach der nur acht Meilen entfernten nächsten Station Wairakei überschreitet man auf einer Brücke den Waikato dicht nach seinem Ausfluß aus dem Taupo-See und fährt dann auf einem vielfach gespaltenen und ausgewaschenen Tafelland am linken Ufer des Flusses nach dem Hukafall; nachdem hier der Strom, zunächst auf eine längere Strecke in einer schmalen Schlucht zwischen senkrechten Wänden eingeschnürt, wirbelnd und schäumend dahinbraust, fällt die mächtige blaue Wassermasse 38 Fuß tief in ein weites Becken hinab. Einen ebenfalls sehr malerischen, wenn auch nicht so großartigen Anblick bieten die 5 Meilen weiter stromabwärts folgenden Aratiatia-Stromschnellen, eine etwa 1000 Fuß lange und 50 Fuß schmale Stromeinengung, durch welche das Wasser mit 300 Fuß Fall schäumend dahinschießt.

Wairakeis Hauptsehenswürdigkeit liegt im „Geyserthal“, welches leicht zugänglich ist und zwischen Manukagebüsch eine Reihe der schönsten Geyser Neuseelands bietet. Wir finden hier das fortwährend perlende, grüne „Champagnerbecken“; der „Große Wairakei-Geyser“ wirft seine Wässer wie Diamantentropfen bis 40 Fuß hoch in die Luft, und der „Prinz von Wales Feder“-Geyser zeichnet sich durch seine elegante Form aus; daneben existieren eine Reihe kleinerer Geyser, Schlammvulkane, zahlreiche Fumarolen und ein Sinterbecken mit einer prächtig türkisblauen, heißen Quelle. Auch das Hotel in Wairakei liegt inmitten freundlicher Gartenanlagen, durch welche eine heiße Quelle fließt, und diese ist zu einem Schwimmbad und zu einer natürlichen Douche benutzt, wobei der warme Bach kaskadenartig herabstürzt und auf das angenehmste wie eine Massage wirkt.

Eine gute neue Straße, welche die Anwendung von Wagen mit eisernen Federn erlaubt — ein wahres Labsal nach dem Schütteln in den Coaches — führt durch Maori-Land von Wairakei nach dem 50 Meilen entfernten Wakarewarewa. Nach $2^1/_2$ Stunden Fahrt gelangt man an den breiten Waikato, wo Wagen und Personen nacheinander auf schmalen Maori-Kanos übergesetzt werden, während die Pferde den Strom durchschwimmen. Auf einförmigem Terrassen-Tafelland, welches mit Manuka, Adlerfarren, Tussockgras und Tutubüschen bestanden ist, geht die ziemlich uninteressante Fahrt weiter, nach Westen zu malerische Ausblicke auf die wild zerrissene Hauptkette bietend. Gegen Mittag trifft man in der guten Lunch-Station

Waiotapu ein, in dessen Umgebung eine Reihe heißer und kalter, grünlicher, bläulicher, schwarzer und gelber Seen und verschiedene Schlammvulkane zwischen steilen Felsklippen liegen, welche teils in allen Regenbogenfarben spielen, teils an ihren Wänden Schwefel, Phosphor und Alaun zeigen; der größte heiße See, das „Champagner-Becken“, ist für gewöhnlich ganz ruhig, aber es genügt, eine Schaufel Sand hineinzuwerfen, um das Wasser für lange Zeit zum lebhaften Perlen zu bringen. Es bildet sich hier auch eine ausgedehnte, aber flache weiße Sinterterrasse.



Häuptlings-Haus in Neuseeland.

Auf der Weiterfahrt kann man mit einem Umweg von nur drei Meilen bequem einen Abstecher nach Pareheru anschließen, und von hier aus hat man einen guten Überblick über den Schauplatz des furchtbaren Ausbruchs des

Tarawera vom 10. Juni 1886. Der Berg war bis dahin als thätiger Vulkan überhaupt nicht bekannt gewesen. Erdbeben und eine erhöhte Thätigkeit der Geyser gingen der Eruption vorauf, Stürme, schwere Gewitter und heftige Regengüsse begleiteten die Katastrophe. Um 2 Uhr morgens versank die Ostseite des Gebirges, eine lange Spalte öffnete sich, und gegen 4 Uhr verschwand nach einem äußerst heftigen Erdstoß der Rotomahana-See mit seinen berühmten weißen und rosafarbenen Sinterterrassen, eine der berühmtesten Sehenswürdigkeiten Neuseelands, in einer Spalte. Aschensäulen von 6700 Meter Höhe wurden ausgestoßen, und das Getöse war auf 500 km hörbar. Gegen 6 Uhr früh hatte der Ausbruch ausgetobt, und die ganze Gegend zeigte ein verändertes Aussehen: Es waren eine Reihe neuer Krater entstanden, der Westabhang war mit losem Material überlagert, am Ostabhang öffnete sich eine klaffende dampfende Spalte, und Bimsstein, Sand- und Schlammanhäufungen bedeckten weithin das Land; eine Anzahl von Maori-Ansiedelungen waren zerstört und 104 Menschenleben vernichtet worden. Noch heute bietet die ganze Gegend das Bild trostloser Verwüstung und nur magere Vegetation.

Auch die Weiterfahrt ist ziemlich monoton, bis sich der Blick auf den von üppigem Grün eingefaßten großen Rotorua-See und die in ihm schwimmende Insel Mokoia öffnet. Der Hauptort dieses Distrikts, das fashionable Rotorua, liegt am Ufer des Sees selbst, die vom Süden her kommenden Touristen steigen aber gewöhnlich schon im Geyser-Hotel von

Wakarewarewa ab, welches eine Meile südlich vom See in der Nähe der Geyser liegt. Zum Besuche letzterer sichert man sich am besten die Führung durch die berühmte Sophia, eine Maori-Frau, welche trotz ihrer 65 Jahre noch eine prächtig stolze Haltung hat und über Maori-Legenden und Sitten überaus anregend zu unterhalten weiß. In der Nähe von Wakarewarewa befinden sich vier große Geyser, welche schöne Sinterterrassen gebildet haben; ihr größter, der Pohutu, wirft seine Wassersäule bis 100 Fuß hoch empor und spielt oft zwei bis drei Stunden hintereinander, während sich der Ausbruch fast aller anderen Neuseeland-Geyser nur auf wenige Minuten beschränkt; der nächstgroße Geyser, der Wairoa, springt sehr unregelmäßig, sofort allerdings, wenn man Seife in den Krater wirft, was aber von der Regierung verboten ist. Europäer finden hier in Holzbuden von den sehr heißen Quellen gespeiste Bäder, für wenige Pence tauchen ganze Scharen von Maori-Frauen und -Kindern in die offenen heißen Quellbecken unter Gottes freiem Himmel. Sehr schöne, vom Staate geschaffene Badehäuser und Kuranlagen befinden sich im nahen Rotorua, und das Grand-Hotel daselbst ist weitaus das eleganteste und bestgeleitete in ganz Neuseeland. In Wakarewarewa werden einem die aufdringlichen Schwefeldämpfe und die ebenso aufdringlichen bettelnden Maoris bald zuwider, aber man versäume nicht, sich hier einen Maori-Tanz vorführen zu lassen. Früher diente bei denselben als einzige Kleidung ein Lendenschurz aus Fransen, und man konnte so das Spiel der schönen Muskulatur bewundern; jetzt hat die englische Prüderie natürlich europäische Tracht vor-

geschrieben, und nur die ins Haar gesteckten Federn erinnern noch an die alten Zeiten. Ich sah 24 Frauen und 12 Männer in drei langen Reihen unter Ziehharmonikabegleitung und Gesang zur „Haka" antreten. Der sich aus verschiedenen Touren zusammensetzende „Tanz" erfolgt meist auf demselben Flecke, wird durch Kommandorufe und strengen Rythmus der Musik geregelt und besteht in graziösen Schwingungen von Oberkörper, Armen und Händen, zuweilen mit leichtem Anklang an den egyptischen Bauchtanz. Lebhafter wird das Spiel, wenn die „Poi" benutzt wird, ein an einem Faden schwingender Ball vom Raupo-Kolben, welcher außerordentlich gewandt und mannigfaltig geschwungen wird. Bei gewissen Touren legen die Tänzer ihre Arme den Vordermännern auf die Schultern, andere Formen der Haka gleichen mehr einem Schauturnen, als einem Tanze, und zum Schluß hin werden die Bewegungen immer heftiger, und der Gesang artet in stöhnendes Geschrei aus, bis er plötzlich scharf abbricht. Weitaus am interessantesten ist der nur von Männern ausgeführte Kriegstanz; die Tänzer gebärden sich und schreien dabei wie Rasende, schneiden in der Extase die furchtbarsten Fratzen und strecken die Zunge heraus, genau so wie es ihre in Holz geschnitzten Ahnenbilder zeigen. Wenn man diesem Tanz beiwohnt, so kann man begreifen, daß der Anblick desselben den ersten Kolonisten des Jahres 1825 einen solchen Schrecken einjagte, daß sie ihren Wanderstab weitersetzten. Eine getreue Imitation dieses Tanzes von 3- bis 4jährigen Maoriknaben gehört zu dem Groteskesten, was man in diesem Genre überhaupt sehen kann. Die beim Tanze gesungenen Lieder sind meist Liebeslieder und vielfach von so obscönem Inhalt, daß selbst die sonst nicht prüde Sophia ihre Übersetzung mit dem Bemerken „sie seien zu schlecht", ablehnt.

Von Rotorua aus pflegt man mit kleinen Dampfern die bergige Insel Mokoia zu besuchen, an die sich rührende Maori-Liebeslegenden knüpfen; weit malerischer noch ist der östlich an den Rotorua-See anstoßende Rotoiti mit teilweise üppig belaubten Uferklippen und der dann noch folgende kleine Rotoehu; von hier aus kann man den 22 Meilen langen, allerdings sehr staubigen Rückweg zu Wagen nehmen über die „Hölle von Tikitere" mit ihren Schlammvulkanen und Schwefelgruben, welch letztere ausgebeutet werden. Auch an der Westseite von Rotorua liegt ein Eingeborenendorf, und überhaupt hat man in dem Thermaldistrikt, der zum größten Teil den Maoris noch gehört, die bequemste Gelegenheit, Maorileben kennen zu lernen.

Von Rotorua nach Auckland kann man nun wieder die Bahn benutzen, und zwar fährt auf dieser 171 Meilen langen Strecke dreimal in der Woche ein sogenannter „Expreßzug" in 9 Stunden, die anderen drei Tage ein Postzug in 12 Stunden durch im ganzen recht uninteressantes und unfruchtbares Land. In Auckland ist das Star-Hotel zu empfehlen.

Auckland liegt höchst eigenartig auf einer stellenweise nur eine halbe englische Meile breiten, hügeligen Landenge, einer Einschnürung der Nordinsel, zwischen zwei Einbuchtungen, grenzt östlich an den Waitemata-Hafen, welcher eine Ecke des großen, inselreichen Hauraki-Golfes bildet, und westlich an den Manukau-Hafen. Letzterer ist größer, aber flacher, und sein Zugang durch eine Barre mit hoher Brandung bis auf einen schmalen Kanal geschlossen; der Manukau-Hafen,

an welchem der kleine Ort Onehunga liegt, wird deshalb auch nur von Küstendampfern benutzt, welche dadurch die Fahrt um das Nordkap herum vermeiden, während sich die Großschiffahrt auf den Waitemata-Hafen beschränkt und hier das Aufblühen der Stadt Auckland begünstigt hat. Die ganze Gegend ist das Centrum einer reichen vulkanischen Thätigkeit gewesen, welche bis auf seltene leichte Erdstöße heute erloschen zu sein scheint, aber noch sieht man in Aucklands nächster Umgebung nicht weniger als 63 Krater. Die vulkanische Thätigkeit hat sich hier vermutlich fast bei jedem Ausbruch einen neuen Weg gebahnt und sich in lauter einzelne kleine Kegel zersplittert. Jetzt bildet die ganze Gegend eine blühende Kulturstätte, über welche man die beste Übersicht vom Gipfel des sechshundert Fuß hohen Mount Eden gewinnt. Der regelmäßige amphitheatralische Trichter dieses alten Kraters wird jetzt zuweilen zu Versammlungen benutzt, von seinem Rande aus aber hat man eine der lieblichsten Rundsichten der Erde: Im Osten und Westen schweift der Blick über den Stillen Ozean und die beiden malerischen Hafenbecken, im Osten weiterhin über den inselreichen, vielfach ausgebuchteten Haurakt-Golf, aus dem als eine der nächsten Inseln die dreispitzige regelmäßige Form des Rangitoto hervortritt. Ringsum geben Wiesen und Felder, durch Basaltmauern und Ulexhecken abgetrennt, daneben strichweise Baumanpflanzungen, Gärten, freundliche Landhäuser und nicht weniger als sechs Rennplätze dem Ganzen einen parkartigen, englischen Anstrich.

Die am Nordfuß des Mount Eden gelegene Stadt Auckland selbst macht einen gefälligen Eindruck, und obgleich sie seit 1865 nicht mehr Regierungssitz ist, rivalisiert sie stark und eifersüchtig mit Wellington, der natürlichen Centrale. Die vom Werft aufsteigende Hauptstraße Queensstreet mit ihren fast ausschließlich aus Stein und Ziegel erbauten, teilweise bis zu vier Stock hohen Häusern könnte in einer englischen Provinzialstadt liegen, die Nebenstraßen aber mit ihren meist aus Holz und Wellblech bestehenden Bauten sind auch hier „Colonial". Weitausgedehnte Vorstädte in dem malerisch coupierten Terrain weisen zahlreiche schöne Gartenbesitzungen auf. Die einheimische Waldflora ist fast nur noch in der kleinen „Domäne" vertreten, und hier findet man auch noch einige Kauribäume, deren größere Bestände von Auckland aus nördlich liegen. Da hier seit etwa 40 Jahren nur einmal leichter Schneefall zu konstatieren war, so findet man in dieser Lage häufiger auch die einzige Palme Neuseelands, die Nikaupalme, welche allerdings ziemlich kümmerlich bleibt und selten über 12 Fuß hoch wird. Die „Sehenswürdigkeit" der Stadt bildet das Museum, welches besonders reich an Maorischnitzereien ist und u. a. auch das einzige noch erhaltene, schön geschnitzte Kriegskano besitzt.

Um von Auckland nach Wellington zurückzukehren, ist der kürzeste Weg über die Westküste von Onehunga aus über New-Plymouth, von wo aus man denselben Dampfer weiter oder auch die Bahn benutzen kann; über die Ostküste ist die Fahrt etwas länger, man läuft hier Gisborne und Napier an und hat im letzteren Hafen die Wahl, den Rest der Reise mit Dampfer oder Bahn zurücklegen zu können.

Treten wir nun die Reise nach der Südinsel an, deren landschaftlicher Charakter ein wesentlich anderer und vielfach großartigerer ist.

Die Dampfer der Union Company fahren fast jeden Abend von Wellington nach Lyttleton ab, passieren die Schneekette der Kaikouras, welche die Nordostecke der Südinsel ausfüllt, und fahren nach etwa 12stündiger Reise in den Hafen von

Lyttleton ein, welcher durch einen 10 Meilen langen, aber schmalen Einschnitt in die vulkanische Banks-Halbinsel gebildet wird und auch den größten Schiffen erlaubt, direkt an den Landungsbrücken anzulegen. Lyttleton bildet den Hafen für das hinter den Kraterwänden liegende Christchurch, welches den Hauptort der

Canterbury-Ebene bildet. Diese letztere liegt zwischen dem centralen Teile der Neuseeländer Alpen und der Südostküste und besteht größtenteils aus Geröll. Während die hiesigen Flüsse im Herbste und im Winter wasserarm und unbedeutend sind, schwellen sie zur Zeit der Schneeschmelze gewaltig an und führen alsdann große Mengen von Steinen und Sand aus dem Gebirge herab ins Flachland, und zwar wird auf der sich leicht senkenden Ebene nach dem Meere zu das deponierte Material immer feiner. So baut sich der Fluß einen Damm, auf dessen Höhe er fließt und den er bei einer gewissen Elevation verläßt, um sich zu beiden Seiten auszubreiten und mit dem Bau eines neuen Dammes zu beginnen. In dieser Weise wird das Niveau der Ebene fortwährend erhöht, wie wir das in ähnlicher Weise auch anderwärts, z. B. in der Kioto-Ebene Japans finden. Das in die See hinausgetragene Material bildet Deltaformen und Sandbänke, und so gewinnt die Ebene nicht nur an Höhe, sondern auch an horizontaler Ausdehnung und ist hier in Canterbury im Laufe langer Zeiten allmählich bis zu einer früheren vulkanischen Insel herangerückt, deren fünf Krater heute die Banks-Halbinsel bilden. Am Rande dieser Ebene aber, durchschnittlich kaum 6 Meter über dem Meeresspiegel liegend, steht Christchurch. Mehrere Wege führen über den alten Kraterrand, welcher nach außen sanft geneigt, nach dem Hafen zu aber steil und in seinen oberen Partieen stellenweise sogar mit senkrechten Wänden abfällt, von Lyttleton nach Christchurch; da dieser Kraterrand aber nirgends unter 250 m herabreicht — der höchste Gipfel, der südlich von Lyttleton liegende Mount Herbert, ist 1000 m hoch — so war der Transport zwischen Hafen und Stadt mit Schwierigkeit und Zeitverlust verknüpft, und aus diesem Grunde entschloß man sich, einen 2½ km langen Tunnel durch die Kraterwand zu treiben und durch diesen 1867 die erste Eisenbahn Neuseelands zu legen; es ist dies die einzige Durchbohrung eines größeren Kraterwalles auf Erden. Die Canterburyebene ist fast baumlos, mit Gras bewachsen und sehr ungleich betreffs Fruchtbarkeit, hier und da so steinig, daß selbst das bescheidenste Gras nur in entfernten Büscheln wächst, andrerseits aber an und ab so fruchtbar, daß man hier Jahr um Jahr Weizen mit dem besten Erfolge baut, ohne daß der Boden je gedüngt würde. Der größte Teil hält die Mitte zwischen diesen Extremen und erscheint als grasreiche Prairie, auf welcher Schafe und Rinder vorzüglich gedeihen. Auf diesem Boden landete die Englische Hochkirche im Jahre 1850 in vier Schiffen ihre ersten Ansiedler, welche den Ehrennamen „Pilgrims“ tragen; schon 1851 war die Zahl der Kolonisten auf 3000 gestiegen, und heute steht hier eine der freundlichsten und am meisten „englischen“ Städt Neuseelands,

Christchurch. Die Stadt ist in einem länglichen Viereck angelegt, dessen Straßen

sich alle rechtwinkelig schneiden, und eine stattliche massive gotische Kathedrale mit hohem Spitzturm bildet den Mittelpunkt der Ansiedlung, durch welche sich der von Weiden und Anlagen freundlich eingesäumte klare und forellenreiche Avon schlängelt. Die Häuser sind meist nur einstöckig, aus Stein, Ziegeln oder Holz aufgeführt und weisen eine Zahl recht gefälliger Bauten und geschmackvoller Läden auf. Auch eine kleine, aber freundliche deutsche Holzkirche ist vertreten, dieselbe wird jedoch mehr von den Engländern, als von den Deutschen unterhalten, und der „deutsche" Pastor, welcher in dem 9 Meilen entfernten Belfast wohnt, ist Anglikaner. Ein mächtiger Park schließt sich der Stadt im Westen an, und wir finden in demselben neben dem Hospital, verschiedenen Criquetplätzen und dem vorzüglichen botanischen Garten, dem besten Neuseelands überhaupt, auch das beste Museum der Kolonie, welches seine Entstehung und Ausbildung unserem Landsmann Julius Haast verdankt. 1822 zu Bonn geboren, kam derselbe 1858 als Kaufmann nach Neuseeland heraus, widmete sich aber bald ganz geographischen und geologischen Forschungen, anfangs zusammen mit Ferdinand von Hochstetter, und ein Teil dieser ersten Sammlungen bildet seit 1861 den Grundstock zum Canterbury-Museum, welches 1867 dem Publikum zugänglich gemacht wurde. Als man 1866 in einem Sumpfe zu Glenmark in Canterbury eine Reihe von Moaskeletten auffand und Haast zur Verfügung stellte, benutzte dieser das kostbare Material geschickt zu Tauschzwecken mit europäischen und amerikanischen Museen und gestaltete so sein Museum zum ersten Neuseelands aus. Haast, dem die englische Ritterwürde verliehen wurde, starb 1887 zu Christchurch als Kurator des Museums, welches sein bestes Denkmal bildet, aber auch seine deutschen Landsleute haben ihm in der Vorhalle desselben eine Marmorbüste gestiftet, und eine Marmortafel zu seiner Ehrung ist auch am nahen Canterbury-College angebracht. Die Sammlung ist hauptsächlich naturhistorischer und ethnographischer Natur, besonderes Interesse beanspruchen zwölf komplett zusammengestellte Moaskelette.

Christchurch bildet einen guten Ausgangspunkt für eine Reihe höchst lohnender, größerer Ausflüge, und ich bitte meine Leser, mich zunächst zu einer Tour nach der Nordhälfte der Insel begleiten zu wollen.

Eine dreistündige Eisenbahnfahrt nach Westen bringt uns durch Weideland, welches strichweise durch Kiefer- und Eukalyptusanpflanzungen unterbrochen ist, zu dem 1250 Fuß ü. M. liegenden Springfield am Fuße der Hauptkette, wo die Bahn endet, und wir benutzen nun weiterhin auch hier die Coach. Zunächst wird der kahle Mount Torlese überschritten, dessen 3100 Fuß hoher Porters-Paß die am höchsten gelegene Telegraphenstange Neuseelands trägt; die Fahrt geht dann zu dem einsamen, abflußlosen Lyndon-See hinab und führt fernerhin in einem gewundenen Defilee auf und ab zwischen desolaten Tussockbergen, deren gezackte Rücken selbst im Sommer noch Schneeflecken aufweisen; bald führt die Straße, aus dem Sandstein herausgeschnitten, hoch oberhalb des tief eingeschnittenen Flusses dahin, bald liegt sie im völligen Flußbett selbst. Bei der einsamen Schafstation Castlehill, wo Felsblöcke eigenartig zu natürlichen Ringmauern und Burgruinen aufgetürmt sind, beginnen strichweise Wälder aufzutreten, und hinter Craigie Burn öffnet sich das Gelände zu einer

Ebene und bietet hier zwei freundlichen grünen Seen, dem Lake Pearson und Lake Graßmere, Raum. Dann windet sich die Straße um den „Zuckerhut"-Berg herum, aus dessen steilen Abfällen sie herausgehauen ist; rechts von uns fällt die Bergwand fast senkrecht Hunderte von Fuß tief nach dem breiten, rölligen Flußbett des in viele Arme gespaltenen Waimakariri ab, links steigt sie steil nach oben an; ein Versagen des Hemmschuhs, der Sturz eines Pferdes — und Wagen und Insassen zerschmettern in der Tiefe. Der Weg ist auf dieser Stelle wirklich „sensationell". Am Abend trifft man in dem einsamen, freundlichen Bealey-Hotel ein.

Frühzeitig am nächsten Morgen geht die Fahrt von Bealey aus weiter, zunächst durch das fast eine Meile breite röllige Flußbett des Waimakariri, welches voller herabgeschwemmter Baumstämme und Felsblöcke ist. Zur Zeit der Schneeschmelze treten hier zuweilen furchtbare Stromanschwellungen ein, welche allerdings gewöhnlich auch ebenso schnell wieder fallen, wie sie stiegen. Gerade kurz vor meinem Besuch — Februar 1899 — war in Verbindung mit wolkenbruchartigem, anhaltendem Regen eine Überschwemmung verursacht worden, wie man sie seit 20 Jahren nicht beobachtet hatte, und die Straße über das Gebirge war an verschiedenen Stellen durch Erdrutsche so zerstört worden, daß für acht Tage jeder Verkehr auf ihr überhaupt unterbrochen war. Nachdem wir die lange gewundene Furt des Waimakariri, welche durch eingerammte Baumstämme bezeichnet ist, glücklich durchfahren hatten und nun wieder auf besseren Weg hofften, fanden wir zwei Meilen der Straße in der nun folgenden Bealey-Schlucht vollständig weggeschwemmt, und wir mußten auch noch auf dieser Strecke, in der Coach bös durcheinander gerüttelt, unsern Weg in dem rölligen Flußbett der Bealey selbst suchen. Durch Manuka- und Buchengebüsch steigt der Weg dann allmählich durch eine sich verengende Schlucht mit schönen Wasserfällen bis zu dem 3038 Fuß hohen Übergang des Arthur-Paß empor, wo sich ein prächtiger Rundblick auf den Rollstone-Gletscher und die romantische Otira-Schlucht vor uns öffnet. Man findet hier unter anderen Alpenpflanzen viele der schönen Berglilien Ranunculus Lyallii und trifft gewöhnlich auch Weka, Maorihühner, an. Ein steiler Zickzackweg führt nun in die malerische, enge Otira-Schlucht hinab, wo sich plötzlich die ganze Üppigkeit der Westküsten-Vegetation entfaltet; Rimu, Totara, Fagus, in voller Blüte rot leuchtende Ratas, Olearias und die weißblühenden Hoherias bilden einen dichten Urwald, der die wunderbarsten Farren, tieferhin auch Farrenbäume aufweist. Hier treten steile Klippen zur Einschnürung der Schlucht zusammen, dort teilen schäumende Wasserfälle das dichte Grün, bis die Schlucht allmählich in ein breiteres Thal ausläuft, wo das Otira-Hotel Mittagsrast bietet. Dem wilden Otira-Fluß entlang, fährt die Coach noch 15 Meilen weiter nach Jackson, und von hier aus kann man entweder die schöne Wagenfahrt nach dem Hafenplatz Hokitika fortsetzen, oder man benutzt die Midland Railway, eine der wenigen Privatbahnen Neuseelands. Letztere bringt uns durch schönen Bergwald, vorbei an den Brunner u. a. Kohlenminen, nach Greymouth, einem kleinen Kohlenhafen der Westküste an der Mündung des Grey-Flusses; die hiesigen Kohlen sind besonders für Gaserzeugung geeignet. Drei Stunden weiterer Bahnfahrt landen uns in dem 47 Meilen nordöstlich von Greymouth landein gelegenen Reefton, einem Mittelpunkt der Goldindustrie, welche hier von einem Dutzend Gesellschaften auf Quarzgängen,

von zahlreichen Chinesen auch im Alluvium betrieben wird. Der nur 1200 Einwohner zählende Ort weist nicht weniger als 26 Hotels mit Bars auf, und das Baumaterial sämtlicher Häuser ist ausschließlich Holz und Wellblech.

Die Weiterfahrt in der Coach von Reefton nach Norden zu giebt Gelegenheit, die berühmte Buller-Schlucht zu besuchen. Die Straße führt zunächst durch ein freundliches, vielfach bereits unter Kultur genommenes Waldthal bis zu dem breiten Inangahua-Fluß, einem Nebenfluß des Buller, und dann im Thale dieses letzteren, stattlichen grünen Stromes an seinem linken Ufer weiter. Dicht bewaldete, meist steile Berge, welche etwas an Schwarzburg erinnern, aber wesentlich höher sind, fassen das Thal ein; zahlreiche Baum-Farren und Drachenbäume geben dem Bilde einen gewissen tropischen Anstrich, und die besonders an den steilen Kalksteinklippen wuchernden Ratas mit ihren brennendroten Blüten bringen Farbe in dasselbe. Zu Ansiedlungen ist in dem engen Thale fast nirgends Raum, hat doch selbst die Straße vielfach aus dem Felsen herausgeschnitten werden müssen und führt teilweise steil über dem Flusse durch Halbgalerien und Tunnels. Die Buller-Schlucht endet an einer sumpfigen Ebene, deren Waldbestand bis auf zahlreiche Farrenbäume bereits ausgerottet ist, die Coach setzt hier auf einer an Drahtseil laufenden Fähre über den breiten Buller-Strom, und 9 Meilen weiter gelangen wir nach dem fast nur aus einer einzigen langen Straße bestehenden freundlichen Hafenort

Westport an der Mündung des Buller, welcher hier Dampfern mit 19 Fuß Tiefgang direktes Anlegen am Ufer gestattet. Die berühmten Kohlenminen der Westport und der Westport Cardiff Company liegen 14 Meilen landein, erstere 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, und ihre Förderung wird auf geneigten Tramlinien zu Thale und direkt langseits der Dampfer gebracht; die Westport Company lieferte im Jahre 1898 280000 Tons Kohle, welche vorzügliche Heizeigenschaften für Schiffsgebrauch besitzt und auch nach Australien und nach San Francisco verschifft wird.

Auch an verschiedenen Plätzen der Westküste treffen wir Deutsche als Farmer, Handwerker und Hotelbesitzer an.

Die zweitägige Weiterfahrt der Coach von Westport nach Nelson geht zunächst 28 Meilen denselben Weg zurück, den wir kamen, durch die Buller-Schlucht, und führt dann, immer den Buller entlang, zunächst in breitem Waldthal bis nach Lyell, einem kleinen Städtchen mit ausgearbeiteten Goldminen. Dann geht es während 12 Meilen durch eine enge, tiefe Thalschlucht; 200 bis 500 Fuß über der Sohle derselben ist die Straße meist aus der steilen Felswand herausgeschnitten und reich an gefährlichen Stellen. Das Thal erweitert sich dann ab und zu, der Überschwemmungen halber ist der Weg, der auch hier meist alten Goldsucherpfaden folgt, vielfach hoch an steiler Bergwand geführt. Überall sind die Abhänge mit üppigem Wald überzogen, aus denen die feurig-karmoisinroten Blätter des Pfefferstrauches Horopito und die weißen Compositenblumen der Olearias besonders auffallend hervortreten. Wo die Schlucht sich zu Waldkesseln verbreitert, bieten sich auch schöne Fernblicke, und dieser Teil der Fahrt ist wohl der schönste der ganzen Tour zwischen Wellington und Nelson überhaupt. Nachtquartier wird in dem einsamen Longford, 61 Meilen von Westport entfernt, genommen.

Am nächsten Morgen geht die Fahrt weiter, zunächst noch immer an dem grünen, klaren Buller entlang, dessen Bett hier durch zahlreiche Felsriffe eingeengt und durchquert wird, dann biegt die Straße links ab und steigt im engeren Waldthale des goldbraunen, hellen Hope-Flüßchens. Der Boden besteht von hier bis zum Meere aus verwittertem Sandstein, welcher zahlreiche abgerundete Blöcke von ein Zoll bis 2 Fuß Durchmesser umschließt. Die Paßhöhe des Hope-Sattels liegt 2300 Fuß über dem Meeresspiegel und bietet einen entzückenden Rundblick über ein großartiges Bergpanorama, dessen einzelne Ketten bis zur Baumgrenze mit dichtem Walde, auf ihren Höhen mit Schneefeldern bedeckt sind; besonders hervortretend sind im Süden die Spencer-Kette mit dem 7670 Fuß hohen Mount Franklyn und im Norden der 5500 Fuß hohe Mount Arthur. Die Straße senkt sich dann schnell bis zu Motupiko, hier hört der immer spärlicher gewordene Baumwuchs ganz auf, und der Anstieg zu der folgenden 1500 Fuß hohen Spooner-Kette geht über Steppenland. Von der Höhe des Spooner-Passes bietet sich ein schöner Blick rechts auf scharfgeschnittene Bergzüge, geradeaus auf die Ebene von Nelson und darüber hinaus auf das blaue Meer. Bald ist nun die freundliche Station Foxhill erreicht, und von hier aus führt uns die Bahn in $1^1/_2$ Stunden nach Nelson, wo das in einem prächtigen Garten gelegene Warwick House eine vorzügliche Familienpension bietet.

Nelson, „the sleeping beauty" genannt, ist ein freundliches, ruhiges Städtchen mit schöner Bergumgebung, mildem Klima und einem Hafen, welcher durch eine 8 Meilen lange, hier völlig isoliert auftretende Syenitbank geschützt wird; Leuchtturm und Kabelstation liegen auf dieser Bank. Bei Ebbe beträgt die Wassertiefe im Hafen nur 6 Fuß, bei Flut 16 Fuß mehr, und er ist also nur für Küstenschiffahrt geeignet. Die Stadt bildet einen der wenigen Plätze Neuseelands, wohin man sich zurückzieht, und das Ganze macht den Eindruck bescheidenen, aber behäbigen Behagens. Die Mädchen Nelsons passen zur Umgebung und sind mit Recht wegen ihrer Schönheit berühmt. Die Katholiken haben hier ein großes Nonnenkloster mit Mädchenschule, und 4 Meilen außerhalb der Stadt eine Ackerbau-Arbeisstätte für verwahrloste Knaben.

Ist man der Coach-Fahrten noch nicht müde geworden, so kann man sie von hier aus auf vorzüglicher Straße und mit guten Wagen noch 78 Meilen durch das malerische Rai-Thal, welches durch Abholzung allerdings schon vielfach seinen Reiz verloren hat, und weiterhin über Havelock am Pelorousſund bis nach Blenheim fortsetzen.

Benutzt man die Küstendampfer, so passiert man nach dreistündiger Fahrt von Nelson aus den schmalen French-Paß zwischen der vielfach ausgebuchteten, von isolierten Inseln umsäumten D'Urville-Insel und der Südinsel, und der Fahrkanal ist hier an der schmälsten, von Felsriffen eingeengten Stelle nur etwa 60 Fuß breit und von starken Wirbeln durchsetzt. Bald darauf öffnet sich nach Süden zu der überaus weitverzweigte Pelorousſund, dessen Uferlinie ca. 1500 Meilen umfaßt, und dessen Urwald teilweise für Weidezwecke abgeholzt und abgebrannt ist. Diese Abholzungen nehmen noch zu in der nächsten Bai, dem malerischen Queen Charlotten-Sund, an dessen Südende vorzüglich geschützt der Hafenort

Picton liegt, ein kleiner freundlicher Platz, dessen Entwicklung hinter den auf ihn



Wanganui-Strom. Neuseeland.

gesetzten Erwartungen aber zurückgeblieben ist, ebenso wie das von hier aus mit der Bahn in einer Stunde Fahrt zu erreichende, in freundlicher Ebene gelegene Blenheim.

Durch den malerisch gewundenen Tory-Kanal verläßt man zwischen nahe aneinander tretenden Riff-Inseln den Queen Charlotte-Sund, kreuzt die Cookstraße und erreicht vier Stunden nach der Abfahrt von Picton Wellington.

Treten wir nun wieder von Christchurch aus eine andere Tour, und diesmal nach dem centralen Teile der Neuseeländer Alpen an, so benutzen wir bis Timaru den „Süderpreß“, der uns durch meist fruchtbare Ebene mit einer Anzahl freundlicher kleiner Orte führt, links immer nahe dem türkisblauen Meere, rechts Aussicht auf die Schneeberge der Hauptkette bietend. Nach vierstündiger Fahrt gehen wir in Timaru auf eine Nebenbahn über, deren Endpunkt das 1100 Fuß ü. M. liegende Fairlie Creek bildet. Von hier aus bringt uns die Coach in zweitägiger Fahrt nach der 90 Meilen entfernten Hermitage am Fuße des Mount Cook.

Der erste Teil dieser Wagenfahrt ist nicht sonderlich interessant und führt durch immer ärmer werdendes Weideland bis zu dem 2500 Fuß hohen Burkes Paß, wo sich der erste Blick auf die über die Vorberge herüberschauenden Schneespitzen der Centralalpen öffnet. Wir befinden uns nun mitten zwischen den Spuren früherer Gletscherthätigkeit und gelangen in die Thäler der drei Quellflüsse des Waitaki, des größten Stroms der Südinsel. Dieselben sind durch alte Moränenwälle abgeschlossen, und hinter jedem dieser drei Dämme hat sich durch Stauung des Wassers ein großer See gebildet, nämlich der Tekapo, Pukaki und Ohau. Von dem heutigen Rand der Gletscher bis zu diesen alten Moränen herab sind die Thäler breit und flach; dicht unterhalb der Seen, wo die Flüsse die Moränen durchbrochen haben, sind sie schmal und schluchtartig, und erst fern vom Gebirge tritt der Hauptstrom wieder in ein weites Thal ein. Da fast alle Zuflüsse des Waitaki aus Gletschern entspringen, so ist ihr Wasser milchig, getrübt von dem mitgeführten feinen Schlamm, der sonderbarerweise in den Seen nur zum geringen Teile niedersinkt, so daß die Abflüsse dieser Seen eine fast ebenso starke Trübung zeigen, wie die Zuflüsse, und der Waitaki noch nahe seiner Mündung ganz milchig erscheint. Um Mittag wird in einem guten Hotel an dem lieblichen, türkisblauen Tekapo-See Halt gemacht. Die Weiterfahrt führt durch das kümmerliche Weideland der Mackenzie-Ebene und über alten Gletscherboden. Schwarzgestrichene Holzpfosten, welche während der Schneezeit die Wegrichtung anzeigen, machen uns darauf aufmerksam, daß hier ein strenger Winter zu herrschen pflegt; derselbe hält zuweilen außerordentlich lange an, so lag z. B. im Jahre 1895 der Schnee ununterbrochen vom Mai bis September, und viele Stationen verloren dadurch ihre sämtlichen Schafe. Die Richmond Station rettete von 20000 nur 1000, obgleich die Schafe, eng zusammengedrückt, um die Wärme zu halten, angeblich etwa sechs Wochen lang im Schnee ohne Futter aushalten können. Von der Höhe des Dover-Passes bietet sich der erste volle Blick auf die Zeltform des Mount Cook oder Aorangi, d. h. „Licht des Tages“, wie ihn viel schöner die Maoris nennen, um damit anzudeuten, daß der Berg das erste Tageslicht empfängt und es am längsten widerstrahlt. Mount Cook ist 3768 m hoch, noch schöner in der Form ist der drittgrößte Berg der Gruppe, die Eisnadel

des 3247 m hohen Mount Tasman. Unter dem Dover-Paß liegt vor uns der blaue Pukaki-See mit einigen kleinen Inseln, links und rechts von grün bewachsenen alten Seitenmoränen eingefaßt, im Hintergrund erhebt sich auf stahlblauer Basis die imposante weiße Schneekette, und wenn sich über das Ganze ein wolkenloser Himmel spannt, bietet es ein Prachtbild. Am Südufer des Sees liegt ein einfaches Rasthaus, und hier wird übernachtet.

Am nächsten Morgen geht es zunächst drei Stunden am Westufer des Sees entlang, wobei die Eiskuppe des Mount Cook fast fortwährend sichtbar bleibt; dann folgt das etwa zwei Meilen breite Flußbett des vielarmigen Tasmanflusses, welches teils grünmorastig, teils mit Schutt und Geröll gefüllt ist, und je weiter man das Thal emporsteigt, um so größer wird die Zahl erratischer Blöcke, und immer schlechter gestaltet sich der Weg, der über und durch zahlreiche Gletscherbäche voller Geröll führt. Der Tasmanfluß kommt aus einem niedrigen Thore am Ende des Tasmangletschers hervor, aber die Moräne, welche dessen Stirn verschleiert, ist, wie überhaupt die meisten Neuseeland-Moränen, so mächtig, daß nur wenig blankes Eis sichtbar wird; weiter hinauf jedoch bietet der mächtige Tasmangletscher, der größte Gletscher außerhalb der Polarkreise überhaupt, vom Schutte freie, reine Eisflächen. Vom Hochstetter Dom bis zum Gletscherthor weist der Tasman eine Länge von 28 km und einen Fall von 2110 m bei einer durchschnittlichen Breite von $2^1/_2$ km auf. Links vom Tasmanthal biegt das Hookerthal ab, und hier liegt in grandioser Einsamkeit 2600 Fuß ü. M. das von der Regierung gehaltene, vorzüglich verwaltete und mit 35 Gastzimmern ausgestattete Rasthaus der „Hermitage“ am Fuße der aufgeforsteten Moräne des Müller-Gletschers; wir finden hier noch ziemlich dichte Busch-Vegetation, daneben Farren, Ranunkel-„Berglilien“ und höher hinauf auch Edelweiß. Donnernd stürzen die Lawinen von dem nahen Mount Sefton, dem zweithöchsten Berge der Gruppe, zu Thale, und die von der Hermitage aus zu unternehmenden Hochpartien bieten die schönsten Panoramen der Erde.

Setzen wir, nach Timaru zurückgekehrt, von da aus unsere Reise mit dem Süd-Expreß fort, so erreichen wir nach neun Stunden Fahrt, deren letzter Teil durch reizvolles, hügeliges Parkgelände führt,

Dunedin (sprich Dönnîden), die 1848 von der schottischen Freikirche gegründete Ansiedlung, welche am Westende des schmalen, gewundenen Meeresarms des Otago-Hafens liegt. Schiffe bis zu 19 Fuß Tiefgang können in dem durch Baggern geschaffenen Viktoria-Kanal bis zur Stadt heraufkommen, bleiben aber meist bei dem, dem offenen Meere näheren und gleichfalls gut geschützten Ort Port Chalmers liegen. Dunedin, sehr malerisch am Fuße grüner, teilweise noch bewaldeter Hügel gelegen, ist die bestgebaute und vornehmste Stadt Neuseelands überhaupt, weist in ihrem Geschäftsteil meist massiv gebaute und zum Teil recht stattliche Gebäude auf — darunter das schön gebaute, aber schlecht verwaltete Grand Hotel — während an den Hügellehnen, in Gärten eingebettet, zahlreiche Villen liegen. Die Straßenbahnen Dunedins sind die besten Neuseelands, und die Hügelquartiere sind durch Kabeltrams bedient. Zahlreich und schön sind Kirchen und Schulgebäude vertreten, unter letzteren eine Universität und eine Minenschule. Der

„Botanische Garten" bietet allerdings wenig „botanische" Anregungen, aber reizende Anlagen, und das naturhistorische Museum enthält mancherlei Interessantes, u. a. ein erst kürzlich für 5000 Mark angekauftes ausgestopftes Exemplar der prächtigen Notornis Mantelli und ein Moa-Ei. Die „Old Identities", wie man die ersten hier angekommenen Ansiedler nennt, können mit Stolz darauf blicken, was aus bescheidenen Anfängen heraus schottischer Unternehmungsgeist hier geschaffen hat.

Von Dunedin aus tritt man gewöhnlich die Tour nach den

„Kalten Seen" an, welche ihren Namen im Gegensatz zu den „Heißen Seen" der Nordinsel tragen. Die größten derselben sind die am Ostabhang der Hauptkette, nahe der Südspitze der Südinsel, liegenden malerischen Gebirgsseen: Wanaka, Wakatipu, Te Anau und Manapouri, welche teils von düsteren kahlen Felsen, teils von üppigem Bergwald umrahmt sind, und von denen ein jeder seine besonderen Reize bietet. Am bequemsten zugänglich ist der Wakatipu.

Eine neunstündige Eisenbahnfahrt bringt uns von Dunedin durch nicht sonderlich interessante Hügellandschaft, welche teilweise charakteristische alte Strandterrassen zeigt, zunächst nach Kingston an der Südspitze des wie ein S gewundenen grünen Sees, hier nimmt uns ein kleiner Dampfer auf und bringt uns zwischen meist steil aufsteigenden, bis 7650 Fuß hohen und mit Schnee gekrönten Felswänden in $2^1/_2$ Stunden nach dem am Knie des Sees in einer lieblichen Bucht gelegenen Queenstown, hinter dem sich malerisch der 5700 Fuß hohe, zackige Ben Lomond erhebt. Solange das Alluvium hier in der Nähe noch reiche Goldausbeute bot, zählte der Ort an 4000 Einwohner, jetzt ist deren Zahl auf 700 gesunken, unter denen sich auch einige freundliche deutsche Landsleute befinden. Heutigen Tages bildet der Anbau von Weizen, Gerste und Hafer, die in der fruchtbaren Arrowtown-Ebene vorzüglich gedeihen, den Haupterwerb. Fährt man von Queenstown weiter nach dem Nordende des Sees, so öffnet sich bald ein prächtiger Blick auf das Hochgebirge: Geradeaus erhebt sich der bewaldete Kegel des 4500 Fuß hohen Mount Alfred, links davon treten die bis 8100 Fuß hohen Schneehörner der Humboldt- und Kosmos-Ketten, rechts der mächtige Ringstock des 9200 Fuß hohen Mount Earnslaw mit seinen Schneefeldern und Gletschern hervor. Die Prachteffekte von Licht und Schatten auf den mit Schnee bedeckten braunvioletten Bergen, das klare Wasser des Sees, dessen Farbe zwischen smaragd, türkis und ultramarin wechselt und schöne Spiegelungen aufweist, die kräftige Höhenluft und duftig blauer Himmel wirken zu einem hehren Gesamteindruck zusammen. Das Standquartier für die vom Nordende des Wakatipu-Sees zu machenden Wasser- und Hochgebirgstouren bildet der kleine weltverlorene Ort Glenorchy. Derselbe liegt in einer schmalen Ebene, welche einigen weißen und chinesischen Goldwäschern Arbeit bietet, von den Schafzüchtern wegen der überwältigenden Zahl von Kaninchen aber verlassen wurde. Von Queenstown aus sollte man nicht unterlassen, in fünfstündiger Wagenfahrt eine hochinteressante Tour auf der Skippers Road nach der wildromantischen steilen Shotover-Schlucht zu unternehmen. Die Straße ist hier teilweise ganz aus den Klippen herausgeschnitten, welche 500 Fuß tief fast senkrecht abfallen, und weist die schönsten Blicke bis zum Maori-Point auf; in dem dicht dahinter liegenden Skippers wird Gold von drei Gesellschaften bergmännisch ge-

wonnen, aber man kann in der Nähe auch alle andern Arten der Goldgewinnung, hydraulischen und Schleusenbetrieb sowohl wie Baggermaschinen, in Thätigkeit sehen.

Die dankbarste aller Touren Neuseelands aber führt nach den Fjords der Südwestküste der Südinsel, welche die Großartigkeit der Norweger Fjords mit der üppigen Vegetation der Alaskasunde vereinigen und malerischer als diese beiden sind. Wäre Maoriland nicht so weit von Europa entfernt, wie es eine Gegend nur überhaupt sein kann, und dauerte die Dampferreise nach hier statt 50 nur 5 Tage, so würde Neuseeland allein seiner Westküstenfjords halber mit Recht zu den besuchtesten Touristengebieten der ganzen Erde gehören. Leider bietet sich, selbst wenn man in Neuseeland ist, nur einmal im Jahre Gelegenheit, diese entzückende Tour nach jenem fast menschenleeren Teile Neuseelands unternehmen zu können, und zwar durch eine von der Union-Compagnie vorzüglich ausgerüstete Vergnügungsfahrt auf einem ihrer elegantesten Dampfer, welcher Dunedin Ende Januar für eine vierzehntägige Exkursion zu verlassen pflegt; Dampfpinassen und Schiffsboote befördern an allen Ankerplätzen die Passagiere an Land, und ein Picknick folgt hier dem anderen; die Abende an Bord werden Konzerten, Bällen, Vorträgen und Spielen gewidmet. Jeder Tourist, welcher Neuseeland zu besuchen gedenkt, sollte seinen Plan so einrichten, um sich an diesem Ausflug beteiligen zu können und sich rechtzeitig einen Platz sichern, denn die Fjordtour bildet die landschaftliche Krone Neuseelands.

Der Dampfer, im Jahre 1900 die „Waikari", pflegt von Dunedin aus zunächst noch den südlichsten Hafen Neuseelands, den „Bluff" anzulaufen, welcher den Hafen für das nahe gelegene Invercargill bildet und geht dann über die Foveauxstraße hinüber nach Stewart Island, um dort den malerischen Paterson Inlet zu besuchen. Da die Südküste Neuseelands überaus feucht ist, so ist sie größtenteils mit einem dichten Walde immergrüner Bäume bedeckt, zwischen denen die mannigfachsten Farrenkräuter üppig gedeihen. Für Landbau aber sind diese Ländereien ungeeignet, da, abgesehen von übergroßer Feuchtigkeit, hier auch nur wenige und beschränkte zum Anbau geeignete Flächen vorhanden sind. Nur einige Goldgräber sind in den Fjords der Südwestküste thätig. Die meteorologischen Beobachtungen am Leuchtturm von Pysegur Point, dem Eingang des nächstbesuchten Preservation Inlet auf der Südinsel, ergaben für das Jahr 1898 an 271 Regentagen eine Regenhöhe von 255 Inches, d. h. die höchste von Neuseeland überhaupt. Nach dem breiten, inselreichen Preservation Inlet wird der weit schmalere Dusky Sound besucht, welcher besonders in seinem Jaquet Arm eine große Reihe prächtiger Wasserfälle bietet; bis zu einer Höhe von 2000 Fuß hinauf sind die steil aufsteigenden Bergwände mit dichtem Urwald bedeckt, aus dem glühend rote Ratas hervortreten, weiter nach oben folgen Matten und dann Schneefelder. Malerische nackte Granitkuppen und Pyramiden weist der nächste Fjord, der Doubtful Sound auf, unter dessen verschiedenen Armen besonders der großartige Bergcirkus des Halls-Arm hervorragt. Wilder und majestätischer, bis zu 5000 Fuß hoch, steigen die Berge am nächsten Fjord, dem



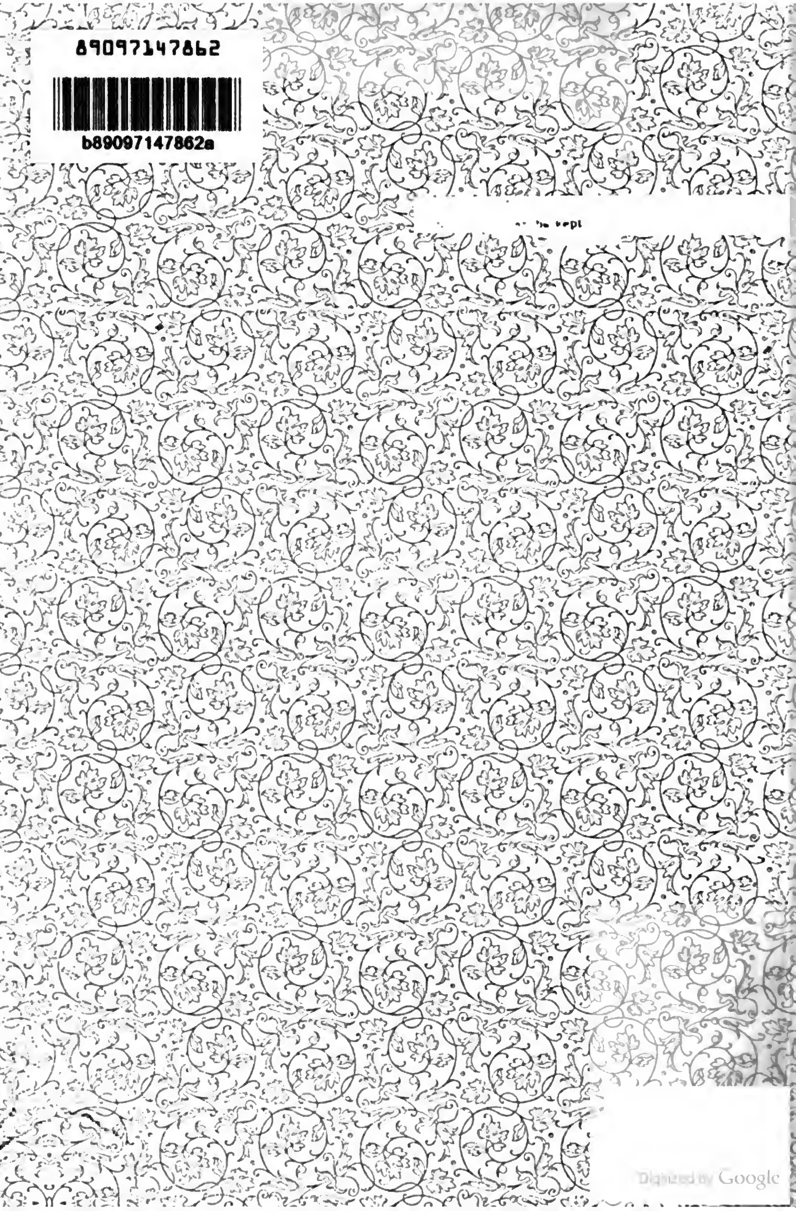
Milford-Fjord. Neuseeland.

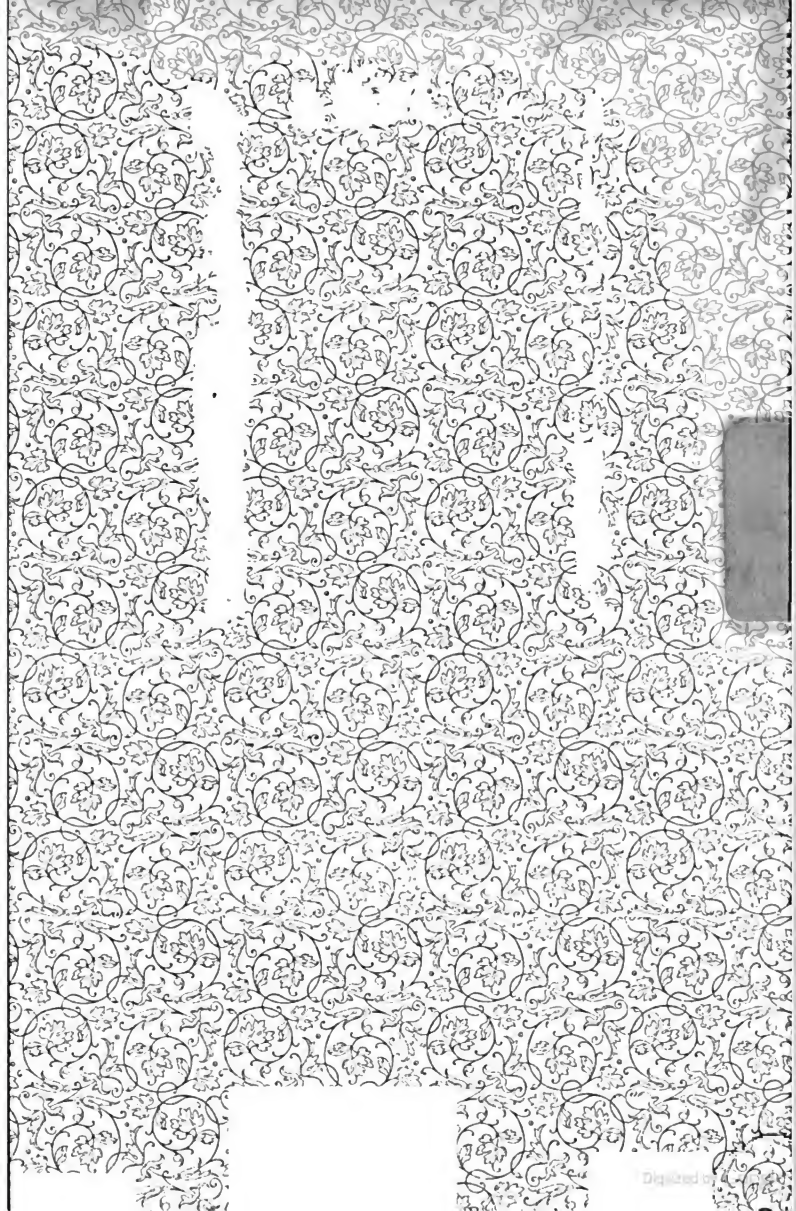
George Sound, empor, und da sich in diesen weniger Wasserfälle ergießen, so ist das Wasser hier reiner und von klarem Dunkelgrün. Die Perle aber bildet

Milford Sound.

Am frühen Morgen pflegt der Dampfer hier einzutreffen vor der mit malerischen Klippen umgebenen Einfahrt, welche zunächst mildere, dicht bewaldete Bergformen zeigt, sich bald aber zu einem schluchtartigen steilen Engpaß verengt, dessen kahle Wände coulissenartig hervortreten. Eine kurze Wendung und dann dehnt sich vor uns das binnenseeartige Ende des Fjords aus, und ein Kranz herrlicher Berggipfel umschließt dies Juwel. Ringsum steigt das Land in jähen, 70 bis 80 ° steilen Wänden direkt vom Meere auf und trägt in seinen überall abgeschliffenen Formen deutliche Spuren einstiger Eiswirkung. Die große Steilheit der unteren Wandpartien verhindert aber nicht, daß hier und da auf schmalen Felsbändern immergrüne Bäume wachsen, welche das ernste Bild mit frischerem Grün beleben. Nur im Hintergrund des Fjords liegt eine schmale alluviale Ebene an der Mündung zweier kleiner Flüsse. An allen Gipfeln hängt Schnee, der in donnernden Lawinen zu Thal stürzt, und von den Thalgründen blicken überall Gletscher herab in den Fjord. An der Nordseite folgt auf den 500 Fuß hohen steilen Stirling-Wasserfall der einem ruhenden Löwen ähnliche 4300 Fuß hohe Mount Kimberley; über der anschließenden Harrison Cove erheben sich dann die Schneefelder und Gletscher der 6700 Fuß hohen Kuppe des Mount Pembroke, und von dem nunmehr folgenden grünen Bergzug stürzt in malerischem Bogen und durch Höhlen brausend der 540 Fuß hohe, wasserreiche Bowenfall, auf dem die Sonne Regenbogenfarben hervorzaubert, in das tiefe, dunkelgrüne und ewig ruhige Wasser des Sundes. Über der schmalen Geröllebene des Hintergrundes steigt im Osten die zackige Wand des steilen Sheerdown Hill empor, links und rechts von schmalen Felsthälern begrenzt, durch welche Wildbäche herabrauschen. Auf der Südseite des Fjords folgt nach der buckelreichen grünen Kuppe des Mount Phillips ein runder Bergkessel und sodann hinter einem regelmäßigen, schön bewaldeten Dom die in einem Winkel von 70 ° direkt aus dem Meere aufragende, 5500 Fuß hohe, kahle Spitzpyramide des Mitre Peak, die malerischste Form in dieser erhabenen Scenerie. Eine Bootfahrt von einer Stunde, welche in zahlreichen kleinen Sandfliegen eine lästige Beigabe findet, führt den Arthur-Fluß hinauf zu dem zwischen majestätischen Bergwänden eingeschlossenen, reizenden Ada-See, und auf einem schmalen Buschweg gelangt man weiterhin zu dem 14 Meilen vom Milford Sound entfernten, in drei Absätzen 1900 Fuß hoch herabstürzenden Sutherland Wasserfall, einem der höchsten der Erde.

Wolken senken sich allmählich über Milford Sound herab, die Sonne geht unter, und im Dunkel verschwindet eins der entzückendsten Panoramen, welches menschlichen Augen zu schauen vergönnt ist.






89097147862
B89097147862A
Digitized by Google